

Spuren



Tradition



Gemeinde Ahrntal

Ahrnt





Ahrntal

Ein Gemeindebuch

I M P R E S S U M

Herausgeber:

Gemeinde Ahrntal

Redaktion:

Dr. Christoph von Hartungen, Ernst Hofer, Franz Innerbichler, Hans Rieder,
Dr. Hugo Seyr (Koordination und Lektorat), Wilfried Steger, Dr. Rudolf Tasser (Vorsitz)

Vorsatzblätter:

Ausschnitt aus dem „Atlas Tyrolensis“ von Peter Anich und Blasius Hueber (1774)

Umschlagentwurf:

Alois Steger · Luttach

Graphisches Konzept und Layout:

creart · Luttach

Lithos und Druck:

Karo Druck · Frangart



Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	5	<i>Sieglinde Hofer</i>	
Grußwort des Bürgermeisters	7	„Wirf die Zoddo in die Mistsuppe“. Von den	
Einführung.....	9	Schwierigkeiten der Faschisten mit den Ahrntalern	103
Geschichte:		<i>Christoph von Hartungen</i>	
<i>Christoph von Hartungen</i>		Option und Operationszone Alpenvorland	116
Das Ahrntal und seine Übergänge.....	11	<i>Margareth Kamelger</i>	
<i>Ernst Hofer</i>		Todesursache: Krieg. Dokumente aus	
Von den Pimwerchen zur Gemeinde Ahrntal.....	27	dem Zweiten Weltkrieg.....	127
<i>Reimo Lunz</i>		<i>Martha Verdorfer</i>	
Ur- und Frühgeschichte des Tauferer-Ahrntales	34	Kriegsdienstverweigerung und Sippenhaft	141
<i>Lydia Reichegger</i>		<i>Rudolf Fischer- Eduard Tasser</i>	
Die Grundherrschaften im Ahrntal	43	Ban Zommebruch. Nachkriegserlebnisse zweier Buben.....	146
<i>Walburg Tanzer</i>		<i>Franz Innerbichler</i>	
Das Ahrntal in den ältesten Urkunden		Das Ahrntal im Wandel der Zeit	151
des Pfarrarchives Taufers	50	<i>Johann Leiter</i>	
<i>Hannes Obermair</i>		„Und dem Seelenheil zum Nutz“:	
Quellen, Menschen, Jahreszahlen.		Von Katholiken, Lutherischen und Täufern	166
Die Steinhauser Urkunde von 1491	56	<i>Josef Innerhofer</i>	
<i>Gertrud Egger</i>		Die Pfarre Ahrn im 20. Jahrhundert	177
Von Badern, Barbieren und Wundärzten.		Wirtschaft:	
Medizin und Heilkunst im Ahrntal.....	60	<i>Lothar von Sternbach</i>	
<i>Brigitte Niederkofler</i>		Das Bauerntum im Ahrntal	181
Lebenserwartung und Todesursachen im 19. Jahrhundert	71	<i>Hubert Steger</i>	
<i>Matthias Schmelzer</i>		Die Landwirtschaft heute	190
Die Gemeinde Ahrntal im 19. Jahrhundert	82	<i>Rudolf Tasser</i>	
		„Hat ins Tal gebracht gar reichen Segen“: Auswirkungen des	
		Bergwerkes von Prettau auf das Ahrntal	194

<i>Rainer Loose</i>	
Der „Garba“ in Steinhaus. Zur Geschichte eines untergegangenen Handwerks	205
<i>Stefan Lechner</i>	
Streiflichter zur Geschichte des Gewerbes und des Handels.....	213
 Kultur:	
<i>Leo Andergassen</i>	
Kirchenkunst im Ahrntal	226
<i>Margit Oberhammer</i>	
Kultur im Ahrntal.....	240
<i>Marianne Steinhauser</i>	
Von der Schiefertafel zum Computer. Geschichte der Ahrner Schule	253
<i>Hans Rieder</i>	
Kinder malen und schreiben für Kinder und Erwachsene	267
<i>Anna Maria Klammer – Josef Steger</i>	
Lebensader – Ahr. Projekt an der Mittelschule Ahrn.....	273
<i>Elisabeth Abfalterer</i>	
Geistliches und weltliches Liedgut in St. Jakob. Füchse, Schmolzarische und Kirchensinger	279
<i>Ivo Ingram-Beikircher</i>	
Vom Natursingen und Pitschilesingen im Ahrntal	288
<i>Egon Kühebacher</i>	
Die Tölderer und ihr Sprachleben. Eine dialektgeographische Skizze.....	297

<i>Rudolf Fischer – Konrad Steger</i>	
„argan – huagaschtn – kitzböckn – zwougn“. Ahrntaler Tunwörter	306
<i>Konrad Steger</i>	
Unheimliche Geschichten, Sagen und Legenden	309
<i>Alois Steger</i>	
Ahrntal, Natur als Auftrag. Der Versuch einer Zwischenbilanz.....	320
<i>Hubert Rieder</i>	
Zukunftsperspektiven	327
<i>Ernst Hofer</i>	
Eine Zeittafel.....	335
Die Autorinnen und Autoren.....	341
Bildernachweis.....	347



Grußwort

Mit Freude und Genugtuung übergebe ich das Gemeindebuch Ahrntal der Öffentlichkeit und allen interessierten Lesern. Ein seit langem geplantes Werk liegt nun vor.

Ein Blick in das Buch zeigt, dass sich im Laufe der Zeit die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse auch in unserem Tal grundlegend gewandelt haben. Veränderungen auf allen Ebenen zwingen uns auf sie zu reagieren, zugleich aber auch aus der Geschichte zu lernen:

zu lernen von der Zähigkeit, von der Ausdauer und von dem Fleiß, mit dem unsere Vorfahren das Tal geprägt, bearbeitet und nicht nur wirtschaftlich weiterentwickelt haben;

zu lernen, wie sie die schweren Zeiten und Katastrophen nicht nur überstanden, sondern unter schwersten Voraussetzungen Aufbauarbeit geleistet und mit Zuversicht die Herausforderungen gemeistert haben;

zu lernen von der Lebensfreude, vom Optimismus, von den heiteren und lustigen Begebenheiten, die ebenso in der Geschichte unseres Tales ihren Niederschlag finden wie manch andere bedeutende Leistung;

zu lernen aber auch, dass Zusammenarbeit, Eigeninitiative und Liebe zur Heimat keine überholten Werte sind. Denn diese Tugenden gelten auch heute noch, wenngleich es manchmal scheint, sie seien uns abhanden gekommen.

Geschichte enthält immer auch Botschaften für die Zukunft. Ich wünsche und hoffe, dass die Ahrntalerinnen und Ahrntaler diese Botschaften aus dem vorliegenden Buch aufgreifen und zum Wohl unseres Tales umsetzen. Wenn man den selbstlosen Einsatz vieler Menschen für das Gemeinwohl in den vielen Vereinen und Verbänden und ihr Wirken in den Institutionen in und außerhalb der

Gemeinde näher betrachtet, merkt man, dass das Ahrntal lebt: mit Gegensätzen und manchmal mit einer gesunden "Starrköpfigkeit", aber doch mit einer Vielfalt und mit einer Zielstrebigkeit, die auf wache und kritische Bürgerinnen und Bürger schließen lässt. Bezeichnend für dieses Buch ist, dass es nicht isoliert die Geschichte eines Dorfes, sondern dorfübergreifend die Geschichte eines Tales, einer Gemeinde unverfälscht, zuweilen auch kritisch darstellt und dabei Vertreter aller Generationen zu Wort kommen lässt. Und das ist gut so, denn eine Gesellschaft, in der auch die Jugend mitreden darf, ist auf dem besten Weg Zukunft zu gestalten.

Dieses Buch ist durch das Zusammenwirken und den Einsatz vieler zustandekommen. Das Redaktionskomitee unter der Leitung von Dr. Rudolf Tasser und Dr. Hugo Seyr mit den weiteren Mitgliedern Dr. Christoph von Hartungen, Ernst Hofer, Franz Innerbichler, Johann Rieder und Wilfried Steger hat in vielen Sitzungen das Werk mit einer Vielzahl von Autorinnen und Autoren verwirklicht. Ihnen allen gelten Dank und Anerkennung.

Ein besonderer Dank gilt dem Landesrat für Kultur Dr. Bruno Hosp für die wertvolle finanzielle Unterstützung. Auch bei den Kolleginnen und Kollegen im Gemeinderat und im Gemeindeausschuss habe ich immer viel Verständnis bei der Finanzierung des Projekts gefunden.

Zum Abschluss noch ein persönlicher Wunsch: Möge das Buch vor allem auch eine Brücke schlagen zu den heimatfernen Ahrntalern und ihre Bindung an die Heimat vertiefen!

*Dr. Hubert Rieder
Bürgermeister*



Einführung

Die Gemeinden sind an Bürgern interessiert, die sich mit ihnen identifizieren, sie als ihre Heimat ansehen. Aber um irgendwo richtig daheim zu sein, genügt es nicht dort zu wohnen und die angebotenen Dienste und Strukturen in Anspruch zu nehmen, dazu braucht es auch das Wissen um die Vergangenheit des betreffenden Ortes. Es ist daher ein Akt der politischen Bildung, wenn Dörfer und Gemeinden Bücher über ihre Geschichte herausgeben. Die Gemeinde Ahrntal hat sich damit lange Zeit gelassen. Das hat teilweise wohl auch damit zu tun, dass sie zu den größten Gemeinden des Landes zählt. Denn es ist leichter, sich über die Gestaltung eines Buches zu einigen, das ein einzelnes Dorf zum Thema hat, als sechs Dörfer unter einen Hut zu bringen, die fünf Fraktionen bilden und zusammen eine Gemeinde.

Die Arbeit am Ahrntaler Gemeindebuch begann im Jahre 1996. Zunächst versuchte eine Arbeitsgruppe den Rahmen abzustecken und ein Konzept zu erstellen: das Buch sollte sich von traditionellen Gemeindebüchern abheben. Die Realisierung dieses Vorhabens förderten überraschenderweise auch objektive Schwierigkeiten. Zentraler Teil vieler Dorf- und Gemeindebücher ist bekanntermaßen die Höfegeschichte. Eine solche aber gibt es für das Ahrntal – ausgenommen die Fraktion St. Peter – bisher noch nicht. An ihre Abfassung war schon angesichts der Vielzahl der Höfe in absehbarer Zeit nicht zu denken. Ebenso sollten nicht die vielen Vereine in den sechs Dörfern mit ihrer Chronik und ihren Organen aufgezählt werden, das Buch durfte kein Vereinsregister werden. Es gibt heute für die Vereine viele Anlässe und Möglichkeiten sich in Broschüren oder anderen Medien zu präsentieren.

Darüber hinaus setzte sich die Arbeitsgruppe eine ganze Reihe von Zielen. Nicht Vollständigkeit und Geschlossenheit der Darstellung

war die Vorgabe, es sollten vielmehr besonders interessante Phasen der Talgeschichte behandelt, talspezifischen Entwicklungen und Besonderheiten Vorrang eingeräumt werden vor den in jedem Geschichtsbuch nachzulesenden großen historischen Linien. In diesem Sinne ging sie das Wagnis ein, Kriege nicht in ihrem Verlauf darzustellen, sondern Not und Leiden der "kleinen Leute" sichtbar zu machen, denen gewöhnlich nur die Opferrolle bleibt.

Im Laufe der Vorbereitungsarbeiten kristallisierte sich nicht nur jene Gruppe von Leuten heraus, die schließlich das Redaktionskomitee bildete, auch die Liste der Autorinnen und Autoren wurde zunehmend vollständiger. Zwar blieb es nicht aus, dass gelegentlich aus früheren Zusagen Absagen wurden, was das Redaktionskomitee in große Verlegenheit brachte, denn das schönste Konzept steht und fällt mit den Autoren. Sie sind für den Inhalt und die Gestaltung verantwortlich. Das Redaktionskomitee hat allen Autorinnen und Autoren zu danken, die sich mit Nachsicht und Geduld auf die Zusammenarbeit mit ihm eingelassen haben. Ein besonderer Dank geht an das Archiv der Ahrntal Chronik von Franz Innerbichler, das uns bei der Bildersuche wertvolle Dienste leistete. Vielleicht gelingt es dem Buch das Heimatbewusstsein der Tölderer zu verstärken, indem es sie an ihre geschichtlichen Wurzeln führt.

*Dr. Rudolf Tasser
Vorsitzender des Redaktionskomitees*

Das Ahrntal und seine Übergänge

Für den oberflächlichen Betrachter und eiligen Reisenden wirkt das Ahrntal durch die hohen schneebedeckten Berge, die es umgeben, abgeschlossen. Hier scheint vielen die Welt zu Ende. Doch wurden und werden die Übergänge, die das Ahrntal mit den Tälern jenseits des Alpenhauptkammes verbinden, viel stärker benutzt als man annehmen möchte. Allerdings befinden sich diese Übergänge alle weit über zweitausend Meter Seehöhe, manche reichen fast bis auf dreitausend Meter. Die Zugänge führen oft über steiles Gelände und zerklüftete Gletscherregionen, sodass viele davon nur von erfahrenen und wegekundigen Personen begangen werden können. 28 Jöcher, Scharten, Sattel - die „heimlichen“ Routen und Wege nicht mitgerechnet - führen aus dem Ahrntal ins Zillertal (Nordtirol), ins Pinzgau (Salzburg) und ins Defregental (Osttirol). Die wichtigsten von ihnen sind das Hörnljoch (2592 m), das Mitterjoch (2635 m), das Hundskehljoch (2561 m) und das Heilig-Geist-Jöchl (2678 m) ins Zillertal, der Krimmlertauern (2634 m) und die Birnlücke (2671 m) in den Pinzgau, das Merbjöchl (2824 m) ins Defregental.

Die Übergänge - geschichtlich gesehen

Es ist anzunehmen, dass die Benutzung der Übergänge eng mit der Besiedlung des Tales verknüpft ist, dass also die Menschen, die sich im Tal niederließen, schon recht bald über die Jöcher Verbindung mit den Nachbartälern aufnahmen. Sicherlich wurde im Mittelalter der Weg von Handelsleuten, Pilgern und einheimischen Bauern beiderseits des Alpenkammes genutzt, z.B. um Salz mit Saumtieren über den Tauern zu bringen. Schriftliche Nachrichten, aus denen einwandfrei die Benützung dieser Übergänge hervorgeht, gibt es jedoch erst seit dem späten Mittelalter: Kardinal Nikolaus Cusanus verweist in einer Rechtssammlung des Fürstbistums Brixen darauf,

dass der Brixner Kirche für jedes über die Ahrner Alpen getriebene Rind, Schwein oder andere Tier ein Zoll zu bezahlen sei, was die Benutzer laut Aufschreibung auch immer klaglos getan hätten. Kardinal Cusanus weihte im Jahr 1455 die Kirche zum „*Heiligen Geist*“ mitsamt einem Friedhof für all jene, die auf dem Weg über den Tauern verunglückten. Einen Hinweis für das Übergehen liefern auch die seit dem 15. Jahrhundert erwähnten Kirchen von St. Jakob und St. Valentin in Prettau, die beide Pilgerpatronen geweiht sind.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Krimmler Tauernweges für den Warentransport und den Viehhandel nahm rasch zu. Auf Anordnung des Salzburger Fürsterzbischofs Ernst von Bayern wurde der Weg 1551 auf seinem Hoheitsgebiet ausgebaut, erneuert und teilweise verlegt. Vier Wegmacher (nebst Gehilfen) waren für dieses Unternehmen verantwortlich, das auf 600 Gulden zu stehen kam. Aber auch auf der Ahrntaler Seite wurden vor allem unterhalb der Pashöhe im selben Jahr umfangreiche Arbeiten am Pfad durchgeführt.

Eine landesgeschichtlich äußerst wichtige Überquerung muss allerdings in das Reich der historischen Fabeln verwiesen werden. Der Innsbrucker Historiker Alfons Huber schilderte 1865 in seiner „*Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Österreich*“, wie dieser bedeutende Habsburger im Jänner 1363 über den Tauern nach Tirol zog, um nach dem frühen Tod Meinhards III. das Land von Margarethe Maultasch für Österreich in Besitz zu nehmen.

„Die Tiefe des Schnees, Lawinengefahren oder umgekehrt die Möglichkeit des Eintretens großer Kälte oder eines stürmischen Wetters und furchtbaren Schneegestöbers machten den Weg geradezu lebensgefährlich. Allein, wo es galt Großes zu erreichen, kannte Rudolf keine Furcht. Unter ungeheuren Anstrengungen, oft auf Händen und

Füßen kriechend, gelangte der Herzog mit seinen Begleitern glücklich auf die Höhe des Tauern und von da auf der Tirolischen Seite hinunter nach Prettau.“

Eine solche Winterüberquerung über den Tauern ist nicht nur eine fast unbewältigbare Leistung, sie wäre darüber hinaus für Rudolf ein bedeutender Umweg und rein zeitlich nicht zu schaffen gewesen. Am 13. Jänner 1363 stirbt Meinhard III.; Rudolf befindet sich in der Steiermark, wo er am 11. Jänner in Judenburg eine Urkunde ausstellt. Am 18. Jänner urkundet er bereits in Rodeneck. Wäre er über den Tauern gekommen, hätte er von Judenburg nach Norden ins oberösterreichische Ennstal müssen und von da westwärts durch den Pinzgau (Salzburger Gebiet, also für ihn Ausland) auf den Tauern, den letzten Teil des Überganges natürlich ohne Pferde, denn die hätten den Aufstieg im tiefen Schnee und im Sturm nie geschafft. Viel eher ist Rudolf von der Steiermark nach Kärnten und von dort durchs Drau- und Pustertal relativ bequem, vor allem aber schneller und einfacher nach Tirol gelangt. Auch der auf 2440 Höhenmetern gelegene Herzogsbrunnen war im Jänner sicherlich tief verschneit und zugefroren, sodass ihn Rudolf bestimmt nicht für einen labenden Trunk nutzen hätte können. Einheimische nennen ihn ohnedies Kaltenbrunn, weshalb Herzogsbrunnen wohl eine spätere, gezielte Namensgebung ist.

Dennoch: seit Jahrhunderten bestehen engere Beziehungen zwischen den Regionen nördlich und südlich der Alpen. Laut dem Salzburger Urkundenbuch verzichtet Hugo von Taufers im Jahre 1213 auf die Vogtei, d.h. auf die Ausübung herrschaftlicher Rechte für den Erzbischof von Salzburg im Zillertal. Bestimmt haben die Herren von Taufers oder ihre Dienstmannen bei der Ausübung ihrer Vogteirechte die kürzeste Strecke über die Jöcher genutzt. Immerhin sind die Fußwege von St. Peter nach Mayrhofen und von Heilig Geist in die Krimml in acht Stunden zu bewältigen. Laut dem Salzburger Urbar Nr. 6, dem Verzeichnis der Besitzungen und Einkünfte des Fürsterzbischofs, wird das Krimmler Tauernhaus im Jahr 1389 erstmals genannt, es ist also sicherlich älter. Der *Kaserer* in Prettau erhielt laut landesfürstlichem Urbar von 1529 jährlich

neun Star Gerste, " ... von wegen hanntschuh und flaschen über den Tauern zu leichen ...", damit er die Wanderer für den gefährvollen Übergang ausstattete. 1609 wurde ihm der Brunnwald als Entschädigung für die Verpflegung der Übergehenden verliehen.

Ab 1630 gibt es urkundliche Belege über den Besitz von Almen im Zillertal und ab etwa 1800 in der Krimml. Seit dieser Zeit ist mit dem alljährlichen Viehtrieb über die Hochjöcher zu rechnen; Kleinvieh wurde vielleicht schon seit dem späten Mittelalter übergetrieben. Daneben wuchs die Bedeutung des Weges über den Tauern als sommerlicher Transportweg für Saumtiere, vor allem aber für Kraxenträger: Salz und Schnaps aus dem Pinzgau, Steinöl aus dem Zillertal, in umgekehrte Richtung Wein aus dem Etschland und handwerkliche Produkte der Pusterer und Ahrner Heimindustrie wie Spitzen, Messer, Hüte, Teppiche u.a.m. Zuweilen kamen Zillertaler auf der Suche nach Getreide übers Gebirge, besonders wenn sie Missernten dazu zwangen. Dies geschah zur Zeit der letzten großen Hungersnot in Europa im Jahre 1817, obwohl doch bekannt war, dass das Ahrntal niemals Selbstversorger mit Getreide war geschweige denn solches zu exportieren vermochte.

Neben Waren wanderten auch Menschen auf der Suche nach Arbeit und Verdienst hinüber und herüber. Die größte Anziehungskraft übte seit dem 15. Jahrhundert sicherlich der Bergbau aus, der Knappen und Arbeitskräfte für die Zuliefer- und Transportbetriebe aus dem Zillertal, dem Pinzgau, Defreggen und aus noch fernerer Gegenden anzog. Nach dem Abklingen des Bergsegens zogen Ahrntaler als Holzarbeiter oder Knechte nach Norden. Frauen begaben sich als Jäterinnen auf Getreide- und Flachsfeldern ins Zillertal und ins Unterinntal bis nach Kufstein und Kitzbühel. Die Kontakte mit dem Zillertal waren so eng, dass mancher Brauch, ja auch die Tracht und die besonders in St. Jakob aber auch in anderen Dörfern verbreitete Sangeskunst auf nördliche Vorbilder zurückgehen.

Die verschiedenen Übergänge wurden jedoch nicht nur zur Arbeitssuche, zu Vieh- und Warentransporten genutzt, sondern auch zur Übermittlung von Ideen und Gedanken und zur Flucht - in beide Richtungen. Dabei war der Umstand behilflich, dass Teile

des Zillertales und das Tauerngebiet Ausland waren; denn sie gehörten zum Fürsterzbistum Salzburg, das erst 1816 dem Kaiserreich Österreich einverleibt wurde. Dies war vor allem seit dem 16. Jahrhundert - Reformation und Bauernkrieg - von Bedeutung. Die starke Wanderungsbewegung im Bergbau zur Zeit als der Prettau Bergsegen seinen Höhepunkt erreichte, brachte immer neue Anhänger der lutherischen Lehre ins Ahrntal. Sie waren ebenso schwer kontrollierbar wie die zahlreichen lutherischen Schriften, die immer wieder im Tal auftauchten und trotz verbissener Suche und Zerstörung durch die Geistlichkeit nicht auszurotten waren. Auch die hart verfolgten Anhänger der Täuferlehre, die „Hutterer“ (benannt nach ihrem bedeutendsten Anführer Jakob Huter aus St. Lorenzen), benutzten auf ihren Missions- und Fluchtbewegungen von und nach Mähren häufig die Übergänge des Ahrntales. Da trotz Verfolgung und massiver Vertreibung (1731) der Protestanten aus dem Salzburger Zillertal diese Glaubensgemeinschaft dort nie ganz unterging, war ihr Einfluss auf einzelne Familien bzw. Personen im Ahrntal bis weit ins 19. Jahrhundert hinein zu verspüren. Immer wieder kritisierte die Geistlichkeit auch den Umstand, dass viele junge Leute den ganzen Sommer auf den Almen im Zillertal verbrachten, also keine Sonntagsmesse besuchten und dadurch der kirchlichen Kontrolle entglitten.

In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde über Italien die Cholera nach Südtirol eingeschleppt, die in Städten ziemlich arg wütete und hunderte von Todesopfern forderte. Um ihre Verbreitung über den Alpenhauptkamm zu verhindern, wurden im Oktober 1831 sogar 11 Mann Militärbesatzung mit dem strikten Befehl ins Tal verlegt, weder Menschen noch Vieh über den Tauern zu lassen. In den darauf folgenden Jahren wurden dafür eigene Bezirkswächter eingesetzt. Ins Tal kam die Krankheit 1833 dennoch, mehrere Dutzend Menschen starben daran; ins Salzburger gelangte die Epidemie allerdings nicht.

1816 wurde die Militärpflicht auch auf Tirol ausgedehnt und das Tiroler Kaiserjägerregiment gegründet. Die achtjährige Dienstzeit und die harte Behandlung beim Militär verleitet manchen

Burschen zu Flucht und Desertion. Im Herbst desselben Jahres hielt sich eine Gruppe von Fahnenflüchtigen im Tauerngebiet verborgen. Zu ihrer Festnahme wurde am 15. September zeitgleich vom Ahrntal, vom Zillertal und vom Pinzgau aus eine „Streif“ durchgeführt. Als Treffpunkt der drei Gruppen hatten die Kreisämter Pustertal, Unterinntal und Salzburg das Tauernhaus ausgemacht. Von Steinhäus marschierten fünf Beamte nach Prettau. Von dort stiegen zwei gleich zum Tauern auf, drei durchstreiften die äußeren Prettau Almen bis hin zur Leiter Alm, wo sich der 24-jährige Prettau Valentin Kofler aufhielt. Allerdings konnte er rechtzeitig fliehen, *„... weil er auf dem Hügel neben seiner Alpenhütte so wie man zu sagen pflegt feyerte, und so, bevor wir die Alpe erreichen konnten, davon lief ...“*

Der Gruppe blieb daher nichts anderes übrig als ebenfalls zum Tauernhaus überzugehen und am nächsten Tag die Suche fortzusetzen. Doch das ganze Unternehmen blieb erfolglos, kein Deserteur konnte festgenommen werden. Allerdings wurde Valentin Kofler im darauf folgenden Winter erwischt, als er sich ab Februar 1817 im Haus seiner Mutter aufhielt,

„... bedenklich krank, welches vermuthlich daher rührt, weil sich derselbe wegen der fortwährend unternommenen Nachforschungen in feichte und kalte Schlupfwinkel verbarg.“

Der Behörde war sein Versteck nicht lange verborgen geblieben und nach der Ausheilung seiner vom Kreisarzt diagnostizierten „*beträchtlichen Miltz und Brustfehlentzündung*“ stellte sich Valentin Kofler, da kurz zuvor die Mutter, die Schwester und ein Freund wegen „*Deserteurs Verhehlung*“ verhaftet worden waren. Er gab an, vom Deserteur Joseph Kirchler zu diesem Schritt verleitet worden zu sein, da er trotz Zusicherungen keinen Urlaub erhalten hatte. Wieder zum Regiment eingerückt wurde er mit „*40 Stock Streichen abgestraft*“. 1820 wurde sein Bataillon nach Brescia verlegt, wo er im August mit seinem Prettau Landsmann Kaspar Mittermayr, der 1816 wegen „*Deserteurs Complot*“ ebenfalls mit 40 Stockhieben bestraft worden war, neuerlich desertierte und vermutlich über die Schweizer Grenze floh.

Der Weg über den Alpenhauptkamm war nicht nur mühsam, sondern auch gefährlich wie der ehemalige Friedhof bei Hl. Geist und zahlreiche Überlieferungen unterstreichen. Plötzliche Wetterumschwünge mit undurchdringlichem Nebel und heftigen Schneestürmen zu jeder Jahreszeit waren und sind für Fremde aber auch für Einheimische eine ständige Gefahrenquelle. Immer wieder kamen Menschen beim Übergehen ums Leben. So berichtete im September 1820 die Pfarrchronik von Prettau:

„Johann Auer, lediger Schneidergeselle zu Wald in Binzgau wollte zum Begräbniß seines am 20ten des Monats verstorbenen Vaters über den Tauern, den er auch wirklich schon bis zum Herzogsbrunn zurückgelegt hatte. Weil aber das Wetter sehr stürmte und (er) seine Mattigkeit mit Brandwein zu laben glaubte, so erlag er, und wurde ein Opfer der kindlichen Liebe.“

1907 verstarben auf der Südseite der Birnlücke die Schwestern Margareth und Friederike Zastra aus Neißa in Schlesien an Erschöpfung. Aber auch Einheimische, die mit den Wegverhältnissen vertraut waren, konnten dem Wetter zum Opfer fallen, wie der Volksbote am 23. August 1926 berichtete:

„Am Portiunkulasonntag (8. August) früh morgens wollten der Niedermoarbauer Johann Hofer, 59 Jahre alt, sein elfjähriger Sohn Hermann und die 22 Jahre alte Spitzler-tochter Marie Kirchler von der Alm im Krimmler Tale über den Tauern herüber wandern ins Ahrntal. Auf den Höhen tobte aber ein solcher Sturm, daß die drei vom Wege abirrten und im Schnee und Wetter vor Ermattung nicht mehr weiter kamen und elendiglich erfroren. Leider verstrich eine volle Woche bis man dem Unglück auf die Spur kam, denn drüben auf der Alm meinte man, daß die drei Wanderer daheim seien, und hier glaubte man, daß sie drüben auf der Alm geblieben seien. Erst am hohen Frauentag (15. August) klärte sich der Irrtum auf und tags darauf fand man die Leichen knapp hinter dem Gebirgskamm auf österreichischem Boden. Nach vielen

Bemühungen erhielt man die Erlaubnis zur Überführung der Leichen.“

Der Niedermoar hinterließ eine Frau und elf zum Teil minderjährige Kinder. Bei der Beerdigung der drei Verunglückten läuteten in St. Jakob erstmals die neuen Glocken, die an Stelle der im Ersten Weltkrieg für Kriegszwecke beschlagnahmten durch Spenden angeschafft worden waren.



Gedenktafel für den am Tauern erfrorenen Niedermoarbauern und seine Begleiter

Die Almwirtschaft im Zillertal und in der Krimml

Ihre häufigste Nutzung verdanken die Jöcher als Verbindungswege zu den zahlreichen Almen, welche die Ahrntaler Bauern im inneren Zillertal und im Krimmler Achenal (Pinzgau) besaßen und noch besitzen. Die Gründe für eine Ausbreitung des Ahrntaler Besitzes nördlich des Alpenhauptkammes können nur vermutet werden: ungünstige Zugänge der jenseitigen Hochweiden vom Ziller- bzw. Krimmlertal verbunden mit einer schlechten wirtschaftlichen Lage der dortigen Bauern; durch den Bergbau verursachte starke Nachfrage nach Fleisch und Viehprodukten im Ahrntal, was die Viehhaltung förderte und entsprechend die Nachfrage nach Weideflächen ansteigen ließ.

Bevor der Alpenhauptkamm 1919 zur Staatsgrenze wurde, bewirtschafteten Bauern aus dem gesamten Tal von Luttach bis Prettau drüben über dreißig Almen. Bis in die 60er-Jahre waren es immerhin noch 23 mit einer Gesamtausdehnung von ungefähr zehntausend Hektar.

Im Almsommer 1967 wurden im Zillertal sechs und im Pinzgau zwölf Almen vom Ahrntal aus bestoßen, 1977 noch jeweils vier und zehn; 1997 nur mehr zwei bzw. drei. Mehrere Almen wurden an Österreicher verkauft, verpachtet oder werden jetzt als Jagdreviere genutzt. In den besten Zeiten wurden etwa 400 Rinder, 2000 Schafe, 500 Ziegen, 100 Schweine und ein Dutzend Pferde aufgetrieben. Nach den Unterlagen des Amtstierarztes von Sand in Taufers waren es 1963 z.B.: 315 Rinder, 1200 Schafe, 379 Ziegen und 8 Pferde. Da es sich um amtliche Zahlen handelt, können die tatsächlichen Zahlen höher liegen.



Heute werden noch ungefähr 250 Stück Großvieh - Kleinvieh spielt kaum mehr eine Rolle - jenseits der Jöcher gesömmert. Der Auftrieb erfolgt allerdings mit Lastwagen, da die meisten Almen inzwischen durch den neuen Krimmler Wirtschaftsweg und die Straße zu den Zillertaler Tauernkraftwerken erschlossen sind. Eine Alm im Zillergrund ist dem Stauseebau zum Opfer gefallen. Im Herbst haben die Tiere die nötige Kondition und werden bei entsprechender Wetter- oder Schneelage nach alter Tradition heim getrieben. Lediglich der Eller von St. Peter treibt sein Vieh noch immer zu Fuß über die Hundskehle.

Der Almauftrieb, der „Übergang“, begann zum frühestmöglichen Zeitpunkt, wenn auf den Weiden genügend Gras stand.

Für Ziegen und Schafe war dies bereits in der ersten Maihälfte der Fall, mit dem Vieh wurde Ende Mai - Anfang Juni übergefahren. Für das Großvieh waren die Hundskehle (2561 m) ins Zillertal und der Krimmler Tauern (2634 m) in den Pinzgau die Hauptübergänge, das Kleinvieh konnte auch

die anderen Jöcher benutzen, am häufigsten das Hörnljoch, das Mitterjoch, das Hl.-Geist-Jöchel und die Birnlücke. Je nach Schnee- und Wetterlage gestaltete sich der Übergang unterschiedlich schwierig und zeitaufwändig: ins Zillertal gelangte man an einem Tag, beim Marsch über den Tauern musste das Vieh auf den obersten Prettauern Almen (Tauern Alm) nächtigen. Wegen des relativ frühen Alpfungstermins war die Schneedecke meist noch meterhoch.

Um die Tiere nach dem langen Winter im Stall auf diese Strapazen vorzubereiten, wurden sie mehrere Tage vor dem Übergang „untertrieben“, d.h. aus dem Stall gelassen und auf die Weide gebracht bzw. anderweitig in Bewegung gehalten. Für den Auftrieb

wurden zusätzlich zum Almpersonal - Senner (*Melcher*), Schafhirte (*Schafa*) Hirte (*Hiëta*) und Ziegenhirte (*Goasbua* oder *Goaßsa*) - Treiber engagiert. Am Tauern waren zudem noch *Tauernknechte* im Einsatz, die vorausgehen, den Weg freischaufeln oder zumindest so trittsicher machen mussten, dass die Tiere nicht allzutief einbrachen. An der Spitze gingen meist erfahrene Kühe, die den Übergang schon mehrere Male mitgemacht hatten und daher „*achte*“ wussten. War der Schnee hingegen besonders weich, wurde manchmal das Jungvieh vorausgeführt, damit es den Weg festtrat. Ziegen oder Schafe folgten ohne besonderen Zwang dem vorausgehenden Begleiter, nur kleine Lämmer und Kitze mussten bisweilen getragen werden. Am langsamsten waren die Schweine, die gemächlich den Herden hinterherzogen. Bei starkem Sonnenschein wurden sie mit Ruß eingeschmiert, um in der Schneeregion ihre empfindliche Haut vor Sonnenbrand zu schützen. Das Ende des Zuges bildeten die Treiber, die sich um die Nachzügler zu kümmern hatten. Das Interesse der Öffentlichkeit an diesem Übertrieb war immer rege. So berichtete der Pustertaler Bote am 12. Juni 1903:

„Anfangs Juni fand der allgemeine große Alpenauftrieb auf den Tauern statt und verlief ohne merklichen Unfall. Menschen und Vieh, insbesondere die Leitkühe, welche der aus Hunderten von Alpenkühen bestehenden Auftriebsherde als Wegweiser vorangingen, mußten sich durch die gewaltigen Schneemassen, die derzeit noch in den Tauern lagen, förmlich duckkämpfen und sanken oft tief, fast bis zu den Rücken, in den weichen Schnee ein. Die Witterung war dem Auftriebe günstig, der Sturmwind aber zeitweilig unerträglich. Auch das Kleinvieh ist bereits auf die Alpe gezogen. In der letzten Woche wanderten Herden von vielen Hunderten von Schafen und Ziegen durch das Tal.“

Nicht immer jedoch verliefen solche Unternehmungen erfolgreich. Am 6. Mai 1932 versuchte der Leiterbauer Franz König mit seinem Bruder Alois und einem Mädchen 27 Ziegen und drei Schafe auf die Alm ins Zillertal zu bringen. Zusätzliche Treiber konnten nicht bereitgestellt werden, da deren Grenzkarten nicht rechtzeitig einge-



troufen waren. Über den misslungenen Auftrieb berichtete der Volksbote vom 19. Mai 1932

„Nachdem der Futtermangel zu Hause ein weiteres Zögern untunlich erscheinen ließ, entschloß sich Peter König, den Übergang mit dem Kleinvieh trotz ungünstigen Wetters auf gut Glück doch zu wagen. Anfangs und solange der Schnee nicht allzu tief und locker lag, ging es gut. Aber als das Mitterjoch überschritten war, häuften sich die Schneemassen und die zwei Leute mit der Ziegenherde konnten nur mehr, tief im Schnee einbrechend, Schritt für Schritt vorwärts kommen. Auf einmal setzte ein ziemlich starker Sturm ein und die Ziegen, die sich wegen der

geringen Bewegung, die sie machen konnten, nicht erwärmten, waren in kurzer Zeit mit einer Eiskruste überzogen, sodaß mit der Zeit an ein Weiterbringen der im Frühjahr ohnehin sehr schwachen Tiere nicht mehr zu denken war, was zur Folge hatte, daß binnen einer Stunde die armen Ziegen alle erfroren waren. Nur ein kleines Kitz, das der Bruder des Bauern, Alois König, im Rucksack trug, konnte gerettet werden.“

Einmal jenseits des Alpenhauptkammes angekommen verlief das Almleben nicht wesentlich anders als auf den diesseitigen Almen. Das Vieh wurde geweidet, die gewonnene Kuh- und Ziegenmilch zu Butter und Käse verarbeitet (in jüngster Zeit wird sie an die Milchhöfe im Zillertal oder im Pinzgau geliefert), die Milchabfälle (*Jutte*) wurden an die Schweine verfüttert. Schwieriger war der Abtransport der Almerzeugnisse an die Heimathöfe. Dies besorgten eigene Träger, meist Kleinhäusler aus dem Tale, wobei die Bezahlung nach Gewicht erfolgte: je mehr einer trug, desto größer war auch sein Verdienst. Diese Tätigkeit war einträglicher als die Tagelöhnerarbeit, allerdings auch gefährlicher und vor allem mühsamer. Durchschnittlich luden sich die Träger etwa 60 bis 70 kg auf und waren bei nur kurzen Rastpausen stehend und ohne abzustellen (es gab ja niemanden, der ihnen hätte helfen können die Lasten wieder zu schultern) etwa acht Stunden unterwegs, wobei sie einen Höhenunterschied von 2000 Metern bewältigten.

Die Ausrüstung bestand aus einer Kopfkraxe und einem Stock. Die Kraxe verteilte das Gewicht sehr vorteilhaft auf Kopf und Schultern, das Kopfbrett gab zudem Schatten. Damit es mit seinem Gewicht nicht allzu sehr drückte und die Last ruhig auflag, wurde es durch einen Rundpolster („*Ridl*“), abgestützt, der mit Schweinehaar oder Werg gefüllt war; Schweinehaar verhinderte angeblich allzustarkes Schwitzen. Damit die auf den Brettern der Kraxe verstauten Käselaibe und Butterknollen nicht davonrollen konnten, aber auch um sie gegen allzustarke Sonneneinstrahlung zu schützen, wurde ein weißes Tuch um die Kraxe geschlungen. Um der ärgsten Mittagshitze zu entkommen, die besonders den Butterknollen arg



zusetzen konnte, brachen die Träger schon vor Tagesanbruch auf und legten die Strecke an einem Tag zurück. Zwischen Mai und Oktober begingen sie zwei- bis dreimal wöchentlich die Übergänge und durften dabei nicht wetterscheu sein, denn war einmal die Almregion verlassen, gab es auf dem Weg keinen Unterstand mehr.

Nach dem Almsommer erfolgte je nach Höhenlage der Alm oder nach Heuvorräten die Rückkehr von den jenseitigen Almen entweder am Samstag vor dem Rosenkranzsonntag (erster Sonntag im Oktober) oder vor Allerheiligen. Der Rückmarsch war meist problemloser, weil das Vieh nach einem Sommer auf der Weide viel trittsicherer und ausdauernder war und meist weniger Schnee auf der Wegstrecke lag. War das Wetter allerdings schlecht und viel Neuschnee gefallen, so konnten Vieh, Almleute und Treiber auch auf dem Heimweg ganz schön „*tscheckern*“. Die letzte Wegstrecke des „*Kiëkemma*“ mit der Kranzkuh an der Spitze und Topfnudeln verteilenden Sennern sowie das abschließende Festessen am Heimathof bildeten den krönenden Abschluss:

„Am Freitag, den 28 Oktober, kehrte bei günstiger Witterung und Wegen das letzte Heimvieh von den Krimmler Almen über den ‘Tauern’ glücklich zurück. Unter den ‘Kranzkühen’ waren einige prächtige Exemplare. An selben Abend fing es an zu regnen und zu schneien und über

Nacht machte es auf den Tauern einen halben Meter Schnee.“ (Der Tiroler - 7. November 1921)

Übergehen im 20. Jahrhundert

Die umwälzenden politischen und verkehrstechnischen Entwicklungen veränderten in diesem Jahrhundert das Wesen des Übergehens und die Nutzung der Übergänge grundlegend. Schon im ausgehenden 19. Jahrhundert hatte der aufkommende Fremdenverkehr neue Maßstäbe gesetzt: 1873 wurde die Sektion Tauferer des *Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (DÖAV)* konstituiert; nach Vollendung der Pustertalbahn (1872) kamen immer mehr Urlauber aus Deutschland und dem übrigen Österreich-Ungarn ins Tal. Im Sommer 1902 wurde vom Elefantenwirt in Sand Alois Mutschlechner erstmals ein täglicher Stellwagendienst Sand - Kasern „... in Betreff des Verkehrs von Krimmel in das vielbesuchte Tauferer Tal ...“ eingerichtet. Hin und retour kostete die Fahrt drei Kronen, den Tageslohn eines Arbeiters. Der im Bereich der Straßen- und Bahnerschließung so erfolgreiche Ing. Josef Riehl erbaute die am 20. Juni 1908 eröffnete *Elektrische Bahn Bruneck-Sand*.

Die verschiedensten Alpenvereinssektionen errichteten Schutzhütten nördlich und südlich des Alpenkammes, setzten Wege in Stand z.B. über den Tauern und die Birnlücke oder legten neue an z.B. den Lausitzer Höhenweg. Vom Zillertal aus wurde 1879 als erste die Berliner Hütte gebaut, 1893 die Greizerhütte in der Floite, 1899 die Plauenerhütte am Fuße der Reichenspitze, 1901 die Zittauerhütte zwischen Reichenspitze und Krimml, nicht zu vergessen das altehrwürdige Tauernhaus u.a.; im Süden entstanden 1889 die Daimerhütte, 1894 die Schwarzensteinhütte, die Trinksteinhütte oberhalb Kasern, die Neugersdorferhütte am Krimmler Tauern (eröffnet 1907), die Birnlückenhütte. Durch dieses Netzwerk von Stützpunkten beiderseits des Alpenkammes wurde dessen Überquerung an den verschiedensten dafür geeigneten Orten fester Bestandteil der hochalpinen Tourenprogramme.

Der Erste Weltkrieg setzte dieser hoffnungsvollen Entwicklung



ein jähes Ende. Das Tal selbst wurde zwar vom Krieg verschont, doch kam der Fremdenverkehr wie überall völlig zum Erliegen. Die Jöcher dienten nur mehr den wenigen einheimischen Hirten und Trägern, die eine infolge der Ablieferungspflicht dramatisch sinkende Viehzahl betreuten. Kurzfristig lebendig wurde es im Oktober/November 1918. Nach dem Zusammenbruch der Front in Italien, dem Ende Österreich-Ungarns und dem Waffenstillstand (4. November) eilten bis dahin kriegsgefangene Russen, Serben und Italiener über den Tauern und die Zillertaler Jöcher nach Süden der Heimat zu. Angehörige der ehemaligen k.u.k. Armee hingegen überschritten die Übergänge in Richtung Norden, um der drohenden Kriegsgefangenschaft zu entkommen. Es war ein warmer und sonniger Herbst, auf den Bergen lag kaum Schnee, sodass der Abzug reibungslos von statten ging und niemand beim Übergang ums Leben kam. Die Gemeinden organisierten Verpflegung für die durchziehenden Soldaten, damit keiner auf den Gedanken kam, auf den Bauernhöfen selber was organisieren zu müssen. Die Pfarrchronik Prettau berichtet:

„In den ersten Novembertagen 1918 brach die Front. Am Sonntag, 3. November, kamen vormittags zuerst Autos

und dann ununterbrochen Militär, zu Fuß, zu Pferd, Russen, denen sich die im Tale anschlossen, alle nur an das Eine denkend: 'Der Krieg ist aus, wir können heim!' Beim Kramer wurde ein Stier geschlachtet und einige Säcke Mehl zur Verköstigung der Durchziehenden verkocht. Man bekam Decken, Leder und Gewehre zu kaufen, da sie es nicht über den Tauern mitschleppen konnten. Am Mittwoch kamen etwa 30 Wagen Train, bei Kasern wurden sie gelagert. Der Hergott schenkte wundervolles Wetter, und so ging alles gut und friedlich von statten ... Alles überwog der Gedanke: 'Endlich ist's vorbei! Gott sei Dank!'"

Weggeräumt wurden diese Überreste einer geschlagenen Armee von den nachrückenden Italienern. Am 13. November 1918 erreichten sie Sand, am 14. November Steinhaus. Drei Tage später gelangte eine Gruppe Financer nach Kasern. Die Übergänge nach Nordtirol und Salzburg wurden gesperrt und von der *Regia Guardia di Finanza* streng bewacht - das Ahrntal war zum Grenzgebiet geworden mit unvorhersehbaren Auswirkungen. Anfänglich handelte es sich nur um eine Demarkationslinie, doch nach der Unterzeichnung des Friedenstraktats von Saint-Germain-en-Laye bei Paris am 10. September 1919 ging eine internationale Militärkommission daran, den definitiven Grenzverlauf festzulegen. Diese installierte sich 1920 in Bozen und war aus Vertretern Italiens, Österreichs, Englands, Frankreichs und Japans zusammengesetzt. Mit Hilfe verschiedener Unter- und Lokalkommissionen wurde der neue Grenzverlauf im Detail ausgehandelt, vermessen und festgelegt. Ins Ahrntal kam die Kommission im Sommer 1922. Im Unterschied zum Grenzverlauf am Reschen, am Brenner und bei Winnebach hielt man sich hier streng an die Wasserscheide und die Gemeindegrenzen. Lediglich die Gemeinde Rein versuchte, die zu ihrem Gemeindegebiet gehörenden Almen im Defreggental zu retten, doch auf Einspruch des österreichischen Vertreters blieb es auch hier bei der Wasserscheidenlinie.

Im Auftrag der Wiener Zentralstellen versuchten die österrei-



chischen Kommissionsmitglieder immer wieder, durch Denkschriften und persönliche Interventionen auf die Bedeutung der vielen Hochgebirgsübergänge für den Tourismus hinzuweisen. Mit deren Zulassung als offizielle Grenzübertritte sollte eine Wiederbelebung des für das nunmehr kleine und krisengeschüttelte Österreich lebenswichtigen alpinen Fremdenverkehrs erreicht werden. Doch für die Italiener hatte der Alpenhauptkamm vor allem die Bedeutung einer definitiven und möglichst unüberwindbaren natürlichen Grenze, an der allfällige Übertritte - mit wenigen aus rein praktischen Gründen unvermeidlichen Ausnahmen - ausschließlich am Reschen, am Brenner und bei Winnebach stattzufinden hatten. Dies traf auch den Tourismus. In den Grenzzonen der „Neuen Provinzen“ sollte dieser möglichst aus dem Süden kommen und sich auf die Begehung der Grenze bzw. Besteigung der Grenz Gipfel beschränken. Geradezu Symbolcharakter erhielten die gerne als „*pelegrinaggi*“ (Pilgerfahrten) bezeichneten Begehungen der „*Vetta d'Italia*“ (Klockerkarkopf, 2912 m), dem von Ettore Tolomei seit 1905 so bezeichneten, angeblich nördlichsten Punkt Italiens. Ein Blick auf jede halbwegs genaue Wanderkarte aber bringt es an den Tag: nicht der „*Vetta d'Italia*“, sondern dem knapp nordöstlich gelegenen, etwas niedrigeren Westlichen Zwillingskopf (2837 m) gebührt dieser „Ehrenrang“.

Wie alles ehemalige reichsdeutsche Eigentum in den annektierten Gebieten wurden gemäß Friedensvertrag von Versailles (28. Juni 1919) auch die Schutzhütten enteignet:

„Aus dem Tauferertal berichtet man uns: Das Schicksal unserer Alpenvereins-Schutzhütten ist nun endgültig besiegelt. Sämtliche Hütten, die früher Eigentum einer reichsdeutschen Alpenvereinssektion waren, gingen dieser Tage in den Besitz des Club Alpino Italiano über und wurden dieselben, soweit sie im Gebiete unseres Tales liegen, gestern durch den Bevollmächtigten kgl. Bezirksrichter Dr. I. Zanghinelli von Bozen übernommen. Es sind dies: die Neugersdorferhütte, die Lenkjöchlhütte, die Schwarzensteinhütte, die Chemnitzerhütte, die Casselerhütte, die Fürtherhütte. Wie wir aus erster Quelle erfahren, wird der Club Alpino Italiano sämtliche Hütten im Laufe der nächsten Jahre wieder in Stand setzen und dem Betriebe übergeben. (Der Tiroler, 28. Oktober 1921)

So schnell ging es dann doch wieder nicht: lediglich die privat bewirtschaftete Birnlückenhütte wurde am 7. Juli 1922 von ihrem Pächter Alois Voppichler eröffnet, während die Neugersdorferhütte - umbenannt in „Rifugio Vetta d'Italia“ - und die Lenkjöchlhütte von den Finanzern beschlagnahmt blieben. Mit der Schwarzensteinhütte hatte der am 28. Oktober 1922 an die Macht gelangte Faschismus Großes vor. Nach einer längeren Zeit des Verfalls und größerer Umbauarbeiten wurde sie am 24. Juli 1927 in Anwesenheit des Ministers für Öffentliche Arbeiten und hohen Funktionärs der faschistischen Partei Giovanni Giuriati in „Rifugio Vittorio Veneto“ umbenannt, feierlich eröffnet und der gleichnamigen Sektion des CAI übergeben.

Die rasch mächtiger werdenden Faschisten machten das Leben an der Grenze, das Bergsteigen im Grenzgebiet und insbesondere das Übergehen immer schwieriger, ja fast unmöglich. 1926 wurde auf einem Streifen von zwei Kilometern entlang der Grenze der Aufenthalt zeitweise nur Einheimischen erlaubt, während Ortsfremde eine Genehmigung benötigten.



„WARNUNG VOR DEM UNBEFUGTEN ÜBERSCHREITEN DER ITALIENISCHEN GRENZE DURCH TOURISTEN. Der Eintritt nach Italien von Tirol aus ist bekanntlich nur an drei Stellen, am Brenner, am Reschenscheideck sowie bei Sillian im Pustertal, und auch dort nur mit gültigem Paß und Visum gestattet. Das Überschreiten der Grenze an allen anderen Stellen ist auch mit Paß strengstens verboten und bringt schwere Unannehmlichkeiten mit

sich. ... Erwähnt muß noch werden, daß auch das Überschreiten der Grenze in Richtung Italien-Tirol nur an den angeführten drei Stellen gestattet, sonst überall verboten ist; trotzdem früher einmal die Rede ging, es wäre der Grenzübertritt auch am Timmelsjoch, an der Birnlücke und am Stallersattel erlaubt worden."

(Südtirol, 1. August 1927)

Für den kleinen Grenzverkehr besonders zur Bewirtschaftung der nunmehr im Ausland gelegenen Almen war es gelungen eine Ausnahmeregelung zu erwirken. 1923 wurde der Übertrieb durch ein Abkommen zwischen Italien und Österreich gesetzlich geregelt: Die Ahrner Bauern durften in der Zeit vom 1. Mai bis 30. Oktober eines jeden Jahres ihr Vieh zollfrei über die neue Staatsgrenze treiben und ihre Almprodukte ohne Zollabgaben ins Heimattal bringen. Von den Veterinär- und Zollbehörden wurden vier Auftriebstermine zugelassen, die im Großen und Ganzen auch genutzt wurden: Anfang Mai (Ziegen), Mitte Mai (Schafe), Ende Mai (Hauptauftrieb - Rinder und Schafe), Anfang Juni (Schafe).

Almpersonal und Treiber mussten für den Übertritt im Besitz der „*Carta di frontiera*“ (Grenzschein) sein, um die jedes Jahr bei der Gemeinde anzusuchen war. Diese setzte vom Gesuch die Carabinieri in Kenntnis und leitete es an die Quästur (Polizeidirektion) Bozen weiter. Letztere erteilte die Genehmigung oder auch nicht. Nicht immer langte die Genehmigung rechtzeitig ein, sodass Auftriebe verschoben werden oder manche Personen schwarz übergehen mussten. Da man unter faschistischer Herrschaft lebte, kam es bei der Erteilung der Grenzscheine oft zu willkürlichen Entscheidungen. Sie konnten im Wesentlichen aus drei Gründen verweigert werden: wegen fehlenden Anspruchs (Nichterreichen des Mindestalters von 14 Jahren), wegen Mangels an triftigen Gründen und wegen schlechten Leumunds.

1939 gingen bei der Carabinieristation in Steinhaus 290, bei jener in Prettau 65 Ansuchen ein; an die 50 wurden von der Quästur abgelehnt, sodass ungefähr 300 Ahrntaler in den Besitz dieser Karte kamen. Dies vermittelt einen Eindruck von der wirtschaftlichen



Bedeutung der Almwirtschaft in jenen Jahren, umso mehr als die Zahl der Übergeher sicher höher war. Viele Hüterbuben waren noch nicht 14 Jahre alt, bekamen also keinen Grenzschein und mussten deshalb in der Nähe der Grenzposten ein bisschen „verschlafen“. Auch nach der Option (Herbst/Winter 1939) wurde für das Jahr 1940 dieselbe Vorgangsweise eingehalten: über 350 Ansuchen wurden bei der Gemeinde eingereicht, über verweigte Ansuchen liegen in diesem Falle keine Unterlagen im Gemeindearchiv auf. Selbst in den Jahren 1943-1945 als die Provinz Bozen im Machtbereich des Dritten Reiches lag, blieb die Grenze gesperrt; also musste auch für die Almsommer 1944 und 1945 über die Gemeinde bei der jetzt deutsch geführten Polizeidirektion um einen Grenzschein angesucht werden. Der Grenzübertritt sollte wirtschaftlich gerechtfertigt, der Ansuchende durfte nicht des Schmuggels verdächtig und kein Italiener sein. Darüberhinaus wurde auch die politische Zuverlässigkeit des Antragstellers überprüft. Grundsätzlich bestand kein Unterschied zwischen Italien- und Deutschland-Optanten, trotzdem waren die meisten der abgewiesenen Bewerber Dableiber. Insgesamt wurden für den Almsommer 1944 - auch diesmal mit

Verspätung! – rund 300 Grenzkarten ausgegeben. Nach Kriegsende trat wieder die italienische Regelung in Kraft und blieb es bis 1998, als im Rahmen des Schengener Abkommens die Grenzkontrollen zwischen den Staaten der Europäischen Union abgeschafft wurden.

Schmuggel und illegaler Grenzübertritt

Die „Tölderer“ wussten gar bald die nützliche Seite einer so unnützen Einrichtung, wie es die neue Grenze war, zu nutzen. Schon ab dem Frühjahr 1919 setzte ein reger und einträglicher Schmuggel ein. Die einheimischen Grenzgänger konnten auf ihre Ortskenntnis und Erfahrung zurückgreifen, denn mancher von ihnen war schon vor dem Weltkrieg heimlich über die Berge. Im Zillertal bestanden ausgedehnte Jagdreviere und Privatjagden, in denen es vor allem Gämsen zu wildern gab. Am 4. März 1903 berichtet z.B. der Pustertaler Bote, dass vier Bauernknechte aus dem Ahrntal zwei- bis dreimal das Hörnljoch überstiegen und im Jagdgebiet des Fürsten Thurn und Taxis eine oder mehrere Gämsen erlegten, dabei allerdings vom Jagdaufseher ertappt und festgenommen wurden. Das Kreisgericht Bozen verurteilte sie zu fünf bzw. einem Monat schweren Kerkers. Diese Tätigkeit ging natürlich nach 1918 nicht zu Ende, umso mehr als das Wildern diesseits der Grenze auf Grund der scharfen Bewachung und der strengen Waffenbestimmungen viel gefährlicher war als in Österreich. Eine erlegte Gams herüberzubringen verursachte keinen Lärm und wenig Aufsehen, war für viele Familien in den wirtschaftlich schwierigen 20er- und 30er-Jahren eine willkommene Aufbesserung des Speisezettels oder warf ein kleines Taschengeld für Arbeitslose ab.

Auch der Schmuggel hatte bereits eine gewisse Tradition zumin-



Peter Oberschmied vom Speckigen in Steinhaus mit erlegten Gämsen (um 1940)

dest bis um 1800, solange das Pinzgau und das Zillertal als fürst-erzbischöflich-salzburgischer Besitz Ausland waren. In Ronach unweit der Gerlos wurde um 1612 ein Grenzwächter aufgestellt mit der Aufgabe, den Weg durch die Krimml auf den Tauern zu überwachen, um die „Einschwärzung“ von Vieh, aber auch den Schmuggel von Schnaps aus dem Norden und Wein aus dem Süden zu verhindern und allenfalls Zoll einzuheben. „Schwärzen“ war damals

die Bezeichnung für "schwarz über die Grenze bringen" also Schmuggeln. Systematisch und in großem Ausmaß betrieben wurde diese Tätigkeit ab der Teilung Tirols und der Eingliederung Südtirols in den italienischen Wirtschaftsraum. Die negativen Auswirkungen des Weltkrieges waren im Verliererstaat Österreich viel gravierender und anhaltender. Noch lange herrschte eine drückende Lebensmittelknappheit; eine kolossale Inflation mit einer Entwertungsrate von mehreren Tausend Prozent tat ein Übriges. Die Lira war eine hochangesehene stabile Valuta, mit der man in Österreich alles bekam. Dies und die Nachfrage nach österreichischen Waren, die in Italien teuer oder schwer erhältlich waren, förderten den Schmuggel ungemein. Immer wieder wurden in den Zeitungen entsprechende Berichte wiedergegeben:

„Im Nachhange zu dem bereits kurz gemeldeten Zusammenstoß zwischen Finanzieri und Schmugglern in unserem Tal wird mitgeteilt, daß Gottfried Zimmerhofer, Moosmairgutsbesitzer in St. Johann und dessen Knecht Peter Oberschmied letzter Tage mit einer größeren Menge von Zigaretten von ihrer jenseits des Tauern gelegenen Alpe in das Ahrntal kamen, dabei bei Kasern von den Finanzieri angehalten wurden, jedoch durch die Flucht entkamen. Die verfolgenden Finanzieri gaben auf die

beiden Fliehenden Schüsse ab, desgleichen werden die beiden Schmuggler beschuldigt, Schüsse zurückgefeuert zu haben, was letztere aber leugnen. Infolge der Schüsse ließen diese ihre Sachen im hohen Wert sowie ein Fahrrad im Stiche und die ganze Beute fiel in die Hände der Finanziere. Gottfried Zimmerhofer wurde später ausgeforscht und verhaftet und dem Bezirksgerichte Taufers eingeliefert. Die beiden Schmuggler werden sich wegen öffentlicher Gewalttätigkeit zu verantworten haben."

(Der Tiroler, 9. Juni 1921)

Finanziere, Carabinieri, später auch die Angehörigen der faschistischen „Milizia Cofinaria“ hüben, Gendarmen und Finanzer drüben hatten ihre liebe Not mit der Kühnheit und dem Einfallsreichtum der Schmuggler. Immer wieder kam es zu Zusammenstößen und Handgreiflichkeiten, Schusswechseln, Abwurf von Waren, Beschlagnehmung derselben usw. Doch trotz aller Risiken war der Schmuggel bei vielen Almarbeitern und Trägern voll eingeplant: einen Sprung herüber zu machen, um „Zoig“ einzukaufen und hinüberzubringen oder umgekehrt gehörte einfach dazu. Natürlich benutzten sie dazu nicht die üblichen Routen, sondern jene Übergänge, wo man „achte wissen“ musste, etwa das Heilig-Geist-Jöchel, das Hörnljoch, das Keilbachjöchel und viele andere. Klarerweise wurde auch im Winter gegangen mit Schneereifen oder auf Skiern. Besonders beliebt war für die winterlichen Übergänge das Mitterjöchel, weil es kaum lawinengefährlich war. Dazu musste von St. Peter über den Walcherbach auf das Jöchel aufgestiegen und dann über die Aue in den Sundergrund abgestiegen werden. Im Gasthaus Bärenbad konnte man sich mit den benötigten Waren eindecken. In der Krimml diente das Tauernhaus als Versorgungslager für solche Geschäfte.

Der Warenkorb der Schmuggler war extrem konjunkturfühlig: geschmuggelt wurde was gerade hier oder dort billiger und gefragter war. In der Zwischenkriegszeit waren es besonders Zigaretten, Pfeifen- und Kautabak, sowie Feuersteine für Feuerzeuge und Saccharin, die in Italien Monopolwaren und für Normalverbraucher sehr teuer waren. Vieh wurde immer geschmuggelt, war es doch

besonders lohnend aber auch gefährlich, da sich Rinder, Pferde, Schafe oder Ziegen vor Grenzpatrouillen nur schwer verstecken ließen. In den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg waren in Österreich italienische Gummischlappen für die Stallarbeit besonders beliebt; herübergebracht wurden z.B. Fahrräder. In den Jahren des Faschismus wurden die nötigen Bücher und Lehrmittel für die Katakombenschulen über die Grenze geschmuggelt.

Während des Zweiten Weltkrieges ruhte diese Tätigkeit weitgehend, gab es doch auf beiden Seiten der Grenze kaum das Nötigste zu kaufen und das nur auf Bezugsscheinen und Karten. Aber schon 1946 ging es wieder los und in noch größerem Ausmaß als in der Zwischenkriegszeit. Vom Süden gelangten vor allem Lebensmittel - Öl, Nudeln und Reis - in das schwer darrende Österreich; auch Schnaps wurde in großen Korbflaschen hinübergebracht. Selbst österreichische Finanzer kauften damals bei den Schmugglern ein, um ihre Familien durchbringen zu können. Neben den bereits erwähnten Waren kam im Gegenzug Salz nach Südtirol, da viele italienische Salinen im Krieg zerstört worden waren; aber auch Autoreifen waren sehr gefragt, wofür eigene Träger angeheuert wurden, und frische Kalbfelle. Erst der in den 70er-Jahren wachsende Wohlstand und das sich immer mehr angleichende Preisniveau ließen die Gewinnspannen so zusammenschrumpfen, dass sich der Schmuggel nicht mehr rentierte und von selbst aufhörte. Heute in der Zeit des gemeinsamen europäischen Binnenmarktes mutet das Ganze ohnedies wie Geschichten aus einer anderen Welt an.

Neben Waren kamen auch immer wieder Menschen illegal über die Grenze. Gar mancher Südtiroler floh über die Jöcher vor den Faschisten ins sichere Österreich oder war gezwungen heimlich die Grenze zu überqueren wenn er zu Geschäften, zum Studium oder zu Besuch nach Österreich wollte. Zur Zeit des Abessinienkrieges (1935/36) entzogen sich viele durch Flucht dem Einberufungsbefehl. Ein wahrer Massenzug fand in den ersten Maitagen des Jahres 1945 statt, als sich unzählige Angehörige der geschlagenen deutschen Wehrmacht in Italien vor den heranrückenden Amerikanern in ihre Heimat zu retten versuchten. Viele glaubten, mit Autos den

Tauern überqueren zu können. Da dies nicht möglich war, ließen sie die Fahrzeuge im Talschluss stehen und gingen schwerbepackt zu Fuß über die Jöcher. Infolge Übermüdung und Unkenntnis des Weges sind nicht alle auf der anderen Seite angekommen. Die Ahrntaler Bevölkerung besorgte die Verwertung und Entsorgung der Hinterlassenschaften. Aber auch in die umgekehrte Richtung setzte bald eine Wanderbewegung ein: Südtiroler Soldaten, die der Kriegsgefangenschaft entronnen waren; Optanten, die wieder in die Heimat zurück wollten; von den Alliierten gesuchte Exponenten des Nazi-Regimes, die sich über Italien in Sicherheit brachten – sie alle nutzten die Übergänge. Auch von ihnen sind mehrere ums Leben gekommen.

Von besonderer Bedeutung war der Übergang mehrerer Tausend Juden, Überlebender der nationalsozialistischen Vernichtungslager, über den Tauern im Sommer 1947. Nach dem Untergang des Dritten Reiches irrten mehrere Millionen Verschleppte und Vertriebene, die kein Zuhause mehr hatten, in Europa herum. Darunter waren auch hundertausende Juden, von denen die meisten eine Auswanderung nach Übersee anstrebten. Die jüdische Fluchthilfeorganisation



Judenexodus über den Krimmler Tauern 1947 - Abmarsch am Blitzenbichl

„Bricha“ organisierte Flüchtlingszüge in das unter britischer Kontrolle stehende Palästina. Die Briten versuchten diese unerwünschte Zuwanderung mit allen Mitteln zu verhindern, um den schon damals heftig tobenden israelisch-arabischen Konflikt nicht noch zusätzlich anzuheizen. Daher war die „Bricha“ gezwungen, die Fluchtwege aus Österreich nach Italien ständig zu ändern. Österreich war nämlich in Besatzungszonen eingeteilt. Die südlichen Gebiete - Osttirol, Kärnten, Südburgenland - bildeten die englische Besatzungszone, in der es kein Durchkommen gab. Tirol und Vorarlberg waren französisch besetzt und dort war die Durchquerung mal erlaubt, mal verboten, jedenfalls unsicher. Lediglich die amerikanische Besatzungsmacht in den Bundesländern Salzburg und Oberösterreich zeigte sich ziemlich desinteressiert.

An einem kleinen Stück Gebirge grenzt Salzburg direkt an Italien, nämlich am Krimmler Tauern. Und über diesen beschloss die „Bricha“ im Sommer 1947 vom Flüchtlingslager Saalfelden aus eine Fluchtbewegung zu organisieren. Viktor Knopf, einer der Organisatoren, berichtet darüber im Buch „Flucht nach Eretz Israel“:

„Alles spielte sich in der Nacht ab: Um 2 Uhr kamen wir in Krimml an. Die Devise hieß: Ruhig aussteigen, keine Spuren hinterlassen, sondern so gehen, als ob niemand hier gewesen wäre. Der Gendarmerie-Postenkommandant von Krimml, Herr Kraut, war eingeweiht; er hat wissend geschlafen, die Bevölkerung hat ja auch geschlafen. Die Gruppen bestanden aus 150 bis 200 Personen, bessere und schlechtere Geher, begleitet von zwei ‚Bricha‘-Führern - einer ging an der Spitze, der andere am Ende des Zuges. ... So ungefähr gegen 7 Uhr morgens erreichten endlich auch die letzten das Krimmler ‚Tauernhaus‘. ... Gegen 16 Uhr hieß es dann: ‚Auf zum Krimmler Tauern-Übergang‘. Dies war wieder ein sehr anstrengender Fußmarsch, hinein Richtung Talschluss, dann einem Wasserfall entlang auf schottrigem Terrain steil bergan. Der Weg durchs Windbachtal hinauf zur Grenze nahm mehrere Stunden in Anspruch, bis 8 oder gar 9 Uhr abends. Dann

waren wir erst oben an der Grenze, am Übergang des Tauernhauptkammes. Jetzt ging es hinunter nach Kasern, und das war damals auch ein Weg von ungefähr drei bis vier Stunden. Auf diesem Nachtmarsch nach Kasern hatten die Flüchtlinge keine Lampen. Auch wir von der Bricha hatten keine Lampen. So kamen wir meist erst zwischen 1 und 2 Uhr nachts in Kasern an. Dort wurden die Leute im Gasthof 'Kasern' und in einem Bauernhaus (dem vom Ente delle Tre Venezie gemieteten Fischer am Knappeneck in Prettau) untergebracht, das vom 'Joint', also von der 'Bricha' in Meran als Erholungsheim angemietet worden war.“

Die Fluchthilfeorganisation „Joint“ von Meran holte die Flüchtlinge dann mit Lastwagen ab und brachte sie entweder zur Erholung nach Meran oder an einen Hafen zum Weitertransport. Auf diese Weise wurden in den Monaten Juni bis September 1947 zwischen 3000 (so Gendarmerieposten Krimml) und 8000 Juden (so die „Bricha“) über den Tauern geschleust. Ohne Wegschauen auch der italienischen Carabinieri und Finanziere wäre dies niemals möglich gewesen. Mit der Ausrufung des Staates Israel 1948 hatte diese Fluchtbewegung ein Ende, da von nun an jeder Jude legal in dieses Land einreisen konnte. Fünfzig Jahre später, im Sommer 1997, organisierten die Ahrntaler Kulturvereine „KunstMyst“ und „Aggregat“ gemeinsam mit der Bibliothek Ahrntal die Veranstaltungsreihe „überGehen“ zur Erinnerung an dieses Ereignis.

Die Übergänge zur Jahrtausendwende

Der Bau von Autobahnen und der Ausbau des Straßennetzes hat die wirtschaftliche Bedeutung der Überschreitung der Jöcher in den 60er-Jahren völlig verschwinden lassen. Es ist unvergleichlich billiger, Menschen und Waren auf den Nord-Süd-Verbindungen Brenner- oder Felbertauern-Autobahn zu verfrachten. In der zweiten Hälfte der 60er-Jahre geriet sogar das Ahrntal selber in Gefahr zur Transitstrecke zu verkommen: die Alemagna-Autobahn wurde

geplant. Die geplante Trasse führte in Südtirol von Sexten nach Innichen, durch das Pustertal nach Bruneck, zumeist auf hohen Betonstelzen durch Taufers und das Ahrntal bis zum Frankbach zwischen St. Johann und Steinhaus. Durch einen Tunnel von 8,5 km Länge unterhalb des Frankbachjoches erreichte sie das Nordtiroler Stilupptal und über Mayrhofen die Autobahn im Unterinntal. Ein Geologenteam hatte im Auftrag eines Bauunternehmens zu Beginn der 70er-Jahre Gesteinsuntersuchungen zwecks Planung des Tunnelbaues vorgenommen, die 1973 in einer Fachzeitschrift veröffentlicht wurden. Mit dem Niedergang und allmählichen Versiegen der Verbindung über die Jöcher wurden sich viele Menschen hüben und drüben erst ihrer talschafts- und landesverbindenden Bedeutung



bewusst. Anlässlich des Gedenkjahres 1984 zur 175-jährigen Wiederkehr des Aufstandes von Anno 1809 begeisterten sich die Gemeinden des Ziller- und Ahrntales an einer Verbindungsstraße über die Hundskehle, zumindest während der Sommermonate. Dies umso mehr als Forstweg und Almerschließungsstraße bereits auf 2000 Meter Seehöhe vorangetrieben worden waren. Die Gemeinde Prettau, auf deren Territorium der Straßenbau geplant war, und die Gemeinde Sand in Taufers fassten förmliche Beschlüsse für den Bau, nicht jedoch die Gemeinde Ahrntal. Aufgeschreckt durch die

noch nicht ganz eingeschlafene Alemagna-Diskussion traten nun die Umweltschützer auf den Plan: sie befürchteten, dass Autobahnbefürworter nur allzuleicht die Sache für ihre Zwecke missbrauchen könnten. Die ganze Angelegenheit wurde zuerst abgeblockt, dann auf die lange Bank geschoben und schließlich vergessen.

Heutzutage, da die beengenden Grenzformalitäten der Vergangenheit angehören, liegt die Zukunft der Nutzung und Benutzung der vielen Übergänge auf den Bergen rund um das Ahrntal vor

allem im touristischen Bereich. Verstärkt wird diese Möglichkeit durch den Nationalpark Hohe Tauern, der sich über die Bundesländer Tirol, Salzburg und Kärnten erstreckt und bis an die Grenze des Ahrntales heranreicht, und den Naturpark Rieserferner-Ahrn, der am orographisch linken Ahrufer weit über Ahrntaler Gemeindegebiet hinzieht. Das gezielte Ansprechen der beiden Bereiche unberührte Natur und jahrhundertealte, geschichtsträchtige Übergänge stellt eine durchaus zukunftsorientierte Perspektive dar.

Von den Pimwerchen zur Gemeinde

Die Pimwerche

Die erste urkundliche Erwähnung dieses etwas eigenartig klingenden Begriffes geht auf das 13. Jahrhundert zurück. Im Sonnenburger Urbar von 1296, in dem die Abgaben aufgelistet sind, welche an das Kloster zu entrichten waren, steht „Pymersch“. Die Schreibweise Pimwerch entspricht der heute im Ahrntal gebräuchlichen Aussprache, nicht aber der ursprünglichen Bedeutung. Der Begriff, der nur im Ahrntal und seinen Nebentälern gebraucht wurde, wird von den Sprachforschern als „*das rings Umgrenzte, in einer Markung Liegende*“ erklärt.

Im Zeitalter des Barock wurde das in „Pymersch“ enthaltene Wort March(e) zu Werch entstellt. Trotz des zumindest heute gleichen Wortteiles, steht das Pimwerch aber in keinem sprachlichen Zusammenhang mit dem in der westlichen Landeshälfte gebräuchlichen Ausdruck „Werch“, der dort Nachbarschaft, Genossenschaft bedeutet. Im Raum Kitzbühel bezeichnete „*Werchat*“ eine Wirtschaftsgemeinde und in Ulten wurde „*Werche*“ (erstmal 1286) ähnlich verwendet, d.h. für Gemeindefraktionen.

Gibt es auch Bedeutungsunterschiede zwischen „*Pi-March*“ und „*Werch*“, auf rechtshistorische Gemeinsamkeiten wären diese Gebilde von frühen Gemeinwesen noch zu untersuchen.

Der Historiker Otto Stolz betrachtete die Pimwerche als Steuer- und Wirtschaftsgemeinden, die im Zusammenhang mit Weideordnungen, Wasserbau oder Straßeninstandhaltung auch Nachbarschaften genannt wurden. Solche waren im Ahrntal zumindest um 1600 kleinere Gebilde ähnlich den heutigen Interessentschaften: in einer Urkunde vom 21. November 1583 ist die Rede von Nachbarn im St. Johannes Pimwerch und aus dem Jahre 1601 datiert ein Vertrag zwischen der Nachbarschaft von Mayrhofen in Ahrn

(Meierhöfen in Steinhaus) und dem Bergrichter in Taufers betreffend eine Brücke und einen Steg.



Mit dem Siedlungsausbau im ausgehenden Mittelalter scheint auch die Zahl der Pimwerche zu steigen, wie das Beispiel Prettau (siehe unten) zeigt. Um 1600 gibt es im Großraum Taufers 16 Pimwerche, davon 6 im Ahrntal: Weißenbach, Luttach, St. Johann (auch Ahrn), St. Jakob, St. Peter und St. Valentin (Prettau).

Die Grenzen der Pimwerche dürften denen der Katastralgemeinden und der heutigen Fraktionen entsprochen haben. Die einzige im Gericht Taufers überlieferte alte Gemeindeordnung ist das Weistum (oder die Nachbarschaftsordnung) für Sand und St. Moritzen vom 31. Mai 1749. Die Bezeichnung Pimwerch ist noch

1809 gebräuchlich, wird dann aber allmählich durch den Begriff Gemeinde ersetzt. Bis heute erhalten hat sich der Hausname „s'Pimwerch in Ahrn“, was auf eine ehemalige Gemeindefunktion hinweist. Tatsächlich scheint das Gebäude um 1750 als Siechenhaus auf. Auch der „Pimwerchhunt“, der „Mann für alle Fälle“ hat bis ins 20. Jahrhundert überlebt. Der letzte „Pimwerchhunt“ von St. Peter Josef Rieder (Brigittler) hatte mehrere Gemeindefunktionen inne, vom Wegmacher bis zum 1. Gemeinderat. Das Wort Hunt geht möglicherweise auf den germanischen „Hunno“, Vorsteher einer Hundertschaft zurück.

„Gimeineda“

Für alten Gemeinschaftsbesitz oder Gesamteigentum der nutzungsberechtigten Bauern ist in der Fachsprache der Ausdruck „Allmende“ gebräuchlich. Im Alltagsleben heißen diese Grundstücke heute noch „Gimoan“. Der Begriff hat seine Wurzeln im althochdeutschen „Gimeineda“, welches für den Raum Bruneck bereits aus der Zeit zwischen 1050 und 1065 in den sog. Brixner Traditionen bezeugt ist und von dem sich auch das Wort Gemeinde ableitet. Im Unterschied zu heute stand „Gimoan“ aber nicht für die Allgemeinheit, denn von diesen Gemeinnutzungsrechten waren Besitzlose, Handwerker oder Söllleute ausgeschlossen. Heute gehört die „Gimoan“ vielfach den Fraktionen, wobei die Zahl der Nutzungsberechtigten auch auf Nichtbauern ausgedehnt wurde. Heute werden solche Rechte z. B. auch von den Interessentschaften verwaltet.

Entwicklung bis zum Ende des 1. Weltkrieges

Die Gemeindetätigkeit der früheren Zeit beruhte teils auf Gewohnheitsrechten und teils auf den vom Landgericht verordneten Zuständigkeiten. So handelte der Gerichtsanwalt, eine Übergangsfigur zwischen dem alten „Pimwercher“ und dem neuen Gemeindevorsteher, auch als Hilfsorgan des zuständigen Landrichters im Dorf. Erst nach der Märzrevolution von 1848 erfolgte eine Trennung von Justiz und Verwaltung.



Kirche und zivile Gemeinde waren bis herauf ins 20. Jahrhundert ebenfalls eng miteinander verbunden. Und selbst in der heutigen Gemeindeordnung ist die Zuständigkeit der Gemeinde für den Kultus noch festgeschrieben. 1819 wurde erstmals eine ausführliche Ordnung des Gemeindegewesens erlassen. Das Gesetz vom 9. Jänner 1866 brachte eine Gemeinde- und eine Gemeindegewahlordnung im

modernen Sinne, die bis nach dem Ersten Weltkrieg in Kraft blieben. Laut Ministerialverordnung vom 31. Dezember 1877 waren „die Angelegenheiten der katholischen Pfarrgemeinden wie bisher von den Ortsgemeinde-Vertretungen zu besorgen“.

Neben der Instandhaltung von Wegen und Straßen war die Armenversorgung eine der belastendsten Aufgaben der Gemeinden. So wurde angesichts der beschränkten Geldmittel die Versorgung der Mittellosen aufgeteilt und die Bauern erhielten in einer bestimmten Reihenfolge die „Anleger“ zur Verpflegung zugewiesen. Eine Möglichkeit die ansteigenden Belastung der Gemeindekassen durch die Mittellosen (welche interessanterweise nicht zu beweisen ist) in Grenzen zu halten, sah man damals in den Heiratsbeschränkungen: Dienstboten, Tagelöhner, Handwerker usw. benötigten ab 1820 einen gemeindlichen Ehekonsens um heiraten zu können. Diese Regelung galt ebenfalls bis nach dem Ersten Weltkrieg.

Auch die Schulbauten waren (nicht nur damals) eine kostspielige Angelegenheit. Allgemein wird öfters auf die Geldknappheit der Gemeinden hingewiesen, so z. B. in den seit 1911 erhaltenen Sitzungsprotokollen des 10-köpfigen Gemeindeausschusses von Prettau.

Zusammenlegung der alten Gemeinden

Mit königlichem Dekret trat am 13. Jänner 1923 auch in der „Venezia Tridentina“, zu der das annektierte Südtirol gehörte, die italienische Gemeindeordnung in Kraft. Nachdem die Pfarrer gut 300 Jahre u.a. Geburten, Heiraten und Todesfälle aufgezeichnet hatten, übertrug der Staat die Standesamtsfunktionen mit 1. Jänner 1924 den Gemeinden. Eine weitere Verordnung schuf im April 1925 die rechtliche Grundlage für Gemeindegemeinschaften-Konsortien. Bezeichnenderweise betrafen die letzten Beschlüsse der ordentlichen Gemeindeverwaltung von St. Peter am 1. Jänner 1926 die Statuten für den Sekretärssprengel „Lutago, San Giovanni, San Giacomo, San Pietro e Predoi“ sowie die Einsetzung eines 4-köpfigen Sekretariats-sprengel-Ausschusses.

Am 6. Mai 1926 wurden die gewählten Gemeindeverwaltungen im Ahrntal aufgelöst. Die letzte ordentliche Sitzung fand in St. Johann am 2. Mai statt. Gleichzeitig wurde Ludovico Lamberti-Zanardi zum ersten Podestà für die Gemeinden von Luttach bis Prettau ernannt. Er fasste Beschlüsse bereits am 24. Mai, obwohl seine Ernennung erst am 1. Juni im Präfekturblatt von Trient veröffentlicht wurde. St. Jakob war der Sitz des Podestà, St. Johann der Hauptort des Sekretärskonsortiums.

Mit königlichem Dekret vom 10. Jänner 1929 erfolgte die Zusammenlegung der sechs Kleingemeinden zur Gemeinde „Valle Aurina“. Am 10. Februar 1929 verfügte der Podestà die näheren Einzelheiten dieser Zusammenlegung. Im Vorspann dieses Beschlusses wird erwähnt, dass die Zusammenlegung der verschiedenen Gemeindeämter bereits im Juli 1928 erfolgt ist. Wenigstens zeitweise gab es allerdings Außenstellen des Standesamtes in Luttach/Weißenbach und in Prettau. Der diesbezügliche Beschluss des Podestà vom 28. Februar 1931 spricht von Sonderdiensten zu Gunsten der „eccentriche popolazioni“.

Die Fraktionen

Einzigste Fraktion im Ahrntal war nach altösterreichischem Recht Weißenbach. Obwohl es noch um 1600 als eigenes Pimwerch aufscheint, wird der Ort bei der Waldzuweisung 1853 im Gegensatz zu den anderen Ahrntaler Gemeinden als Teil der „Ortsgemeinde Luttach“ genannt. Italien schrieb 1927 die sog. Bürgerlichen Nutzungsrechte an Gemeinschaftsbesitz fest. Sie regelten z. B. den Bezug von Brenn- und Bauholz, Weiderechte u.a.m. Die Verwaltungen dieser alt hergebrachten Rechte werden in Südtirol als Fraktionen bezeichnet.

Aus dem Jahr 1934 sind für St. Jakob und St. Peter die ersten Haushaltspläne erhalten. St. Jakob fasste in diesem Jahr nur zwei Beschlüsse und 1935 überhaupt nur einen. Die Kontrolle der Geldgebarung war damals offenbar kein Problem: so wurde die erste Abschlussrechnung der Fraktion Luttach, betreffend das Haushaltsjahr 1932 erst am 31. Dezember 1950 genehmigt.

1931 wollte Podestà Antonio Scala die Besitztümer der Fraktionen der Gemeinde einverleiben. Die Fraktionen (mit Ausnahme von St. Johann) rekurrten dagegen und erhielten Recht: einige alte Gemeindewälder und -gründe wurden Ihnen mit Urteil des Kommissars für die Gemeinnutzrechte vom 6. Mai 1931 zugesprochen. In der Folge konnten die Fraktionen die Eigenverwaltung durch Nutzungsberechtigte beantragen, was offensichtlich auch geschehen ist, denn heute werden im Ahrntal alle Gemeinnutzrechte von den Fraktionen verwaltet. In rechtlicher Hinsicht blieb allerdings eine große Abhängigkeit der Fraktion von der Gemeinde: einige Beschlüsse der Eigenverwaltungen bedurften einer Bestätigung durch die Gemeindeorgane um in Kraft zu treten und Verträge mussten bis 1988 überhaupt vom Bürgermeister abgeschlossen werden.

In den 60er-Jahren konnten die Fraktionen noch öffentliche Bauvorhaben der damals finanziell nicht gut gestellten Gemeindeverwaltung unterstützen und ermöglichen, so z. B. den Bau der Hauptwasserleitung von St. Jakob nach St. Johann. Wegen des Verfalls der Holzpreise stehen den Fraktionen heute weniger Geldmittel zur Verfügung.

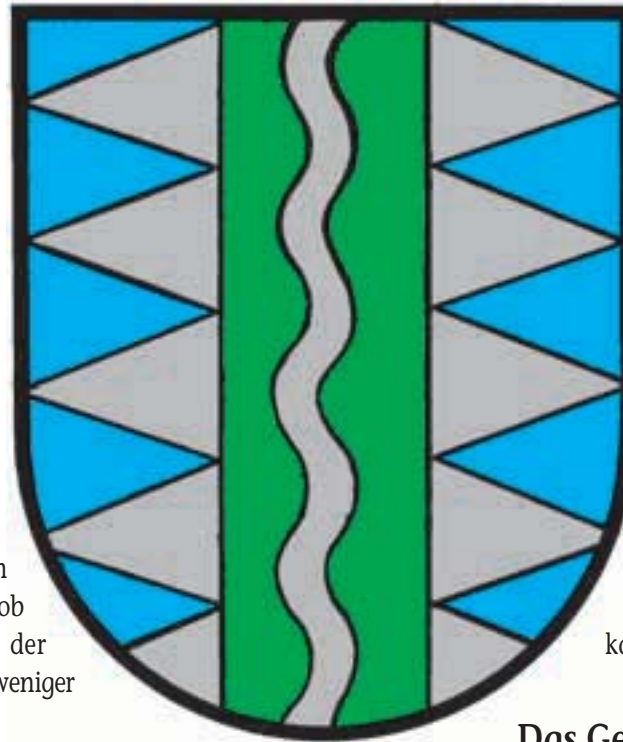
Der Gemeindesitz

Von der „Pimwercher“-Zeit bis in die 20-er Jahre des 20. Jahrhunderts befanden sich die Gemeindeangelegenheiten, der sog. „Gemeindekasten“, beim jeweiligen Vorsteher. Der Pimwercher und später der Vorsteher erledigten die Schreibearbeiten selber oder beauftragten kurzerhand ein Familienmitglied damit. Auf den

„alten Briefen“ steht dann auch: „geschrieben zu Sandbichl“ oder „beim Martinswirt“ usw. Erst mit Zunahme der Schriftlichkeit wurde ein Gemeindesitz erforderlich, den die italienische Gemeindeordnung schließlich vorschrieb.

1928 erfolgte die Zusammenlegung der Gemeindeämter von Luttach, St. Johann, St. Jakob, St. Peter und Prettau. Neuer Gemeindesitz wurde Steinhaus, weil der Ort etwa in der Mitte lag

und der Podestà ihn als das „*vero centro morale e commerciale*“ ansah. Gleichzeitig führte der Podestà zweiwöchentlich Sprechstunden in Luttach und beim „*Albergo Vall'Aurina*“ (Kordiler) ein und verfügte die Aufteilung der entstehenden Kosten auf die fünf Gemeinden. 1929 wurde Steinhaus schließlich per Dekret offizieller Sitz der neuen Großgemeinde. Die Ämter wurden in den oberen Räumen der Volksschule untergebracht, in der zeitweise auch ein italienischer Kindergarten funktionierte. 1943 übersiedelte die Gemeinde mit ihren Ämtern von der „alten Volksschule“ in den 2. Stock des Faktorhauses, das sie 1972 ankaufte.



Das Gemeindewappen

Die Landgemeinden der k. u. k. Monarchie führten im Unterschied zu den Städten und Märkten in der Regel kein eigenes Wappen. So ist auch im Ahrntal kein altes Gemeindewappen bekannt. Unter Italien bedurfte es einer staatlichen Bewilligung zur Führung eines Wappens. Erst im Zuge der Autonomie ging diese Zuständigkeit auf die Region Trentino-Südtirol über. Und so begann 1965 eine Heraldikkommission mit der Arbeit, für alle Gemeinden in Südtirol

ein amtlich anerkanntes und somit gesetzlich geschütztes Wappen zu entwerfen.

Das Wappen der Gemeinde Ahrntal ist also eine Neuschöpfung, entworfen vom akademischen Maler Hans Prünster. Nach der Genehmigung des Vorschlages am 18. April 1969 im Gemeinderat hat die Region dann das Wappen mit den nachstehenden Merkmalen genehmigt und veröffentlicht:

In 3 Felder gespalten, Feld 1 und 3 im Spitzenschnitt gespalten (4 1/2 Spitzen) von außen Blau und innen Silber, Feld 2 grün von einem silbernen Wellenbach durchzogen.

Die Farbe Silber kann im Wappenwesen durch Weiß ersetzt werden. Aus drucktechnischen Gründen war dies bisher auch meist der Fall.

Die Sprache

Nach Latein und rund einem halben Jahrtausend deutscher Verwaltungssprache im Ahrntal verordnete der Präfekt der Provinz „Venezia Tridentina“, Giuseppe Guadagnini am 28. Oktober 1923, dass in allen Gemeinden Italienisch die Amtssprache zu sein habe. Deutsch durfte nur noch als Übersetzung hinzugefügt werden, wobei aber dem italienischen Text der Vorrang einzuräumen war. Die Beschlussniederschriften der Gemeinde St. Johann wurden jedoch erst ab Anfang des Jahres 1926 italienisch verfasst. Amtliche Mitteilungen an Ausländer durften überhaupt nur in Italienisch erfolgen. Neben strafrechtlichen Sanktionen war bei Übertretung dieser Anordnung auch die Auflösung der demokratisch gewählten Gemeindeorgane vorgesehen.

Weil die Nationalsozialisten es „versäumten“ die Sprachendekrete aufzuheben, änderte sich die Lage erst mit dem zweiten Autonomiestatut von 1972. Wurde in den Jahren davor nur besonderen Beschlüssen (z. B. der Verleihung einer Ehrenbürgerschaft) eine deutsche Übersetzung hinzugefügt, so war jetzt in bestimmten Fällen die „Verwendung nur einer der beiden Sprachen“ wieder anerkannt. Bis zum Rundschreiben des Landes vom 30. Juli 1985 wurden in der Gemeinde Ahrntal die Beschlüsse größtenteils nur deutsch

abgefasst. Ab Sommer 1985 musste der verfügende Teil und ab Jänner 1988 der ganze Text der Beschlüsse zweisprachig sein. Seither kann gegen Verfügungen, welche dieser Pflicht nicht entsprechen, Nichtigkeit geltend gemacht werden.

Prettau

1428 noch zum „sand Petters pymerkch“ gehörig, wurde Prettau später ein eigenes Pimwerch, eine eigene Gemeinde. Protokolle über Sitzungen der Prettauer Gemeindeorgane sind seit 1911 erhalten, bis Juni 1924 in deutscher Sprache. Die Sitzungen fanden z.B. im Schulhaus oder beim „Wieserwirth“ statt. Der Rundstempel mit den faschistischen Symbolen wurde erstmals am 3. November 1928 verwendet.

1929 wurde Prettau wieder eingegliedert, diesmal der Großgemeinde Ahrntal. Ein im selben Jahr noch eingerichtetes Standesamt zeugt aber bereits von den Bestrebungen um Selbstständigkeit. 1932 ließ es Podestà Luigi Cavezzali zwar wieder schließen, doch wurde der Beschluss offenbar nicht umgesetzt, denn auch in der Folgezeit gab es noch einen einheimischen Beauftragten für das Standesamt in Prettau.

Mit Regionalgesetz vom 8. August 1958 wurde Prettau wieder zur selbstständigen Gemeinde erhoben. Die ersten Gemeinderatswahlen fanden am 30. November 1958 statt.

Mechanisierung der Verwaltung

Obwohl Schreibmaschinen in der Gemeinde schon seit langem im Einsatz standen, wurden in der Gemeinde Ahrntal bis Ende 1949 die Beschlussprotokolle noch handschriftlich verfasst, erst ab 1950 mit der Schreibmaschine. Im Mai 1959 wurde für das Gemeindeamt eine neue Rechenmaschine angekauft, weil die in Gebrauch stehende „trotz öfterer Reparaturen unrichtige Resultate“ lieferte. Neben einer Rechenmaschine standen Ende der 50-er Jahre gerade mal drei Schreibmaschinen in Gebrauch und bei Telefonaten musste noch das Postamt die Verbindung herstellen.

Im Hinblick auf die für das nächste Jahr anstehenden politischen Wahlen gab 1967 der Gemeinderat den Startschuss für die Mechanisierung von Wahl- und Meldeamt („um einen weiteren Beamten einzusparen“, wie es im Beschluss heißt). Die angekaufte „Druck“-Maschine funktionierte mit Aluminiumblechen, in welche die Daten eingestanzt wurden.

Im Sommer 1982 kam der erste Computer in die Gemeindestube, mit Jahresbeginn 1986 hielt die elektronische Textverarbeitung Einzug und seit September 1989 werden die Personalausweise nicht mehr maschineschrieben sondern ausgedruckt. 1990 kaufte die Gemeinde das erste Telefax-Gerät an, welches noch mit Thermopapier funktionierte. 1992/93 wurden die einzelnen Arbeitsstationen oder Rechner in der Gemeinde miteinander vernetzt.

Zum Jahresbeginn 1995 führte die Gemeinde ein „elektronisches Protokollbuch“ für die Ein- und Ausgangspost ein. Aber erst 1998 wurde das „protocollo informatico“ gesetzlich geregelt.

Und die Entwicklung geht rasant weiter: seit März 1999 hat die Gemeinde alle Arbeitsplätze im Rathaus mit Pentium-Rechnern ausgerüstet und verfügt über eine eigene „Internet-Adresse“: www.gemeinde-ahrntal.net.

Die Bediensteten

Vor der Übernahme der Gemeindeverwaltungen durch die Faschisten wurden die anfallenden bürokratischen Arbeiten in den Gemeindeämtern nebenher erledigt. So hob für die Gemeinde St. Johann der Brugger-Bauer Johann Hofer die Steuern ein und später der Mesner Franz Oberkofler, welcher 25 Jahre Gemeindegassier und 30 Jahre Gemeinderat war. Auch der Gemeindegassier Johann Stolzlechner, Förster (Wöhre), übte seine Funktion noch nicht hauptberuflich aus. Eine Aufwertung der Beamten erfolgte 1924 durch vorerst fakultative Befähigungsprüfungen für Gemeindegassiere. Diese Prüfungen wurden später Voraussetzung für das Amt. Die italienischen Machthaber ersetzten in der Folge die meisten einheimischen Sekretäre und Beamten durch zugewanderte Italiener.



Die ständig zunehmende Bürokratie in der Verwaltung sowie die neuen Aufgabenbereiche machten insbesondere ab den 70-er Jahren einen beachtlichen Aufwand erforderlich, um die „res publica“ im Ahrntal zu bewältigen. So waren z.B. 1996 für die Gemeinde bereits 17 Beamte, 3 Arbeiter, 1 Hausmeister und 13 Bedienstete an den Grundschulen und Kindergärten in rund 20 öffentlichen Strukturen hauptberuflich tätig.

Der Bürgermeister

Die Pimwerch-Funktionen gehen noch reihum von Hof zu Hof. So ist in der Pfarrchronik von St. Jakob von einer „Aufzählung der Reihenfolge, nach welcher jeder Bauer ein Jahr lang Pimberker (Vorsteher) sein soll“ die Rede. Für St. Johann findet sich im Gemeindearchiv die Originalliste, die allerdings nur die Höfenamen enthält. Sie beginnt 1604 beim „Oberschmidt an Plosperg“ und endet 1676 mit dem „Rasstpichler“.

Von den Vorstehern sind nur einige namentlich bekannt, hier sollen zwei St. Johanner kurz vorgestellt werden:

Jakob Gruber (1768-1844), Platter, wird wie sein Vater Franz („Platter und Anwalt“, gest. 1802) als Gerichtsanwalt bezeichnet und scheint

als langjähriger „Gemeindevorstand“ auf. Er war angesehen und reich, hinterließ bei seinem Tod gut 23.000 Gulden.

Auch Franz Auer, Kleinarzbach, der 1892 bei der Gründung der 1. Feuerwehr im Tal als Vorsteher aufsteht, war Bauer, „Äischzna“ (Arzneier) und Gemeindeoberhaupt.

Nach den faschistischen Amtsbürgermeistern und nach dem von den Nationalsozialisten eingesetzten kommissarischen Verwalter wird die Gemeinde Ahrntal seit dem Ende des 2. Weltkrieges von gewählten Bürgermeistern geleitet:

Nach dem Sturz Mussolinis sollte im Juli 1943 der letzte Podestà Luigi Cavezzali durch den Lehrer Sergio Scarian aus Cavalese ersetzt werden. Dieser verzögerte zunächst seinen Amtsantritt, trat aber dann als Schreibrkraft in die Gemeindedienste und ab 20. August 1943 scheint in den Beschlüssen bereits der von den deutschen

Machthabern eingesetzte kommissarische Leiter der Gemeinde auf. Im Auftrag der alliierten Militärverwaltung wurden am 17. Juni 1945 im Ahrntal Gemeinderatswahlen durchgeführt. Dem Rat gehören 8 Mitglieder an. Am 23. Juni wird Alois Oberkofler, Wiedenhof zum Bürgermeister gewählt, aber von den Alliierten nicht bestätigt. Und am 31. Juli ernennt der Präfekt Jakob Oberholzenzer, Verwalter, zum Bürgermeister.

Das neue Gemeindewahlgesetz ermöglicht es 1995 erstmals, dass die Gemeinde von einem nicht der Mehrheitspartei angehörenden Bürgermeister verwaltet wird.

Mit Ausnahme des Podestà leitete das Oberhaupt der Gemeinde deren Geschicke bisher stets nebenberuflich. Die Zukunft wird zeigen, ob dies für größere Gemeinden, zu denen Ahrntal zweifellos gehört, auch weiterhin möglich sein wird.



Weißenbach zu Beginn des Jahrhunderts

Ur- und Frühgeschichte des Tauferer-Ahrntales

Spuren der Mittleren Steinzeit

Während sich in den Haupttälern Südtirols nach den zahlreichen und überraschenden Funden der letzten 25 Jahre das Bild einer nahezu kontinuierlichen Begehung und Besiedlung von der ältesten Zeit herauf bis ins frühe Mittelalter abzeichnet, weisen die Seitentäler eine ungleich dünnere und meist nur episodenhafte Besiedlung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit auf.

Dies gilt für die südlichen Nebentäler des Pustertals (Gadertal und Sexten) ebenso wie für die nördlichen Seitenäste (Gsies, Antholz und Taufers). Allerdings ist hier zu bedenken, dass siedlungsgeschichtlich die vom relativ dicht bewohnten Brunecker Becken abzweigenden Täler eine weitaus günstigere Ausgangsposition hatten als beispielsweise die Nebentäler des Oberpustertals.

Im Hinblick auf Taufers und das Ahrntal will dies aber nicht bedeuten, dass die Begehungs- bzw. Besiedlungsrichtung zu allen Zeiten dieselbe war - denn auch den hochgelegenen Jöchern und Übergängen im Hintergrund des Tales kommt eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, vor allem im jüngeren Besiedlungsablauf zu.

Gerade in den Anfangszeiten der Begehung und Besiedlung der Täler durch kleine Gruppen mesolithischer Jäger und Sammler, die vom südlichen Voralpenraum aus ihr Territorium allmählich nach Norden ausdehnten, wurden Übergänge und Jöcher im Bereich sanfter Almregionen zu bevorzugten Aufenthaltsgebieten und wichtigen Verkehrsclammern zwischen den einzelnen Talschaften. Die durchschnittliche Seehöhe der Pässe und Jöcher im mittleren Alpenraum, die mesolithische Funde wie Silex- und Bergkristallgeräte bzw. -absplisse erbracht haben, liegt zwischen 1800 und 2300 Metern. Schon auf Grund dieser Tatsache wird man für Taufers

und das Ahrntal, dessen Jochübergänge meist bei 2500 bis 2700 Metern liegen, für die Mittlere Steinzeit (Mesolithikum) nicht allzu viel erwarten dürfen. Auch ist zu bedenken, dass die Entfernung dieser Jöcher vom Haupttal sehr groß (von Bruneck ca. 12 Stunden Gehzeit) und auch nicht durch gut gangbare Almweidegebiete in mittlerer Höhenlage zu überbrücken ist.

Immerhin könnten vereinzelte Bergkristall-Absplisse, die in jüngster Zeit am Hundskehljoch (2559 m) bzw. im Bereich oberhalb der Birnlückenhütte (ca. 2530 m) aufgelesen wurden, einen ersten Hinweis auf steinzeitliche Jäger im Talhintergrund liefern. Solange die Bergkristallsplitter aber nicht durch Silex- oder Radiolarit-Abschläge ergänzt werden, bleiben Werkzeugcharakter und Zeitstellung der Funde unsicher.

Den einzigen, sicher nachgewiesenen Mesolith-Fundpunkt in Taufers und im Ahrntal bildet daher bis auf weiteres das Klammljoch (2294 m). Die Entdeckung dieses mittelsteinzeitlichen Jägerrastplatzes im Hintergrund des Reintals war vom Verfasser und Walter Aichberger im Sommer 1984 gewissermaßen am grünen Tisch, anhand der 25.000er-Militärkarte vorprogrammiert worden. Kurz zuvor war uns bereits der Nachweis mesolithischer Jägerspuren am Stallersattel, am Gsiesertörl und auf der Nemesalm in Sexten gelungen. Wenn gleich das Fundmaterial vom Klammljoch noch recht spärlich ist, kann aufgrund von Vergleichen davon ausgegangen werden, dass es sich hierbei um Überreste von Jagdwaffen und -werkzeugen aus der Mittelsteinzeit handelt (ca. 8000 - 6000 v. Chr.). Woher diese Jäger kamen, lässt sich nicht feststellen. Sie müssen nicht unbedingt aus dem Rein- und Knuttental aufgestiegen, sondern können auch aus Defereggan und dem Affental aufs Joch gelangt sein. Die nächsten Mesolith-Stationen im Bereich des Stallersattels, des Obersees und des Hirschbühels sind nämlich nur etwa 12 km

Luftlinie entfernt, eine Distanz, die ungefähr der Strecke Klammljoch - Sand in Taufers entspricht. In größerem Zusammenhang betrachtet, scheint das Klammljoch überhaupt eine relativ gut gangbare, parallel zum Pustertal verlaufende Wegverbindung zwischen dem Brunecker- und dem Lienzerbecken zu markieren. Ob diese Fernverbindung allerdings bereits in der Mittleren Steinzeit eine größere Rolle spielte, bleibt fraglich.

Rein lokale Bedeutung - und dies wohl auch erst während der Bronze- und Eisenzeit - scheint die nördlich gelegene Querverbindung zwischen dem Ahrntal und Osttirol über das Umbaltörl (2849 m) gehabt zu haben.

Fassen wir also zusammen: Die ersten Spuren einer zaghaften, saisonalen Begehung der Bergwelt des Tauferer-Ahrntals durch Jäger und Sammler fallen in die Mittlere Steinzeit (ca. 8000 - 6000 v. Chr.). Sie zeigen die Anwesenheit früher Jagdgemeinschaften an, die die Almweiden des Rieserfernergebiets und des inneren Defereggentals nach jagdbarem Wild wie Steinbock, Hirsch und Gämse durchstreiften.

Dagegen haben die Jöcher des inneren Ahrntals wie Birnlücke und Krimmlertauern noch keinerlei Nachweis für die Anwesenheit mesolithischer Jäger erbracht. Sowohl die Höhenlage der Übergänge wie auch die Entfernung von den Haupttälern könnten die Steinzeitmenschen von der Begehung dieser Gegenden abgehalten haben.

Ein jungsteinzeitlicher Fund aus Taufers?

Noch weniger archäologische Zeugnisse als die Mittlere Steinzeit hat uns die Jungsteinzeit (Neolithikum) im Pustertal und dessen Seitentälern hinterlassen.

Ein poliertes, spitznackiges Steinbeil aus Oberrasen, das wohl dem Mittleren Neolithikum (ca. 4. Jt. v. Chr.) angehört, sowie spätneolithische Stein- und Keramikfunde von der Sonnenburg bei St. Lorenzen sind bisher die einzigen sicheren Hinweise für die Anwesenheit bäuerlicher Siedler der Jungsteinzeit in unserem Gebiet.

Umso auffälliger wirkt der Fund eines geschliffenen Lochschlängels, der seit Jahrzehnten im Bozner Stadtmuseum ausgestellt ist und die Herkunftsangabe „Schloss Taufers“ trägt. Die Provenienzangabe ist aber nicht eindeutig verbürgt - ja, unsere jüngsten Nachforschungen gehen eher in die Richtung, dass das Fundstück wohl in den 50er-Jahren unterschoben bzw. mit Absicht gegen die schon seit langem verschollene Lochaxt aus dem Steinkistengrab von Eppan ausgetauscht wurde. Jedenfalls ist ein Steinbeil (oder -hammer) aus Taufers weder in den Inventarbüchern noch auf den Karteikarten des Bozner Museums verzeichnet. Wir können daher den Fund von „Schloss Taufers“ nur mit großen Vorbehalten in diesem Rahmen anführen.

In seinem Werk „Wallburgen Südtirols“ führt Georg Innerebner den Schlosshügel von Taufers unter den „nachgewiesenen“ prähistorischen Siedlungen auf. Geht man den Hinweisen, die zu dieser Einschätzung führten, aber näher nach, so ergibt sich, dass von „nachgewiesen“ zu Innerebners Zeit jedenfalls keine Rede sein kann. Und selbst Adrian Egger, dem kaum eine vorgeschichtliche Hügelsiedlung im Pustertal verborgen blieb, reiht den Tauferer Schlosshügel nur unter die „wahrscheinlichen prähistorischen Stationen“ ein, d.h. er hat dort nie eine Tonscherbe gefunden!

Dieses Finderglück blieb uns 1997 vorbehalten. Nachdem wir jahrelang vergeblich im Bereich des Schlosses nach Scherben Ausschau gehalten hatten, kamen nach Restaurierungsarbeiten zufällig ein paar urzeitliche Tonscherben ans Licht. Freilich sind die bisher geborgenen Keramikbruchstücke recht dürftig, aber doch eindeutig prähistorisch, wahrscheinlich bronzezeitlich. Der Beweis für die vermutete jungsteinzeitliche Besiedlung des Platzes lässt allerdings noch weiter auf sich warten.

Bronzezeit-Siedlungen in Taufers und im Ahrntal

Weitaus mehr als über die Steinzeit wissen wir über die Siedlungsverhältnisse während des langen Zeitabschnittes, den man als Bronzezeit bezeichnet (ca. 2000 - 800 v. Chr.).

Den Ausgangspunkt der frühen Besiedlung des Tales bildet zweifellos das weite Brunecker Becken. Hier reiht sich geradezu eine Bronzezeit-Station an die andere, wobei vor allem die Gegend von St. Lorenzen die dichteste Fundstreuung aufweist. Aber auch im eigentlichen Brunecker Raum sind mehrere Bronzezeit-Siedlungen nachgewiesen, so am Buenlandbühel, am Brunecker Schlossberg, am Kehlburger Schlossthügel und auf der Kleinen und der Großen Pipe bei St. Georgen. Die beiden letztgenannten Stationen zählen zu den bedeutendsten Bronzezeit-Siedlungen des Pustertals.

Alle übrigen Bronzezeit-Stationen in Taufers und im Ahrntal vermitteln uns dagegen nur einen kleinen Ausschnitt aus dem erwähnten Siedlungsrahmen. Nur wenige dieser Niederlassungen scheinen bereits in einem frühen Abschnitt der Bronzezeit angelegt worden zu sein, der Großteil der Plätze wurde offenbar erst in der Mittleren Bronzezeit besiedelt (ca. 1500 - 1300 v. Chr.).

Die chronologische Bewertung der Siedlungsstellen (es handelt sich durchwegs um Hügelstationen) wird jedoch durch die Dürftigkeit des Fundmaterials erschwert. Von einigen dieser Fundpunkte, wie Kehlburg und Schloss Taufers, liegen bislang überhaupt nur eine Hand voll Tonscherben vor, wobei kennzeichnende Stücke meist sehr selten sind. Gerade die Kleinheit der Fragmente erschwert oft eine genauere typologische Zuweisung. Die Keramikfunde vom Kehlburghügel deuten jedenfalls eher eine fortgeschrittene Phase der Bronzezeit an. Schwierig gestaltet sich vorläufig auch noch die genauere zeitliche Einstufung der bronzezeitlichen Hügel-siedlung auf der Gaiser Pipe, denn leider ist auch hier, ähnlich wie auf den St. Georgener Pipen, durch unverantwortliche Raubgrabungen in den letzten 30 Jahren sehr viel zerstört worden, ja zum

Teil ist kein Stein mehr auf dem anderen geblieben. Auch wurde in der Zwischenzeit durch den Bau einer Straße der obere Westhang des Bühels angeschnitten. Im Gegensatz zur Kleinen Pipe von St. Georgen wissen wir im Fall der Gaiser Pipe allerdings nicht einmal, wo der eigentliche Wohnbezirk lag. Zu vermuten ist er in der Nähe der Talseite, also am Westrand.

Um eindeutig umgelagertes Material handelt es sich bei den bronzezeitlichen Scherben, die wir unlängst im Bereich des Ahtalerbühels (ca. 900 m) an der östlichen Berglehne zwischen Gais und Uttenheim auflesen konnten. Eine kennzeichnende Tonscherbe aus unseren Aufsammlungen, eine Wandscherbe mit Fingertupfenleiste, deutet auf die Frühe bis Mittlere Bronzezeit hin. Ähnlich spärlich wie bei den Gaiser Büheln sind die archäologischen

Daten zum bronzezeitlichen Siedlungswesen auf dem Kehl-

burghügel, wo der Großteil der Kuppe durch die mittelalterliche Schlossanlage verbaut

wurde. Trotzdem glückte uns der Nachweis einer fundführenden Schicht am Westrand des Hügels.

Reste der eigentlichen Wohnbauten, wie verkohlte Rundhölzer, Balken, Fußböden oder Feuerstellen, konnten dagegen bislang nicht aufgedeckt werden.

Dasselbe gilt für die beiden anderen Bronzezeit-Siedlungen in

Taufers und im Ahrntal, den Walburghügel bei Kematen und den Schönbühel bei

St. Johann. Der Kirchhügel von Walburg war schon

von Adrian Egger unter die „wahrscheinlichen prähistorischen Siedlungen“ eingereiht worden, doch erst Georg Innerebner glückte der entscheidende Fundnachweis. Die dürftigen Scherben aus den Aufsammlungen Innerebners (1941) erfuhren in den späten 60er-Jahren eine wertvolle und entscheidende Bereicherung durch die Begehungen und Entdeckungen des Laienforschers Rudolf Haarberg



aus Niedenstein in Hessen. Dieser ideal gesinnte Schulmann und Südtirolfreund (gest. 1978) verbrachte einige Sommer lang seinen Urlaub in Taufers und im Ahrntal und erforschte auf zahlreichen Kundfahrten dessen Archäologie, Geschichte und Mundart. Der Zufall wollte es, dass durch die schweren Unwetter des Jahres 1966 an mehreren Stellen des Walburghügels Hangrutschungen aufgetreten waren. In diesen Aufschlüssen am Süd- und Südwesthang des Bühels fand Haarberg mehrere Dutzend Scherben und zwei Feuersteinklingen. Eine Bestätigung erfuhren diese Befunde durch unsere eigenen Beobachtungen in den Jahren 1972 bis 1991. Allerdings waren zu dieser Zeit die Hangaufschlüsse bereits großteils wieder verwachsen und nur mehr selten traten in den Maulwurfshügeln bzw. am Wegrand kleine Keramikstücke ans Licht. Allerdings gelang uns 1991 die Entdeckung einer weiteren Fundstelle weit unterhalb der Kirche im östlichen Anschnitt der neuen Straße, die zu den Hasslerhöfen führt. Insgesamt vermitteln uns die Keramikfunde vom Walburghügel das Bild eines einfachen Haushalts bronzezeitlicher Siedler. Genau lässt sich die chronologische Stellung der Niederlassung allerdings nicht festlegen, da das Fundmaterial zu wenig aussagekräftig ist. Andeutungsweise kann die Mittlere Bronzezeit ins Auge gefasst werden (ca. 1500 - 1300 v. Chr.).

Ungleich mehr Fundmaterial steht uns vom Schönbühel bei St. Johann zur Verfügung. Diese wohl bedeutendste prähistorische Siedlung des Ahrntals war von Rudolf Haarberg Ende der 60er-Jahre ausfindig gemacht worden. In einem Brief an Dr. Vinzenz Oberhollenzer erwähnt Haarberg seine Entdeckung und fügt eine kleine Skizze bei, aus der die Lage der Funde hervorgeht. Demnach stammen die Scherben, insgesamt 14 Stück, „aus dem Kartoffelacker und Haferfeld“ am talseitigen Rand der Kuppe, wenig unterhalb des (inzwischen abgerissenen und neu erbauten) Hauses „am Egge“.

In den letzten 25 Jahren ist zu diesen ersten Aufsammlungen eine Vielzahl an Keramikbruchstücken hinzugekommen, die wir selbst auf wiederholten Begehungen des Schönbühels auf der Kuppe sowie an den Hängen, vor allem am steilen West- und Nordwesthang, auflesen konnten. Zudem wurde 1987 anlässlich des Grund-

aushubs für den Neubau des Hauses „am Egge“ vonseiten des Landesdenkmalamtes eine Sondierung vorgenommen, die ebenfalls zahlreiche Scherben erbrachte. Somit steht uns beim Versuch einer genaueren zeitlichen Einstufung der Niederlassung am Schönbühel heute weitaus umfangreicheres Material zur Verfügung als zu Haarbergs Zeiten. Aber auch er hatte schon auf die Verwandtschaft der Tonware vom Schönbühel zu jener von Walburg hingewiesen.

Im Vordergrund des keramischen Erscheinungsbildes vom Schönbühel steht die typisch bronzezeitliche, grobtonige Haushaltsware, unter die sich nur selten feinere, vermutlich importierte Keramik mischt. Dies gilt vor allem für die chronologisch aussagekräftigste Tonscherbe, das Fragment eines so genannten Hörnerhenkels („ansa lunata“). Entsprechende Zieraufsätze an Bandhenkeln von umgekehrt-konischen Schalen sind im oberitalienischen und südalpinen Raum weit verbreitet. Zu den bekanntesten Vorkommen dieser Gefäße zählen die Pfahlbauten von Ledro und Fiaavè. Und gerade die grundlegenden stratigraphischen Beobachtungen des Ausgräbers Renato Perini im Pfahlbau von Fiaavè in den Judikarien erlauben genauere zeitliche Rückschlüsse auf unser Bruchstück und damit auf die Siedlung am Schönbühel. Die am besten vergleichbaren Hörnerhenkel gehören in Fiaavè nämlich der ausgehenden Mittleren Bronzezeit an, dem so genannten „Bronzo Medio III“ nach Perini. Absolutchronologisch dürfte dieser Fundhorizont etwa dem 14. Jh. v. Chr. entsprechen. In denselben typologischen Rahmen wie die „ansa lunata“ fügen sich auch die übrigen Keramikfunde vom Schönbühel ein. Mehrere Fragmente haben Parallelen in dem angegebenen Fundhorizont von Fiaavè. Mehrfach kommen Bruchstücke von Gefäßen mit Kerbleisten bzw. Fingertupfenleisten vor; zuweilen sind die Gefäßränder gekerbt. Die Griffnoppen sind meist glatt, selten bogenförmig, manchmal aber auch gedellt; in einem Fall schließt an eine solche Noppe eine Fingertupfenleiste an. Krüge oder Henkelschalen sind durch zwei Bandhenkel vertreten. Unter den Besonderheiten der Tonware vom Schönbühel sind zwei Keramikbruchstücke mit runden Stempeleindrücken zu erwähnen, an sonstigen Funden ein Klopff- oder Glättstein und ein Stück Speckstein.

Zu den wichtigsten Funden unserer Aufsammlungen vom Herbst 1988 gehört aber zweifellos ein Stück Kupferschlacke, das wir auf der Wiese ca. zwei Meter nördlich des Baugrubenrandes auflesen konnten. Es handelt sich dabei um eine so genannte „feine Plattenschlacke“, ein Abfallprodukt, das sich beim mehrmaligen Umschmelzen des Kupfererzes an der Oberfläche eines Tiegelofens absetzt. Derartige Plattenschlacken kennen wir von zahlreichen prähistorischen, hauptsächlich spät- bis endbronzezeitlichen Kupferschmelzplätzen aus Tirol. Im Großraum Pustertal ist dies aber bisher der einzige derartige Fund. Unter der Voraussetzung, dass der Zusammenhang zwischen der Schlacke und der Siedlung am Schönbühel als gesichert gelten kann, ergäbe sich dadurch der Nachweis einer lokalen Kupferergewinnung bzw. -verarbeitung im Ahrntal bereits für eine mittlere Phase der Bronzezeit. Die Annahme, dass den Bronzezeitmenschen vom Schönbühel die Erzvorkommen im angrenzenden Arzbachtal bereits bekannt waren, ist sehr nahe liegend. Die Siedlungswahl könnte durchaus von diesem Umstand bestimmt gewesen sein.

In diesem Zusammenhang ist wieder einmal an das Bronzebeil von Pretttau zu erinnern, das gern als Hinweis auf prähistorischen Bergbau gesehen wird. Es ist sehr bedauerlich, dass dieses interessante Fundstück heute nicht mehr auffindbar ist, bzw. unter den Beilen der „Sammlung Ettl“ im Ferdinandeum nicht mehr eindeutig identifiziert werden kann. So ist nicht genau zu entscheiden, ob es sich dabei um ein endständiges Lappenbeil, ein so genanntes „Hallstattbeil“, oder um ein mittel- bzw. oberständiges Lappenbeil gehandelt hat. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, es sei im Sinne eines mittel-



Schönbühel am Gföllberg in St. Johann

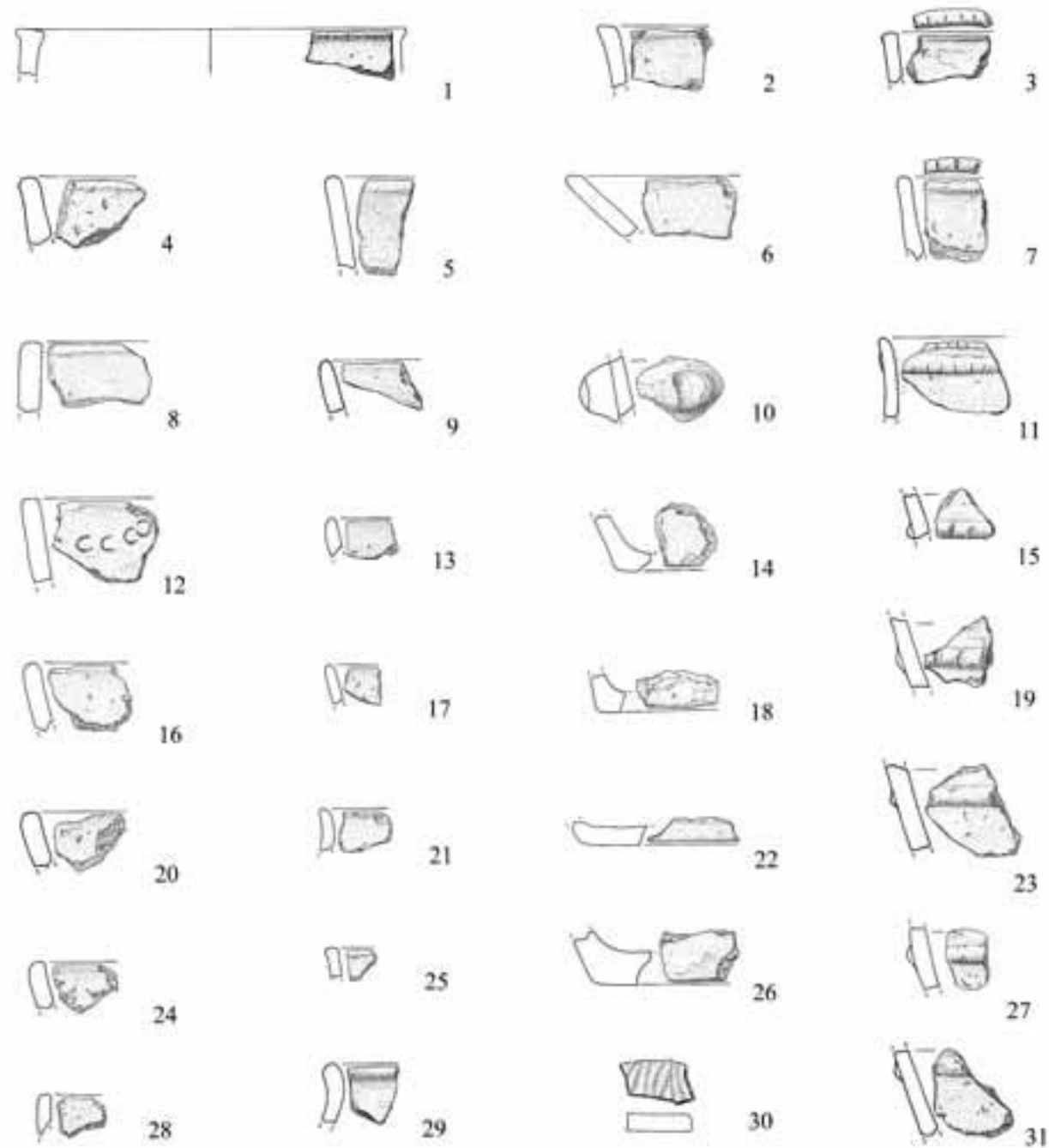
bis oberständigen Typus der Spät- bis Endbronzezeit zu deuten (ca. 13. - 10. Jh. v. Chr.).

So nahe liegend die Verknüpfung dieses Lappenbeilfundes mit urzeitlicher Bergbautätigkeit auch sein mag, der letzte Beweis dafür muss jedoch von einer anderen Seite erbracht werden, nämlich durch die Aufdeckung von Abbauspuren im Gelände, wie Schlackenhalde, Scheideplätze, Aufbereitungsstellen, Holztröge, Schachtöfen, Blasbalgdüsen aus Ton, Unterlagsplatten, Mahlsteine, Schlägel und Klopffesteine zum Zertrümmern des Erzes u.a.m.

Nun haben aber gerade in dieser Frage die Ende der 60er-Jahre einsetzenden Geländeforschungen von Lorenzo Dal Ri im Prettauer Revier recht positive Ergebnisse erbracht. Zwar konnten

bisher keine Schlacken einwandfrei vorgeschichtlicher Art nachgewiesen werden, aber immerhin wurden mehrere Unterlagsplatten gefunden, die jenen aus den urzeitlichen Bergbaugebieten im Salzburger Land und in Nordtirol sehr ähnlich sind. So gelang es Dal Ri, im Bereich des in ca. 1850 Meter Seehöhe gelegenen „Markus-Stollens“ mehrere Unterlagsplatten aus Gneis von 32x20x11 cm bis 46x20x10 cm aufzufinden, die zum Teil ober- und unterseitig Gebrauchsspuren, d. h. muldenförmige Vertiefungen aufweisen. Auch in der Nähe des „Christoph-Stollens“ (ca. 1775 m) kam eine große Unterlagsplatte zum Vorschein, die in sekundärer Verwendung als Mauerstein für ein kleines Bergwerkshaus stand.

Eine Geländebegehung in Begleitung von Lorenzo Dal Ri (1970) und weitere Feldforschungen, die wir zwischen 1972 und 1998 selbst betrieben haben, führten zur Aufdeckung weiterer Unterlagssteine und merkwürdiger, kantenbearbeiteter Schiefersteine,



Bruchstücke bronzezeitlicher Tongefäße (1-29, 31) und Plattenschlacke (30) vom Schönbüchel in St. Johann

wobei sich zeigte, dass diese Steine vorwiegend an der Basis der Blockhalde liegen, die sich nahe der Einbauten am südlichen Rand des Rötbachgrabens über den Steilhang hinabzieht.

In neuerer Zeit wurde das prähistorische Alter der in Prettau gefundenen Unterlagsplatten wieder in Zweifel gezogen. Diese Steine dienten laut Georg Mutschlechner *„nicht nur als Unterlage beim Zerkleinern, sondern auch zum Scheiden, zum Trennen des Erzes vom tauben Material, und zum Sortieren des Erzes nach Sorten und Güteklassen“*.

In Anbetracht der Fundorte solcher Unterlagsblöcke bzw. „Scheidsteine“ an der Basis der spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Bergwerkshalde knapp unterhalb des St. Christoph-Stollens könnte diese Hypothese durchaus zutreffend sein. Der sichere Nachweis prähistorischer Bergbautätigkeit im Prettau Revier bleibt daher bis auf weiteres offen. Der relative Fundreichtum prähistorischer Bronzegegenstände aus dem Brunecker und Tauferer Raum könnte immerhin im Sinne eines Umschlagplatzes lokalen Kupfers zu deuten sein, wenngleich ohne Zweifel auch Fertigprodukte (Geräte und Schmuckstücke) aus anderen Gegenden importiert wurden.

Weitgehend zweifelhaft sind auch Datierung und Zweckbestimmung der so genannten Schalensteine, von denen einzelne Vorkommen auch aus dem Ahrntal gemeldet werden.

Eisenzeitliche Streufunde aus dem Raum Taufers

Im Gegensatz zur Bronzezeit, aus der in Taufers und im Ahrntal doch einige Siedlungsplätze überliefert sind, ist die Eisenzeit bisher durch keinen einzigen Wohnplatz sondern nur durch ein paar verstreute Einzelfunde dokumentiert. Es sind dies ein Bronze-Lappenbeil aus „Sand in Taufers“ und ein weiteres Hallstattbeil aus Bronze mit seitlicher Öse aus „Taufers“.

Die Fundgeschichte dieser beiden Bronzeobjekte ist etwas verworren und undurchsichtig. Das erstgenannte, schlanke Lappenbeil ostalpiner Prägung, das im oberen Teil der Bahn eine eingeschlagene Marke in Doppel-X-Form trägt, wurde offenbar

Ende der 90er-Jahre des vorigen Jahrhunderts in der Gegend von Taufers gefunden; jedenfalls trägt es im Zettelkatalog des Museums Ferdinandeum in Innsbruck den Eingangsvermerk „E. 7.XI.1898“. Es fällt aber auf, dass das Stück weder im Zuwachsverzeichnis des Museums noch in der Rubrik „Alterthümer“ der „Zeitschrift des Ferdinandeums“ erwähnt ist; zudem erscheint merkwürdig, dass es eine hohe Inventarnummer (8950) trägt, also erst spät inventarisiert wurde.

Die Angaben zum zweiten Beilfund sind noch unklarer. Erst in unseren „Studien“ von 1974 taucht erstmals die Herkunftsbezeichnung „Ahornach“ für dieses Beil mit seitlicher Öse auf und zwar deshalb, weil dies aus einem Vermerk im Zettelkatalog des Ferdinandeums hervorzugehen scheint. Dort heißt es unter Inv.-Nr. 58: „b. Taufers (bei der Purgsteinwand) BH. Bruneck Hallstatttaxt (Bronze) gefunden in der Nähe des Schlosses Taufers (Pustertal)“, darüber die Notiz „=Ahornach“. Mit der Fundortbezeichnung „Ahornach“ würde die Angabe „in der Nähe des Schlosses Taufers“ weitgehend übereinstimmen, die Wälder und Fluren von Ahornach beginnen ja schon wenig östlich oberhalb des Burghügels.

Aber selbst wenn wir den genauen Fundort der beiden erwähnten Bronzebeile kennen würden, ließe sich daraus nur schwerlich ein Hinweis auf eine ältereisenzeitliche Siedlung ableiten, denn die über das ganze Land und weit darüber hinaus verstreuten prähistorischen Beilfunde sind fast durchwegs als Einzelfunde ohne jeden Siedlungszusammenhang zu Tage getreten, nur hin und wieder mit einem möglichen Bezug zu einer Opferstätte.

So bleibt uns denn weitgehend verborgen, ob und wo während der Eisenzeit (ca. 1. Jt. v. Chr.) in Taufers und im Ahrntal menschliche Niederlassungen bestanden haben.

Sollten eines Tages durch Zufall doch eisenzeitliche Siedlungsreste ans Licht gehoben werden, dürfte dies am ehesten in der Talweitung von Taufers bzw. in jener von Luttach der Fall sein. Dort ist ja schon der Ortsname selbst auf prähistorische Wurzeln zurückzuführen. Der Innsbrucker Sprachwissenschaftler Karl Finsterwalder leitet den Namen Luttach nämlich vom keltischen Personennamen Lukotos,

Lugetos ab. Auch Egon Kùhebacher hält Luttach für einen Prädiennamen keltischen Ursprungs („Besitz des Lucotos“).

So sehr man dieser Ansicht auch beipflichten mag, auf die eigentliche Frage, wer die spätvorgeschichtlichen Bewohner des Pustertals, von Taufers und des Ahrntales waren, bekommen wir trotzdem keine Antwort. Von der Archäologie her findet die Hypothese von der Anwesenheit keltischer Bevölkerungsteile im westlichen Pustertal bisher nämlich keine Bestätigung.

Wohl tauchen, vornehmlich ab dem 2. Jh. v. Chr., im durchaus lokal gefärbten Fundbestand immer wieder einzelne Objekte auf, die als „keltisch“ angesprochen werden können, doch hat man den Eindruck, dass es sich dabei weitgehend um Importgegenstände, teils aus dem norischen Kulturbereich (Kärnten), teils aus dem vindelikischen Gebiet Südbayerns, handelt.

Von der archäologischen Seite her liegt jedenfalls bisher kein Hinweis dafür vor, in den späteisenzeitlichen Bewohnern des westlichen Pustertals Kelten zu sehen. Es bestünde aber auch die Möglichkeit, dass im letzten Jahrhundert v. Chr., als das Pustertal zum keltischen Königreich Norikum gehörte, einheimische Personen keltische Namen trugen, die dann als ortsgebende Namen in die Landesgeschichte eingegangen sind.

Römerzeitliche Münzen- und Gräberfunde

Trifft die oben erwähnte Namensdeutung von Luttach zu, so würde sich daraus jedenfalls ergeben, dass früher oder später in jenem Talabschnitt eine späteisenzeitliche oder frühromische Niederlassung aufgedeckt wird. Vorläufig wissen wir nicht, wo sich ein solcher Siedlungsplatz verbergen könnte. Für eine römerzeitliche Niederlassung käme am ehesten eine Lage am Weißenbach, also nahe dem ostseitigen Talrand, in Frage. Leider geben uns in dieser Hinsicht die in Luttach gefundenen römischen Münzen keinen Anhaltspunkt, da der genaue Fundort dieser Stücke nicht festgehalten wurde. Auch aus Lappach ist der Fund einer spätrömischen Münze überliefert; im übrigen sieht es mit römischen Münzen oder sonstigen

Funden in dieser Gegend schlecht aus; wohl ein Zeichen dafür, dass dem Ahrntal in der Antike keine oder nur eine geringe Bedeutung zukam.

Um einiges besser ist es um das römerzeitliche Fundbild von Taufers bestellt, wo uns bisher zwar keine Siedlungsstellen, aber doch einige Streufunde und zudem Hinweise auf ein Urnengräberfeld vorliegen. In der alten Zusammenstellung römischer Münzen aus Tirol von Flavian Orgler scheinen speziell zwar keine Funde aus diesem Gebiet auf, in jüngster Zeit konnten aber sichere Anhaltspunkte bezüglich römischer Münzfunde auf dem Kehlburghügel bei Gais und im Bereich des Schössls in Uttenheim gewonnen werden.

Vereinzelte römische Münzfunde wären wohl auch in dem 1972 entdeckten römerzeitlichen Gräberfeld von Mühlen zu erwarten gewesen, doch sind die wenigen Funde anlässlich eines Grundausbaus für einen Hausbau zum Vorschein gekommen und eine systematische Untersuchung des Geländes durch Fachleute ist leider unterblieben. Münzen und andere Kleinfunde können daher leicht übersehen worden sein.

Die Entdeckung dieses bedeutsamen Gräberfeldes ist nie an eine breite Öffentlichkeit gelangt. Dementsprechend spärlich sind auch die Aussagen, die wir zu diesem Fundplatz machen können. Nach den schriftlich niedergelegten Beobachtungen des heimatkundlich und kulturhistorisch sehr interessierten, inzwischen leider verstorbenen Tierarztes Dr. Georg Nothdurfter handelt es sich bei den Funden vom Matzelmüllerboden in Mühlen um spärliche Überreste aus einem antiken Brandgräberfeld. Das Alter des Urnenfriedhofs lässt sich aus ein paar typischen Metallbeigaben wie einer Fibel und einem Eisenmesser ziemlich genau ermitteln. So weit Fundzusammenhänge vorliegen, ergibt sich, dass das eiserne Griffplattenmesser der frühromischen Kaiserzeit (1.-2. Jh. n. Chr.) angehört. Noch genauer lässt sich die Bronzefibel zeitlich bestimmen. Als Datierungsrahmen wird von Jochen Garbsch die „spätaugusteische bis allenfalls frühclaudische Zeit“ ins Auge gefasst (1. Hälfte des 1. Jh. n. Chr.).

Zu den ungewöhnlichsten Beigaben zählt aber eine halbkugelige Bronzeschale mit konzentrischen Drehrippen am Boden. Zu dieser Gefäßform kennt man bisher aus unserem Bereich keine Parallelen. Vom keramischen Fundbestand aus dem Mühlener Gräberfeld haben sich eine Urne und vier Beigefäße erhalten. Zeitlich gesehen, fügen sich auch die Keramikfunde von Mühlen gut in das 1. bis 2. Jh. n. Chr. ein.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass uns in Mühlen ein frühkaiserzeitliches Brandgräberfeld entgegentritt, dessen

Belegungsdauer von der ersten Hälfte des 1. Jh. bis etwa in die Zeit um 200 n. Chr. reicht. Von da an verlieren sich allmählich die archäologischen Spuren in Taufers und im Ahrntal, sieht man von den oben erwähnten, vereinzelt Münzfunden einmal ab. Erst im Hochmittelalter, etwa ab dem 12. Jahrhundert, tut sich mit der Mittelalterarchäologie auf den Burghügeln von Tobl und der Kehlburg ein neues Kapitel der lokalen Heimatforschung auf. In das Helldunkel der geschriebenen Geschichte tritt das Ahrntal schließlich mit dem 13. - 14. Jahrhundert.

Die Grundherrschaften im Ahrntal

Bauer und Grundherr in Tirol

Im Mittelalter und weit in die Neuzeit herein, ja in unseren Tälern noch bis ins 20. Jahrhundert, lebte die überwiegende Mehrheit der Menschen auf dem Lande und ernährte sich von den Erträgen aus Grund und Boden.

Der Begriff Grundherrschaft ist erst in neuerer Zeit aufkommen und bezeichnet allgemein Herrschaft über Land und die darauf lebenden Menschen: Der mittelalterliche Grundherr war der Obereigentümer seiner Güter, die er meist einzelnen Bauern zur Bearbeitung überließ. Diese Bauern, auch Grundholden genannt, hatten das Nutzungsrecht an Grund und Boden, schuldeten ihrem Herrn dafür Treue und leisteten für das verliehene Gut Abgaben und Frondienste.

Zu betonen ist, dass das Verhältnis zwischen dem meist adligen Grundherrn und seinen Bauern viel mehr war als etwa die Beziehung Pachtherr - Pächter heute. Der Grundherr hatte im Mittelalter und teilweise fast bis ins 19. Jahrhundert hinein ein behördliches Aufsichtsrecht und die niedere Gerichtsbarkeit über seine Grundholden. So entschied er deren Lebensumstände, indem er z.B. Heirats Erlaubnisse erteilte oder verweigerte. Bei Beziehungen zwischen einem Mann und einer Frau, die verschiedenen Herren gehörten, sind Urkunden über Abmachungen der Grundherren darüber gar nicht so selten, wie die aus einer solchen Ehe hervorgehenden Kinder auf die beiden Herrschaften aufgeteilt werden sollten. Die Herrengewalt bedeutete also auch Herrschaft über die das Landgut bearbeitenden Personen und schloss gewisse öffentlich-rechtliche Befugnisse mit ein, etwa die Schlichtung kleinerer Streitigkeiten zwischen einzelnen, demselben Grundherrn unterstehenden Parteien, aber auch die so genannte außerstreitige Gerichtsbarkeit. An- bzw. Verkäufe von

Gütern und Ähnliches besiegelte der Grundherr ebenfalls für seine Bauern. Mächtigere Grundherren versuchten auch Erbschaftsangelegenheiten und Vormundschaftsfälle in ihre Hand zu bekommen und den lokalen landesfürstlichen Gerichten zu entziehen. Die größeren Grundherren im Lande legten über Verträge ihrer Grundholden Protokolle (Verfachungen) an und fassten diese in Büchern, den Verfachbüchern, zusammen. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde dieses Vertrags- und Behördenwesen dahingehend vereinheitlicht, dass nunmehr Verträge nicht mehr bei den jeweiligen Grundherren sondern ausnahmslos bei den öffentlichen Gerichten abgeschlossen werden mussten und dort verfacht wurden. Jenen verblieben nur noch die Geld- oder Naturalienabgaben ihrer Güter.

Der Bauer und seine Angehörigen waren im Mittelalter persönlich nicht frei, sondern „hörig“, d.h. sie gehörten dem Grundherren. Aber schon im Spätmittelalter (etwa 13. -15. Jh.) trat in weiten Teilen Europas, besonders aber in Tirol, diese persönliche Unfreiheit (Leibeigenschaft) der Bauernfamilien allmählich zurück. Die Bauern konnten die Güter meist in Erbleihe bewirtschaften, d.h. das Gut verblieb der Familie, die es bewirtschaftete, und musste nicht nach einer bestimmten Frist oder nach dem Tod des Bauern dem Grundherrn zur neuerlichen Verleihung zurückgegeben werden. Es war sogar der Verkauf des Gutes möglich, wenn der Grundherr einverstanden war und weiterhin vom neuen „Baumann“ die im Urbar schriftlich festgelegten Abgaben und Dienste erhielt. Vom 15. Jh. an ist in Tirol unter „Baurecht“ somit fast ausschließlich ein erbliches Leiherecht sowohl in männlicher als auch in weiblicher Linie auf Lebenszeit zu verstehen.

Die Tiroler Landesfürsten, in erster Linie Meinhard II., haben diese Entwicklung offenbar gefördert: An Etsch und Inn war der Landesfürst ohnehin selber in weiten Teilen Grundherr; und in den

Gebieten, die anderen adeligen oder geistlichen Herrschaften (Bischöfen, Klöstern) gehörten, lockerte sich durch die wirtschaftliche Entwicklung ebenfalls die enge Bindung der Grundholden an den Grundherrn. So wuchs die selbstständige bäuerliche Bevölkerung Tirols allmählich zu einem einheitlichen Stand zusammen, der politische Rechte erlangte, bis hin zur ständischen Vertretung der Landgemeinden im Tiroler Landtag. Abordnungen von Bauern und Gemeinden wandten sich mit Beschwerden über den Grundherrn an den Landesfürsten: dieser war die für jedermann erreichbare oberste Instanz geworden.

Zum Erbbaurecht heißt es in der Tiroler Landesordnung von 1404:

Es soll auch ein jeder Herr, sei es ein geistlicher oder weltlicher, seinen Baumann (Bauern) bei all seinen Rechten, worüber er Urkunden hat, seien sie geerbt oder gekauft, belassen. Wenn aber ein Herr einen Eingriff (in die Rechte des Bauern) machen will, so soll der Richter, in dessen Gericht der Baumann wohnt, dem Baumann zu seinem Recht verhelfen. Ein Baumann mag sein Erbrecht (Erbbaurecht) verkaufen oder versetzen und vermachen vorbehaltlich der Rechte und der Zinsen des Herrn.

Seit der Mitte des 14. Jhs. haben mehrere Tiroler Landesfürsten Verfügungen erlassen, die die Rechte und Pflichten der „Bauleute“ gegenüber den Grundherren regelten und die rechtliche Grundlage für die Entscheidungen der landesfürstlichen Richter in Auseinandersetzungen zwischen Grundholden und Grundherren bildeten.

Wir haben bisher von Bauern gesprochen, die auf Grund der Größe und der Erträge ihrer Höfe einigermaßen selbstständig leben und handeln konnten. Nicht vergessen darf man jedoch, dass zahlreiche Klein- und Kleinstbauern („Sölllente“, deren Häuser wurden Söllhäuser oder Soldhäuser genannt, siehe das Urbar auf S. 46) zusätzlich als Tagelöhner arbeiten mussten; dass ein beträchtlicher Teil der ländlichen Bevölkerung kein eigenes Zuhause hatte („Ingehusen“); dass schließlich Mägde und Knechte („Ehehalten“) ohnehin keine eigene Familie gründen durften und vom jeweiligen Dienstherrn auch weiterhin persönlich sehr stark abhängig blieben.

Das offizielle Ende der Grundherrschaft ist in Österreich, zu dem Tirol seit 1363 gehörte, mit dem Jahr 1848 anzusetzen: Die Bauern wurden nun tatsächliche Eigentümer der von ihren Familien oft schon seit Generationen bewirtschafteten Höfe. Die Ansprüche der Grundherren, die dadurch ihren jährlichen Grundzins verloren, wurden dabei zu je einem Drittel vom Staat, vom Bauern und vom Grundherrn selbst abgelöst.

Im Folgenden aus dem Südtiroler Landesarchiv als Beispiel die „Grundentlastungs-Erkenntnis“, wie der schriftliche Niederschlag des Verfahrens der Grundentlastung hieß, vom Gericht Taufers für Anton Brugger, Besitzer eines Hofes in St. Johann.



Grundentlastungserkenntnis aus dem Jahre 1850

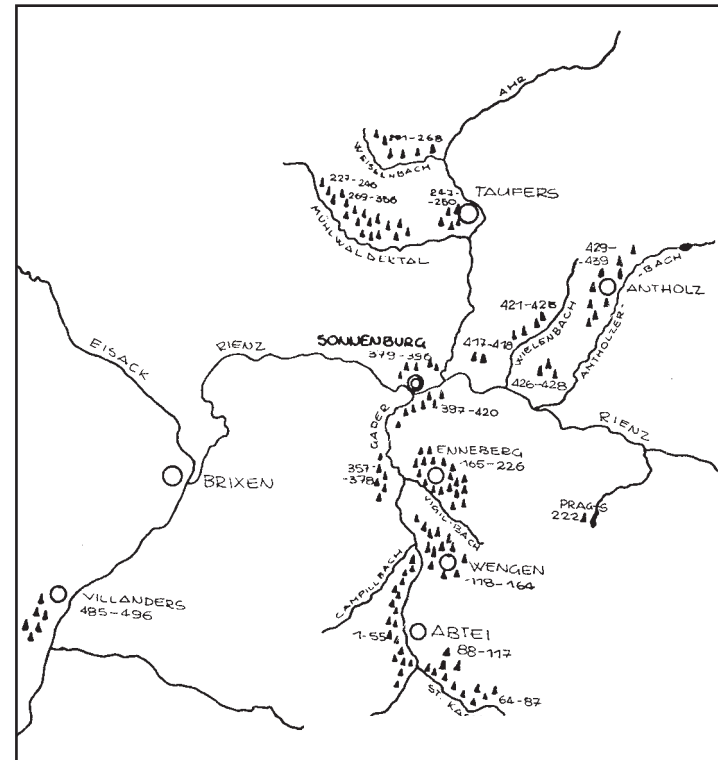
Die Edlen von Taufers und das Stift Sonnenburg

Das Geschlecht der Edlen von Taufers, welches seit 1130 erwähnt wird, hat spätestens im 13. Jh. nachweislich Herrschafts- und Grundrechte im Ahrntal inne. Darunter sind mehr oder weniger das gesamte Gebiet des Pusterer Seitentales von Taufers taleinwärts gemeint; ebenso Besitzungen jenseits der Jöcher im Defreggen, im Pinzgau und im Zillertal. Die Almen Jagdhaus, Seebach, Schwärze, Affental waren bis ins 17. Jahrhundert Eigentum hiesiger Bauern, z.T. sind sie es heute noch.

Die Edlen von Taufers hatten dichten Grundbesitz, der sich in die Propsteien (Verwaltungseinheiten) Ahrn, Mühlwald und Gais gliederte. Dort übten die Tauferer die niedere Gerichtsbarkeit „über Leute und Güter“ aus. Diese hängt, wie schon ausgeführt, mit der Grundherrschaft zusammen. Die Herren von Taufers hatten zudem die hohe oder Blutgerichtsbarkeit inne, so genannt wegen der Befugnis, bei schweren Verbrechen Todesurteile zu verhängen - und zwar sowohl in den Gebieten der eigenen Güter wie auch in jenen anderer Grundherren im Tauferer Bereich. Nach dem Aussterben jener Linie der Tauferer Herren, welche Ahrn besaßen und dort die Blutsgerichtsbarkeit ausgeübt hatte (die Tauferer Erbteilung war 1306 erfolgt), gingen Güter und Befugnisse 1309 an den Tiroler Landesfürsten über. Das Ahrntal wurde zu einem fast einheitlich landesfürstlichen Gericht.

Zwischen der Herrschaft Taufers bzw. der Tiroler Landesregierung als Rechtsnachfolgerin einerseits und dem traditionsreichen und mächtigen Benediktinerinnenstift Sonnenburg im Pustertal andererseits, welches in Mühlwald-Weißenbach eine relativ geschlossene Grundherrschaft von ca. 100 Bauernhöfen hatte, kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen über die Ausübung der Gerichtsbarkeit.

Im Jahr 1542 führte das Stift einen Prozess gegen die Herrschaft Taufers, weil diese die Forstaufsicht über die Güter des Stiftes in Mühlwald und damit die Abgabe für die Schlagbewilligung in den dortigen Wäldern für sich beanspruchte. Die Streitigkeiten zwischen



Gericht Taufers und Sonnenburg zogen sich über Jahre hin mit dem Ergebnis, dass die ohnehin nie ganz zum Tragen gekommenen Befugnisse des Stiftes Sonnenburg im Tauferer Gebiet ständig geschmälert wurden. Ein landesfürstlicher Schiedsspruch von 1723 bestimmte schließlich, der Amtmann des Stiftes dürfe in Mühlwald, Lappach, Weißenbach, Michlreis und Pieterstein nur

„gütige Handlungen über seine Grund- und Baugüter und deren Besitzer mit Schuldsachen, Erbs- und Testamentseinrichtung, Alienationes und Übergabskontrakten und die Verfächtigungen der Käuf, Bestand und andern gütige Handlungen vornehmen ..., hingegen alle Injuri, Frevel, Inzucht, Unzucht, Spolia und alle übrigen vorfallenden Actiones penales die Pfleg- und Landgerichtsobrigkeit in Taufers zu prorogieren (erledigen) habe“

Obwohl Stift Sonnenburg eigentlich ein Hofgericht mit weitergehenden Befugnissen war, hatte es also in Mühlwald nur mehr die außerstreitige Gerichtspflege über seine Grundholden behaupten können; und obwohl Sonnenburg als Grundherrschaft seine eigenen Verfachbücher führte, wurden die Verträge über Güter in Mühlwald nicht in den Büchern des Klosters, sondern in jenen des Gerichtes Taufers verfasst. Nach der Aufhebung des Stiftes gingen 1787 schließlich sämtliche Befugnisse auf das Gericht Taufers über.

Wie die Grafen von Tirol-Görz als Tiroler Landesfürsten, so bemühten sich etwa seit dem 13. Jahrhundert auch die vielen anderen kleineren Grundherrschaften im Lande, ihre Einkünfte und Rechte aus Grundbesitz in Abgabeverzeichnis („Urbaren“) schriftlich festzuhalten.



Das älteste erhaltene Urbar des Klosters Sonnenburg aus dem Jahr 1296 führt unter dem „Amt Mühlwald“ alle ihm grundzinspflichtigen Güter an, die sich in Lappach, im Mühlwaldertal, Mühlen, Pieterstein, Michlreis bis nach Weißenbach mit der Unterbrechung von Luttach bis ans Schöllberggegge befanden. Später hat das Stift einen beträchtlichen Anteil davon an die Herren von Luttach verkauft.

Weißbach ist offensichtlich von Mühlwald aus besiedelt worden. Folgende aufgezählte Höfe waren im Jahr 1296 Sonnenburger Eigentum:

Michelris auf dem couel (Michelreis oberhalb Sand in Taufers)
an dem Tyon (Treyer in Michelreis)
an dem Hof (Hofer in Michelreis)
Abhanch (vermutlich in Michelreis)
Moslehen (? in Weißenbach)
Waldlehen (Lechn in Weißenbach)
ouf Ekke (Marxegger in Weißenbach)
in dem Steinach (? in Weißenbach)
in dem Weidach (Weider in Weißenbach)
ouf dem rayn (vermutlich Pichler in Weißenbach)
Ober-Weidach (? in Weißenbach)
Doerfeler (Oberdörfler in Weißenbach)
in Curia inferiori; deutsch: *in dem Nidernhof* (Außerhof in Weißenbach)
Madlehen (? in Weißenbach)
Pirchen (Pircher in Weißenbach)
Curia superior, deutsch: *Oberhof* (Innerhof in Weißenbach)
Veuchten (Feichter in Weißenbach)
Rouchekk (Reichegger in Weißenbach)
minor Rouchekk; deutsch: *minder Rouchekk* (vermutlich Gasteiger in Weißenbach)
Wisen (vermutlich Wiesiler in Weißenbach)
Mensenhof (Mesenhof in Weißenbach)

Die Inhaber dieser Bauerngüter schuldeten dem Kloster gewisse feststehende Abgaben, doch war das Leiheverhältnis erblich und ohne besondere Beschränkung in der persönlichen Freiheit. Im Allgemeinen scheinen die Bauern mit der Grundherrschaft Sonnenburg zufrieden gewesen zu sein, da das Kloster auch in der Zeit der Unruhen der aufständischen Bauern im 16. Jh. nicht in Mitleidenschaft gezogen worden ist.

Die Grundherrschaft Sonnenburg bestand bereits im 16. Jahrhundert darauf, dass die Höfe nicht beliebig geteilt werden durften. Zwölf Stück Großvieh musste der kleinste Hof haben, sonst war er

nicht lebensfähig, und Sonnenburg achtete darauf, dass die Höfe eine Familie auch in schlechten Zeiten erhalten konnten. Sicherlich spielte auch das Eigeninteresse des Grundherrn eine Rolle, da ein gut erhaltener Hof die vorgeschriebenen Abgaben leichter und besser, langfristig und regelmäßig zu entrichten vermochte. Hofteilungen wurden hingegen im hinteren Ahrntal von der Landesregierung geduldet, ja eher gefördert, um über eine ausreichende Zahl an Arbeitskräften für den dort aufblühenden Bergwerksbetrieb zu verfügen; in Prettau und anderen Orten erreichten die Söllhäuser sogar die Mehrheit der Hofstellen bzw. Häuser.

Das erste Urbar über die Güter der Herrschaft Taufers ist bald nach der Übernahme des inneren Teils der Tauferer Besitzungen durch die Tiroler Landesfürsten abgefasst worden und stammt aus den Jahren 1315-1325. Hauptsächlich verzeichnet dieses nicht vollständig erhaltene Urbar Güter (z.T. die Bauleute) aus der Propstei Ahrn, wobei folgende im Gebiet der heutigen Gemeinde Ahrntal liegen:

der mayerhof ze Pirchen (Moar zu Pirk in Luttach)
der hof ze Prucken in Weizzenpach (Brugger in Weißenbach)
der hof ze Brunek (Brunegger in Weißenbach)
der hof in Chlamme (Klammer in Weißenbach)
der hof an der Wisen (Großwiese/Weißner in St. Johann)
des Pruⁿners hof (Brunn in St. Johann)
ain gu^ot in dem Staudach (? in St. Johann)
ain hof in der Stainpevne (Steinpent; Widum; Baumann in St. Johann)
der hof in der Gru^oben (Gruber in St. Johann)
der hof in Trippach (Trippach in St. Johann)
der hof ze Peltzenperge ze Niderweges (Niederweger in St. Johann)
Berhtoldes hof ob des Weges (Obweger in St. Johann)
Ulriches hof an der Hu^oben (Huber in St. Johann)
der mayerhof (einer der Meierhöfe in Steinhaus)
Berhtold auf der Maur (Maurmair in Steinhaus)
Ulrich in dem mayerhof (einer der Meierhöfe in Steinhaus)
Gotschel ze der Linden (Linter in Steinhaus)
der Scherige (?)

der hof ze Rise (Rieser in Steinhaus)
der hof ze Prunnenchouel (Brunnkofler in Steinhaus)
der hof in dem Pache (Bacher in St. Jakob)
der nider Choueler (Niederkofl in St. Jakob)
ain gu^ot in dem Mose (Moser in Steinhaus)
der ober Choueler (Oberkofl in St. Jakob)
der hof ze Vohpuhel (Voppichl in St. Jakob)
der Voicpuheler (? in St. Jakob)
der hof ze Walpach (Wollbacher in St. Jakob)
ain gu^ot in Sebe (Seeber in St. Jakob)
der hof in Levntal (Lanthaler in St. Jakob)
daz gu^ot zem po^esen Aherain (Niederachrain in St. Jakob)
der hof ze dem obern Aherain (Oberachrain in St. Jakob)
der mayer auf dem Pu^ehel (Ober- oder Niedermair in St. Jakob)
zwei gu^ot ze Understain (Unterstein in St. Jakob)
ain gu^ot ab dem perge an dem Orte (Oberberg in St. Jakob)
der Mitterhouer („ab dem mitteren perge“ Unterhochberg in St. Jakob)
der Maurer („in dem Mawrach“, Maurberg in St. Jakob)
der Chunik von dem wazzer (Künig in St. Jakob)
Christan in der Gru^oben (In Gruben in St. Jakob)
Berhtolt von Holintz (vermutlich Oberhollenzer in St. Jakob)
Meinleins gu^ot daselben (vermutlich Niederhollenzer in St. Jakob)
der hof in dem Loche (Locher in St. Peter)
ain gu^ot ze Prant (Branter in Steinhaus)
ain gu^ot ze dem Lehen (Glocklechner in Steinhaus)
ain gu^ot ze Hinderekke (vermutlich Holzlechn in Steinhaus)
der pose Treyer; Dyetmar an dem Treyen (Treier in Steinhaus)
der Pold ze der Rinnen (Poldn in Steinhaus)
dev swaige ze Chlausen (Schwaiger in Steinhaus)
ze der posen Eben (Ebene in St. Jakob)
der hof under dem Perge, den Werdelf pawet (Unterberg in Steinhaus)
der Chlammer in der Chlausen (? in Großklausen in Steinhaus)
von ainer hu^oben dev da haizet Gepaurschaft (Baurtschaft in Steinhaus)
ain hube auf dem chouel (Kofler in St. Johann)
ain hof auf Geuelle (Niederhof am Gföllberg in St. Johann)

der Puheler auf Geuelle (Pichl am Gföllberg in St. Johann)
datz ober Geuelle (Oberhof am Gföllberg in St. Johann)
ain hu^obe an dem Ertzpach (Arzbacher in St. Johann)
der Chlinger (?)
ain hu^obe in der Wisen (Kleinwiese in Luttach)
ain hof ze Pruke (Brugger in Luttach)

Güter und Rechte anderer Herrschaften

Neben den zwei zusammenhängenden Grundherrschaften im Tal, den Edlen von Taufers und dem Stift Sonnenburg, hatten auch andere weltliche und geistliche Herren verstreuten Besitz und einzelne Rechte, welche schon auf Grund der größeren Entfernung zum Grundherrn auf ein Mindestmaß beschränkt blieben.

Über diese Grundbesitzungen wissen wir hauptsächlich durch einzelne Urkunden, in denen etwa der Kauf eines Gutes getätigt oder nur erwähnt wird. Oft erfahren wir nicht, welche Abgaben und Dienste auf dem Hof lagen. Auch ist nicht immer zu erkennen, ob der Grundeigentümer im Laufe der Zeit derselbe bleibt, was hingegen sehr wohl bei den Tauferer Höfen der Fall ist, die über Jahrhunderte hindurch ziemlich konstant in den Urbaren aufscheinen. Trotzdem sind diese Urkunden von lokalem Interesse, beinhalten sie doch nicht selten die erste Nennung eines Hofes oder einer Flur.

Im Jahr 1027 übertrug Kaiser Konrad II. dem Brixner Bischof Hartwig einen Großteil der alten Grafschaft Norital, der sich vom Eisacktal bei Klausen über den Brenner bis ins Inntal ausdehnte. Der Bischof wurde Reichsfürst, das Bistum eine reich begüterte weltliche Herrschaft, die durch weitere Gebietserwerbungen und Schenkungen, das Pustertal als Grafschaft Pustrissa 1091, noch wuchs. Der rührige Bischof Bruno von Brixen (1250-1288) ließ die der Brixner Kirche zustehenden Abgaben in einem ersten Gesamturbar erheben und gründete als Mittelpunkt des Brixner Besitzes im Pustertal die nach ihm benannte Stadt Bruneck.

Bereits 1048 hatte Kaiser Heinrich III. der Brixner Kirche ein Waldgebiet, das hauptsächlich das Antholzertal umfasste geschenkt;

wobei im entsprechenden Urkundentext auch das Ahrntal, *vallis quae dicitur Aurina*, genannt ist. Genauer ist aus dieser Quelle noch nicht zu erfahren. Ebenso finden sich in den folgenden Jahrhunderten nur einige vage Hinweise auf Rechte von Brixen im Tauferer oder Ahrntaler Raum.

Gegen Ende des 11. Jhs. sind hingegen konkret Güterschenkungen an die Brixner Bischöfe überliefert: Der Edle Heinrich, Dienstmann von Bischof Altwin schenkt zwischen 1065 und 1077 dem Hochstift Brixen unter anderem ein Gut zu Rohrbach im Ahrntal: ... *praedium ... quale habuit in Ourin (=Ahrn) in loco qui dicitur Rora...*

Ungefähr zum selben Zeitraum macht auch der Edle Eppo eine Schenkung. In der Urkunde ist aber nur unbestimmt von einem *predium ... in valle Orin*, also von einem „Gut im Ahrntal“, die Rede.

1237 schenkt Hugo von Taufers dem Brixner Domkapitel „als Ersatz für zugefügten Schaden“, der nicht näher definiert wird, den Viehhof *Clusen* (Klausen?) in Ahrn.

Im Jahr 1329 scheint urkundlich ein Gut „an der Wisen“ in „Aeurn“ im Besitz des Friedrich von Andrian auf, der ein Dienstmann der Brixner Bischöfe war. Friedrich von Andrian hatte unter anderem von diesem Hof Schulden an einen Brixner Domherrn. Die Eigentumsrechte scheinen also wiederum im Umkreis des Hochstiftes Brixen zu liegen.

Obwohl dieses somit im Ahrntal sehr wohl einige Rechte und Güter hatte, nennen die Urbare der späteren Jahrhunderte außer drei Schwaighöfen in Mühlwald (Pergmeister, Klammer, Podner) keine regelmäßigen Einkünfte aus dem hier interessierenden Gebiet.

Das 1142 gegründete und in der Folge reich ausgestattete Augustiner Chorherrenstift Neustift hatte innerhalb seines „Urbaramtes Pustertal“ 17 Grundgüter, u.a. in Prettau, Sand und Gais. Im ältesten Urbar Neustifts werden folgende Höfe im Ahrntal aufgelistet:

- Die *curia in Wizenpach*; das bezeichnenderweise „Stifter“ genannte Gut in Weißenbach, war um 1182/83 eine Schenkung Konrads von Uttenheim gewesen, eines Dienstmannes der Herren von Taufers.
- Der Hof Schratewinchel (Winkler in St. Peter des Heinrich Musauge,



Pfarrer in Ahrn ... *curia Mu^esgonis que vocatur Schratewinchel*; und ein weiteres Gut des Musauge, Ekke genannt, *predium ... quod vocatur Ekke*: dieser Hof wurde zu den Passegg-Gütern (Gezlechner) in St. Johann geschlagen. Die beiden Güter sind Schenkungen an Neustift im Jahr 1277; das Winklergut hatte Musauge von Ulrich von Luttach gekauft.

Die Traditionsbücher von Neustift hingegen, ein Verzeichnis der An- und Verkäufe bzw. Schenkungen, weisen weitere Ahrntaler Güter aus:

- Um 1240 tauscht das Kloster mit Hugo von Taufers zwei Höfe in Ahrn um einen Hof zu Kiens. An den Tauferer fielen durch diesen Tausch das Stillewagergut, und ein anderes, heute nicht mehr bekanntes, *Hohenpuhel* genannt.

- Um 1230 hat ein gewisser Witigo vom Kloster einen weiteren Hof in Ahrn inne.

- Um 1277 ist ein Gut *An dem Eigen* erwähnt, wieder als Schenkung des Heinrich Musauge an Neustift.

Die Luttacher waren Dienstleute der Edlen von Taufers und hatten als Sitz den Stock („Gesäß“) zu Luttach selbst inne. Es sind das die ehemaligen Höfe Ober- und Unterstock, heute Gasthöfe Schwarzenstein bzw. Luttacherhof. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts befanden sich die Luttacher auf dem Höhepunkt ihrer

Macht. Zwischen 1312 und 1337 erwarben sie insgesamt 14 Güter verschiedener Größe, meist im Tal gelegen und hauptsächlich Tauferer Lehen. Im Ahrntal sind es folgende Höfe und Besitzungen:

- Der „obere Hof“ in Luttach: Heinrich Wirsung, ein Dienstmann der Herren von Taufers in Mühlen, verkauft ihn am 5. April 1312 an Jekl von Luttach. Das Gut ist ein Lehen des Herrn Ulrich von Taufers.

- Der Hof des Linder in Luttach: Margret von Truheningen verkauft ihn am 27. Jänner 1314 dem *Jekel von Luchedach*.

- Der Hof *ze Walhen* in Ahrn: Konrad Amringer verkauft ihn am 27. März 1317 an Jakob von Luttach.

- Das Gut *in Stainach* in Ahrn: Fritz von Roßbichl, ein Angehöriger der gleichnamigen Ahrner Ritterfamilie, verkauft es am 17. Jänner 1319 dem Jakob von Luttach.

- Eine Wiese und zwei Güter in Ahrn bzw. in Luttach: Heinrich der Galle verkauft sie am 10. Jänner 1322 dem Luttacher.

- Michlreis und Weißenbach: Die Äbtissin Diemut und die Dechantin von Stift Sonnenburg beurkunden am 2. Februar 1337 im Namen des ganzen Konvents deren Verkauf an Jakob von Luttach.

Diese nur bruchstückhaft erhaltenen Quellen zu den Grundherrschaften im Ahrntal, sind hier sicherlich weder vollständig angeführt noch erschöpfend behandelt worden. Sie bieten aber für Interessierte einige wertvolle Hinweise. Gerade in den letzten beiden Jahrzehnten haben einzelne Forscher (Erika Kustatscher, Waltraud Tanzer u.a.) Urkunden und andere Quellen in Pfarr-, Landes- und anderen Archiven aufgespürt und wissenschaftlich aufbereitet und so neue Ansätze zu einer lokalen Geschichtsschreibung geliefert. Einerseits geht es hierin um viele heute noch oft unter derselben Bezeichnung bekannte Flur-, Güter- oder Hofnamen des Tales, andererseits entdeckt man gar nicht selten mit Staunen, wie doch die allgemeinen Entwicklungen des Landes Tirol zu früherer Zeit in die lokalen Geschehnisse hineinspielen.

Das Ahrntal in den ältesten Urkunden des Pfarrarchives Taufers

Im Pfarrarchiv Sand in Taufers werden 71 Urkunden aus dem Zeitraum 1324-1450 aufbewahrt, die ich in meiner Diplomarbeit transkribiert (buchstabengetreu abgeschrieben), kommentiert und in einem Orts- und Personenregister erfasst habe. Aus der Zeit bis zum Ende des 16. Jh. finden sich noch ungefähr 90 weitere Urkunden. Neben den Urkunden enthält das Pfarrarchiv noch zahlreiche Urbare, Kircheninventare, Kirchenprobstrechnungen, Reverse, Rechnungen, Stiftungsbriefe, Protokolle usw.

Zur Beantwortung der Frage, warum im Pfarrarchiv Taufers Urkunden aus dem Ahrntal, nämlich aus Luttach und Weißenbach vorkommen, bedarf es eines kurzen Rückblicks auf die Pfarrgrenzen des Mittelalters: Zur Pfarre Taufers gehörten damals auch die Dörfer Luttach und Weißenbach. Die Grenze zwischen der Tauferer Pfarrei und der aus Ahrn verlief nördlich von Luttach. Erst im Jahr 1687 trennten sich diese Dörfer von der Pfarre Taufers ab und bildeten einen eigenen Pfarrbezirk.

Urkunden sind in bestimmter Form abgegebene schriftliche Zeugnisse über Vorgänge rechtlicher Natur. Bei den hier vorliegenden schriftlichen Aufzeichnungen handelt es sich um Privaturkunden. Jede Urkunde weist äußere Merkmale auf, wie Schreibstoff, Größe und Form, Faltung, Siegel und äußere Beschaffenheit. Das Siegel als Zeichen der Beglaubigung durch den Aussteller ist ein wesentlicher Bestandteil der Urkunde. Zu diesem Zweck tragen die Siegel bestimmte Sinnbilder oder Wappen des Siegelinhabers mit einer Umschrift, in der sein Name genannt wird.

Zu den inneren Merkmalen der Urkunde zählt eine bestimmte Formelhaftigkeit. So lassen sich zwei Teile unterscheiden: Im „Protokoll“ werden Formeln zur Kennzeichnung des Ausstellers und des Empfängers, zur Beglaubigung und Datierung angewandt, im „Text“ beschreiben Formeln den Rechtsinhalt der Urkunde.

In Tirol setzen urkundliche Aufzeichnungen vereinzelt schon um 800 ein und wachsen in der Folgezeit stetig an. Vorerst in lateinischer Sprache abgefasst, setzt sich ab 1250 immer mehr Deutsch als Urkundensprache durch.

Im folgenden Abschnitt werden nun jene Urkunden aus dem Pfarrarchiv Taufers beschrieben, die einen Bezug zum Ahrntal aufweisen.

Jede Urkunde wird mit der Nummer aus dem Pfarrarchiv und dem Datum angeführt, an welchem sie aufgenommen wurde. Daneben steht in Klammern die Art des Rechtsgeschäftes. Darauf folgen kurze Inhaltsangaben, die so genannten Regesten. Wörtlich bzw. buchstabengetreu übernommene Textteile sind kursiv gedruckt. Es handelt sich zumeist um Personen- oder Flurnamen. Ortsnamen werden in ihrer heutigen Form wiedergegeben, Abkürzungen in Klammern aufgelöst.

Es schließen sich Angaben über den Schreibstoff (Pergament oder Papier) und über die Maße der Urkunde in Höhe x Breite x Plika (umgefalteter Teil der Urkunde, an dem das Siegel angebracht wird) in Zentimetern an. Darauf folgt der Name des Sieglers der Urkunde und am Schluss stehen die Namen der einzelnen Zeugen. Wichtige Personen oder Höfe werden wenn möglich in einer Fußnote kommentiert bzw. identifiziert.

Nr. 1 - 1324, November 11 (Erbschaftsvertrag)

Agnes, die Witwe des Volker von Kematen¹, (Fußnoten siehe am Ende des Beitrages) vermacht ihren Söhnen *Ch(u)nrad* und *Niklein* Einnahmen aus dem Gut *ze Stain*, aus dem Gut auf *Egelsbach*, aus dem Haus zu Kematen und aus einem Hof zu Mühlwald; ihrer Tochter *Petlein* vererbt sie eine Einnahme aus dem Gut *ze Rórp(er)ch*

mit dem Namen *Læhen*², den anderen Töchtern *Vrslen der Camp(ri)aninne(n)*, *Agnesen der Plænchlinne(n)*, *Hailweige(n)* von Luttach³ und *Mæchthild von Winchel* vermacht sie ebenso wie der Pfarrkirche Taufers, der St.-Martin-Kirche und der St.-Johannes-Kirche im Ahrntal weitere Einnahmen.

Pergament (31,5 x 22,5, keine Plika)

Siegel des *Ch(u)nrads von Arberch*⁴

Zeugen: *Nicolaus der Geselle von Taufers, her Dyetrich, Geselle von Taufers, her Gotschalch der Ritter, Aute der rihter*⁵, *Joh(ann)es der Zant, Eberhard der Swente*



Nr. 2 - 1329, April 4 (Stiftung einer Messe)

*Fridrich von Andrian*⁶ verpflichtet sich der Pfarre Taufers gegenüber, eine jährliche Abgabe aus drei Gütern zu entrichten, wie es ihm auf Grund der Stiftung der Montagsmesse durch seinen verstorbenen Vater *Fridrich von Andrian* zukomme. Es handelt sich dabei um zwei

Güter aus Rein und eines aus dem Ahrntal, das *an der Wisen*⁷ heißt. Maschinengeschriebene Abschrift einer Kopie, welche im Jahr 1797 von dem Scholastikus Franz von Buol zu Brixen angefertigt wurde. Siegel des *Friedrich von Andrian*, des *Joaes von Kematen* und des *Johans des Awar*

Zeugen: *Nicklaus* und *Hainreich*, die Söhne des *Joanes von Kematen*, *Fridreich Wirsung*, *Zachreys* (Schwiegervater des *Friedrich von Andrian*) und *Chuntz* der Schreiber

Nr. 5 - 1354, Juni 22 (Stiftung einer Messe und Einsetzung eines 2. Kooperators in Taufers)

Auf Initiative des *Rudolff von Sulgen*, Probst zu Goslar und Pfarrer von Taufers, des *Peter von Arberg*⁸ u. a. wird in Taufers eine Mittwochsmesse in der St.-Michael-Kapelle und in Verbindung mit dieser die zweite Kooperatur gestiftet.

Pergament (58 x 47,5 x 2)

Siegel des *Jacob von Luttach*, des *Perchtoldus Gerütt(er)*, des *Hainr(ich)*, des Pfarrers von Gais, und des *Äutt des Moretschers*

Zeugen: *herr Nyklaus* und *herr Oswald*, Priestergesellen zu Taufers, *herr Peter von Arberg*, *Hæinczel von Luttach*⁹, dessen Brüder *Jacob* und *Rainolt*, *Chúnczel an dem Len(er)*, dessen Bruder *Vlr(ich)* und viele andere

Nr. 15 - 1381, November 25 (Verkauf)

*Hainreich der Hawenstayn(er)*¹⁰ verkauft das Gut *an dem Laen(er)*¹¹ bei Luttach dem *Nyclaus*, des *Ob(er)nhou(er)s*¹² sun von Luttach, und dessen Frau *Katreinen*.

Pergament (25,5 x 18 x 1,5)

Siegel des *Hainreich des Hawenstayn(er)* und des *Rüplei(n) Stuke(n)*

Zeugen: *Hanns Zekolf*, Bürger von Brixen, *Hainreich*, der Sohn des Meister *Rúdle(n)*, *Hans Kram(er)*, *Hainreich Cosmar*, *Hainr(eich) Pferichuogel*



Nr. 17 - 1383, November 25 (Verkauf)

Nyklaüs, des Ob(er)n Hoff(er)s Sohn von Luttach, und seine Frau *Kathrein* verkaufen das Gut *an dem Lán(er)* bei Luttach mit den allgemeinen Gütern zu Berg und in dem Wald, aber ohne Baurecht, dem *Dytreich(e)n dem Chnappen* aus Mühlwald und dessen Frau *Irmgärten*.

Pergament (25,5 x 18 x 1,5)

Siegel des *Vlreich des Spindelwang(er)s* (Richter in Taufers)
Zeugen: *Pawl von Preslach, Pet(er) von Seb, Jacop*, der Probst von Kematen, *Áble von Gastayg* aus Mühlwald, und *Áble, zu den zeiten chällner* auf Taufers

Nr. 18 - 1383, November 25 (Schenkung an die Kirche)

Dytreich der Knappe aus Mühlwald und seine Frau *Irmgärt* schenken der St.-Gertraud-Kirche in Mühlwald das Gut *an dem Laener* bei Luttach.

Pergament (30 x 18 x 1,5)

Siegel des *Vlreich des Spindelwang(er)s* (Richter in Taufers)
Zeugen: *Pawl von Preslach, Pet(er) von Seeb, Jacop*, der Probst von Kematen, *Áble von Gastayg* aus Mühlwald, *Áble, zu den zeiten chällner* auf Taufers

Nr. 19 - 1385, Januar 21 (Verkauf)

Nykel, des Ob(er)n Hoffers Sohn von Luttach, und seine Frau *Kathrein* verkaufen mit der Zustimmung der Kirchpröbste von St. Gertraud zu Mühlwald das Baurecht des Gutes *an dem Laen(er)* bei Luttach dem *Ffritzen ab dem Gastayg*¹³ von Weißenbach und dessen Frau *Dyemúten*.

Pergament (39 x 20 x 3,5)

Siegel des *Vlreich des Spindelwangers*

Zeugen:

Pawl von Preslach (Diener des Peter von Arberg), *Áble, zu den zeiten chällner* auf Taufers, *Áble von Gastayg, P(er)ichtölt der Mair vnder der Elkken* aus Mühlwald und *Erhart der Santt(er)*

Nr. 23 - 1392, Juni 4 (Verkauf)

Vlreich der Spindelwang(er) von Taufers und *Peter*, der Sohn des *Mair auz der Awen*, verkaufen mit Zustimmung *Vl(reich)s auz dem Garte(n)*, dessen Frau *Grete(n)* und *Tolden, Jákleins des Yssingers* Sohn, eine Wiese, gelegen *in Trenkche*, dem *Perchtolde dem Graber*¹⁴ aus Weißenbach und dessen Frau *Peten*.

Pergament (24 x 18 x 2,5)

Siegel des *Vlreich des Spindelwang(er)s*

Zeugen: *Vreich der Frütinger, Fricz Mair Egecze* von Mühlen und von Luttach

Nr. 28 - 1396, Mai 12 (Pacht)

Perchtolt der Grab(er) von Weißenbach verspricht der *Gedraute(n) der Hosserin* von Sterzing, von dem ihr gehörenden und von ihm in Pacht genommenen *Grabhoff* in Weißenbach jährlich bestimmte Abgaben zu entrichten.

Pergament (25,5 x 11,5 x 2)

Siegel des *Wilhelm Plüt von Castelrut*

Zeugen: *Pet(er) von See, Pet(er) der Zim(er)mann, Jacob der Schweinörle* von Bruneck, *Hainrich* aus dem Pfitscher Tal und *Niklaus der Rum(m)er* von Aufhofen

Nr. 29 - 1398, März 10 (Verkauf)

Chúntz der Newstift(er) aus Weißenbach verkauft den Kirchprobsten von Kematen, *Vreich(e)n dem Stokchmair* und *Jáklein an dem Láner*, eine Wiese, die *auf der Langen Wisen oben bei der Stiueln* gelegen ist und oben an *Knolle Jákleins akcher* grenzt.

Pergament (27,5 x 16,5 x 1,5)

Siegel des *Vreichs des Frütingers*

Zeugen: *Hans der Scheffle* von Mühlen, *Mair Nickel, Mair Egezen aydem* und *Áble* von St. Moritzen

Nr. 36 - 1407, Juli 27 (Bestätigung alter Rechte)

Herzog *Fridreich*¹⁶ von Österreich, Graf von Tirol, bestätigt den Leuten von Taufers ihre alten Rechte. Diese hatten sich darüber beklagt, dass sie von den Hauptleuten¹⁷ gegen ihre alten Rechte gezwungen würden, nicht nur dem Herzog Kriegsdienst zu leisten, sondern auch in Kriegen zu dienen, die von den Hauptleuten ausgingen, Korn zu leisten, das sie früher nicht abgeben mussten, und dass Leute, die aus dem Tal stammten, gefangen genommen wurden.

Kopie auf Pergament (32,5 x 24; ohne Plika), Vidimus des *Wilhelm von Metsch*¹⁸ Graf zu Kirchberg, ausgestellt 1424, Januar 11 zu Meran

Siegel des *Wilhelm von Metsch*

Nr. 38 - 1410, Dezember 17

(Klärung einer Erbstreitigkeit)

Wilhelm Plütt, von *hern Asem*¹⁹, dem Burggrafen von Lienz, als Richter in Taufers eingesetzt, trägt den Streit um das Erbe des *Christel Weiczz* von Mühlen zwischen *Jákel dem Schust(er)* von Sand in Taufers und *Steffel dem Sagmayst(er)* aus dem Ahrntal gegen *Erhart* aus dem Ahrntal, *Christian des Weiczen Vetter*, u.a. gütlich aus, indem er *Erhart* das Erbe unter Einhaltung der Legate an die Pfarrkirche in Taufers und an die St.-Katharina-Kirche in Mühlen zuspricht.

Pergament (35 x 22 x 2)

Siegel des *Wilhelm Plütt*

Zeugen: *Hans der Schefflein* von Mühlen, *Hainr(ich) der Prást* von Kematen, *Jacob der Mair* von Kematen, *Áblein* von St. Moritzen und *der Swartze Erhart*

Nr. 40 - 1414, Juni 15

(Stiftung eines Jahrestages)

Hainreich von Luttach²⁰, ansässig in Uttenheim, stiftet der Frauenkirche in Taufers eine Einnahme aus dem *Santwell-Hof* im Ahrntal für einen Jahrestag, der alljährlich zu Weihnachten mit acht Priestern gefeiert werden soll.

Maschinengeschriebene Abschrift der Kopie des *Franz von Buol*, ausgestellt zu Brixen 1797, September 28

Siegel des *Hainreich* von Luttach

Zeugen: *Hans von Villanders*²¹, *Joachim von Villanders*²² *Hans Messner* und *Vreich Täusch* von Bruneck

Nr. 50 - 1429, Januar 21 (Verkauf)

Niklās der Pächlār und seine Frau *Margret* verkaufen mit Zustimmung ihres Veters *Hansse(n) Rawhegker* Rawhegker²³ aus Weißenbach den Acker, der gelegen ist zu *Wolfgrube(n)* neben *des SanTERS pyczein* auf dem *Chemnater weg*, an die St.-Agnes-Kirche in Lappach.

Pergament (29 x 18,5 x 3)

Siegel des *Jacob des Luchtachers*

Zeugen: *Jacob Mayr an dem Dinkchoffe*, *Niklas messner zu der chirchen vnd Niklas Mayr vnder der Ekken*, alle von Mühlwald

Nr. 60 - 1440, August 24 (Verkauf)

Peter der Mayr zu Hoff von St. Moritzen, *Hainreich der Freywirt* von Mühlen, *Hanns der Kirchher* aus Mühlwald, *Kuncz in dem Nidernlehen* von Lappach und *Nickel der Sichk* aus Lappach verkaufen Einnahmen aus dem Nidern Stainhoff *Nidern Stainhoff*²⁴ ober Luttach an die Kirchpröbste der St.-Agnes-Kirche in Lappach und der St.-Gertraud-Kirche in Mühlwald.

Pergament (29 x 25 x 4)

Siegel des *Jörgen Pürenpechken* (Stadtrichter von Bruneck)

Zeugen: *Peter Mayr*, *Hainreich Freywirt*, *Hanns Kirchher*, *Kuncz im Nidernlehen* und *Nickel Sichk*

Nr. 64 - 1442, Februar 22 (Verkauf)

Hanns der Spiesser von Kematen verkauft dem *Hannsen Pruchker* von Mühlwald und dem *Hannsen Lindmayr*²⁵ von Luttach, Kirchpröbste der Pfarre Taufers, ein *tr(etl)e* in Kematen, das *ainhalben an des Luttachers Stangachker vnd anderhalben an den gemayn weg* grenzt.

Pergament (28,5 x 19,5 x 5,5)

Siegel des *Gerloch Plut* (Bürger von Bruneck)

Zeugen: *Hanns der Velder*, *Sigmund der Mayr*, *Thomas der Strigel*, alle drei aus Uttenheim



Nr. 67 - 1448, August 7 (Stiftung eines Jahrestages)

Hanns vnd Michel, die *Lindmairgeprüder* von Luttach, und ihre Mutter *Diemut*, die Frau des verstorbenen *Hanns(e)n Lindmairs*, beurkunden, dass ihr verstorbener Vater und Ehemann *Hanns Lindmair* der Pfarrkirche Taufers für eine Jahrestagsstiftung eine Einnahme aus dem *Schrannacker*, gelegen unter der Pfarrkirche von Taufers, vermacht hat.

Pergament (31 x 26,5 x 2,5)

Siegel des *Hannsen Kraft* (Amtmann von Taufers)

Zeugen: *Steffan Khager*, *Meister Hainrich smid am Sand*, *Vlrich Köfler* und *Hanns mesner* der Pfarrkirche von Taufers

In folgenden Urkunden treten Zeugen aus dem Ahrntal auf; der Inhalt der Urkunde beschäftigt sich aber nicht mit Ahrntaler Personen oder Örtlichkeiten.

Nr. 11 - 1370, Februar 14:

Zeugen: u.a. *Petter von Seb* aus dem Ahrntal

Nr. 13 - 1375, Februar 15:

Zeugen: u.a. *Peter von See*, Hauptmann auf Taufers

Nr. 34 - 1398, Dezember 1:

Zeugen: u.a. *Vlreich Prukk(er)* von Luttach

Nr. 65 - 1445, November 7:

Zeugen: u. a. *Niclas Pranttner*, *Hofer* von Luttach

¹ Wahrscheinlich handelt es sich hier um den Ritter Volker von Kematen, der ab 1290 aufscheint und zu den Dienstmännern der Herrn von Taufers gehört. Er war mit Agnes aus dem Geschlecht derer von Mühlen verheiratet.

² Gut *ze Rórp(er)ch* mit dem Namen *Læhen* = Lechner am Rohrberg

³ Bei *Hailweige(n)* von Luttach handelt es sich um die Tochter der *Agnes* und des Volker von Kematen. *Hailweig* war sehr wahrscheinlich mit dem Luttacher Gottschalk verheiratet. Das Geschlecht derer von Luttach gehörte zu den Dienstleuten der Herren von Taufers. Nach dem Aussterben der Länner in Uttenheim um 1388 übernahmen sie bald den Ansitz Stock am Steg ebendort.

⁴ Konrad von Arberg stammt aus Österreich und wurde von Heinrich Graf von Tirol über den Teil der Herrschaft Taufers zum Burggrafen eingesetzt, den Heinrich 1315 von der Tochter des Hugo von Taufers erkaufte hatte. Heinrich von Tirol-Görz scheint Konrad von Arberg sehr geachtet zu haben, denn 1329 wurde er als Burggraf auf dem zweifelsohne wichtigeren Schloss Tirol eingesetzt. In Taufers folgte ihm sein minderjähriger Sohn Peter nach.

⁵ *Aute* stammte aus dem Geschlecht der Ritter von Maretsch, die sich nach der Burg Maretsch, nordwestlich von Bozen gelegen, benannten und die auch zu den Dienstleuten der Herren von Taufers zu zählen sind. Sie scheinen im Zusammenhang mit dem teilweisen Übergang der Herrschaft Taufers an die Landesfürsten (1315) nach Taufers gekommen zu sein. *Aute* wird noch 1348 als Richter von Taufers erwähnt.

⁶ Die Ritter von Andrian gehörten zu den Dienstleuten der Herren von Taufers. Bei *Friderich von Andrian* handelt es sich um den Sohn des Friedrich I. von Andrian, der unter den Gefolgsmännern des Hugo von Taufers einen führenden Platz eingenommen hatte.

⁷ *an der Wisen* im Ahrntal = Jarl in St. Johann

⁸ *Peter von Arberg*, Sohn des Konrad von Arberg (s. Urk. 4), übernahm 1329 das Burggrafenamtes seines Vaters in Taufers. Nach dem Tode seines Vaters erbte Peter 1339 die Güter in Taufers. Peter von Arberg wurde nach dem Ableben des letzten Herren von Taufers, Ulrich IV., auch die Verwaltung des anderen Teiles der Herrschaft übergeben.

⁹ Es handelt sich bei diesen drei Brüdern um die Söhne Jakobs I. von Luttach. *Rainolt* auf seinem Ansiedel in Luttach ansässig scheint noch bis 1370 in Urkunden auf. *Jacob* (=Jakob III.) war Pfleger auf der Kehlburg. Seine Frau Adelheid verheiratete sich nach seinem Tod

mit Ulrich von Hauenstein (s. Urkunde 15). *Hæinzel* (=Heinrich II.) war mit Gertraud Tobheim von Altrasen verheiratet. Ihr Sohn Heinrich III. von Luttach führte die Linie der Luttacher in Uttenheim weiter, da Gertraud nach dem Ableben Heinrichs II. den Conrad an der Lane zu Uttenheim ehelichte und von diesem das Ansiedel an der Brücke (Stock) und das Gut an der Lane erbte.

¹⁰ Heinrich der Hauensteiner war der Sohn des Ulrich von Hauenstein und der Elisabeth von Luttach (s. Anm. 9). Mit ihm starb das Geschlecht derer von Hauenstein aus, und damit begann der bis 1427 dauernde Streit um die Burg Hauenstein bei Seis am Schlern.

¹¹ Gut *an dem Laener* = "Laner", Hof in Luttach

¹² *Ob(er)nhou(er)* = "Hofer", Hof in Luttach

¹³ *ab dem Gastayg* = "Gasteiger", Hof in Weißenbach

¹⁴ *Graber* = "Graber", Hof in Weißenbach

¹⁵ *Hofer* = "Hofer", Hof in Luttach

¹⁶ Friedrich IV., der jüngste Sohn des Habsburgers Leopold IV., bekannt unter dem Beinamen "mit der leeren Tasche", wurde 1406 mit der Regierung des Landes Tirol betraut. Seine Regierungsjahre waren geprägt von Kämpfen gegen äußere Feinde, gegen die Adeligen des eigenen Landes, die sich in Bündnen gegen ihn zusammengeschlossen hatten, und von der Verhängung der Reichsacht durch König Sigismund. Er verstarb 1439.

¹⁷ Es handelt sich hier um Bartlmae von Gufidaun, den Hauptmann des Rudolf von Laßberg. Dieser hatte Schloss und Gerichtsherrschaft Taufers als Pfandbesitz übernommen.

¹⁸ Wilhelm von Matsch, Graf zu Kirchberg (Schwaben), wurde 1408 herzoglicher Statthalter in Trient, und als er 1417 Herzog Friedrich IV. in dessen Kampf gegen den Schlandersberger unterstützte, erhielt er von ihm das Amt des Landeshauptmannes übertragen, das er bis zu seinem Tode 1429 innehatte.

¹⁹ 1407 übergab der Landesfürst von Tirol die Feste und das Gericht Taufers den Burggrafen von Lienz, Erasmus und Augustin, als Pfandbesitz.

²⁰ *Hainreich* (Heinrich III. von Luttach), s. Anm. 9

²¹ Bei Hans handelt es sich um den Sohn des Joachim von Villanders (s. Anm. 22). Er scheint 1427 als Hofrichter des Grafen Heinrich von Görz auf. Wohl auch im Dienste der Görzer wurde er 1431 Pfleger von Finkenburg. Bald darauf befand er sich im Besitze der Herrschaft Haimburg. 1446 erhielt er das brixnerische Erbschalkamt.

²² Joachim, der Vater des Hans (s. Anm. 21), beteiligte sich an mehreren Kreuzzügen Leopolds III. gegen Padua, wofür er großzügig bezahlt wurde. Weiters sicherte er sich durch Pfandbesitz eine Reihe von Schlössern, u. a. auch Bruneck und Taufers.

²³ *Rawhegker* = wahrscheinlich "Reichegger", Hof in Weißenbach

²⁴ *Nidern Stainhoff* = "Niederstein", Hof in Luttach

²⁵ *Lindmayr* = "Lindemair", Hof in Luttach

Quellen, Menschen, Jahreszahlen

Die Steinhauser Urkunde von 1491

Es mag wie selbstverständlich erscheinen, im Zusammenhang mit Urkunden von historischen Quellen zu sprechen. Trotzdem sollte man sich bewußt machen, daß es sich dabei um eine kaum noch wahrgenommene Metapher handelt, die den wissenschaftlichen Sprachgebrauch mit lebensweltlichen Bezügen verschränkt. In historiographischen Texten bezieht man sich gerne auf „Quellenmaterial“, „schöpft“ aus einer Quelle oder „läßt die Quelle sprechen“. Hier kann man mit dem Linguisten Hayden White geradezu von einer „Fiktion des Faktischen“ sprechen, zumal historisches Material – die Geschichtsquellen – und historische Tatsachen – vergangene Geschichte – nicht einfach zusammenfallen. Die Quellenkontrolle schließt eigentlich nur aus, was *nicht* gesagt werden darf, schreibt aber nicht vor, was gesagt werden kann.

Man schlägt das Buch des Geschehenen auf eine besonders reizvolle und zugleich problematische Weise auf, wenn nur eine einzelne Urkunde in knapper Genauigkeit vorzustellen ist. Auf die Steinhauser Urkunde wurde ich 1995 durch den nachdrücklichen Hinweis von Ernst Hofer aufmerksam, dessen reichen lokalgeschichtlichen Kenntnissen dieses im Antiquariatshandel aufgetauchte Stück nicht entgangen war. Mit der bewährten Hilfe von Alessandro Campaner vom Südtiroler Landesarchiv gelang es, bei dem Überetscher Privatmann, der das Stück erworben hatte, selbst aber ungenannt bleiben wollte, die Urkunde zumindest zu fotografieren und auf diese Weise für den öffentlichen Gebrauch zu erschließen.

Die Steinhauser Urkunde von 1491 führt uns ein Stück jener „verlorenen Lebenswelten“ vor, die durch den tiefgreifenden Wandel des 19. und 20. Jahrhunderts radikal verändert wurden, nachdem sie seit der agrartechnischen und sozialräumlichen Revolution des Hoch- und Spätmittelalters mehrere Jahrhunderte lang Bestand gehabt hatten. Diese außergewöhnlich „lange Dauer“ steht im Ge-

gensatz zur Andersartigkeit dieser nicht nur an Jahren von uns so entfernten Zeit. Es fällt uns schwer, die Langlebigkeit nachzuvollziehen, da sich die gesamte Lebenswelt, die Kommunikationszusammenhänge des alltäglichen Lebens, die sozialen Formen, Familienstrukturen und Wohnverhältnisse so grundlegend gewandelt haben. Ist der Kontrast von damals und heute auch groß, so ist diese Verschiedenheit zugleich die Grundlage für historisches Lernen und macht überhaupt erst möglich, daß wir uns dieses tiefgreifenden sozialen Wandels bewußt werden. So begegnet uns in diesem „ganz Anderen“ auch etwas sehr Eigenes und Verwandtes, von dem wir eigentlich nicht mehr so genau wissen, wieweit es uns betrifft und noch angehört.

Natürlich haftet dem Text von 1491 eine gewisse Unschärfe an, da er einen nur bruchstückhaften Ausschnitt von vergangenen Lebenswelten bietet, der zudem sehr erläuterungsbedürftig ist. Mittelalterliche Urkunden und Aufzeichnungen halten zwar in rechtsverbindlicher Form und mit bestimmten Bestätigungsmitteln versehen einen Rechtsvorgang fest, bilden aber historische „Realität“ nicht einfach ab. Viel eher sind sie Repräsentationsformen, die einer gewissen sozialen und kulturellen Logik unterworfen sind: Sie gehören zu einem Netzwerk, das nur mühsam rekonstruiert werden kann, wenn wir genauer wissen wollen, was die Menschen der Zeit dachten, wie sie fühlten, was sie sich erhofften.

Aus Platzgründen muß hier weitgehend die „Quelle“ selbst sprechen, mit dem Allernötigsten an überlieferungsgeschichtlichen Erklärungen versehen. So unvermittelt präsentiert, wird an ihr vielleicht am ehesten deutlich, was die französische Historikerin Arlette Farge als den „Geschmack des Archivs“ bezeichnet hat. Dabei ist das Spröde und Sperrige der Urkunde zugleich auch ihre besondere Qualität; sie enthält ein gewisses Maß an semantischer



Verweigerung, das auch in der Übersetzung in unser heutiges Deutsch nicht abhanden kommen will. Wenn man diese „Stofflichkeit“ als besondere Eigenschaft wahrnimmt, dann geht von der Steinhauser Urkunde geradezu eine Art von Oberflächenschwingung aus.

1491 November 16.

Wolfhart Fuchs von Fuchsberg, Gerichtspfleger zu Taufers, verleiht dem Jakob Steinhauser in Ahrn aufgrund einer von diesem vorgewiesenen Anordnung König (Maximilians I.) eine vom Leihnehmer auf Gemeindegrund (Allmende) neu errichtete und daher in das Amt Taufers zinsbare Behausung genannt „im Steinhaus“ samt Stallung, Badstube, Backofen, Hofstätte und kleinem Garten, außerdem einen neu angelegten Garten am Keilbach, alles in Ahrn

im St.-Johann-Pimwerch gelegen, zu Erbbaurecht gegen einen Jahreszins von 2 Pfund Bernern, 2 Hofstatthühnern, 1 Kreuzer Pautäding in das Amt Taufers und von 4 Kreuzern an die St.-Jakobs-Kirche in Ahrn sowie gegen die Entrichtung der Landschaftssteuer, die solche Gebäude leisten, und verspricht ihm und seinen Nachfolgern nach Tiroler Landrecht Schutz und Schirm.

Überlieferung: Orig. Perg., nördl., 23 (+ 1,7): 31,5 cm, Privatbesitz, Foto im Besitz des Südtiroler Landesarchivs Bozen, Allgemeine Urkundenreihe. Zweimal in der Breite, einmal in der Höhe gefaltet. Rückvermerke: F 58, *Stainhaus* (von Hand saec. XVII); N^o _ (saec. XVIII). – Ungedruckt. Hängesiegel des Ausstellers an Pergamentstreifen, rund, braunes Naturwachs, 3,8 cm im DM, rechter oberer Rand weggebrochen; Bild: stehender Wappenschild (geviert mit steigenden Löwen, 1 und 4 heraldisch links-, 2 und 3 rechtsgewendet, darauf als Herzschild eine Spitze) mit Helm und Helmzier, Schild reicht in Umschrift hinein und unterbricht sie; Umschrift zwischen gepertelten Leisten: [...] * *fvchs* * *vo* / * *fvchsperg* * *ritter* * 1488, in gotischen Minuskeln, über o in *vo* Kürzungsstrich (für von).

Ich Wolffhardt Fuchs von Fuchsberg ritter diezeyt phleger vnnd amtmann jnn Tawffers bekenn mit disem offenn brieff vnnd tuⁿ kundt allemäniglichen, nachdem der erber Jacob Stainhauser in Êwrn ain behausung stallung padstuben pachofen auch ain klains gärtl dabéy auf der gemainde von newem gebawt vnd deshalb sich jnn das amt auf Tawffers zinspar gemacht vnnd auf ain news ainen garten auch auf der gemainde bey dem wasser, das aus dem Keylpach ry^endt, mit zawn eingefanngen vnnd ausgeréwt hat, alles jnn Êwrn jn sand Johannsen bimberch jm gericht Tawffers gelegen. Darauff hat mir der obgemelt Jacob Stainhauser ain briefflich gescha^efft vonn der ro^emischen kúniglichen maiestat meinem allgerenedigistenn herrenn ausganngen geandtwordt lawtundt den gemelten Stainhauser mit ainem brieff nach notturfft darumben zuuersorgen, demnach so hab ich obgemelter phleger dem vorgenanntten Jacoben Stainhauser vnnd allenn seinen erbenn die vorgemelt behausung stallung padstuben pachofen vnd ga^ertten mit sambt den hofsteten, darauff es gebawdt ist, auch mit sambt dem vorgemelten new eingefanngen garten vnd mit aller seiner zugehörde besu^echt vnd vnbesuecht erbawen vnd vnerbawen mitt ein vnd ausfardt holtz wasser wunn vnd waid zu perg zu tal vnnd auf der gemainde vnnd mit allen den eren rechten nützen bessrungen vnd gesuechen, so jtzo daran sindt vnnd mit pessrung daran geschehen mügen, nicht dauon ausgenommen, zw rechten erb vnnd bawrecht verlihen, verleyhe jm auch wissennlich hiemit jnn krafft ditz brieffs, was jch jm an stat der ro^emischen kúniglichen maiestat zu recht daran verleyhen khann sol vnd mag hinfür ewigklich jnn bawrechts weys jnzehaben nützen nyssen wennden kerren zuuersetzen zuuerkauffen verschaffen vnnd zuergeben vnnd alles damit thuⁿ vnnd zelassenn, was sy nütz vnd güt bedungkt, von mánigklich dar jnne vngeyrdt vnd vngehindert jn khainer wéyse getrewlich an geuerde. Doch also sol nw hinfür der gemelt Stainhauser, sein erben oder wer die bemelt behausung genant jm Stainhaus vnd sein vorgemelte zugeho^rde jnnehath, dauon jnn das amt auf Tauffers járlich zway phundt Perner, zway hofstat húener, ain kreutzer pawtaiding vnd vier krewtzer sannd Jacob jn Árn dienen vnd zinsenn an allenn abgannng, auch stewr vnd ráys als ain ander dergleich haws ausrichten angeuerd. Vnnd vmb solche verléyhung soll vnd will jch genanter phleger vnd ain jeder nachkhumender phleger vnd amtmann auf Tauffers an stat der kúniglichen maiestat des gemelten Stainhausers vnd seiner erbn vnd ains jeden, der es jnne hat, rechter scherm vnd vorstanndt sein an allen jren schaden, alsdann landsrecht ist. Zw vrkundt der warhait hab jch obgenanter phleger vnd amtmann mein aigen jnnsigel an disenn brieff gehanngen, doch mir vnd mein erben an schaden.
Geben nach Christi geburde vierzehenhundert vnd jm ainsvndnéwnzigisten jar an sanndt Othmárs tag.

Ich Ritter Wolffhart Fuchs von Fuchsberg, Pfleger und Amtmann des Gerichtes Taufers, beurkunde hiermit, daß Jakob Steinhauser von Ahrn ein Haus mit Stall, Badstube und Backofen samt kleinem Garten auf Gemeindeland neu errichtet hat, das in das Amt Taufers zinspflichtig ist.

Ebenso hat er auf Gemeindegrund einen am Keilbach gelegenen Garten neu angelegt, umzäunt und gerodet.
Diese „im Steinhaus“ genannten Güter liegen in Ahrn im Pimwerch zu St. Johann.

In dieser Sache hat mir Steinhauser eine Anordnung König Maximilians I. vorgelegt, wonach ich ihm im Namen des Landesfürsten die genannten Güter, das Haus mit Stall, Badstube, Backofen und Garten samt dem Baugrund und dem neuen Garten, mit allem rechtlichen Zubehör, Ein- und Ausfahrt, Holz- und Wasserbezugsrecht, Wiesenland und Weide, Anteil an der Allmende und sonstigen Ansprüchen zu Erbpacht verleihen soll.

Dementsprechend verleihe ich ihm hiermit anstelle des Landesfürsten die Erbbaurechte der besagten Besitzungen in der Weise, daß der Leihnehmer seine Rechte ungehindert nutzen, aber auch jederzeit frei verkaufen oder weiterverleihen kann.

Der Leihnehmer, seine Erben oder sein Unterpächter müssen dafür an das Amt Taufers einen jährlichen Zins von 2 Pfund Bernern, 2 Hofstatthühnern und 1 Kreuzer Verleihgebühr sowie an die Kirche zu St. Jakob in Ahrn 4 Kreuzer entrichten.

Ebenso muß er die Landschafts- und Kriegssteuer leisten, die solchen Gebäuden auferlegt ist.

Als Gerichtspfleger verspreche ich in meinem Namen und im Namen meiner Nachfolger dem Leihnehmer und seinen Nachfolgern nach Tiroler Landrecht vollen Rechtsschutz und beglaubige diese Urkunde mit meinem eigenen Siegel.
Gegeben im Jahre 1491 am Tag des hl. Othmar.



Statt eines umfassenden Kommentars zu dieser „Quelle“ möchte ich hier nur auf einige wenige Grundkonstanten hinweisen, die insgesamt typisch sind für solche Texte und die Gesellschaftsordnung, die sie repräsentieren:

1. Der Leihnehmer ist bezeichnenderweise ein Mann, dessen lebensweltlicher Hintergrund völlig im Unklaren bleibt. Die Urkunde enthält keinerlei Hinweise auf die Lebensgemeinschaft, die Familie, die die „Behausung“ bewohnt und mit Leben erfüllt haben dürfte. Das Wort „Haus“ hat nicht nur eine räumliche und dingliche Bedeutung, die das Gebäude in seiner baulichen und rechtlichen Dimension umfaßt. Ebenso ist damit die personale und soziale

Bedeutung des Begriffs im Sinne einer im Haus „unter einem Dach“ wohnenden Personengruppe verknüpft. Im Verständnis des Mittelalters und der Vormoderne überhaupt bezeichnet „Familie“ sowohl die Kernfamilie im engeren Sinn (Eltern, Kinder und nächste Verwandte) als auch die Gesamtheit der im Hause dienenden Personen (Gesinde). Rechtlicher Vertreter nach außen und damit beinahe alleiniger Inhaber von Sozialprestige ist der männliche Hausvorstand, der dieses „ganze Haus“ hierarchisch strukturiert und die Familienwirtschaft der Hausgemeinschaft normativ absichert. Mit dem „Haushalt“ ist die wirtschaftliche Grundlage des Zusammenlebens dieser Personengruppe angesprochen, dem eine grundlegende Bedeutung für das Funktionieren des Sozialgefüges Haus zukam.

2. Schrift und Urkunde sind Formen der Mitteilung, der Kommunikation und der Abbildung von Wirklichkeit.

Der Urkundentext enthält eine Reihe von Informationen, die schriftlich festgehalten wurden. Diese vielleicht banal klingende Feststellung ist in keiner Weise offensichtlich. Das Fixieren von rechtlicher Information in schriftlicher Form, der Urkunde, war offensichtlich ein sinnvoller Vorgang und unterscheidet sich markant von der älteren, rein mündlich gepflegten Kommunikation und Rechtsprechung. Daß der Urkundentext Beglaubigungskraft und damit rechtliche „Autorität“ besitzt, ist von Bedingungen abhängig, die unmittelbar zur jüngeren europäischen Entwicklung gehören. Die Urkunde formalisiert dabei Vorgänge, die Teil einer allgemeinen sozialen und kulturellen Logik und, so gesehen, unserer heutigen technischen Lebenswelt unmittelbar verbunden sind.

Vielleicht kann auch eine einzelne Urkunde - hier gewissermaßen als Hard- und Software des Mittelalters betrachtet - unsere Aufmerksamkeit für die Perspektivität und Bedingtheit historischer „Tatsachen“ schärfen, die sich der scheinbaren Objektivität von Daten und Namen immer wieder erfolgreich entziehen.

Von Badern, Barbieren und Wundärzten

Medizin und Heilkunst im Ahrntal

Um sich ein Bild über die medizinische Versorgung des Ahrntals in früherer Zeit machen zu können, muss man zuvor generell Einblick in die Verhältnisse der damaligen medizinischen Gegebenheiten gewinnen. In den Jahrhunderten um den Wechsel vom Mittelalter zur Neuzeit gab es in Tirol wie anderswo auch nur wenige Ärzte mit einem Hochschulstudium. Apotheken waren ebenfalls dünn gesät und meist rein städtische Einrichtungen. Vor allem die Klöster spielten bei der Errichtung der ersten „Spitäler“ und Apotheken eine wichtige Rolle. Bader, Barbieri, Wund- und Schnittärzte übten die praktische Medizin gewerbsmäßig aus: ihre Ausbildung erfolgte nach den Regeln des Handwerks und sie galten auch als Handwerker. Der angehende „Bader“ hatte die Lehrjahre und nach alter Handwerkssitte wenigstens drei Wanderjahre als Geselle zu absolvieren.

Durchs Land ziehende Quacksalber priesen ihre Mittel an, waren aber als „Pfuscher“ wenig geachtet und von den Obrigkeiten nur ungern gesehen. Die Bevölkerung war also gewissermaßen gezwungen, sich selbst zu helfen, und so kam in jener Zeit die Volksmedizin und später auch die Volkschirurgie zu großer Blüte. Arzneien wurden aus dem uralten Wissensschatz der Volksmedizin hergestellt. Schreibkundige legten sich eigene Rezeptsammlungen an, in denen Heilmittel gegen Krankheiten von Mensch und Tier aufgezeichnet waren. Als Beispiel dafür sei das Rezeptbuch der Familie Obermair aus St. Jakob in Ahrn erwähnt, das eine Fülle von Heilkräutern nennt und deren Anwendung bei den verschiedensten Krankheiten empfiehlt. Das Rezeptbuch wurde im 18. Jahrhundert begonnen und ist heute noch in Familienbesitz.

Das Wissen um die medizinische Wirkung von Heilkräutern lässt sich in Tirol bis in die Zeit der Völkerwanderung zurückverfolgen. Der Großteil der angepflanzten Arzneikräuter stammte aus dem

Mittelmeerraum und dürfte über die Klostergärten in nördlicheren Gegenden heimisch geworden sein. Zu den angebauten Heilpflanzen gehörten u.a.: der Andorn, die Betonie, die Eberraute, der Fenchel, die Frauenminze, die Katzenminze, der Kerbel, der Kürbis, das Liebstöckl, die Lilie, die Melone, der Mohn, der Odermennig, die Pfefferminze, die Poleiminze, der Rainfarn, die Raute, die Rose, der Salbei, die Schwertlilie, der Sellerie und der Wermut.

Aus einer eingehenden Durchsicht des bereits erwähnten Rezeptbuches der Familie Obermair aus St. Jakob geht hervor, dass der Großteil der in diesen Rezepten verwendeten Heilkräuter auch in Klostergärten zu finden war.

Genannt werden u.a.: „*das Bethoienkraut*“ (die Betonie), „*die Wurzel von dem Haßelkraut*“, „*die Wurzel von dem Benedict-Kraut*“, „*Dörbel*“ (Kerbel?), „*das Kraut der Ringelrose*“, „*die Ringlein von dem Schwarzwurzelkraut*“, „*die Blätter von dem Kraut Baldrian*“.

Unter den Anleitungen „Man nehme...“ ist zu lesen:

„Wenn man viel Ungeziffer in einem Haus oder Stall hat, also Schlangen, Nattern, Knottern (Kreuzottern) und andere giftige Viecher so nimb St. Johanneskraut.“

Bei einigen Anwendungen findet man den Hinweis: „es hilft auch dem Vieche“.

Sämtliche inneren und äußeren Krankheiten wurden fast ausschließlich mit Kräutern, Wurzeln, Beeren und Samen behandelt. So findet man genaue Angaben für den „*Stain in dem Ende*“, was wohl Nierenstein bedeuten mag.

Aus dem Rezeptbuch geht ein klares Bild jener Krankheiten und Gebrechen hervor, die damals landauf landab die Menschen heimsuchten und die meist anhand der Symptome eindeutig erkannt wurden. So finden sich Angaben zur Behandlung der Wassersucht, der „*Wärzen*“ (Warzen), „*wenn es einem am Herzen schlechtgeht*“,

„den Harn niederzubringen“, für den der „nit wohl gehört“ (Schwerhörigkeit), gegen „Lungl-Wehe“, das „hinfallende Vergicht“, „den Baiss in der Blatter“ (Blasenleiden), „den wehtuenden Magen“, „inwendige Wunden und das gestockte Gebluet“, „Zantschmerzen“, „die schienen Augen“, „den Ruggen-Wehe“, die Gelbsucht, die „Leberfeile“ (Leberzirrhose), das „Seiten-Stecken“, den Schwindel, die „schweren Augen“, das „Haupt- oder Kopfweh“, die „Scheiße“ u.a.m.

Bei der Verwendung der Kräuter wird genau zwischen Blüten, Stängeln, Blättern und Wurzeln unterschieden.

„Nimbe die Stinglen von St. Johannes-Kraut für das Brennen bey dem Herzen oder das Kraut für die Krimpe in den Gliedmaßen“ oder „daß du von deinen Feinden sicher bist, die Stinglen von der Maisterwurz“.

Auch Gefahren und Bedrohungen von außen suchte man mit Kräutern abzuhalten und zu bekämpfen. Noch heute herrscht der Brauch, bei bedrohlichen Gewittern geweihte Kräuter zu verbrennen.

Die Badstube als Ordination

Im Ahrntal lagen die Gehöfte auf den Bergen weit verstreut und waren für Heilkundige nur schwer zugänglich. Erst allmählich wurde die Talsohle besiedelt und mit dieser Besiedelung mag auch eine bessere medizinische Versorgung der Bevölkerung eingetreten sein. Da in sehr vielen Weistümern Tirols (das sind Aufzeichnungen von Rechtsgewohnheiten) von Badstuben und Badhäusern die Rede ist, lässt sich vermuten, dass solche nicht nur in den Städten sondern auch auf dem Lande in Verwendung standen. In alten Steuerekatastern sind häufig auch für Einzelhöfe Badstuben verzeichnet, die auch als Flachsdörre verwendet wurden. So wurde beim Unteregger in Weißenbach anlässlich von Sanierungsarbeiten in den 70er-Jahren an der Rückseite des Hauses eine Badstube festgestellt, deren Existenz längst in Vergessenheit geraten war, da die Hofbesitzer den Raum schon seit Menschengedenken anderweitig genutzt hatten. Das Haus „Hahndler“ in St. Peter scheint in den Akten der Gemeinde Ahrntal als „Badstube“ auf; man kann also annehmen,

dass früher dort eine solche geführt wurde. In St. Johann heißt das dritte Gebäude, wenn man von Luttach kommend von der Haupt- in die Dorfstraße einbiegt, „beim Bader“.

Oft geht die Existenz dieser Einrichtungen lediglich aus einer behördlichen Anordnung zur Abschaffung von Missständen hervor. Das althochdeutsche Wort „stuba“ bedeutete ein heizbares Gemach mit einem steinernen Herd, der nach Erhitzung zur Dampfentwicklung mit Wasser übergossen wurde. So wird auch begreiflich, dass immer wieder von Feueregefahr die Rede ist. Es war z.B. verboten, ohne obrigkeitliche Erlaubnis in Häusernähe eine Badstube zu errichten oder in einem in Häusernähe liegenden Badhaus Haar zu dörren. In einem Tiroler Weistum ist eine Inspektion in einer Bad- und Prechlstube in Gais verzeichnet. Es gab auch Bad- und Prechlstuben als getrennte Einrichtungen.

Die Behörden sorgten sich vor allem um die große Brandgefahr, die von diesen Einrichtungen ausging. In der bayerischen Landesordnung von 1578 ist denn auch zu lesen:

„Die sonderbaren Badstuben, welche die Paurseut gemainlich zu ihren Haußbewohnungen aufzurichten (sich) unterstanden, sie sind verboten.“

Nur in Einöden, im Gebirge und in weit entlegenen Gehöften blieben Badstuben erlaubt. Aber trotz dieser einschränkenden behördlichen Vorschriften hatten die meisten größeren Bauernhöfe im Alpenraum ihre Badstuben oder Badhäuser, in denen Schwitz- oder Kräuterbäder genommen wurden.

Von Pfuschern und Chirurgen

Die Ausübung der Heilkunst lag im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit vor allem in den Händen von Pfuschern, Barbieren, Badern, Wundärzten und Chirurgen. Wenn der Medizinhistoriker Josef Kraft in einer seiner Abhandlungen über die Geschichte der Medizin einerseits sagt, dass alle diese Bezeichnungen „nebeneinander gleichbedeutend im Gebrauche standen“ und andererseits feststellt, dass die Bader und Chirurgen allgemein nach Hand-

werksart lernten und auch als Handwerker galten, dann darf man wohl annehmen, dass diese Feststellung auch für Barbieri und Wundärzte gilt.

Barbieri durften keine Badstuben führen, dies war den Badern vorbehalten. Zudem konnten sie nicht wie die Bader den Aufstieg zu Wundärzten mitmachen. In einer tirolischen Zunftordnung aus dem Jahr 1629 ist ausdrücklich von einer Zusammenlegung der Bader und Wundärzte zu einem gemeinsamen Handwerk die Rede. Die Barbieri fanden keine Berücksichtigung.

Die Bezeichnung **Bader** widerspiegelt ein Stück Sozial-, Medizin- und Kulturgeschichte. Das Wort „baden“ findet sich in Urkunden des 12. Jahrhunderts, doch setzt sich dieser Begriff erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts endgültig durch. Die negativen gesundheitlichen Erfahrungen zur Zeit der Kreuzzüge waren der Anlass zur Errichtung von Badhäusern. Ein heißes Bad hielt man für das sicherste Vorbeugungsmittel gegen den vom Morgenland eingeschleppten Aussatz. Mit Badstuben wollte man die Seuche bekämpfen, denn Schwitzen war eine der wenigen damals bekannten Heilmethoden. Deshalb wurde auch in den im 12. und 13. Jahrhundert so zahlreich errichteten Hospizen (vor allem auf den Passübergängen) den Fremden bei der Einkehr ein heißes Bad angeboten.

Vom 13. bis zum 16. Jahrhundert mussten die Bader unaufhörlich um Sozialprestige kämpfen, das sie aber nie erreichten. Damals zählten die Bader ebenso wie die Spielleute, die Pfeifer, die Kessler und anderes fahrendes Volk zu den „unehrlichen“ Leuten, zu den Menschen minderen Rechts. Sie waren aus dem Hausgesinde hervorgegangen und die ehemalige Knechtschaft wirkte sich als Wehrunfähigkeit aus. Nach germanischer Rechtsauffassung galten sie als wehrlos und damit auch als ehrlos. Dazu kam, dass die Bader, die zugleich Scherer, Schröpfer, Aderlasser und Heilpraktiker waren, keiner Zunft angehörten und sich also in der Ständeordnung nicht durchzusetzen vermochten. Als Badhalter gerieten sie zudem in den Verdacht eines lockeren sittlichen Lebenswandels, denn die Badstuben waren ja der einzige Ort, wo sich Männer und Frauen

aller Kleider ledig zu ungezwungenem Treiben treffen durften. Nachteilig wirkte sich auf Beruf und Ansehen der Bader auch der Umstand aus, dass Papst Alexander III. (1159-1181) den Mönchen und Papst Honorius III. (1216-1227) allen Geistlichen die Ausübung der niederen Heilpraxis untersagten, wodurch ein Makel auf den ganzen Baderstand fiel. Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts standen sie sozusagen außerhalb der Gesellschaft, wenn es ihnen auch wirtschaftlich besser als den meisten „ehrlichen“ Handwerkern ging.

Die Bader und Barbieri, die ursprünglich Frisöraufgaben wahrnahmen, widmeten sich hauptsächlich dem Aderlassen und Schröpfen. Das Schröpfen war eine örtliche Blutentziehung durch seichte Hauteinschnitte, auf die dann ein über einer Flamme erhitzter Schröpfkopf gesetzt wurde, der durch die bei Erkaltung einsetzende Luftverdünnung das Blut ansaugte. Den gleichen Zweck erreichte das Ansetzen von Blutegeln. Die Bader ersetzten weitgehend die nur als Diagnostiker tätigen Ärzte. Mindestens einmal im Jahr suchten auch viele gesunde Menschen den „Schärer“ (Barbier oder Bader) auf, um zur Ader gelassen zu werden oder, wie man im Volksmund sagte, um das „schlechte Blut“ loszuwerden.

Der Aderlass war bis ins 19. Jahrhundert eines der beliebtesten Mittel sowohl der Diagnose als auch der Behandlung. Dabei war die Wahl des richtigen Zeitpunkts (Tag, Monat, Gestirne) von größter Bedeutung. Meist ließ man im Februar zur Ader, um die „Winterschlacken“ zu beseitigen; bei Bedarf aber auch zu anderen Zeiten.

*„An keinem Glied ist niemals gut
von dem Menschen zu lassen Blut,
so der Mond in sein Zeichen gaht.
Das ist aller Gelehrten Rat.“*

Wundärzte und **Chirurgen** behandelten Zahnschmerzen, Beinbrüche und Verrenkungen sowie Verletzungen mit offenen Wunden. Da lange Zeit in den Städten und noch länger auf dem Lande die medizinische Versorgung nicht gesichert war, überschritten beide die Grenzen ihrer Befugnisse und behandelten nicht nur äußere

sondern auch innere Krankheiten. Nicht zuletzt auf diese „Pfuscher-tätigkeit“ mag es zurückzuführen sein, dass um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Österreich Ausbildung und Tätigkeit von Barbieren, Badern und Wundärzten neu geregelt wurde. Nach einer Verordnung vom 25. Juni 1754 durften sich in Städten nur Chirurgen niederlassen, die in Wien geprüft worden waren. 1761 wurde Chirurgen, die keine solche Prüfung bestanden hatten, die Ausübung des Gewerbes verboten. Laut einer weiteren Verfügung vom 8. November 1763 durften Witwen von Chirurgen keinen ungeprüften Badergesellen heiraten, wenn sie das Gewerbe ihres verstorbenen Mannes fortführen wollten. Zudem wurde ungeprüften Badern der Ankauf oder die Ausübung eines solchen Gewerbes untersagt. Aber trotz der strengen Prüfungsvorschriften und der Vorteile für die geprüften Bader fehlte es auch weiterhin nicht an ungeprüften medizinischen Freiberuflern.

Die theoretische wie auch praktische Ausbildung von Wundärzten und Hebammen setzte sich jedoch allmählich durch. Sie wurde von erfahrenen, geprüften Wundärzten vorgenommen und endete mit einer Prüfung durch einen Kreisphysiker und Chirurgen. Solcherart ausgebildete Heilpraktiker durften sich jedoch nur in kleineren Orten niederlassen. Die Niederlassung von Wundärzten und Hebammen in Märkten und Städten erforderte hingegen die Approbation durch eine Universität. In größeren Städten (Innsbruck, Rovereto) gab es eigene Hebammenschulen. Bis in jüngster Zeit sind Hebammen besonders am Lande den Kranken mit Rat und Tat zur Seite gestanden und haben nicht selten durch ihr Wissen und ihre Erfahrung Menschenleben gerettet.

Obrigkeithliche Maßnahmen

Nicht nur in der Ausbildung von Wundärzten und Hebammen vollzog sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine große Wende, der Staat griff erneuernd und ordnend in die gesamte Organisation des chirurgischen Zunftwesens ein. Ab 1773 wurden in allen Tiroler Landkreisen wundärztliche Gremien gebildet, denen die ansässigen

Wundärzte angehören mussten. Es gab also nur mehr einen einheitlichen Stand von Wundärzten unter der Leitung eines vom Staate bestimmten Vorstehers, des Protomedicus. Zu dessen Aufgaben zählten die Überwachung der ordnungsgemäßen Aufdingung (Aufnahme in das Handwerk) und Freisprechung (als Geselle nach Abschluss der Lehr- und Wanderjahre), die Einstellung von Wundärzten auf dem Lande, die Bekämpfung des Pfuscher-tums, die Sorge um die Erhaltung des Gesundheitszustands, die Verhinderung und Bekämpfung von Seuchen, die Apothekensitationen, die Beaufsichtigung des Heilpersonals und die halbjährliche Berichterstattung an den Landesprotomedicus. So wurden die Kreisärzte zu eidlich verpflichteten Hütern und Vollziehern der obrigkeitlichen Gesundheitskontrolle.

Hauptsitz des Kreises Pustertal war Dietenheim, weil Bruneck sich ja im Besitz des Bischofs befand. Der Kreis umfasste die Gerichte Lienz, Heinfels (Sillian), Welsberg, Rasen, Taufers, Michelsburg, Schöneck, Rodeneck, Enneberg und Ampezzo. Der erste Pustertaler Kreishauptmann war Josef Anton von Grebmer, der erste Kreisarzt Josef Anton von Vogl.

Im Tiroler Landesarchiv sind unter dem Stichwort Sanität Gubernium für das Landgericht Taufers in den Jahren 1796, 1800 und 1803 folgende Wundärzte angeführt:

1796

Michael Haas, geb. in Taufers, 73 Jahre alt, verheiratet, Prüfung in Innsbruck 1768, jährliches Wartegeld 12 fl.

Joseph Haas, geb. in Taufers und dort wohnhaft, 41 Jahre alt, ledig, Prüfung in Innsbruck 1792, jährliches Wartegeld 24 fl.

Eine „**Unterwegerische Witwe**“ wird im selben Jahr erwähnt; außer dem Wohnort Ahrn finden sich jedoch keine weiteren Angaben.

1800

Joseph Haas, derselbe wie oben, inzwischen 45 Jahre alt und verheiratet, sein jährliches Wartegeld war um die Hälfte auf 12 fl gesunken.

Wieder wird eine Witwe Unterweger ohne weitere Angaben erwähnt.

1803

Joseph Haas, wie oben, 48 Jahre alt mit einem jährlichen Wartegeld von 18 fl.

Joseph Issinger, geb.in Mühlen und dort wohnhaft, 64 Jahre alt, ledig, keine Angaben über abgelegte Prüfungen, kein Wartegeld.

Joseph von Payr, geb.in St. Johann und dort wohnhaft, 27 Jahre alt, verheiratet, Prüfung in Innsbruck 1800, kein Wartegeld.

Johann von Payr, geb. Sand in Taufers und dort wohnhaft, 32 Jahre alt, ledig, Prüfung in Innsbruck 1802, kein Wartegeld.

Im Landgericht Taufers gab es 1796 bereits mehrere geprüfte Hebammen, die nicht nur als Geburtshelferinnen sondern auch als Betreuerinnen kranker Menschen im Einsatz waren. Folgende Namen finden sich für das Jahr:

1796

Katharina Haas, geb. in Taufers und dort wohnhaft, 53 Jahre alt, verheiratet, Prüfung in Innsbruck 1782, jährliches Wartegeld 12 fl.

Maria Knapp, geb. in Mühlwald und dort wohnhaft, 66 Jahre alt, verheiratet, Prüfung in Innsbruck 1782, jährliches Wartegeld 8 fl.

Maria von Payr, geb. in Taufers und dort wohnhaft, 48 Jahre alt, Witwe, Prüfung in Innsbruck 1785, jährliches Wartegeld 4 fl.

Agnes Steinhäuser, geb. in Ahrn und in St. Johann wohnhaft, 63 Jahre alt, verheiratet, Prüfung in Innsbruck 1779, jährliches Wartegeld 4 fl.

Pfuscher Quacksalber und „Kurschmiede“

Die dünn gesäte Anzahl approbierter Ärzte und wohl auch finanzielle Gründe bewogen seit alters her viele Kranke bei Pfüschern, Quacksalbern und Scharlatanen Hilfe zu suchen. Und auch die Geistlichkeit leistete „ärztliche Hilfe“ selbst dann noch, als ihr die Ausübung medizinischer Praktiken im 18. Jahrhundert gänzlich verboten war. Nur zum Eigengebrauch war es ihr erlaubt, äußerlich anwendbare Mittel zu sammeln und zuzubereiten.

Gegen die verbotene Ausübung des ärztlichen Berufes gingen die Kreisärzte mit aller Strenge vor. Vom 20. Februar 1805 datiert

eine vom Lienzer Stadtphysikus Dr. Heinrich Scala gefertigte „*Klageschrift wider medizinische Eingriffe und Pfüschereien*“, die das Kreisamt des Pustertales dem k.k. Landesgubernium nebst einem Plan zu deren Ausrottung zukommen ließ. Darin wird u. a. vorgeschlagen, jene Menschen, die „*unter der Hand solcher Pfüscher*“ und ihrer medizinischen Kuren stürben, wie die Selbstmörder nicht in geweihter Erde sondern auf dem Hinteranger zu begraben. Weiters sollten die bekanntesten Pfüscher dingfest gemacht und zu einem Jahr Zuchthausarbeit „*verdamm*t“ werden. Den „*hochwürdigen Herren Seelsorgern*“ sollte das ihnen durch kanonische Vorschriften untersagte „*Ärzteln*“ bei Verlust ihrer Pfründe ausdrücklich verboten und es sollte ihnen aufgetragen werden, das Volk in Krankheitsfällen an „*die wahre Hilfe*“ zu verweisen.

Auch gegen die aus dem Zillertal, aus Ungarn und anderen Gegenden ins Ahrntal eindringenden „*Ölträger*“ seien strenge Maßnahmen zu ergreifen. Sie sollten gefangen genommen und der Obrigkeit ausgeliefert werden, welche nach einer Prügelstrafe das „*Gesindel*“ wieder über die Grenzen abzuschieben hätte. Die hauptsächlich aus dem Pustertal eingeführten Geheimmittel („*Arcana*“), von deren Vertrieb durch Pfüscher im Ahrntal immer wieder die Rede ist, sollten verboten werden. Die Zollämter von Ahrn und Defreggen forderte das Kreisamt Bruneck mehrmals auf, mit Strenge gegen die „*Medizinalien führenden*“ Zillertaler vorzugehen, sie genau zu durchsuchen, ihnen die „*Composita*“ (zusammengesetzte Medikamente im Gegensatz zu den „*Simplicia*“, den Arzneimittelgrundstoffen) abzunehmen und diese dem Kreisamt zur Vernichtung zu übergeben. Diese historische Sachlage findet sich übrigens im „*Ahrntaler Nikolausspiel*“ verarbeitet. Dort tritt vor dem Nikolaus ein „*Zillertaler*“ auf, der eine fürchterlich stinkende Medizin ausschüttet.

Eines der beliebtesten Universalheilmittel der alten Medizin, das durch seine häufige Verwendung nach und nach zu einem Hausmittel wurde, war der „*Theriak*“, auch „*Mithridat*“ oder „*Arcanum*“ genannt. Dieser soll von Mithridates, König von Pontus (123-63 v. Chr.) erfunden worden sein. Der König litt, wie die alten

Schriftsteller berichten, unter der ständigen Angst vergiftet zu werden und versuchte daher durch systematisches Mischen von Kräutern ein Heilmittel gegen alle Gifte zu finden. So wurde aus dem Heilmittel gegen alle Gifte ein Heilmittel gegen alle Krankheiten. Im Mittelalter wurden bis zu 120 Kräuter mit Opium und Honig gemischt.

Um 1855 sind für die Zubereitung des Theriak nur noch elf Kräuter und Opium vorgeschrieben. Der Preis für dieses Mittel war natürlich sehr hoch. Man kann annehmen, dass es auch im Ahrntal Verwendung fand, zumal es als Medizin zur Verhütung der Pest galt.

Aber selbst die chirurgischen Gremien des Pustertals gaben vielfach zu Beschwerden Anlass. Erstens versuchten häufig Pfuscher und Quacksalber sich in diese Gremien einzuschleichen und zweitens gab es Schwierigkeiten bei der Eintreibung der so genannten Einkauf- und Auflagegelder. Diese sollten bei den Gremialversammlungen eingehoben werden und für den Ankauf von Büchern und Instrumenten dienen. Viele Chirurgen blieben aber diesen Versammlungen mit der Begründung fern, dass sie beides bereits besäßen.

Eine Aufstellung des Landgerichts Taufers aus dem Jahr 1815 gibt Auskunft über die damals ausübenden Tierärzte, „Kurschmiede“ (=Pfuscher) und „Quacksalber“. Auffallend ist die beträchtliche Anzahl von Tierärzten, die wohl gelegentlich ihre Heilkunst auch an Menschen ausprobiert haben mögen. Interessant auch die Urteile über die beufliche Tüchtigkeit der Genannten:

Ignaz Aschbacher, 40 Jahre alt, verheiratet, keine Prüfung, Pferde- und Hornvieharzt in Mühlen, bewies große Geschicklichkeit und genoss viel Zutrauen.

Michael Aschbacher, 44 Jahre alt, verheiratet, keine Prüfung, Tierarzt in Sand, bewies nur mittelmäßige Geschicklichkeit.



Johann Bacher, 46 Jahre alt, ledig, keine Prüfung, Tierarzt in Mühlen, besaß Geschicklichkeit und Zutrauen.

Georg Innerhofer, 39 Jahre alt, verheiratet, keine Prüfung, Tierarzt in Sand, er bewies Geschicklichkeit und Zutrauen.

Sebastian Mutschlechner, 62 Jahre alt, verheiratet, keine Prüfung, Pferde- und Hornvieharzt in Mühlen, besaß viel Geschicklichkeit und großes Vertrauen.

Unter Kematen Taufers findet sich in dem genannten Bericht folgender Vermerk:

Maria Aschbacher, „Quacksalberin“, 34 Jahre alt, Bäuerin in Kematen, Besitz von Realitäten, verzeichnet großen Zulauf von Lungensüchtigen und ist bereits öfters vergeblich ermahnt worden.

Pfuscher und Quacksalber gab es bis in die jüngste Zeit hinein. Dabei wurden nicht nur Kräuter sondern auch Chemikalien aus der Apotheke verwendet und auf verschiedenste Weise zusammengesetzt.

Die Tradition der Heilpraktiker hat sich im Ahrntal bis weit in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts hinein fortgesetzt. Um die Jahrhundertwende war Alois Hofer, Pilegger, später Bauer am Glocklechn und ab 1914 beim Roana in Steinhaus, einer der bekanntesten Heilpraktiker im Tal. Er war Spezialist für Knochenbrüche, die er meist mit Bruchpflastern heilte. Von ihm ist folgende Episode überliefert: Bei Restaurierungsarbeiten an einem Hause brach der Kamin zusammen und stürzte auf einen Arbeiter, der mehrere Knochenbrüche erlitt. Der sofort herbeigerufene Glocklechner kam arg ins Lärmen und meinte: „*Lieba as wi den orm Heita dou flickn, tat i an Noin mochn!*“ Die Söhne Alois, Franz

und Georg traten in seine Fußstapfen und waren bis in die 60er-Jahre gesuchte Nothelfer. Bekannt waren sie unter den Namen „Roana“, „Unterkeil“ und „Roana Jörgl“. Nicht nur in seinem

Oben: Bauerndoktor Alois Hofer vom Roan mit Frau Margareth (um 1920)

Unten: Bauerndoktor Jakob Auer, Morcha Jougl (1988)

Heimatort, sondern im ganzen Tal und auch darüberhinaus war der „*Morcha Jougl*“ (Jakob Auer vom Innermarcher) aus St. Peter bekannt. Er machte nicht viel Worte und sich selbst nicht wichtig. Er half, wo er konnte, ist aber dadurch nicht reich geworden. Er verstarb 1992 im Alter von 87 Jahren.

Im unteren Ahrntal stand Gottfried Oberkofler, Pfarrmesner von St. Johann, in Notfällen helfend zur Seite. Er verstarb 1973.

Krankheiten, Heilmittel, Therapien

Der Medizinhistoriker Karl Schadelbauer teilt die Arten der Krankenbehandlung im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit in vier Gruppen ein:

- 1) Die Behandlung durch ausgebildete Heilpersonen unter Anwendung fachmedizinischer Rezepte.
- 2) Die Anwendung von Hausmitteln, die in ihrer Wirkung vielfach den offiziellen Heilmitteln gleichkamen.
- 3) Die Zuhilfenahme religiöser Praktiken, wie etwa die Anrufung von Schutzheiligen, die Ablegung von Wallfahrtsgelübden, ferner Votivgaben usw.
- 4) Der Einsatz von Zaubermitteln.

Bei der ländlichen Bevölkerung und wohl auch im Ahrntal fanden vor allem die in den Punkten 2, 3 und 4 genannten Heilmittel Verwendung. Im Ahrntal lagen die Höfe zumeist verstreut auf beträchtlicher Bergeshöhe. Dieser Umstand mag wohl in erster Linie der Grund dafür gewesen sein, dass sich die Menschen in Krankheitsfällen so gut wie möglich selber halfen. An dieser Stelle sei diesbezüglich nochmals an das bereits erwähnte Rezeptbuch der Familie Obermair aus St. Jakob erinnert. Alltägliche Krankheiten wurden zumeist mit einfachen, jedoch wirksamen Naturheilmitteln behandelt.

Schwieriger gestaltete sich die Bekämpfung von Epidemien und Seuchen, die wiederholt das Pustertal und auch das Ahrntal heimsuchten. Eine der gefährlichsten Seuchen war die Pest. Sie ist eine Tierseuche (Zoonose), die auf den Menschen übertragen werden kann. Der Erreger ist ein Bakterium (*Yersenia pestis*), das Tierreservoir

sind Nagetiere, vor allem Ratten. Während sich die Pest früher in Form von gewaltigen Epidemien (Pandemien) über die ganze Erde ausbreitete, ist sie heute auf einige regionale Herde in wenigen Ländern Afrikas, Asiens und Südamerikas beschränkt. Die größte Pestepidemie brauste 1347-1352 über Europa hinweg und tötete mit 25 Millionen Menschen ein Drittel der Bevölkerung in der damals bekannten Welt. In der Folgezeit trat die Pest in kleineren oder größeren Abständen immer wieder auf: in Tirol 1512, 1571, 1631, 1636. Die letzten beiden Epidemien waren für die Brunecker Gegend und das Ahrntal besonders arg. Erst im 18. Jahrhundert ist die Pest allmählich verschwunden.

Die Behandlung der Pest stellte die Medizin vor unlösbare Probleme. Als zuverlässigste Maßnahme erschien angesichts des Fehlens spezifischer Medikamente die rechtzeitige Flucht in gesunde Gegenden und der Abbruch von Kontakten mit den Seuchengebieten. Die ärztlichen Abwehrmaßnahmen bestanden hauptsächlich in der Säuberung der verpesteten Luft durch Räucherungen verschiedenster Art. Die Kranken wurden mit Aderlässen behandelt, von Bädern wurde abgeraten.

Die medikamentöse Behandlung erfolgte mit dem Pestpulver („*pulvis pestilentialis*“) aus Meisterwurz, Bibernell und Fingerkraut mit Zucker und Zimt zur Geschmacksverbesserung. In der Volksmedizin standen Baldrian, Bibernell und Knoblauch an erster Stelle. Auch der bereits genannte Theriak fand Verwendung. Wichtige Fortschritte in der Pestbekämpfung waren die Erkenntnisse über die Übertragbarkeit von Krankheiten und über die Ansteckungsverhinderung durch Isolierung der Kranken oder der Gesunden.

Eine seltsame Anordnung betraf die Bestattung der Pestleichen. Da diese, wie man glaubte, in den Friedhöfen „giftige Dämpfe“ verursachten, sollten dort nur die Köpfe, die man offenbar nicht als infektiös ansah, die restlichen Körperteile der Pesttoten aber auf einem Grundstück weit außerhalb der Dörfer beerdigt werden. Nach ihrer Verwesung konnten die Knochen exhumiert und auf Kosten der Gemeinden in die jeweiligen Friedhöfsgräber umgebettet werden.

Weitere in Tirol gefürchtete Seuchen waren der Aussatz (Lepra), die Syphilis und das Wechselfieber (Malaria, besonders in den Sumpfgebieten des Unterlandes). Alle diese Krankheiten wurden in erster Linie durch besondere Lüftung der Räumlichkeiten, durch Brech- und Abführmittel oder durch „Clysmata“ bekämpft.

Unter den chronischen Krankheiten herrschten Wassersucht, Arthrose, Rheumatismus, Menstruationsbeschwerden, Erkrankungen der Atemwege und Wurmbefall vor. Im zweiten Quartal des Militärjahres 1839/40 (Februar bis April 1840) wurden im gesamten Kreis 16 Fälle von Syphilis verzeichnet.

Ärzte im Ahrntal

Mit dem 20. Jahrhundert begann auch für die medizinische Versorgung im Allgemeinen ein neues Kapitel. An den Universitäten ausgebildete Ärzte begannen sich zunehmend nicht mehr nur in den Städten sondern auch auf dem Lande niederzulassen und dort Bader und Wundärzte zu verdrängen.

Anfang des Jahrhunderts wirkte Dr. Franz Beikircher als Gemeindefarmer in Steinhaus. Sein Nachfolger war bis nach dem Ersten Weltkrieg Dr. Max Ellis-Cases. Dessen Tochter verstarb 1998 und ihre Nachfahren können keine weiteren Auskünfte geben.

Vor dem Jahr 1910 war mehrere Jahre hindurch Dr. Rainer in St. Johann als Arzt tätig. Er hatte Ordination und Wohnung im ersten Stock des Hauses „Meister“.

Anfang der 20er-Jahre kam Dr. Josef Kiener (1889-1981) als junger Gemeindefarmer ins Ahrntal. Wie er selbst anlässlich der Verleihung der Ehrenbürgerschaft zu seinem 80. Geburtstag erzählte, musste er sich dazu beim zuständigen Gemeindevorsteher, dem Ellerbauern (Großvater des derzeitigen Hofbesitzers in St. Peter), vorstellen. Er erhielt die Stelle unter der Bedingung, dass er baldmöglichst heirate. Dies habe er versprechen können, zumal er damals schon eine Braut hatte: Frieda Reisch aus Innsbruck. Doch ohne Arbeit und Wohnung habe er nicht heiraten können. Dr. Kiener bezog eine Wohnung im heutigen Rathaus und eröffnete

dort auch seine Ordination. Er war ein eifriger und pflichtbewusster Gemeindefarmer, der auch in politisch schwieriger Zeit seinen Mann stellte. Anekdotisch überliefert ist von ihm, daß er bei Hausgeburten den Zeitpunkt am liebsten selbst bestimmte, denn Warten war seine Sache nicht. 1937 übersiedelte Dr. Kiener mit seinem Sohn aus erster Ehe und seiner zweiten Frau Marianne Heiß nach Bruneck. Er wirkte dort als Arzt bis ins hohe Alter. Dr. Josef Kiener starb 92-jährig am 11. Juni 1981.

Ende der 20er-Jahre verlegte der Ahrntaler Arzt Dr. Franz Xaver Oberkofler (1893-1960) seine Praxis von Mühlbach nach St. Johann. Sein Sohn Elmar Oberkofler hat ihm in dem Buch „Begegnungen – Skizzen bedeutender Persönlichkeiten“ ein Denkmal gesetzt. „Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe“, lautete sein Motto. Arzt sein im Ahrntal war damals kein bequemer Beruf: Hausbesuche bei Kälte und Frost im Winter, bei sengender Hitze im Sommer, ohne Auto und 20 km vom nächsten Krankenhaus entfernt: da mussten oft schnelle und verantwortungsvolle Entscheidungen getroffen werden. Dr. Franz Xaver war einer der fünf Oberkofler-Brüder (vom Dichter Dr. Joseph Georg und vom Maler Msgr. Johann Baptist ist andernorts die Rede). Er wirkte als pflichtbewusster Arzt bis zum Ausbruch des bösen Leidens, an dessen Folgen er im Alter von 67 Jahren am 24. Dezember 1960 starb.

In den ersten 50er-Jahren, als Dr. Oberkofler das weite Gebiet von Weißenbach bis Prettau nicht mehr allein versorgen konnte, eröffnete Dr. Richard Linter (geb. 1919) in Steinhaus eine Arztpraxis. Er erwarb sich wegen seiner steten Hilfs- und Einsatzbereitschaft auch außerhalb seiner ärztlichen Tätigkeit bald das Vertrauen der Bevölkerung.

Einige Jahre nach ihm eröffnete Dr. Johann Forer (geb. 1925) vom Bacher in St. Jakob beim „Bader“ in St. Johann eine Ordination als praktischer Arzt.

Nach der Pensionierung Dr. Oberkoflers bestand die Möglichkeit, zwei Gemeindefarmer einzustellen, doch entschied sich der Gemeinderat aus Sparsamkeitsgründen für nur eine Stelle. Wer aber sollte es werden: Richard Linter oder Johann Forer? Nach heftigen



Diskussionen wurde eine Kompromisslösung gefunden: am 1. Februar 1957 trat Dr. Hermann Reden (geb. 1923) seine Stelle als Gemeinde- und Amtsarzt an und musste nach der Loslösung von Pretttau gleich zwei Gemeinden betreuen. Er hatte seine Ordination in Steinhaus und für kurze Zeit im „Gatter“, einem Ortsteil von St. Jakob. Bei knapp 5.000

Einwohnern und über 3.000 Urlaubern, den vielen nur zu Fuß erreichbaren Bau-ernhöfen, den Schreibaarbeiten als Amtsarzt und den Pflichtimpfungen in allen sieben Ortschaften, waren seine Mußestunden dünn gesät. Erst wenige Jahre vor seiner Pensionierung nahmen ihm einige Krankenschwestern etwas Arbeit ab. 1992 trat er in den Ruhestand und zog sich nach Sand in Taufers zurück. 1989 ernannte ihn die Gemeinde zu ihrem Ehrenbürger.

Schon 1981 hatte sich Dr. Hermann Lungers als zweiter Gemeindearzt in St. Johann niedergelassen; seit 1989 ist er auch Amtsarzt.

Auf Dr. Hermann Reden folgte Dr. Paolo Gozzi aus Bozen, der seit 1992 zweimal für längere Zeit in Steinhaus eine Praxis leitete. Seit Jahren ordiniert in Luttach und Steinhaus Frau Dr. Elisabeth Hofer, Rastbichtochter aus St. Johann. Auch Dr. Johann Tasser aus Mühlen ist einmal wöchentlich in Steinhaus tätig. In den Pflegedienststellen der Dörfer arbeiten zudem die Sprengel-Krankenschwestern, die auch viele alte und kranke Menschen daheim betreuen.

Das Altersheim von St. Johann, das früher „Spital“ genannt wurde, hat Pfarrer Georg Holzer zwischen 1899 und 1901 erbauen lassen. Es wurde nach dem Stifter Georgianum benannt und von Tertiarschwestern geführt. In den Jahren 1989-1991 wurde das Haus niedergeissen und an seiner Stelle nach den Plänen von Arch. Dr. Othmar Treffer ein Neubau errichtet. Während der Bauzeit waren die Heiminsassen im Gebäude „Klausberg“ im Hittlfeld untergebracht. Ihre Rückkehr ins nunmehr neue Altersheim erfolgte im Sommer 1991, doch erlebte Bürgermeister Josef Kirchler, der

Dr. Hermann Reden, Gemeindearzt von 1957-1992

sich für das Projekt besonders eingesetzt hatte, die offizielle Eröffnung am 20. Oktober 1991 nicht mehr, da er wenige Wochen vorher völlig unerwartet starb. Das Georgianum verfügt über eine Pflegestation für Langzeitkranke und versorgt etwa 50 betagte Menschen.

In den Jahren, in denen die Kinder üblicherweise – und vor allem auf dem Lande – zu Hause auf die Welt kamen, wirkten im Ahrntal in verantwortungsbewusster Weise die Gemeindehebammen, die auch sonst im gesundheitlichen Bereich zu Diensten waren und meist mehr als ihre Pflicht erfüllten. Zu den letzten, die Generationen von Tölderern dazu verhalfen, das Licht der Welt zu erblicken, gehören in St. Johann: Kreszenz Fuchsbrugger und ihre Tochter Aloisia Fuchsbrugger-Nöckler vom Klamperer;

in Luttach-Weißenbach: Theresia Pursteiner-Seeber vom Lechn in Weißenbach und nach ihr Rosa Oberhollenzer-Steger vom Neubau Lindemair in Luttach, die dienstälteste Hebamme der Gemeinde; in Pretttau-St. Peter: Maria Oberarzbacher, Weiherin in Pretttau; in St. Jakob-Steinhaus: Maria Gartner-Gruber, Rubnerin in St. Jakob; ihr folgte Franziska Gruber-Reichegger vom Egge in Steinhaus, die später neben Steinhaus und St. Jakob auch noch St. Peter zu betreuen hatte.



*Links: Franziska Gruber-Reichegger vom Egge in Steinhaus, Hebamme von 1940-1967
Rechts: Maria Gartner-Gruber, Rubnerin in St. Jakob, Hebamme in der Zwischenkriegszeit*

In einer Abhandlung über die medizinische Geschichte des Ahrntales darf der „Wunderdoktor“ von Taufers nicht unerwähnt bleiben. Dr. Anton Mutschlechner (1893-1978) war eine der bekanntesten Persönlichkeiten von Sand in Taufers und wurde wegen seiner diagnostischen und therapeutischen Fähigkeiten weit über die Landesgrenzen hinaus berühmt. Der Sohn von David Mutschlechner, dem Wirt des Gasthofs Post, absolvierte sein Medizinstudium an der Universität Innsbruck, wo er 1920 promovierte. Seine Ausbildung vervollständigte er durch Studienaufenthalte in Wien, Berlin und Paris, bevor er in Sand eine Praxis eröffnete und sich auf die Behandlung mit Heilkräutern spezialisierte. Auch die Ahrntaler suchten bei ihm Hilfe und umgekehrt nahm Dr. Mutschlechner bei

bettlägerigen Kranken im Ahrntal Hausvisiten vor. Bald drang sein Ruf über die Grenzen Südtirols hinaus. Zu seinen Patienten zählten Prinzessinnen und Fürsten, Industrielle und Großkaufleute aus aller Herren Länder. Sie wurden während der Kuraufenthalte zum Großteil im eigenen Hotel untergebracht. Berühmt war der Doktor vor allem für seine Behandlung von Gallensteinen und Leberleiden. Die Diagnose stellte er ohne den Patienten auf herkömmliche Weise zu untersuchen. Er pflegte zu sagen, dass ein Arzt den Beruf verfehlt habe, der nicht schon beim Anblick des Patienten wisse, an welcher Krankheit dieser leide. Dr. Anton Mutschlechner starb am 9. November 1977 und nahm leider seine Kenntnisse über die Kräuterheilkunst mit ins Grab.



Altersheim Georgianum in St. Johann nach dem Umbau

Lebenserwartung und Todesursachen im 19. Jahrhundert

Die hohe Sterberate

Die Nachricht von einem Todesfall ruft, besonders wenn es sich um einen jungen Menschen handelt, heutzutage bei Angehörigen und Bekannten meist Fassungslosigkeit und Bestürzung hervor. Die Menschen neigen dazu, Gedanken an den Tod zu verdrängen und wollen diesem mit Hilfe der Medizin so lange wie möglich entrinnen. Werden sie plötzlich mit ihm konfrontiert, so trifft sie das Ereignis unvorbereitet und es nimmt für kurze Zeit einen zentralen Platz in ihrem Denken ein.

Das Verhältnis zum Sterben und zum Tod hat sich im Ahrntal - wie anderswo auch - im Verlauf des 20. Jahrhunderts grundlegend geändert. Noch vor 70-80 Jahren mussten die Menschen nahezu täglich dem Tod entgegentreten, er war ihnen vertraut und sie nahmen ihn gottergeben hin, wie der Spruch bezeugt:

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, des Herren Wille sei gelobt.“

Man war sich bewusst, dass man dem Tod in bestimmten Situationen nicht entrinnen konnte und ergab sich in sein gottgewolltes Schicksal selbst dann, wenn der Tod gleich mehrere Mitglieder ein- und derselben Familie mitnahm.

Von solchen Fällen liest man nicht selten in den Sterbematricken. In jenen der Pfarre St. Jakob z. B. ist verzeichnet, dass dem Martin Kottersteger und der Anna Grieslmair innerhalb weniger Tage 3 Kinder wegstarben: am 4. November 1833 die 12 Jahre alte Maria an „Gichtere“ (Magen- bzw. Darmkoliken), am 13. November die acht Monate kleine Anna an derselben Krankheit, am selben Tag noch der sechsjährige Simon an Ruhr. Wahrscheinlich sind auch seine beiden Schwestern an Ruhr gestorben, einer infektiösen Darmerkrankung mit Durchfall, Fieber und Blutab-

gang, deren Ansteckungsgefahr man damals noch nicht erkannt hatte.

Bei näherer Betrachtung der nachfolgenden Diagramme lassen sich im 19. Jahrhundert relativ hohe Zahlen von Geburten und Todesfällen feststellen. In manchen Jahren überstieg die Zahl der Todesfälle jene der Geburten bei weitem, z. B. bei Epidemien wie der Cholera. Nach der Jahrhundertwende nähern sich die Kurven der Geburten und der Sterbefälle allmählich, da viele Säuglinge besser versorgt wurden und nicht gleich wegstarben. Erst in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts gleicht sich die Zahl der Geburten jener der Todesfälle an: es gibt weniger Tote, aber auch weniger Geburten, wohl auch auf Grund einer neuen Sicht der Familienplanung. Die Zahl der Todesfälle aber ist im Vergleich zum vorhergehenden Jahrhundert minimal.

Im 19. Jahrhundert sind erhöhte Sterbezahlen in den Dörfern des Ahrntales vor allem auf das Auftreten von Epidemien zurückzuführen. So verstarben 1807 zahlreiche Personen an den Blattern, 1833 suchte die Cholera die Bevölkerung heim und 1865 forderten wieder die Blattern viele Todesopfer. Schutzimpfungen gab es zu jener Zeit noch nicht.

Tabelle 1: St. Jakob 1801 - 1850 Sterbefälle und Geburten

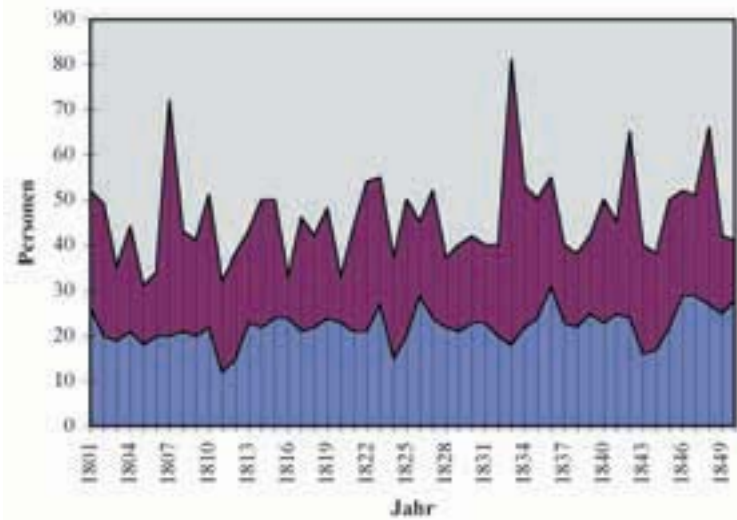
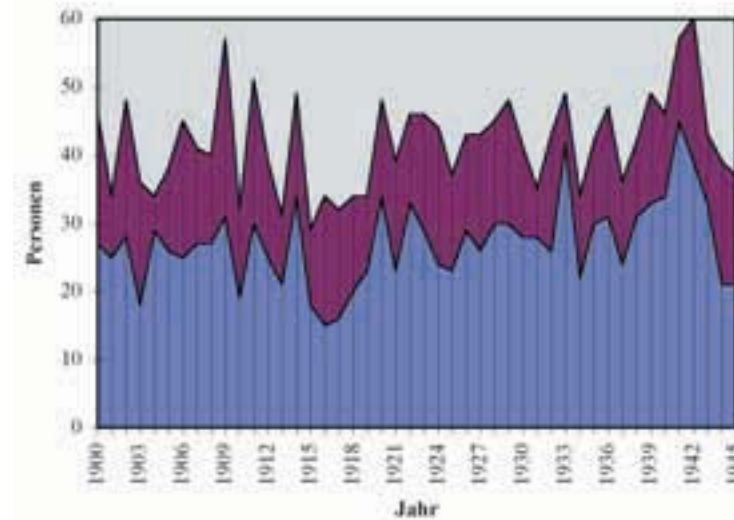


Tabelle 3: St. Jakob 1901 - 1945 Sterbefälle und Geburten



■ Sterbefälle

■ Geburten

Tabelle 2: St. Jakob 1851 - 1900 Sterbefälle und Geburten

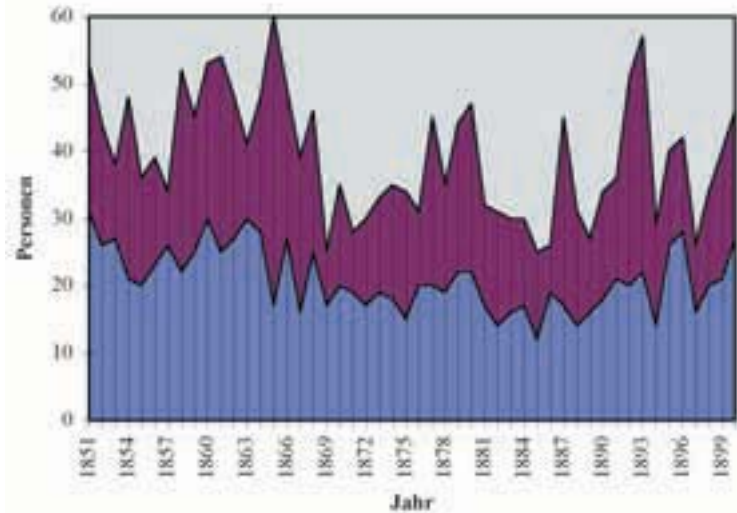


Tabelle 4: St. Jakob 1946 - 1970 Sterbefälle und Geburten

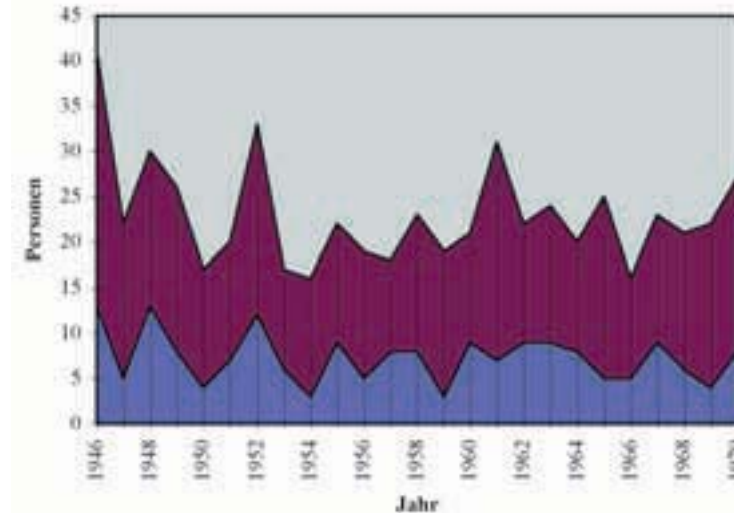
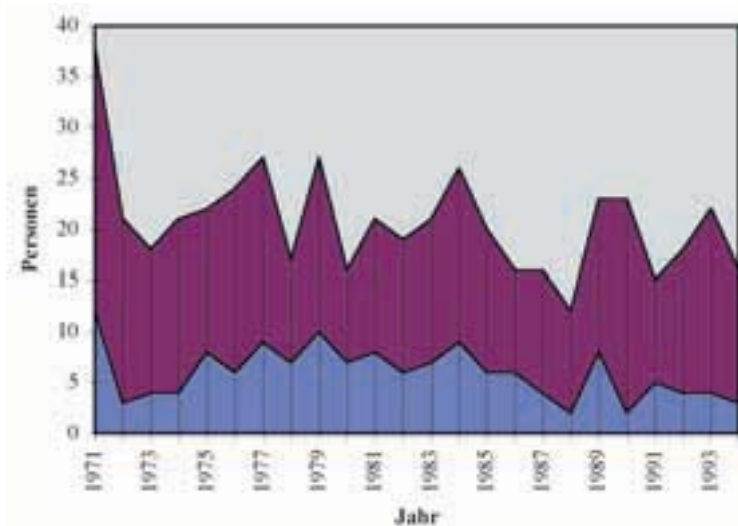


Tabelle 5: St. Jakob 1971 - 1993 Sterbefälle und Geburten



In St. Jakob und in St. Johann zeigt die Sterblichkeitskurve in etwa dasselbe Bild; die ansteckenden Krankheiten breiteten sich in diesen Dörfern rapide aus. In Luttach dagegen treten beträchtliche Schwankungen der Todesfälle auf; hier wurde z. B. in den

Tabelle 6: St. Johann 1801 - 1850 Sterbefälle und Geburten

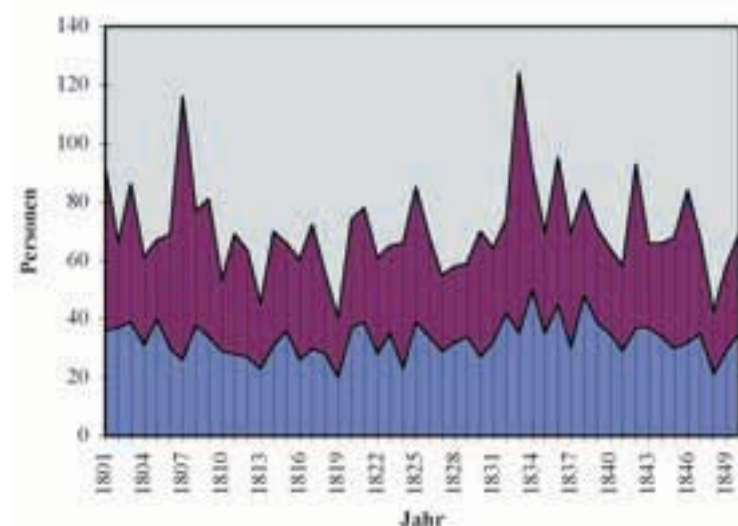
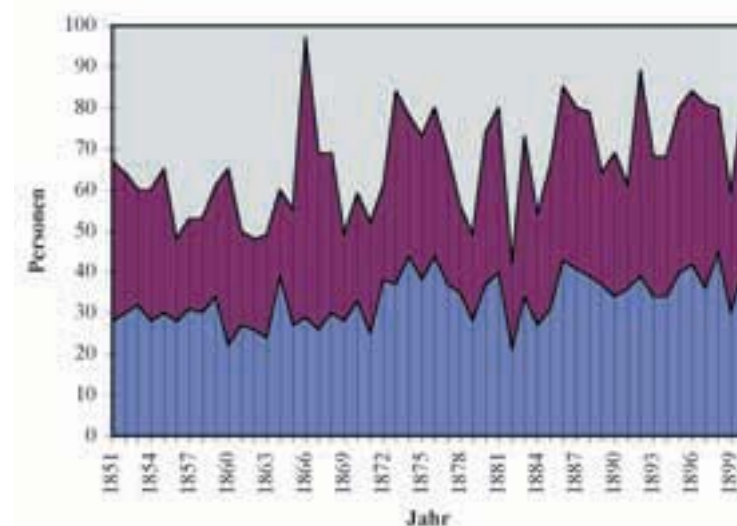


Tabelle 7: St. Johann 1851 - 1900 Sterbefälle und Geburten



Sterbematrikeln des Jahres 1842 als häufigste Todesursache Scharlach und Lungenentzündung angegeben, 1893 starb die Mehrzahl der Menschen an Diphtherie - alles Krankheiten, die heute längst nicht mehr tödlich verlaufen.

Tabelle 8: Luttach 1801 - 1850 Sterbefälle und Geburten

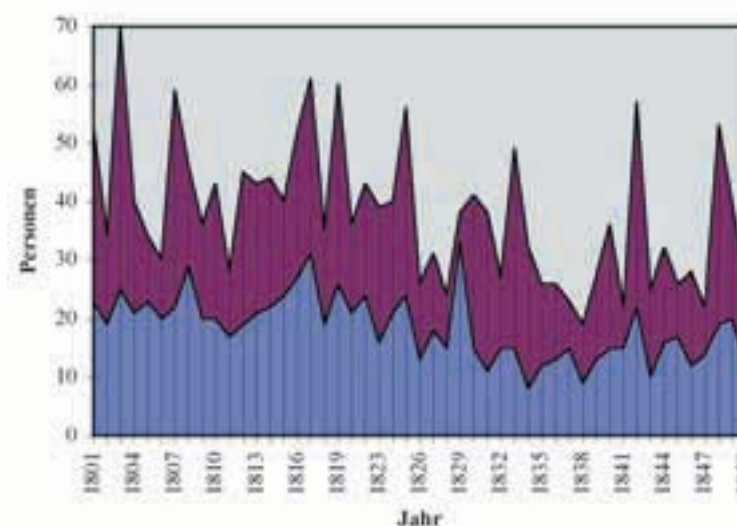
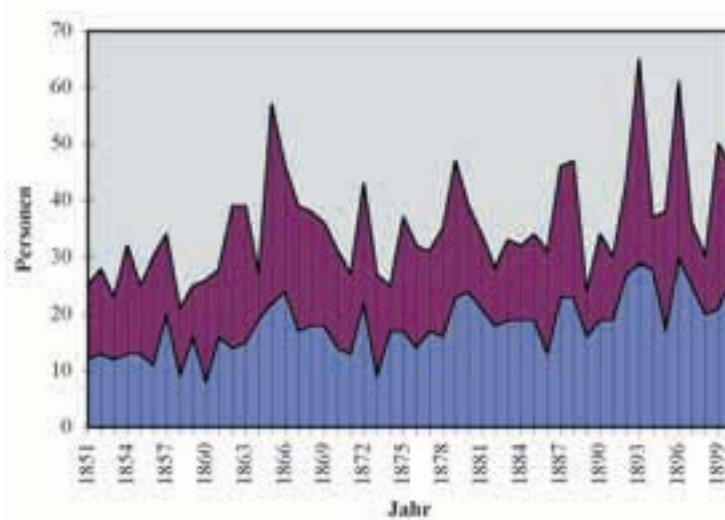


Tabelle 9: Luttach 1851 - 1900 Sterbefälle und Geburten

In Prettau starb in den Jahren 1801-1825 ein erheblicher Teil der Bevölkerung an Kinderkrankheiten. Auch sind auffallend viele Unglücksfälle verzeichnet, die teils auf die Tätigkeit im Bergwerk und auf die Holzarbeit im Wald, teils aber auf Naturkatastrophen wie Überschwemmungen und Lawinen zurückzuführen sind. Zwischen 1822 und 1844 z. B. verunglückten acht Knappen tödlich; 22 Personen ertranken im vergangenen Jahrhundert bei Hochwasserkatastrophen. Heute ist zwar die Sicherheit am Arbeitsplatz gestiegen, dafür aber jene auf den Straßen nicht gewährleistet.

Galt bei Epidemien die Todesursache als sicher, weil sie auch amtlich festgestellt worden war, kostete es den Leichenbeschauern in anderen Fällen Mühe die Todesursache zu bestimmen. Die Totenbeschau wurde wegen des Ärztemangels vielfach von Laien durchgeführt und war deshalb oft fehlerhaft. Meist stellte der Pfarrer den Tod fest und trug die vermutete Todesursache in die Matrikeln ein. So werden in den Sterberegistern der Kuratie St. Jakob z. B. am häufigsten Wassersucht, Vergicht, Lungenentzündung, Schlagfluss und Faulfieber als Todesursachen genannt. In unsicheren Fällen wurde Abzehrung oder Altersschwäche diagnostiziert, die eigentlich keine Krankheiten sind. Abzehrung konnte z. B. auch die Folge von

TBC sein. Die Diagnose wurde auf Grund von sichtbaren Symptomen gestellt: was man mit eigenen Augen sah, zählte. Wusste man nicht weiter, so schrieb man neben dem Namen des Verstorbenen „Todesursache unbekannt“ oder irgendeine Krankheit. Auffallend viele Todesfälle ereigneten sich im Kindbett durch „zu frühe und zu schwere Geburt“, aber auch die Zahl der Jugendlichen und Erwachsenen, die einer Kinderkrankheit zum Opfer fielen, ist ungewöhnlich hoch.

Viele Krankheitsbezeichnungen sind uns heute nicht mehr geläufig. So verstand man unter „Fraisen“ Krämpfe bei Kindern, „Faul- oder Nervenfieber“ war die Bezeichnung für Typhus, „Abzehrung“ konnte auch Lungenschwindsucht sein, „Schlagfluss“ war ein Schlaganfall und unter „Wassersucht“ fasste man Ödeme zusammen, die zu Herzversagen führten. Es gab also damals schon jene Erkrankungen des Herz- und Kreislauftsystems, die auch heute noch zu den häufigsten Todesursachen zählen.

Die Selbstmordrate ist hingegen minimal: laut Sterberegister haben sich im 19. Jahrhundert in St. Jakob nur zwei Personen das Leben genommen. Heute muss man bedauerlicherweise feststellen, dass auch im Ahrntal immer häufiger Menschen den Freitod suchen, vor allem junge Erwachsene.

Die oft erhöhte Zahl von Sterbefällen im Frühjahr lässt sich auf Erkrankungen der Atemwege (Verkühlungen) und des Verdauungsapparates (verdorbenes Lebensmittel) zurückführen, denen besonders ältere Menschen und Kinder zum Opfer fielen.

Die Säuglings- und Kindersterblichkeit war im vorigen Jahrhundert außerordentlich hoch. In St. Jakob verstarben 21% der Säuglinge (0-12 Monate) bzw. 14% der Kinder (1-5 Jahre). Die Gründe dafür lagen unter anderem in den schlechten hygienischen Verhältnissen und in der mangelhaften Pflege der Neugeborenen. Uneheliche Säuglinge und Kinder starben häufiger als eheliche; denn oft hatten ledige Mütter nicht die Zeit sich ausreichend um ihr Kind zu kümmern. Außerdem stellte ein lediges Kind einen Entlassungsgrund dar. So gab es Fälle, wo die Mutter wohl absichtlich das Kind vernachlässigte um es loszuwerden.



Besonders viele Frauen starben im Wochenbett; in St. Jakob waren es insgesamt 31 im letzten Jahrhundert. Jene Frauen, die die fruchtbaren Jahre überlebten, hatten dann aber auch die Chance, ein fortgeschrittenes Alter zu erreichen. Generell starben damals die Frauen im Ahrntal häufig in jüngerem Alter als die Männer, heute dagegen erreichen sie im Durchschnitt ein wesentlich höheres

Alter als diese. In der Altersgruppe der 51-60-Jährigen steigt die Sterblichkeit bei beiden Geschlechtern wieder an. Wer 70 und 80 Jahre alt wurde, hatte ein gesegnetes Alter erreicht, 90-Jährige gab es sehr selten.

Erst wenn keine Volksmedizin mehr half, nahm man „die Mare“, ärztliche Hilfe, in Anspruch, die man auch selbst bezahlen musste oft in Form von Naturalien. Ausgebildete Ärzte gab es auf dem Lande nur wenige. So wandten sich die Menschen an „Bader“, die mit Kräutern und Ähnlichem herumexperimentierten, wobei der gewünschte Erfolg meist ausblieb. Wundärzte gab es im 19. Jahrhundert nur in Sand in Taufers und in Steinhaus. Ihnen fehlten nicht selten die technischen Hilfsmittel und Medikamente um schwere Krankheiten zu heilen.

Brauchtum um Sterben und Tod

Der Tod wurde als sinnvoller Abschluss eines Lebens empfunden, das in den Händen Gottes lag und deshalb nach Gottes Willen früher oder später erlöschte. Obwohl man im Tod eines Menschen oft nicht den göttlichen Ratschluss verstand, akzeptierte man ihn. Gestorben wurde, wie man gelebt hatte, still und im Einklang mit Gott. Der Ahrntaler Heimatdichter Joseph Georg Oberkofler schildert den Tod seines Urgroßvaters bzw. Vaters im Buch „Von alten Bauern und Höfen“.

„Als sich sein Leben neigte und er die Sterbesakramente empfangen hatte, bat er um Kautabak. Das Röllchen lag auf dem Fensterbrett. Im Munde schob er es von Wange zu Wange und sagte in heiterer Zufriedenheit: ‘So, nun fehlt mir nichts mehr.’ Sie wußten zu sterben, die alten Bauern, in christlicher Größe, wie auch unser Vater. Er hatte am Vorabend von Maria Empfängnis allein die schwere Holzstatue der Heiligen Jungfrau auf den Seitenaltar geschoben und war dann nach Hause gekommen, um die Kühe zu versorgen. Nach dem Melken trat er mit dem Milcheimer durch die Hoftüre in den Hausgang und bat die Mutter, Licht zu machen. Er hielt die brennende

Laterne in der Hand, und in der Küche prasselte das Herdfeuer. Es sei ja hell, entgegnete die Mutter, und dann überflog sie ein kalter Schauer, denn der Vater hatte den Eimer neben die Zentrifuge gestellt und gesagt: 'Ich sehe nichts mehr.' Er ging in die Stube und legte sich auf die Ofenbank. Ein Schlag hatte ihn getroffen. Der Pfarrer brachte ihm das Höchste Gut und spendete ihm die letzte Ölung. Hernach lobte er die Güte des Pfarrherrn, und jedes Wort war wie ein Dank an den Herrgott, den er nach sechs Tagen von Angesicht zu Angesicht schauen sollte. Mehr sprach er nicht mehr.“

Der Glaube allein half diesen Menschen, die vielen Todesopfer zu verkraften und Gott anzuflehen, dem Tod endlich Einhalt zu gebieten wie es z. B. in St. Jakob 1918 beschrieben wird:

„Als die Grippe im Jahre 1918 so viele Opfer forderte und an anderen Orten 7, 10 und noch mehr Leute starben, wurde am Kirchweihsonntag nachmittags mit dem Bilde (Maria vom Guten Rate) eine Prozession gehalten. Leute kamen vom ganzen Tale in Scharen und gebetet wurde, wie selten einmal; und siehe, keine einzige Person der ganzen Gemeinde ist gestorben. Weiter ließ sie den Tod nicht.“

Die Menschen glaubten damals daran, dass der Tod keine endgültige Trennung bedeute und man mit den Toten sehr wohl in Kontakt treten konnte. Dies belegen auch die zahlreichen Sagen, die den Tod und die Verstorbenen zum Thema haben. Die Grenze zwischen den Toten und den Lebenden verwischte. Geisterprozessionen, Leichenzüge, umherirrende Seelen als Lichter wurden als Vorwarnung gedeutet für den bevorstehenden Tod oder als Strafe für die Versuchung der Geister durch die Menschen. Auch von der Bestrafung einer Person nach dem Tod für im Leben begangene Freveltaten und Verbrechen wird oft berichtet. Die Seele des Bestraften findet keine Ruhe. Vor allem für Besitz, den man unrechtmäßig erworben hat, muss nach dem Tod gebüßt werden. So glaubten die Menschen, dass die Seele eines Verstorbenen, der sich im Leben z. B. ein Stück

Feld angeeignet hatte, Grenzsteine versetze, an der Grenze der Felder auf- und abgehe und von einem Lebenden erlöst werden müsse. Erst nach einer Grenzberichtigung erhalte die arme Seele ihre Ruhe zurück. Diese Seelen spukten auch in Häusern, wie es uns der Heimatdichter Oberkofler in seinen Erinnerungen schildert.

„Beim Tengg sprach man von einem 'Unhoamla'. Unsere Muhmen redeten nicht gerne davon. Eine sah mit der Magd ein weißes Gesicht in der engen Fensterlucke der Stiegenkammer. Die Magd wollte darin nicht mehr schlafen, denn es käme nachts wie in schweren Lodenschuhen schlüpfend die Stiegentreppe herauf, hinein in die Kammer, und es wehe kalt von ihm her. Es sei eine Arme Seele gewesen. Ich erinnere mich noch dunkel an das heimliche Geflüster, man habe den Pfarrherrn geholt und Haus und Hof aussegnen lassen. Heute noch nennt man die Stiegenkammer Geisterkammerle.“

Die Strafe für unrechtes Tun würde, wenn nicht auf Erden, so eben nach dem Tode unweigerlich folgen. Es gab in manchen Dörfern auch gemiedene Orte, wo sich die Verstorbenen aufhielten, die nicht die Gnade Gottes erlangt hatten. Aber auch der Friedhof und die Kirche wurden nachts gemieden, denn dort fanden, so glaubten die Menschen, Versammlungen und Messen der Verstorbenen statt.

Sterben musste man auch als Sühne für den Reichtum, den man im Zusammenhang mit Gottesfrevel erworben hatte. Wohlbekannt ist die Sage vom Schützen, der seine Treffsicherheit an einem Holzkreuz in Prettau bewiesen und auf dem Rückweg vom Stier getötet wurde, den er als Siegerpreis erhalten hatte.

Vorahnungen und Vorzeichen bestätigen, dass der Tod der ständige Begleiter der Menschen ist und jederzeit zuschlagen kann. Solche Vorzeichen waren z. B. Glockenläuten, heulende Hunde, das Einsinken des Grabes, ein der Hand entfallender Löffel und vieles mehr. Oberkofler erzählt in diesem Zusammenhang in seinen schon erwähnten Erinnerungen:

„Einer ... hörte einmal beim Eintritt durch das Außertor vom Innertore her seinen Namen rufen. Er fragte, und da

er keine Antwort erhielt, empfahl er Gott seine Seele. Einige Zeit darnach soll er gestorben sein.“

„Als die einzige Schwester unserer Großmutter starb, huschte ein Schatten an der Tür der Sterbekammer vorbei, den eine Muhme auffangen wollte, in der Meinung, es sei eine ihrer Schwestern, die da neugierig lauschte. Drinnen hatte sich die Andl, so hieß sie, zur Wand gekehrt und gesagt: ‘In Gottes Namen.’ Das war ihr letztes Wort.“

Bekam man z. B. am Heiligen Abend beim Mittagessen Besuch, so war man der Meinung, jemand aus der Familie müsse nächstes Jahr sterben. Auch Tiere konnten Unheil bringen: schwarze Katzen verkörperten die Seelen von Verdammten und Hexen, krächzende Raben stellten Vorboten des baldigen Todes dar.

Vielfältige Bräuche haben sich um das Sterben bzw. das Begräbnis entwickelt. Sterbende empfingen Verwandte, Nachbarn und Freunde um Abschied zu nehmen. Der Pfarrer nahm die Beichte ab und spendete die Sakramente. Die Toten wurden von den Angehörigen gewaschen, auf der Ofenbank oder einem Brettergestell aufgebahrt und mit einem Leintuch bedeckt. Für aufwändigen Blumenschmuck und teure Särge hatte man kein Geld. War jemand gestorben, so gab man sein Ableben mit dem Läuten des Sterbeglöckleins, dem Zügenläuten, bekannt. Die Dauer des Geläutes gab Auskunft über die soziale Stellung des Verstorbenen: bei angesehenen Bauern wurde länger geläutet als bei einem Knecht.

Tag und Nacht wurde die Leiche gehütet und es wurde für ihr Seelenheil gebetet, weil der Glaube weit verbreitet war, böse Geister könnten sich des Toten bemächtigen. Das Gebet für den Toten wurde besonders bei reichen Bauern belohnt. Im Ahrntal erhalten die Kinder vielfach heute noch eine kleine Belohnung in Form von Süßigkeiten. Das Begräbnis wurde mit dem „Scheidungsläuten“ (Scheidung = Scheiden) eingeleitet. Auch hier gab es Unterschiede zwischen Arm und Reich, Mann und Frau. Für die besser Gestellten bzw. für die Männer wurde länger geläutet.

Groß war die Furcht der Menschen vor einem Toten, weshalb man möglichst rasch sein Begräbnis organisierte. Eine Begebenheit



aus St. Peter, die uns die Pfarrchronik im Jahr 1774 schildert, zeigt diese Ängste besonders krass. Tote, die man nicht zur üblichen Zeit am Vormittag begraben konnte, wollte man nicht über Nacht aufgebahrt liegen lassen. Deshalb scharften die Angehörigen sie über Nacht ein, um sie am nächsten Tag wieder auszugraben und auf dem Friedhof beim Begräbnisgottesdienst vom Priester einsegnen zu lassen.

Die enge Bindung an die Familie zeigte sich auch darin, dass im Ahrntal die Söhne ihre Eltern ins Grab senken mussten. Auch hatte man nach dem Begräbnis eine strikte Trauerzeit einzuhalten, die gewöhnlich ein Jahr lang dauerte und in der man sich auch entsprechend in Schwarz kleidete. Aufwändig war oft das Totenmahl, an dem nicht nur Angehörige, die Träger, der Pfarrer, sondern auch die Dorfarmen teilnehmen durften. Diese Totenmähler gerieten in den Augen der geistlichen Obrigkeit in Misskredit. Sie kritisierte öfters die Üppigkeit solcher Feiern und wies darauf hin, dass Menschen oftmals in Schulden gerieten und man deshalb doch dahin lenken solle, diese „Feste“ allmählich zu vermindern oder weniger prunkvoll zu gestalten.

Um den Verstorbenen ein Andenken zu bewahren, wurden auch derb-humorvolle Sprüche und Gedichte verfasst, die dann die Grabinschrift oder das „Marterle“ an der Unglücksstelle zierten. Sterbebildchen, wie wir sie heute gewohnt sind, kamen für ärmere Leute erst Anfang des 20. Jahrhunderts in Mode.

1943 verunglückte Maria Hainz, Kotterstegertochter in St. Johann, mit dem Fuhrwerk tödlich. Zu ihrem Gedenken wurde folgender Spruch verfasst:

*Oft bin ich mit dem Roßgespann gefahren,
und ein Unheil ist mir nie geschehen;
und nun muß ich doch in besten Jahren
durch ein scheues Pferd zugrundegehen.
Mensch, die Bügel sind dir eingehändig,
zu kutschieren in das Oberland;
Meinst du auch, dies Rößlein sei gebändig,
laß das Leitseil niemals aus der Hand!*

Ein anderes Gedicht beschreibt recht anschaulich das Leben der Holderbäuerin in St. Jakob, Filomena Brugger, die 1942 verstarb:

*Auf Gott hab' ich gegründet mein Vertrauen;
denn nicht auf Sand, ich wollt' auf Felsen bauen.
Er gab mir einen Mann, er nahm ihn wieder;
das traf mich hart - doch warf es mich nicht nieder.*



*Drei Kinder gab er mir, er nahm mir eines;
ich habe nicht gemurrt - es war ja seines.
Ich gab noch eines von den andern zweien
zum Priester ihm - und ließ mich's nicht gereuen.
Den letzten setzt' ich ein als frischen Baum,
daß gute Frucht erwächst im Heimatraum.
So stand ich fest in sturmdurchtobter Welt,
denn mein Vertrauen war auf Gott gestellt.*

Um für das Seelenheil vorzusorgen, errichteten reiche Bauern noch zu Lebzeiten für einen gewissen Geldbetrag eine Stiftung. Diese Stiftungen stellten für die Kirche eine ertragreiche Einnahmequelle dar und die Stifter durften ruhigen Gewissens sterben. Vertraglich wurde die Anzahl und die Art der Messen festgelegt, die für den Verstorbenen zu lesen waren. Interessant an diesen Stiftungen ist die Formulierung „auf weltewige Zeiten“. Viele Stifter hatten Angst, dass sie vergessen werden könnten und eines Tages niemand mehr für sie beten würde. Das Seelenheil war gefährdet und so sollte die Kirche die Aufgabe übernehmen für die noch nicht erlösten Seelen zu beten. Denn die Menschen waren sich nicht so sicher, ob sich denn ihre Angehörigen auch stets „am richtigen Platz“ befänden; und auch die Kirche lehrte, dass die Seele im Fegefeuer



geläutert werden müsse, wie ein Auszug aus einer Predigtsammlung unserer Diözese zeigt.

„ ... Dies ist ein Feuer, gegen welches das unsere nur ein Schatten ist, ein Feuer, das voll Zorn und Grimm über die Sünden herfällt, um sie zu verzehren und die Seele unter unsäglichen Gluten und Qualen davon zu reinigen. Wenn man uns sagte, es sei uns in ein paar Jahren ein Feuer beschieden, das alle unsere Glieder versengen und mit

brennenden Wunden quälen werde, daß wir monatelang in Schmerz und Pein darniederliegen müßten, wie würde uns der bloße Schrecken ergreifen! Aber was ist das gegen das Fegefeuer, in dem man nicht an Brandwunden einige Monate auf weichem Bette liegen und alle mögliche Pflege genießen kann, so daß man vielleicht jahrzentelang in der heißesten Feuerglut brennen muß!... Bedenket, in einem Feuer, das Holz und Steine in einem Augenblicke zu Asche brennen würde!“

Zu Allerseelen wurde den Armen Seelen die Frist eines Tages zugestanden um das Fegefeuer zu verlassen. Es konnte geschehen, dass man den Seelen auch begegnete oder dass sich diese in irgendeiner Weise bemerkbar machten. So sollen zwei Schwestern des Urgroßvaters von Joseph Georg Oberkofler mit den Seelen Kontakt gehabt haben und auch ins Gespräch mit ihnen gekommen sein. Diese Begebenheit erzählt der Dichter ebenfalls in seinen Lebenserinnerungen.

„Über zwei Schwestern des Urgroßvaters erfahren wir eine merkwürdige Sache: Sie hätten mit den Seelen aus dem Jenseits wie mit ihresgleichen gesprochen und sich von ihnen ihre Anliegen vortragen lassen. In den Allerseelentagen, Anfang November, gingen sie jeden Abend ins Dorf hinab, um im Beinhaus für die Ruhe der Verstorbenen zu beten. Wenn sie dann wieder hinaufstiegen, und um Mitternacht droben auf der Alm ankamen, stand die Hütte oftmals in einem einzigen Feuermeere. Aber die Flammen verbrannten nichts. Die beiden Grueberischen machten sich wenig daraus, sie sagten nur: ‘Mein Gott, die Armen Seelen. Was wollen sie denn? Man muß ihnen helfen.’“

Im Ahrntal war das Pitschilesingen Brauch. Roggenbrote, sog. „Pitschilen“ wurden für die Armen Seelen gebacken. Gruppen weißverhüllter Gestalten zogen in der Woche nach Allerseelen von Haus zu Haus um „Allerseelenlieder“ vorzutragen. Als Dank erhielten sie die Brote. Gedeutet wurde dieser Brauch von den Volkskundlern dahingehend, dass die Sänger Stellvertreter der Armen Seelen seien,

die ihre Angehörigen aufsuchten. Durch die Brote sollten sie sich erquicken, dann aber wieder in die Gemeinschaft der Toten zurückkehren. Die Opfergaben sollten die Seelen günstig stimmen. In einigen Südtiroler Gegenden wurden Milch und Krapfen hergerichtet, weil man glaubte, auch die Armen Seelen hätten menschliche Bedürfnisse. Diese müsse man befriedigen, wollte man von ihnen noch Hilfe erwarten und sie in Notsituationen anrufen können. Die Gemeinschaft der Lebenden war mit jener der Toten eng verbunden.

Der Friedhof

Der Friedhof war im Mittelalter ein öffentlicher Platz, auf dem nicht selten Markttag abgehalten wurden. Hier trafen sich die Klatschbasen des Ortes und hier wurde Kriminellen Asyl gewährt, denn für den Friedhof galt ein eigenes Recht. Frauen boten zu Allerseelen Nüsse und Backwaren feil, Bettler hatten dort einen festen Platz. Erst im 18./19. Jahrhundert begann dieses Treiben die kirchlichen Behörden zu stören und immer wieder gab es Anweisungen, wie der Friedhof instandzuhalten sei. So müsse er von einer Mauer umgeben sein, damit Tiere nicht eindringen könnten. Deshalb wurden an den Friedhofseingängen Eisenroste, sog. „Beinbrecher“, angelegt. Bäume und Wasserquellen sollten ebenfalls fehlen um keine Tiere anzulocken. Weit verbreitet war aber auch die Ansicht, dass Bäume die Gerüche des Friedhofes zurückhielten und somit die Luftzirkulation unterbänden, die zur Verteilung der Leichengase beitrügen.

Auch das Aussehen des Friedhofes muss man sich anders vorstellen. Marmorne Grabsteine und steinerne Grabeinfassungen konnte man sich damals nicht leisten; es wurden Holzkreuze und hölzerne Einfassungen verwendet. Nicht die Äußerlichkeiten waren wichtig, wohl aber förderte man das Seelenheil, indem man sich einen Grabplatz sicherte, der z. B. näher bei der Kirche lag.

Die Organisation des Begräbnisses war Richtlinien unterworfen, die im Brixner Diözesanblatt, dem Amtsblatt der Kirche, veröffentlicht wurden und deren Einhaltung für alle Priester verpflichtend war.



So ordnete eine Verlautbarung von 1850 an, dass Selbstmörder in aller Stille auf einem besonderen Platz zu beerdigen seien; bis dahin waren diese Menschen in ungeweihter Erde bestattet worden. Nach 1857 wurde die Weisung gegeben, jeder Selbstmord sei durch eine Kommission zu untersuchen. Man scheute deshalb auch nicht davor zurück eine provisorische Beerdigung durchzuführen und den Leichnam erst nach erfolgter Untersuchung in geweihter Erde beizusetzen. Später ging man wieder dazu über einen besonderen Platz für diese Toten auszuweisen. Die Kirche blieb ihren Prinzipien lange treu: noch 1949 erließ die Kurie im Brixner Diözesanblatt folgende Anweisung:

„Selbstmördern ist das Begräbnis dann zu verweigern, wenn es sich um eine vorsätzliche und sittlich anrechenbare Tat handelt und kein Zeichen der Reue vor Eintritt des Todes vorhanden war.“

Uneheliche und ungetaufte Kinder wurden ebenfalls auf diesem besonderen Platz beigesetzt. Kein Engelsamt wurde für sie gelesen und der Geistliche ging dem Leichenzug nur bis zum Friedhofstor entgegen. Erst 1947 verfügte die Kirche, dass beim Begräbnis zwischen ehelichen und unehelichen Kindern kein Unterschied mehr zu machen sei.

Verweigert wurde das kirchliche Begräbnis auch Häretikern (Irrgläubigen), Exkommunizierten (aus der Kirche Ausgeschlossenen),

Eingeäscherten, öffentlichen Sündern (z. B. Kommunisten) und solchen, die nicht bereut hatten, Zivilgetrauten, Raubmördern, Konkubinariern (in ehebrecherischer Beziehung Zusammenlebenden), Verrätern der Religion und solchen, die in Todesgefahr die Sakramente abgelehnt oder die katholische Religion lange Zeit hindurch nicht mehr praktiziert, also die Ostersakramente nicht empfangen hatten.

Diese Anordnungen wurden aber von den Verwaltungsbehörden nicht immer gebilligt, wie uns eine Notiz aus Prettau vor Augen führt:

„ ... daß einer nach dem Tod in der Wieser-Schupfe nur auf obrigkeitliches Geheiß im Friedhof begraben wurde, obwohl ihn die Volksstimme als einen öffentlichen und unverbesserlichen Sünder, Übeltäter, Ärgernisgeber und Verführer laut bezeichnete.“

An anderer Stelle wird eine ähnliche Begebenheit geschildert, in diesem Falle hielt man sich aber an die kirchlichen Anordnungen.

„Einer, der in der Wiese soff, (Anton Kröll aus Prägraten) ging in derselben Woche von diesem Lumpenwirthshause weg nach dem nicht viel besseren Kasererwirthshause, bekam dort ein Seidl Branntwein, obwohl sonst schon berauscht, und wurde allein in der Zechstube gelassen. In der Frühe saß er tot beim Tische. Das Fläschlein leer. Weil dieser Mensch schon mehrere Jahre keine Osterbeicht

verrichtete, wurde er nach gerichtlicher Untersuchung in einem Winkel des Friedhofes begraben wie ein toter Hund und es wurde nichts öffentlich gebetet für ihn.“

Ein anderes Beispiel sind die Schwestern Theresia und Maria Stockmayrin aus St. Jakob. Erstere wurde am 8. September 1798 in ihrem eigenen Garten, die Zweite 1807 dort beigesetzt, weil sie lutherischen Glaubens waren. Da besonders in St. Jakob relativ viele Katholiken zum Luthertum übergetreten waren, hatte die Kirche in der Zwischenkriegszeit ein ungeweihtes Stück des Friedhofes für deren Beerdigung bereitgestellt. 1943 dann gestattete sie mit einer Verlautbarung im Diözesanblatt, daß Soldaten lutherischen Bekenntnisses, die auf Südtiroler Boden gefallen waren, in katholischen Friedhöfen beigesetzt werden:

„ ... den im Kampfe gefallenen Akatholiken soll, wenn dies verlangt wird, das Begräbnis auf katholischen Friedhöfen nicht verweigert werden. Wenn nötig, soll zu diesem Zweck ein geeigneter Teil des Friedhofes ausgeschieden werden.“

Erst das Zweite Vatikanische Konzil hat auch die Riten um das Begräbnis reformiert und viele veraltete Vorschriften abgeschafft. Heute wäre eine solche Vorgehensweise gegen die von der Kirche bisher geächteten Menschen undenkbar.

Die Gemeinde Ahrntal im 19. Jahrhundert

1800 - Ereignisse um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert

Die Jahrhundertwende um 1800 ist für Europa eine unruhige Zeit. Als Folge der Französischen Revolution wird der Kontinent von Kriegen überzogen, von denen auch Tirol nicht verschont bleibt. Die 1792-1814 in mehreren Phasen ablaufenden Kriege zwischen Österreich und seinen Verbündeten einerseits sowie Frankreich andererseits verwickeln auch das Ahrntal in die Landesverteidigung, für die das Landgericht Taufers 164 Mann zu stellen hat. Diese werden im ersten Koalitionskrieg aufgeboden, als Napoleon 1796 Mantua einnimmt und General Joubert mit 18.000 Mann nach Tirol vordringt, wo er dann nach der Schlacht bei Spinges am 2. April 1797 durch das Pustertal nach Kärnten abzieht.

Unter dem Druck des beginnenden zweiten Koalitionskrieges zwischen Österreich und Frankreich werden die wehrfähigen Tiroler neuerdings in Verteidigungsbereitschaft versetzt.

Als in diesem Kriege die österreichischen Armeen in Italien und Süddeutschland nach anfänglichen Erfolgen in arge Bedrängnis geraten, wird die Lage auch für Tirol gefährlich. Das Tiroler Wehraufgebot ist bereits seit Kriegsausbruch 1799 in Bereitschaft und wird nun zur Verteidigung der Landesgrenzen eingesetzt. Während im Westen (Vinschgau bis Meran) und Süden (Trentino bis Trient) französische Truppen ins Land eindringen, können im Unterinntal die Feindeseinfälle von den dort stationierten Schützenkompanien erfolgreich abgewehrt werden.

Dort ist auch die II. Schützenkompanie des Landgerichtes Taufers im Einsatz.

Diese Kompanie, in der Wehrfähige von Taufers und dem Ahrntal dienen, steht unter dem Kommando von Hauptmann Anton Steger.

1801 Jänner 30.- Feldmarschall Chasteler dankt Schützenhauptmann Anton Steger

Im zweiten Koalitionskrieg war die Organisation der Landesverteidigung Feldmarschall Chasteler übertragen. Er dankte dem Hauptmann der II. Schützenkompanie des Landgerichtes Taufers Anton Steger für den beispielhaften Einsatz der Tauferer und Ahrntaler bei der erfolgreichen Verteidigung des Unterinntales vor feindlichen Einfällen. Chasteler hebt im Dankschreiben hervor, dass ein so zuverlässiger Aufbau der Verteidigungslinie nur durch die enge Zusammenarbeit des Tiroler Wehraufgebotes mit dem k.k. Militär möglich gemacht wurde.

Feldmarschall Chasteler ersucht den Schützenhauptmann Anton Steger, seinen Dank auch sämtlichen Mitgliedern der unter seinem Befehle zur Verteidigung des Vaterlandes ausgerückten Mannschaft kundzumachen, weil es jedem größte Freude und Genugtuung bereiten muss, sein pflichtgemäßes Verhalten öffentlich anerkannt zu sehen. Ferner wird auf Wunsch Chastelers die Hoffnung ausgedrückt, der Gerichtsausschuss möge beschließen, für die Nachwelt dieses rühmliche Zeugnis als eine der glänzendsten Urkunden in dem Gerichtsarchiv von Taufers und Abschriften davon in den Gemeinden aufzubewahren, um durch das gegebene edle Beispiel auch die Nachkommen mit dem gleichen Geiste zu beseelen, „für unsere Religion, den Fürsten und das Vaterland alles zu opfern.“

1801 April 1. – Regelung der Waldnutzung in Luttach und Weißenbach

Das Forstamt Ahrn mit Sitz in Mühleck (auch Försterei und Waldamt Ahrn genannt) stellt fest, dass in den Staatswäldern (heute Fraktionswälder) von Luttach und Weißenbach immer wieder Waldfrevel vorkommen. Um diese in Zukunft zu vermeiden wird

die Waldnutzung geregelt. Die Bauern bekommen eine auf sechs Jahre befristete Genehmigung den jährlichen Bedarf an „Ströb“ aus den Staatswäldern zu holen, gehen aber ihrerseits in einem Vertrag mit der Forstbehörde grundsätzliche Verpflichtungen ein.

1. Die Bauern treffen sich jährlich einmal zu einer Versammlung, bei der unter der Leitung der Gemeindevorsteherung jeder im Verhältnis zu seinem Gesamtbesitz im Staatswalde ein Waldstück zugeteilt bekommt, aus dem er seine „Ströb“ holen darf.
2. Die Bauern verpflichten sich, den Wald in seinem Wachstum, nicht zu stören, nicht mehr „Taxenströb“ zu schneiden, als ihnen bewilligt wurde, und eventuell verursachte Waldschäden dem Waldamt zu entgelten.
3. Jeder Bauer verspricht, die „Ströb“ nur in dem ihm persönlich zugewiesenen Waldstück zu sammeln und nicht heimlich anderswo zu holen.
4. Die Bauern verpflichten sich, nicht mit dem Eisenrechen zu „molten“ (abgefallene Baumnadeln einsammeln) und zu „grasrechen“, die jungen „Fichtenposchen“ (nachwachsende Fichtenpflanzen) nicht auszureißen oder zu beschädigen und den Fichtenstämmen nicht zu hoch hinauf die Äste und Zweige abzuschneiden. Sie lassen die „Lebfederlen“ (Samen der Nadelbäume) auf dem Boden liegen, damit diese keimen und sprießen können.
5. Jeder Bauer verpflichtet sich, dem Waldmeister Schäden in seinem Waldbezirk durch Ungewitter, Wassergüsse, Wind- und Schneelawinen oder Feuer, was Gott jederzeit gnädig verhüten wolle, zu melden, damit zur Begrenzung des Schadens Vorkehrungen getroffen werden können.
6. Die Bauern bestätigen zu wissen, dass sich aus dem zeitlich auf sechs Jahre begrenzten Vertrag keine Eigentumsrechte für sie ergeben, und verpflichten sich, nach Ablauf dieser Frist, nicht ohne Erlaubnis „Ströb“ aus den Staatswäldern zu holen, sondern die Forstbehörde schriftlich um die vertragliche Verlängerung des Rechts zur „Ströb“-Sammlung zu bitten.

1805 Dezember 26.

Österreich verliert am 2. 12. 1805 in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz den Entscheidungskampf gegen Napoleon und dessen verbündete deutsche Kleinstaaten, zu denen auch Bayern zählt. Als Folge der Niederlage muss Österreich im Friedensschluss von Preßburg am 26. Dezember u. a. Tirol an Bayern abtreten, das nun alle Herrschaftsrechte im ungeteilt gebliebenen Land ausübt.

1807 August 6. – Bayrische Schulbuchverordnung

Die oberste Landesschulbehörde schickt Schulbücherverzeichnisse an die Volksschuldirektionen jeder Gemeinde und gibt die Weisung, dass in den Volksschulen nur jene Schulbücher benützt werden dürfen, welche im Schulbücherhauptverlag in München gedruckt werden und beim Buchhändler Kasimir Schuhmacher in Innsbruck erhältlich sind. Je ein Exemplar der für den Unterricht zugelassenen Schulbücher liegt bei der Behörde im Landgericht Taufers zur Ansicht auf.

1807 September 22. – Neue Vorschriften für Theateraufführungen

Die Tiroler Landesregierung hatte einst auf Weisung aus Wien die Aufführung von Theaterstücken auf dem Lande durch Mädchen- und Frauengruppen gänzlich verboten oder sehr erschwert. Die bayrische Regierung hebt nun dieses Verbot auf und lässt darüber den Gemeindeverwaltungen und Ortsgeistlichen eine Mitteilung zukommen. In der Neigung der Tiroler zu diesem gesellschaftlichen Vergnügen befürchtet die Regierung in München keine schädlichen Folgen. Wenn daher Mädchen- und Frauengruppen um Bewilligung einer Theateraufführung ansuchen, soll diese erlaubt werden, wobei aber folgende Vorschriften zu beachten sind:

1. Das aufzuführende Stück darf nichts enthalten, was gegen Sittlichkeit und Anstand verstößt.
2. Die Aufführungen dürfen nur an Sonn- oder gebotenen Feiertagen stattfinden um die Bevölkerung nicht von der Arbeit abzuhalten.

3. Zu den Aufführungen dürfen nur jene Mädchen zugelassen werden, welchen die Behörde Zeugnisse untadelhafter Theateraufführungen, Arbeitsamkeit und vorbildlichen Lebenswandels ausstellt. Auch müssen sie eine behördliche Bestätigung vorweisen können, dass sie an den von der bayrischen Regierung abgeschafften Feiertagen gearbeitet haben.
4. Die Ortsgeistlichkeit hat darauf zu achten, dass während und nach den Aufführungen nicht gegen Vorschriften des Anstandes verstoßen wird.

1807 November 13. - Verbot des „Nikolailaufens“

Der bayrischen Regierung sind schon im Jahre 1806 Meldungen zugekommen, dass das bereits unter der Tiroler Landeregierung erlassene Verbot des „Nikolai-Laufens“ oder der „Nikolai-Vorstellungen“ aus Anlass des Nikolaustages am 6. Dezember nicht beachtet wird. Die Regierung befiehlt daher dem Landgericht Taufers, an die Gemeinden im Ahrntal eine strenge Weisung zu schicken, in der es diese die öffentliche Ruhe störenden abergläubischen Missbräuche für die Zukunft aufs Strengste untersagt. Die für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Ruhe zuständigen Behörden werden angewiesen die Missachtung des Verbotes ohne Ausnahme der Gerichtsbehörde in Taufers zu melden. Die Zuwiderhandelnden sind gleich wie die Messner und Kirchendiener, welche Messkleider zur diesem Unfuge ausgeben, zur Rechenschaft zu ziehen und vom Gericht zu einer Geldstrafe von höchstens 15 Gulden oder zu drei Tagen Gefängnis zu verurteilen.

1807 November 30. – Wenige Meldungen für das Bayrische Heer

In den Gemeinden des Ahrntales trifft folgende Beschwerde der bayrischen Regierung ein:

„Seine Majestät Max I. Joseph König von Bayern hat höchstes Mißfallen geäußert, daß sich unter dem Tiroler Jägerkorps wenig Rekruten aus dem Pustertal, vornehmlich auch sehr wenige aus dem Ahrntale befinden. Dieser auffallende, dem königlichem Scharfblicke nicht entgan-

gene Umstand kann zwar in der natürlichen Abneigung des Pusterers gegen das Militär liegen, wird aber auch vorzüglich damit begründet, daß die Obrigkeiten und Seelsorger die Verdienste des Militärs um das Vaterland und das Ehrenvolle dieses Standes ihren Untergebenen nicht mit Nachdruck ans Herz legen und sie die unruhigen, ungehorsamen und mutwilligen Burschen, deren es im Kreise so viele gibt und worüber von ruheliebenden Mitbürgern immer wieder laute Klagen geführt werden, nicht an das Korps abgeben, bei welchem diese Verwirrungen des Leichtsinns gebessert und dem Staate nützliche Mitglieder erzogen werden. Allein bei strenger Überwachung des Gebotes, die abgeschafften Feiertage einzuhalten und an diesen Tagen an die Arbeit zu gehen, gäbe es für die Polizeiorgane vielfältige Anlässe, Übertreter des Gesetzes aufzugreifen und sie in den Militärdienst zu schicken.“

1807 Dezember 2. – Bayernfeindliche Ordensgeistliche

Das Landgericht Taufers gibt unter anderen auch den Seelsorgern in den Gemeinden des Ahrntales folgende Klage aus München bekannt:

„Die Regierung in München stellt mit großem Mißfallen fest, daß Geistliche des Kapuziner- und Franziskanerordens sich in die Gemeinden begeben, dort auf Kanzeln, in Beichtstühlen, bei Versammlungen oder sonstigen Gelegenheiten den Befehlen des Königs öffentlich oder heimlich entgegenwirken und sich erlauben, die Anordnungen der Regierung zu tadeln oder beunruhigende Gerüchte unter dem Volke zu verbreiten. Die Ortsseelsorger werden an ihre Verpflichtungen gemahnt, auf Gehorsam und Pflichterfüllung zu achten, und daran erinnert, die in den Pfarreien wirkenden Ordensgeistlichen streng zu überwachen. Die Regierung ist entschlossen, die Ungehorsamen zu entfernen und bei fortgesetzten Verstößen der Ordensbrüder gegen die Verfügungen der staatlichen Obrigkeit,

die Ordensniederlassung der nahen Umgebung zu schließen oder den Orden insgesamt aufzulösen.“

1807 Dezember 10. – Überwachung aufwieglerischer Zusammenkünfte

Die Behörden des Landgerichtes Taufers erhalten Befehl aus München, in den Gemeinden strenge Aufsicht zu halten, um Äußerungen des Ungehorsams oder anstößige Reden gegen die königliche Regierung zu verhindern. Von Taufers geht daher die strenge Weisung an die Gemeindevorstellungen des Ahrntales:

- 1) allen Wirten in ihren Lokalen die Duldung von verschwörerischen Zusammenkünften bei strenger Strafe zu verbieten,
- 2) auch in den Gemeindehäusern und Privatwohnungen solche Zusammenkünfte nicht zu erlauben,
- 3) allen verführerischen Tätigkeiten nachzuspüren und Rädelsführer und Teilnehmer an Versammlungen aufzugreifen und der Gerichtsbehörde zu übergeben,
- 4) zu verbieten, dass irgendwelche Abordnungen aus den Gemeinden nach bestimmten Orten aufbrechen,
- 5) die Anwesenheit von Reisenden besonders streng zu überwachen, weil es offenkundig ist, dass böse Menschen die gehorsamen Untertanen der Provinz Tirol durch falsche Vorspiegelungen zu verführen suchen, um dadurch die Herzen der bayrischen Regierung zu erregen und boshafte Absichten zu erwirken,
- f) die Untertanen aufzufordern Klagen und Bitten auf gesetzlichem Wege zur Kenntnis des Königs zu bringen.

1809 April 8. - 1810 Juni 7. - Die Bergiselschlachten und die Zerreißung Tirols:

Die Jahre 1809/10 verlaufen für Tirol recht wechselvoll: Am 8. April 1809, dem Tag der Kriegserklärung, beginnt der Kampf der Tiroler gegen die bayrische Herrschaft. In den drei Bergiselschlachten (12. April; 25.-29. Mai; 13. August) behaupten sich die Tiroler. Weil aber Österreich in Wagram bei Wien die Entscheidungsschlacht gegen Napoleon verliert, muss es Tirol wieder abtreten. Die Tiroler

erheben sich aber unter Andreas Hofer am 1. November zur vierten Bergiselschlacht, verlieren diese jedoch. Tirol wird dreigeteilt, wie bereits am 14. Oktober im Friedensvertrag von Schönbrunn/Wien beschlossen. Bei der am 7. Juni 1810 in Paris vertraglich festgelegten Grenzziehung bleiben das Pustertal und seine Nebentäler bis Niederdorf, darunter auch das Ahrntal, mit anderen Teilen Tirols bei Bayern.

1809 Oktober 9.- Beschwerde Andreas Hofers

Auf Beschluss des Oberkommandos in Innsbruck lässt Andreas Hofer ein Beschwerdeschreiben verfassen, von dem eine Abschrift auch dem Gericht Taufers zur Kundmachung in seinen Gemeinden zugeschickt wird. In diesem Schreiben stellt Andreas Hofer zunächst fest, dass das Pustertal während der abgelaufenen Kriegereignisse von Zerstörungen sehr verschont geblieben sei. Desto mehr erwarte er, dass die Bevölkerung des Puster-, Tauferer- und Ahrntales sich nicht weigere, bei der gegenwärtigen Lage unausweichliche Lasten zu tragen. Bis jetzt aber seien die Gerichte im Pustertal wie auch das Gericht Taufers in der Erfüllung der Pflichten sehr im Rückstande, während die Bevölkerung aller übrigen Teile Tirols am Kampfe um die Befreiung des Landes mit allergrößten Anstrengungen teilgenommen habe. Zornig droht Andreas Hofer im Schreiben:

*„werde ich selbst im Falle weiterer Weigerung diese Gerichte bei erster Gelegenheit dem Kaiser als dem gemeinen Wohle widerspenstig darstellen,
werde ich ihre Widersetzlichkeit dem ganzen Land Tirol in einer Druckschrift vorstellen, um sie auch in Zukunft vor aller Welt zu brandmarken,
will ich, daß die Kriegsgefangenen vorzüglich in den Gemeinden der widerspenstigen Gerichte einquartiert werden,
will ich auf von solchen Gemeinden vorgebrachte Beschwerden gar keine Rücksicht nehmen und keine weitere Schonung gewähren,
soll der Geistlichkeit aufgetragen werden, daß sie die Widerspenstigen in Bezahlung der Steuern und des Pflicht-*

darlehens zu ihrer Pflichterfüllung auffordern und ihnen klarlegen, daß sie sich unter keinem Vorwande ihrer Pflicht entziehen können, und sollten endlich alle diese Mittel nicht die erwünschte Wirkung haben, so befiehlt das Oberkommando ausdrücklich, daß die zweckdienlichsten Exekutionswege eingeschlagen werden.“

1809 November 20.- Forderungen der französischen Armee

Nach dem verlorenen Krieg um die Befreiung Tirols von der Fremdherrschaft und nach der neuerlichen Besetzung des Landes vor allem durch französische Truppen werden die Bauern in Tirol verpflichtet, Getreide für den Unterhalt der im Lande stationierten französischen und bayrischen Besatzer abzuliefern. Die Bauern zögern die geforderte Bereitstellung aber mit der Begründung hinaus, dass das Getreide wegen anhaltender feuchter Witterung nicht ausgedroschen werden kann. Erzürnt sendet darauf der in Brixen stationierte Divisionsgeneral Bardou ultimativ formulierte Befehle aus, wovon einer auch im Landgericht Taufers eintrifft. Darin werden die Gemeindevorsteher des Ahrntales angewiesen, unter persönlicher Verantwortung dafür zu sorgen, dass die Bauern ihr Getreide unverzüglich ausdreschen und die geforderte Menge abliefern. Andernfalls wolle er Befehl erteilen, das Getreide in militärischer Exekution zu beschlagnahmen und die Gemeindevorsteher ohne Rücksicht zur Verantwortung zu ziehen.

1809 Dezember 2.-8. - Gefallene im Kampf um Bruneck

Schmerzliche Verluste hat die Bevölkerung der Gemeinde Ahrntal 1809 im Kampf um die Befreiung der Stadt Bruneck von den französischen Besatzungstruppen zu beklagen. Seit dem Durchzug von General Rusca durch das Pustertal hält der Divisionsgeneral Almeras Bruneck mit ca.1000 Mann besetzt. Um die französische Besatzung zu verjagen, rückt in der letzten Novemberwoche aus der Umgebung von Bruneck und aus den Seitentälern der Landsturm mit etwa 5000 bis 6000 Mann an. Die Ortschaften der Gemein-

de Ahrntal beteiligen sich daran mit einem starken Aufgebot: St. Peter unter Hauptmann Hueber mit 152 Mann, St. Jakob unter Hauptmann Innerbichler mit 111 Mann, Luttach unter Hauptmann Grueber mit 81 Mann und Weißenbach unter Hauptmann Gasteiger mit 77 Mann. Der Landsturm von St. Johann unter Hauptmann Oberhollenzer war vom 20. Oktober bis 9. November im Zillertal stationiert, hat sich aber offenbar auch am Kampf um Bruneck beteiligt zumal unter den Gefallenen auch Namen aus St. Johann aufscheinen.

Am 2. Dezember 1809 setzen die Landesverteidiger zum Sturm auf die Stadt an. Sie werden aber von den ausbrechenden Franzosen zurückgeschlagen, über die Felder in Richtung Dietenheim, Aufhofen und St.Georgen verfolgt und erleiden empfindliche Verluste. Es gibt viele Verwundete und fast 100 Mann lassen ihr Leben. Unter den Toten befinden sich Mathias Innerbichler, Josef Gruber, Jakob Mölgg, Alois Untersteiner und Josef Tasser aus St. Jakob; Thomas Hofer, Sebastian Steger und Johann Leiter aus St. Johann und Johann Mairzupirch aus Luttach.

1825 September 12. - Arbeiten an der Kirche in St. Peter

Auf Ansuchen des Landgerichtes Taufers legt der Kreisingenieur Johann von Ducati am 19. 12. 1822 einen vom Kreisamt Bruneck in Auftrag gegebenen detaillierten Kostenvoranschlag für Instandhaltungsarbeiten an der Kirche in St. Peter in Ahrn vor. Vier Wochen später wird die Gemeindeverwaltung von der Genehmigung der geplanten Instandhaltungsarbeiten informiert. Solche werden am Kirchenschiff durchgeführt. Das Dach des Kirchturmes wird neu gedeckt. Wann die Arbeiten beginnen, ist nicht bekannt, sie sind jedenfalls am 12.9.1825 abgeschlossen. Die Ausgaben betragen in Übereinstimmung mit dem Kostenvoranschlag: 316 Gulden 30 Kreuzer.

1827 April 13. – Liste armer Blinder

Das Landgericht Taufers legt dem Kreisamt Bruneck ein Verzeichnis jener armen und blinden Personen vor, welche weder von Famili-

enangehörigen noch von Verwandten eine Armenunterstützung erhalten und daher von den Wohltaten anderer leben müssen oder von der Gemeinde bzw. der Armenkasse unterstützt werden. In jeder Gemeinde besteht eine eigene lokale Kommission, welche bedürftigen Menschen Unterstützung zuweist. Die Gelder dafür kommen aus dem Armenfonds. Dieser befindet sich beim Gericht Taufers und wird 1827 von Johann Reden verwaltet. Als arme Blinde sind verzeichnet in **St. Peter**: Johann Oberleiter, Anna Pipperger, Anna Innerbichler; in **St. Johann**: Bartlmä Mair, Maria Niederkofler; in **Luttach**: Mathias Oberkofler.

1829 November 30. – Statistische Angaben

Gemeinde	Ein- wohner	Gemeinde- vorstand	Schul- aufseher	Wald- aufseher
Luttach	332	Michael Niederkofler, Lindemayr	Anton Mayr zu Pirch	Silvester Ludwig
Weißbach	453	Georg Gasteiger, Klammer	Georg Gasteiger	Silvester Ludwig
St. Johann u. Steinhaus	1481	Jakob Gruber, Platter	Jakob Gruber Johann Hofer	Silvester Ludwig
St. Jakob	819	Anton Auer, Oberkofler	Anton Auer	Silvester Ludwig
St. Peter	530	Peter Seeber, Marcher	Josef Steger	Silvester Ludwig

Hebamme: Anna Niederwieser in St. Johann

Arzt (Wund- und Impfarzt): Joseph von Payr in St. Johann

1831 Dezember 22. – Errichtung einer Waschanlage in St. Peter

Das Kreisamt Bruneck bewilligt dem Peter Lanthaler in St. Peter die Errichtung eines Badhauses. Weil aber Analysen keine besondere Heilkraft im Wasser nachweisen, wird das Badhaus als bloße Wasch- und Reinlichkeitsanstalt genehmigt. Im Jahre 1855 weisen die Nachkommen von Peter Lanthaler auf die besondere Heilkraft des im Badhaus verwendeten Quellwassers hin und drängen die Gemeindeverwaltung ihnen die Errichtung eines Heilbades zu genehmigen. Der Gemeindevorsteher von St. Peter Paul Pipperger ersucht nun das Kreisamt Bruneck, ihm den 1831 angelegten Akt samt beigelegten Analyseergebnissen zuzusenden. Das Kreisamt Bruneck muss aber im Antwortschreiben vom 30. Mai 1855 mit Bedauern feststellen, dass der Akt mit Beilagen im Einlaufverzeichnis zwar registriert aber in den Ablagen nicht mehr auffindbar ist.

1834 Februar 15. – Arbeiten am Schulhaus in Weißbach

Die zwei Jahre zuvor beschlossenen und begonnenen Erweiterungsarbeiten am Schulgebäude in Weißbach werden abgeschlossen. Weil das bis dahin benützte Klassenzimmer zu ebener Erde für 40 Schüler zu klein war, wurden im 1. Stock des Hauses zwei Kammern zu einem einzigen größeren Klassenzimmer ausgebaut. Die Kollaudierung erfolgt unter Aufsicht des Kreisingenieurs für das Pustertal Josef Nauss. Das Kollaudierungsprotokoll unterzeichnen auch der Gemeindevorsteher von Weißbach Sebastian Leiter und der Zimmermeister Sebastian Berger aus Sand in Taufers.

1842 November 14. – Zweckgebundene Wälder

Auf Auftrag der obersten staatlichen Forstbehörde war 1840 ein Verzeichnis der Staatswälder im Revierforstbezirk Ahrntal erstellt worden.

Die Gemeindevorstände von St. Peter, St. Jakob, St. Johann und Luttach/Weißbach haben am 11. Mai 1842 beim Landgericht Taufers dagegen Rekurs eingelegt. Sie begründen ihre Einwände mit dem Hinweis, dass die im Verzeichnis den Staatswäldern zugeordneten Parzellen unter der Bezeichnung „*Straßenwaldele*“

zum Gemeindegewebbau reservierte Wälder sind und bisher zu diesem Zwecke unbeschränkt genossen wurden.

In einem Schreiben vom 14. November an das Kreisamt Bruneck stellt das Landgericht Taufers fest, dass die rekurrierenden Gemeinden in ihrem Besitzrecht geschützt werden müssten, denn die Benennung der Parzellen als „*Straßenwaldele*“ deute bereits deren Zweckwidmung an. Zusätzlich unterstützen noch Zeugenaussagen die Annahme des faktischen Besitzes durch die Gemeinden, die allerdings ihre Besitzansprüche urkundlich nicht nachweisen können.

Das Landgericht schließt das Schreiben mit der Feststellung, dass die Besitzrechte der Gemeinden in Bezug auf die genannten Waldungen hinreichend begründet seien. Es liege nun an der obersten Forstbehörde nachzuweisen, dass dies nicht zutreffe und der Staat rechtmäßiger Besitzer der angeführten Waldungen sei.

1844 Februar. – Vorschriften für Baumharzsammler

Das Recht, in den Nadelwäldern Kiefernharz (Terpentin) und Lärchenharz (Lörget) zu sammeln, wird des Öfteren an Handelsunternehmen vergeben. Im Ahrntal bewirbt sich im Jahre 1844 der Unternehmer Karl von Kurz um eine solche Genehmigung. Diese wird ihm vom Forstamt Ahrn für das laufende Jahr im gesamten Wirtschaftsgebiet Ahrn sowohl für die an der Sonnen- wie auch für die an der Schattenseite liegenden Staatforsten erteilt. Er muss allerdings eine Reihe strenger Auflagen beachten.

1844 April 22. – Verbot des Holzabtriebes im Eidenbachtal

Im März haben mehrere Interessenten, darunter auch Mathias Marcher, im Staatswald von St. Johann eine große Menge Baumstämme gekauft und beabsichtigen nun, diese über die Riese des Eidenbaches hinabzudriften. Gegen dieses Vorhaben legen der Gemeindevorstand von St. Johann Jakob Ebenkofler sowie sein Vorgänger Kassian Hofer Protest ein. Sie wenden sich mit ihrer Beschwerde an das Landgericht Taufers, das zur zusätzlichen Begründung der Einwände noch folgende Einwohner von St. Johann in den Zeugenstand beruft: Anton Mutschlechner, Johann Schön-

bichler, Bartlme Zittury, Paul Gruber, Johann König, Paul Stolzlechner, Jakob Oberschmid. Die Zeugen unterschreiben eine Erklärung, in welcher sie auf die große Erosionsgefahr dieses Unternehmens und die daraus möglicherweise entstehenden Schäden an Feldern, Häusern und der Kirche hinweisen. Sie erklären zudem bereits vor mehreren Jahren übereingekommen zu sein, das zum eigenen Hausgebrauch benötigte Brenn- und Bauholz wegen der zunehmender Gefahr nicht einmal mehr bei tiefem Schnee hinunterzutreiben, sondern mit Fuhrwerken ins Tal zu führen. Sie würden die sich gegenseitig gegebene Zusicherung einhalten und hoffen darum umso mehr, dass fremdes Holztreiben über die Eidenbachriese nicht gestattet werde.

Zuständig ist in dieser Angelegenheit das Forstamt Innichen. Von diesem erhält die Försterei Ahrn am 22. April 1844 den rechtskräftigen Bescheid, dass der Holzabtrieb über die Eidenbachriese nicht zulässig sei. Das im Staatswald von Mathias Marcher und anderen bereitgestellte Holz dürfe daher auf keinen Fall hinabgedröflet, sondern müsse hinuntergeführt werden.

1844 Juni 27. - Bestrafung von Waldfrevel

Das Landgericht Taufers erstellt ein Verzeichnis der Personen, die seit dem Jahre 1840 in den Staatswäldern Strafhandlungen gegen das Forstgesetz begangen haben. Es sind dies acht Bauern aus St. Peter, vier aus St. Jakob, drei aus St. Johann und einer aus Lutach/Weißenbach. Sie haben ohne forstbehördliche Bewilligung Brennholz aus den Wäldern geholt und verkauft, dort widerrechtlich in Körben Streu gesammelt und fuderweise weggeführt, eigenmächtig Lärchen, Fichten und Kiefern gefällt und verkauft sowie Nadelbaumzapfen eingesammelt, um den davon gewonnenen Samen zu verkaufen.

Die eigenmächtige Entwendung von Waldprodukten zum Verkauf wird schwerer bestraft als der Diebstahl von Holz und Streu zum eigenen Bedarf. Das verhängte Strafausmaß bewegt sich je nach der Schwere des Vergehens zwischen einem halben Tag und drei Tagen Forstarbeit. Das höchste Strafausmaß erhält Johann

Gruber aus St. Johann, der zu 15 Tagen verurteilt wird. Insgesamt büßen die 16 Waldfreverler ihre Vergehen mit 33 Tagen, die sie in den Pflanzschulen im Trippach- und Walderbachtal sowie in den Kulturen des Staatsforstes Eggerflecken und des Häusler Waldes in St. Johann abarbeiten. Ferner werden sie zum Sammeln von Nadelbaumzapfen im gesamten Staatswald verpflichtet.

1847 Jänner 23. – Eine besondere Krankengeschichte

Anfang Jänner 1847 stellt der Arzt Dr. Josef Daimer, der in Sand in Taufers ordiniert und auch die Gemeinden des Ahrntales ärztlich betreut, bei Frau Maria A. aus St. Peter Syphilis fest und informiert davon die Gerichtsbehörde in Taufers mit dem Ersuchen, die Frau zur Behandlung ihres Leidens in ein Spital einzuweisen. Das Landgericht Taufers fasst zu dieser heiklen Angelegenheit einen Bericht und schickt ihn vorschriftsmäßig an die Kreisbehörde in Bruneck, die den Fall an das für die Sanität zuständige Landgericht in Bruneck weiterleitet. Dieses verfügt am 23. Jänner 1847 die sofortige Aufnahme der Erkrankten in das Bürgerspital von Bruneck. Der Spitalverwaltung wird gleichzeitig versichert, dass ihr die anfallenden Kosten erstattet werden.

Am 6. Oktober 1847 schreibt der Lokalkaplan von St. Peter Johann Außerlechner an das Landgericht Taufers:

„Löbliches Landgericht!

Maria A. hat sich nach ihrer Zurückkunft vom Spital wieder von hier entfernt und ist nun wieder mit derselben Krankheit infiziert zurückgekehrt; der Unterzeichnete ersucht in Einverständnis mit der Gemeinde, das löbliche k.k. Landgericht wolle die neuerliche Unterkunft dieser Person im Spital gütigst bewirken.“

Auf Drängen des Landgerichtes Taufers verfügen die Behörden der Kreisverwaltung und des Landgerichtes Bruneck, dass die an der Lustseuche Erkrankte durch den Bezirkswächter Hofer in das Spital in Bruneck eingeliefert wird. Die am 6. November 1848 erfolgte Verrechnung der Aufenthalts- und Behandlungskosten im Spital durch die Spitalverwaltung betrifft gleich mehrere solcher Krank-

heitsfälle. Das Landeszahlamt zahlte damals zwei Drittel der einzelnen Beträge, das restliche Drittel hatten die zuständigen Gemeinden dem Spitalsfonds in Bruneck zu ersetzen.

Die Details dieser Geschichte, die hier nicht vollständig aufgezählt sind, zeigen einen aus Ratlosigkeit und moralischer Entrüstung resultierenden großen bürokratischen Aufwand für die Behandlung eines im 19. Jahrhunderts häufig auftretenden Leidens, dem die Medizin zu jener Zeit noch hilflos gegenüberstand.

1848 - Revolution in Wien, Krieg in Oberitalien

Am 13. März 1848 bricht in Wien die Revolution aus. Sie ist gegen Monarchie und Regierung gerichtet. In Mailand, der Hauptstadt der zu Österreich gehörenden Lombardei, erheben sich am 18. März Aufständische mit Unterstützung Piemonts erfolgreich gegen die österreichische Militärpräsenz. Die österreichische Armee ist nur mehr über das Etschtal mit dem Mutterland verbunden. Tirol erlangt damit große strategische Bedeutung. Da italienische Freikorps in das Trentino einfallen, um der österreichischen Armee den Weg in das Innere des Reiches abzusperren, wird für die Armee die Lage in Italien kritisch. Im April erzielen italienische Freischärler im Trentino sogar bedeutende Landgewinne. Ihr weiteres Vordringen kann aber bei Stenico gestoppt werden. Trient bleibt in österreich-ischer Hand.

Angesichts des Ernstes der Lage ruft Erzherzog Johann die Tiroler Landesverteidigung auf, Schützenkompanien nach der Verteidigungsordnung aufzustellen und in Marsch zu setzen. Zu diesen Einsätzen rücken auch die Tauferer und Ahrntaler Schützen aus. Das Landgericht Taufers hat 9871 Einwohner und muss demnach ein Kontingent von 273 Mann stellen. Auf die Gemeinde Ahrntal entfallen 55 Mann. Davon stellen: St. Peter 6, St. Jakob 19, St. Johann 18 und Luttach/Weißenbach 12 Mann. Insgesamt schickt das Landgericht im ersten Aufgebot zwei Kompanien zu je 120 Mann aus. Die Tauferer und die Ahrntaler Schützen marschieren mit den anderen Landesverteidigern aus dem Pustertal im April 1848 in die südlichen Grenzgebiete Tirols. Dort droht am Kreuzbergpass und bei Schluderbach Gefahr von italienischen Freischär-

lern. Die Schützen schlagen im Höhlensteintal und in Schluderbach ihr Lager auf um den Feind zu erwarten. Während am Kreuzbergpass am 6. April bei größeren Gefechten Pusterer und Ampezzaner Schützen gemeinsam mit regulären Truppen einen Vorstoß venezianischer Freischärler zurückzuschlagen, bleibt es in Schluderbach ziemlich ruhig. Zwar rücken einige italienische Truppen auf, sie werden aber mit Gewehrsalven am weiteren Vorrücken gehindert. Zum Essen bekommen die Schützenmannschaften im Lager gut und reichlich und als Lohn erhält jeder täglich einen Gulden.

Überall verteidigen die aufgebotenen Schützenkompanien die Landesgrenzen mit Erfolg oder drängen eingefallene italienische Freischärler wieder zurück, sodass die Grenzen Tirols von der Landesverteidigung gesichert sind.

Am 9. August 1848 schließt Östererich mit Piemont-Sardinien einen Waffenstillstand. Im Oktober kehren alle Landesverteidiger nach Hause zurück.

1848 März 26. – Bitten und Beschwerden der Gemeinden

Nach Ausbruch der Revolution in Wien verspricht der kaiserliche Hof dem Volk eine Verfassung. Die Vertretungen der Gemeinden werden aufgerufen, Bitten und Beschwerden einzureichen. Diesem Aufruf folgend versammeln sich die Vorstände der Gemeinden des Landgerichts Taufers vor dem dortigen Richter um ihre Vorschläge zu formulieren. Nach der Besprechung jedes einzelnen Punktes werden die wichtigsten Anliegen in einem Protokoll festgehalten, das im folgenden auszugsweise wiedergegeben wird:

„Vor allem bitten wir einstimmig um die Erhaltung des lieben Friedens, denn die Drangsale des Krieges sind schrecklich und ohne Frieden werden wir die Wohltaten nicht genießen können, welche uns der allgegenwärtige Kaiser verheißen hat.

Als dringlichste Bitte stellt sich die allgemeine Herabsetzung des Salzpreises, damit alle Haushaltungen diesen unentbehrlichen Nährstoff zur Deckung der Lebensbedürfnisse um einen erschwinglichen Preis erhalten. Wenn die allgemeine Verbrauchssteuer nicht aufgehoben werden kann, weil dadurch dem Staat zu hohe Einnahmen entgingen, so soll dadurch

eine Senkung dieser Steuer vorgenommen werden können, dass alle diejenigen, welche bisher von der Bezahlung dieser Steuer befreit waren, dieselbe ebenfalls entrichten müssen.

Das Tabakmonopol soll abgeschafft werden. Das Beste für das allgemeine Wohl wäre es, den Tabak ganz zu verbieten, da er nur ein Luxusartikel und daher nicht notwendig ist.

Die Stempelsteuer soll abgeschafft werden. Wenn der Staat aber auf diese Einkünfte nicht verzichten kann, sollten sie wenigstens gleichmäßiger eingehoben werden; wer ein großes Vermögen hat, soll mehr zahlen. Wir sind überzeugt, daß der Kaiser und die Stände des Reiches es mit uns Tirolern wohlmeinen und daher berücksichtigen werden, welchen großen Aufwand an Kraft, Zeit und Kosten die Bearbeitung eines Bauerngutes in Tirol verlangt. Daher ist die Herabsetzung der Grundsteuer ein allgemeines Verlangen in unseren Gemeinden.

Die Pressefreiheit soll durch den Erlass eines eigenen Pressegesetzes gesichert sein.

Das Postwesen soll so organisiert sein, daß auch entfernte Ortschaften erreicht werden.

Die Grundherrn sollten keine überhöhten Abgaben einfordern. So manche Grundherrn nehmen keine Rücksicht; wenn ein Bauer durch Mißernte oder Hagelschlag einen Ernteausfall hat, veranschlagen sie dafür eine hohe Geldabgabe.

Es erheben sich große Klagen, daß die Waldeigentümer für ihre Ansuchen um Bewilligung Holz zu fällen, dem Forstpersonal hohe Vergütungen bezahlen müssen. Es ist daher der Wunsch, solche Kosten zu vermindern oder ganz abzuschaffen.

Die Beamten sollen im Dienst bleiben, solange sie arbeitsfähig sind, und nicht in Frühpension gehen dürfen. Wer ein großes eigenes Vermögen hat, soll sich mit einer geringeren Pension begnügen.

Eine Eisenbahn soll in unserem Lande überhaupt nicht gebaut werden. Bei der Errichtung von Bauten soll einzig auf die Feuersicherheit geachtet werden. Die Einhaltung aller anderen strengen Vorschriften ist für die Bevölkerung zu kostspielig.

Das Kaiserjägerregiment soll wie bisher weder in Friedens- noch in Kriegzeiten außerhalb des Landes eingesetzt werden und schon gar nicht in

Gegenden mit einem ungesunden Klima. Außerdem besteht der Wunsch, daß die Vorgesetzten der Regimenter aus unserm Lande selbst sind. Wir bitten ferner um Herabsetzung der Dienstzeit des Kaiserjägerregimentes von 8 auf 6 Jahre, damit die Kaiserjäger während ihrer bisherigen langen Dienstzeit sich nicht die Bauern- und Handwerksarbeit abgewöhnen, die sie erlernt haben und womit sie sich künftig ihr Brot zu verdienen im Stand sein müssen.

Das Strafgesetz soll verschärft werden, denn viele Verbrechen geschehen nur deswegen, weil keine Furcht vor der Strafe des Gesetzes besteht.

Es ist der allgemeine Wunsch, daß ohne Zustimmung der Gemeinden Ehen zwischen mittellosen Personen nicht erlaubt werden sollten. Durch die Bewilligung solcher Ehen sind den Gemeinden schon viele arme Familien aufgebürdet worden, zumal solche Familien zusätzlich noch eine zahlreiche Nachkommenschaft haben.

Im übrigen wäre es für uns unbillig, wenn wir unserem geliebten Monarchen Vorschläge machen wollten, denn die solches täten, wären keine wahren Untertanen. Berücksichtigte er aber zum allgemeinen Wohle die eine oder andere von uns eingebrachte Bitte, so sind wir zufrieden und werden uns dankbar zeigen, indem wir unserem angestammten Kaiserhause, so lange wir unter dessen Schutz stehen, Liebe, Treue und Gehorsam nie versagen werden. Zudem erneuern wir unser Gelöbniß der Verbundenheit mit unserem viel geliebten Kaiser und stimmen ihm ein einstimmiges Lebehoch an.“

Die Gemeindevorsteher von Luttach, Weißenbach, St. Johann, St. Jakob, St. Peter und andere.

1849 September 14. – Schulinspektionsbericht

Die Schulinspektion macht eine Bestandsaufnahme vom Zustand des Volksschulwesens im Schuldistrikt Taufers 1848/49. Es wird festgestellt, dass es 17 Trivialschulen gibt. Der Schulbesuch ist regelmäßig, nur in einigen Schulen sind die Kinder aus Krankheitsgründen fern geblieben. Im Vergleich zu früheren Jahren hat die Zahl der Schulpflichtigen auf Grund der hohen Sterblichkeit der Kinder in den vergangenen Jahren abgenommen. In allen Schulen außer in Steinhaus, wo keine Schüler waren, fand zudem noch die

Wiederholungsschule statt. Die Schüler wurden hierzu von den eifrigen Seelsorgern zusammengerufen; besonders hervorzuheben ist dabei der Einsatz des Seelsorgers in Luttach. In St. Jakob haben der Herr Kurat und in St. Johann der Herr Pfarrer für die Abhaltung dieser Schule gesorgt. Bezüglich der so sehr erwünschten Verbesserungen der Schullokale zu St. Jakob und Luttach ist noch immer nichts geschehen. Zu St. Peter hat der Herr Lokalkaplan eine kleine aber doch zweckmäßige Erweiterung der zu kleinen Schullokale erzielt. Im Unterricht suchte man das Schreiben von Aufsätzen, Berichten, Gesuchen und Briefen zu lernen und übte zusätzlich das Ausstellen von Quittungen, die Durchführung von Rechnungen zum Hausgebrauch und das Verfassen von anfallenden Hausaufschreibungen.

Somit hinterlegt der Distriktsinspektor abermals einen Jahresbericht in der Überzeugung, dass im Volksschulwesen immer noch viel zu wünschen übrig bleibt. Er weist auf die Erfahrung hin, dass, wenn man es auf einer Seite vorwärts bringt, es immer wieder auf einer anderen Seite rückwärts geht und dass es sohin beständiges Bemühen und Aufsehen braucht. Er ist auch der Überzeugung, dass allein mit dem beständigen Schimpfen und vielen Schreien: Verbesserung, Verbesserung! und mit dem dauernden Vorbringen von Vorschlägen blutwenig oder gar nichts zu erreichen ist. Erfolg kann nur bringen, die Schule so zu führen, dass die Eltern auf dem Lande die Schule lieb gewinnen und so gerne mithelfen. Das wird geschehen, wenn der Unterricht mit hinlänglicher Geschicklichkeit, mit gutem Willen und frommem Sinn erfolgt. Das wird sein, wenn geschickte Seelsorgspriester da sind, die die Schule lieb haben und mit Eifer sich dafür einsetzen. Denn wie die Seelsorgsgeistlichkeit in einer Ortschaft ist, so ist dort auch gewöhnlich die Schule beschaffen.

1849 Oktober 4. – Verleihung der silbernen Gedenkmünze nach dem Krieg von 1848

Kaiser Franz Joseph I. erlässt am 10. Jänner 1849 eine Verfügung, wonach alle Tiroler, die im Jahre 1848 zur Verteidigung der

Landesgrenzen und zum Schutze der bedrängten Monarchie ausgerückt waren, mit einer silbernen Gedenkmünze ausgezeichnet werden sollten. Die Münze zeigt auf der Vorderseite das Brustbild des Kaisers, auf der Rückseite die Jahreszahl 1848 mit der Rundschrift: „Dem Tiroler Vaterlandsverteidiger“. Die Randschrift lautet: „Mit Gott, für Kaiser und Vaterland.“ Getragen wird die Gedenkmünze an einem weiß-grünen Bande.

Die öffentliche Verteilung im Landgericht Taufes nimmt am 4. Oktober 1849, dem Namensfest des Kaisers, zu welchem Anlass überall im Lande eine kirchliche Feier stattfindet, der Landrichter August von Leys in Gegenwart der Gemeindevorstände vor. Im Jahre 1848 sind aus dem Landgericht Taufers insgesamt 273 Landesverteidiger ausgerückt. Aus den Ortschaften der heutigen Gemeinde Ahrntal erhalten folgende Schützen die hohe Auszeichnung:

St. Peter: die Schützen Jakob Hopfgartner, Michael Eder, Michael Ruebner, Peter Niederkofler, Leopold Niederkofler, Josef Nöckler;

St. Jakob: Unterjäger Georg Pipperger, Tambour Stephan Stifter, die Schützen Josef Duregger, Peter Plaickner, Paul Kaiser, Alois Marcher, Paul Marcher, Johann Plaickner, Johann Willer, Niklaus Hittler, Josef Auer, Andrä Brugger, Peter Brugger, Sebastian Feichter, Johann Oberhollenzer, Martin Außerhofer, Johann Pipperger, Bartlmä Niederegger, Peter Niederegger;

St. Johann: die Unterjäger Georg von Payr, Johann Hofer, die Schützen Johann Niederegger, Franz von Payr, Anton Tammers, Johann Hofer, Josef von Payr, Urban Leiter, Thomas Rauter, Martin Oberschmid, Alois Steger, Thomas Bacher, Johann Bacher, Johann Hofer, Blasius Gasser, Jakob Seeber, Josef Bacher, Simon Oberhollenzer;

Luttach: die Schützen Anton Steger, Christian Oberhollenzer, Jakob Mairhofer, Johann Reichegger, Georg Stifter;

Weißbach: die Schützen Simon Wasserer, Josef Rainer, Josef Mayer, Peter Waggerle, Gabriel Fahrer, Franz Leiter, Georg Auer.

1852 November 1. – Jahresbericht der Försterei Ahrn

Die Försterei Ahrn legt der Revierförsterei in Bruneck für 1852 den Jahresbericht vor, der hier auszugsweise wiedergegeben wird.

„Der Waldbestand kann in den Gemeinden Lut-tach/Weißbach, St. Johann und St. Jakob mit wenigen Ausnahmen, zu welchen jedoch größtenteils die Hochwaldungen gehören, ein ziemlich guter genannt werden. Der Waldbestand in St. Peter ist schon sehr mittelmäßig zu nennen, sodaß der Holzbedarf in dieser Gemeinde sehr schwer gedeckt erscheint. ...

Murbrüche ergaben sich im heurigen Jahr keine von Bedeutung. Großklausen bietet jedoch in dieser Beziehung eine trübe Aussicht. ein großer Teil von der ehemaligen Hochwaldung droht in das Tal herabzubrechen. Unterirdische Quellen scheinen Ursache dieser Gefahr drohenden Bruches. Die Aufsuchung dieser Quellen an ihrem Ursprung und eine Leitung derselben in hölzerne ‚Nüschchen‘ (Rinnen) schiene das billigste und sicherste Mittel, den weiteren Ausbruch zu verhindern.

Mit Steinablösungen ist in der sogenannten Klamm vor Prettau die Straße fortwährend bei nassem Wetter, besonders aber im Frühjahr, wenn das zwischen den Steinen zu Eis erstarrte Wasser wieder auftaut, gefährdet. Zur Verhütung von Unglücken, die sich in diesem Orte nicht selten wiederholen, wäre notwendig, daß eine zeitweise Untersuchung der Felspartien vorgenommen und solche Steine, die gefährlich sind, mit Gewalt in die Tiefe herab-befördert würden. ...

Die ausgedehnte und intensive Nutzung des Waldes durch Viehweide ist meines Erachtens in diesem Bezirke der Hauptübelstand und die Hauptursache, warum unser Waldbestand so zurückschreitet trotz der vielfältig vorge-nommenen Kulturen, daher werde ich hierüber einen umfassenden Bericht erstatten und zugleich bitten, diese meine Worte einer gefälligen reiflichen Erwägung zu

unterziehen, indem hievon das Wohl, ja ich darf mit Sicherheit behaupten auch der teilweise Fortbestand unserer zahlreichen Talbewohner abhängt.

Die Talbewohner des Forstwirtschaftsbezirkes Ahrn zerfallen in zwei Klassen. Die erste, welche die besitzende ist, lebt größtenteils von Viehzucht und baut bei der unsicheren Ernte, die unser unstetes Klima mit sich bringt, sehr wenig Getreide an. Sie besitzt beinahe durchgehend Alpen und treibt so viel Vieh, als nur einigermaßen Nahrung finden kann, auf dieselben. Die Plätze um die Alpenhütten herum wie alle jene, welche sogar mit höchster Lebensgefahr gemäht werden müssen, werden abgemäht. Das Vieh ist daher auf den Grasbiß zwischen den Steinkammern angewiesen und auf die Weideflächen in den höchstgelegenen Waldungen. Jeder Alpenbesitzer hat noch überhin viele Schafe und etwa 20 bis 30 Ziegen, welche durch die Sommerzeit schadlos die obersten Regionen der waldlosen Bergkuppen abweiden.

Die Alpenhütten sind größtenteils entweder auf der Grenze der Waldregion oder noch höher hinauf erbaut, ebenso die meisten Heuschupfen, von denen es eine zahllose Menge gibt. Der nicht geringe Bedarf hiezu an Bau- und Brennholz wird demnach ganz rücksichtslos aus dem dem Forstmanne heiligen Waldmantel entnommen. Nach dem Holzschlag wird das Vieh eingetrieben, welches häufig bei eintretendem Schneefalle und Nahrungsmangel lediglich auf den Abbiß junger Waldpflanzen angewiesen ist. Sollten jedoch einige dieser Pflanzen zufällig von dem Abbiß des Viehes verschont bleiben, so kommen bei dem Bemühen um Ausdehnung der Weideflächen die Weideräumer, reißen die Jungpflanzen aus und verbrennen sie. Wenn nach der Alpenweidezeit das Vieh nach Hause getrieben ist, wird das Großvieh in den Stallungen gefüttert, das Kleinvieh wird jedoch größtenteils, die Ziegen beinahe immer, ins Freie getrieben, wo sie ohne Aufsicht und

unbekümmert das ‚Wo‘ ihrer Nahrung suchen können. Dies geschieht auch zur Winterszeit beim Schnee und wird durch das Frühjahr, bis das Vieh auf die Alpe getrieben wird, fortgesetzt. ...

Die zweite Klasse besteht aus Knappen und Arbeitern bei der Ahrntaler Kupfergewerkschaft und aus sogenannten Kleinhäuslern, deren Erwerb in Handarbeit besteht und die kaum imstande sind, mit der größten Anstrengung ihre dringenden Nahrungssorgen zu decken. Da diesen Leuten das Verdienst durch ihre Handarbeit zur Beschaffung ihrer Nahrung nicht reicht, haben die meisten davon kleine Stücke Feldgründe gepachtet, um außer ihrer Handarbeit in der freien Zeit Heu für ihren geringen Viehbestand einzubringen. Diese Leute sind zu arm, um sich eine Kuh anzuschaffen, halten daher meistens Ziegen und treiben diese, weil sie keinen Besitz haben, auf die Weide in den Wald, wo sie mit wenigen Ausnahmen das ganze Jahr hindurch bleiben.

Mit diesem Bericht glaube ich deutlich genug herausgestellt zu haben, daß es notwendig sei, eine Regelung der Weidegepflogenheiten vorzunehmen und erst nachdem dies geschehen ist, zur Aufforstung von waldlosen Flächen überzugehen. Schon unsere Vorfahren haben die Wichtigkeit der Weidewirtschaft eingesehen, sie haben aber Wald- und Weideordnungen erlassen, die jeweils den besonderen landwirtschaftlichen, klimatischen und geographischen Verhältnissen der Gegend angepaßt waren. Diese Weide- und Waldordnungen sind aber in Vergessenheit geraten und werden nur hie und da wegen ihrer Genauigkeit bei Grenzstreitigkeiten hervorgesucht. ... Die Möglichkeiten der Kontrolle durch die Forstpolizei sind sehr beschränkt. Für 107 ehemalige Staatswaldungen und die zahllosen Parzellen der Eigentumswälder stehen nur vier staatliche Waldaufseher und ein Gemeindewaldhüter zur Verfügung, von denen ich einem pro Woche

drei Gänge, den übrigen nur zwei Gänge vorschreiben kann. Ich bin gezwungen, diese Leute lediglich zur Überwachung der Forstproduktenbezüge in den Hochwäldungen zu verwenden, in denen laut Anmeldeausweis bei 900 Parteien Holz und Streu beziehen. Zur Überwachung der vielen Eigentumswälder bleibt wenig Zeit übrig. ... Es ist nicht zu wundern, daß ich offen und erbittert über unsere gedrückten Personalverhältnisse spreche, denn jede Wunde schmerzt bei der Berührung und ich muß ja den Jahresbericht anfertigen und die allseitigen Übelstände erwähnen.

In Bedarf der Notwendigkeit eines neuen Forstgesetzes und einer neuen Waldordnung flehen unsere Berge mit verwitterten und kahlen Häuptionen hinlänglich um Erbarmen und ich kann nur Gott bitten, dass ihr Flehen mehr erhört werde als das von uns armen Forstleuten.“

1859 Jänner/Februar. – Einberufung zur Heeresergänzung

In den Jahren 1836, 1837 und 1838 geborene Knaben, aus denen 1859 die Heeresdienstpflichtigen ausgelost werden, und die Gesuche um Befreiung vom Heeresdienst:

Gemeinde	Geborene Knaben			Einberufene	Gesuche um Befreiung	befreit	untauglich	nicht befreit
	1836	1837	1838					
St. Johann	17	13	19	31	10	6	3	1
St. Jakob	18	12	13	13	4	3	1	-
St. Peter	9	4	10	11	2	1	-	1
Luttach	4	3	4	11	1	1	-	-
Weißbach	2	3	2	11	-	-	-	-

Einige der zum Militärdienst Ausgelosten suchen über ihre Gemeindevorsteherung beim Bezirksamt Taufers um Befreiung von der Einberufung an. Die vom Heeresdienstpflichtigen im Gesuch angeführten Begründungen werden von zwei Gemeindeangehörigen und vom Gemeindevorstand durch Unterschrift bestätigt. Die Inanspruchnahme des Rechts auf Befreiung vom Heeresdienst wird unterschiedlich begründet, z.B. körperliche Untauglichkeit, die durch ärztliches Zeugnis bestätigt wird, oder soziale und wirtschaftliche Härtefälle. Solche treffen zu, wenn der einzige erwachsene Sohn am Hofe als Arbeitskraft unabhkömmlich ist, weil die Eltern kränklich, die Mutter Witwe oder sogar beide Eltern bereits verstorben sind und der zur Einberufung Ausgeloste für viele kleine Geschwister zu sorgen hat. In solchen und ähnlichen Fällen können Heeresdienstpflichtige von der Einberufung befreit werden.

1859 April 23. – Krieg um die Lombardei

Am 23. April 1859 bricht zwischen Österreich und Piemont-Sardinien ein Krieg aus, mit dem das Königreich das politische Ziel der antiösterreichischen Aufstandsbewegung in Mailand unterstützt die Lombardei von Österreich loszulösen. Mit Hilfe Frankreichs gelingt Piemont-Sardinien ein Sieg über die österreichische Armee. Im Frieden von Zürich erhält es am 10. November 1859 die Lombardei und setzt damit einen ersten Schritt zur Einigung Italiens.

1859 Mai 27. – Aufruf an die Bevölkerung, Scharpie abzuliefern

Bereits die ersten Kämpfe im Krieg um die Lombardei bringen große Verluste für beide Seiten. Bei der Versorgung der Verwundeten gerät die österreichische Armee dabei in große Schwierigkeiten. Es fehlt vor allem an Verbandsmaterial. Daher geht vom Bezirksvorstand der Sammelaktion, Hermann von Gilm, an die Bevölkerung ein Aufruf, der in allen Gemeinden öffentlich ausgehängt oder bei den Gottesdiensten von den Pfarrern verlesen wird.

„Allerorts sind bereits Hände tätig, die erforderliche Charpie (Scharpie ist Verbandsmaterial aus gezupfter Leinwand, gewissermaßen die Vorläuferin der Watte) für die österrei-

chische Armee bereitzustellen. Der erst begonnene Kampf in Italien wird unseren tapferen Soldaten, unter welchen wir auch die Söhne unseres Vaterlandes zählen, noch viele blutige Wunden schlagen. Der Bedarf an Charpie und Verbandsstücken zur Pflege der Verwundeten ist sehr groß und es wird daher dringend um allgemeine Unterstützung angerufen. Dabei ergeht meine Bitte zu allererst an das mitleidige Frauenherz, an Hausmütter und Hausfrauen in der Stadt und auf dem Lande und gewiss wird jede zur Linderung der für Kaiser und Vaterland in rechtem Kampfe verwundeten Krieger durch Abgabe bereits abgenützter Leinwandstücke ein Schärflin beitragen. Allerorts kann auch in jeder Haushaltung, in der Stadt und auf dem Lande, in Schulen und Vereinen für die Bereitung von Charpie Sorge getroffen werden. Auf dem Lande ersuche ich die Hochwürdigen Seelsorger gemeinsam mit den Gemeidevorstehern für die Sammlung in jedem Haushalt zu sorgen. Die fortgesetzte und allseitige Lieferung alter Leinwand und Charpie ist meine dringendste Bitte. Dieses Werk der Nächstenliebe verdient wärmsten Dank und Gottes Vergeltung.“

Dieser Aufruf zeitigt Erfolg: Wie andernorts auch werden in den Gemeinden des Ahrntales Sammlungen durchgeführt. Wo keine alte Leinwand für Scharpie aufzutreiben ist, gibt die Bevölkerung Geldspenden.

Am 16. Juni schickt die Seelsorgestation St. Jakob zum Ankauf von Tuch und Verbandsmaterial für Verwundete einen Geldbetrag von 7 Gulden 30 Kreuzer.

Am 17. Juni schickt die Gemeinde St. Johann 5 Pfund (ca. 3 kg) Leinwand. Am 4. Juli schickt der Kurat von St. Jakob neuerdings für die verwundeten Krieger in Papiergeld 7 Gulden 35 Kreuzer und ein 10-Frankstück in Gold im Werte von 4 Gulden 34 Kreuzer. Das Goldstück haben der Herr Kooperator Franz Hellweger und der Gemeidevorsteher von St. Jakob Jakob Oberhollenzer beigetragen. Beide Wohltäter wünschen aber, in der Öffentlichkeit nicht

namentlich genannt zu werden. Der Kurat schreibt: „Die Sammlungen werden fortgesetzt und die Bevölkerung bereitet mir eine große Freude, da sie barmherzig ist.“ Am 5. Juli 1859 senden die Gemeinden St. Jakob 20 Pfund, St. Johann 11 Pfund und Luttach 65 Pfund Scharpie an das Bezirksamt Taufers. Die Sammlung der zur Herstellung von Verbandsmaterial verwendeten Leinwand haben die Ortsseelsorger durchgeführt, die Schulkinder haben sie in der freien Zeit zu Scharpie gezupft.

1859 Juni 19. – Aufruf zu Schanzarbeiten an der Franzensfeste

Die rasch aufeinander folgenden Niederlagen der österreichischen Armee im Krieg gegen das von Frankreich unterstützte Piemont-Sardinien beunruhigen die Militärführung in Tirol. Sie hält es für dringend notwendig, die Verteidigungsanlagen an der Franzensfeste zu verstärken, um einen eventuellen feindlichen Einfall von Süden her stoppen zu können. Dazu werden viele Arbeitskräfte benötigt. Das Kommando der Franzensfeste lässt daher in den Gemeinden bekannt machen, dass zu Schanzarbeiten für mehrere Monate und gegen ordentliche Bezahlung eine größere Anzahl Maurer, Steinmetzen und rund 200 Handlanger benötigt werden. Am 19. Juni 1859 melden die Gemeindevorstellungen des Ahrntales zurück, dass sich gegenwärtig in ihren Gemeiden gar keine Leute vorfinden, welche augenblicklich leicht entbehrt werden könnten, weil erstens alle entbehrlichen Leute sich bereits außerhalb der Gemeinde Arbeit gesucht hätten, zweitens jetzt die Feldarbeit anstehe, die alle Kräfte in Anspruch nehme, drittens die Maurermeister noch mehrere Arbeiten zu vollenden hätten und viertens auch der Wegmeister einige Leute benötige. Schließlich seien zurzeit ohnehin zu wenig Arbeitskräfte im Tale und diese würden noch weniger, wenn es zum Auszug der Schützen komme.

1859 Juni 29. – Ausrückung der Schützenkompanien zur Verteidigung der Südgrenze Tirols

Der Krieg zwischen Österreich und Piemont-Sardinien beginnt mit schweren Niederlagen für die österreichische Armee. Die Südgrenze

Tirols scheint vom Feind bedroht. In dieser Situation appelliert Kaiser Franz Joseph I. am 1. Juni an das patriotische Gefühl der Tiroler, zur Verteidigung der Grenzen auszurücken. Daraufhin beziehen in kürzester Zeit 50 Schützenkompanien (7500 Mann) an den gefährdeten Stellen der Landesgrenze Posten. Aus Taufers und dem Ahrntal rückt die I. Schützenkompanie aus. Unter den rund 140 Mann befinden sich etwa 30 wehrfähige Männer aus den Ahrntaler Gemeinden. Zu ihrer Ausrüstung gehören die zeitgemäße Bewaffnung, welche das Landesverteidigungskommando zur Verfügung stellt; eine geeignete Kleidung zum Schutze vor schlechter Witterung und der als Uniform vorgesehene Schützenrock aus Tuch oder Loden. Die Vermögenden sind in der Lage, gut eingekleidet und uniformiert auszurücken. Für die bedürftigen Schützen besorgt die Tauferer Gerichtsverwaltung Kleidung und Lodenrock. Es ist aber nicht leicht die erforderliche Anzahl von Röcken aufzubringen, weil Loden, Geld und Zeit fehlen die notwendigen Anschaffungen zu tätigen.

Nach der vernichtenden Niederlage der österreichischen Armee bei Solferino und San Martino am 23. und 24. Juni 1859 ergeht auch an Taufers und das Ahrntal ein weiterer Aufruf zur Bildung einer zweiten Schützenkompanie. Da aber viele der in die II. Kompanie eingerückten Schützen aus Armut nur sehr schlecht gekleidet sind, fordert das Bezirksamt Taufers beim Landesverteidigungskommando in Bruneck vorerst mindestens 20 Schützenröcke an, die auch tatsächlich eintreffen, weil bereits angeordnet worden ist, zur Deckung des dringendsten Bedarfes auf Rechnung des Landesdefensionsfonds 100 Schützenröcke von stärkerem gewöhnlichem Tuch oder Loden anzufertigen.

1861 März 21. – Landtagswahlen

Das Land Tirol ist in Wahlbezirke eingeteilt. Der Wahlbezirk Bruneck beschickt den Landtag der Gefürsteten Grafschaft Tirol mit zwei Abgeordneten. Sie werden durch Wahlmänner gewählt, die aus den Landgemeinden der politischen Bezirke kommen. In den Gemeinden Luttach/Weißbach, St. Johann, St. Jakob und St.

Peter, die zum politischen Bezirk Taufers gehören, finden die Wahlen der Wahlmänner in den ersten Märztagen 1861 statt. Wie andernorts ist für je 500 Einwohner die Wahl eines Wahlmannes vorgesehen. Die vier Gemeinden des Ahrntales, die zusammen 3349 Einwohner zählen, entsenden also sieben Wahlmänner. Die Wahl der Wahlmänner bringt folgendes Ergebnis: Luttach/Weißbach (684 Einwohner): Franz Wasserer; St. Johann (1384 Einwohner): Jakob Ebenkofler, Peter Hofer und Jakob Steger; St. Jakob (773 Einwohner): Paul Pipperger und Josef Enz; St. Peter (508 Einwohner): Paul Steger. In allen vier Gemeinden wird die Gemeindevorsteherung mit einem Schreiben verständigt die oben angeführten wahlberechtigten Wahlmänner aufzufordern, am 21. März um 9 Uhr vollzählig zur Wahl der zwei Landtagsabgeordneten im Saale der Neuen Post in Bruneck zu erscheinen.

1897 Juni 30. – Bau eines neuen Schießstandes in Weißbach

Auf Antrag der Schützengesellschaft von Luttach/Weißbach wird von den zuständigen Behörden der Bezirkshauptmannschaft Bruneck und der Landesverteidigungs-Oberbehörde für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck die Errichtung eines neuen Schießstandes in Weißbach genehmigt. Der Schießstand wird in nächster Nähe der kleinen Ortschaft Weißbach auf dem Besitz des Außerhoferbauern David Berger errichtet, der selbst ein eifriger und sogar sehr guter Schütze ist. Die Zielerdeckung und Scheibenstände werden auf zwei verschiedenen Entfernungen errichtet: auf 144 m eine versenkte Zielerdeckung aus Holz mit vier Zugscheiben und auf einer Entfernung von 225 m eine gemauerte Zielerdeckung mit zwei Türscheiben und stabiler Aufzeigevorrichtung.

Um der geplanten Schießstandanlage Platz zu machen lässt der Außerhoferbauer seinen bestehenden Kornkasten abbrechen. Die neue Getreidekammer wird über der ebenerdig errichteten Schießhalle gebaut. David Berger verpflichtet sich daher, einen Geldbeitrag zur Deckung der Gesamtkosten der Schießstandanlage zu leisten. Die Gemeindevorsteherung lehnt wegen der finanziellen Lage der Gemeinde einen Geldbeitrag ab, ist aber bereit, der Schützengesell-



schaft das im vergangen Sommer vom Winde im Gemeinewald Tratten- und Tristenbach niedergerissene Holz zu überlassen. Die Gesamtkosten des Schießstandbaues werden auf 1425,33 Gulden veranschlagt. Davon zahlt David Berger 343,81 Gulden, die Schützen leisten Arbeitsschichten im Werte 100 Gulden, die Gemeinde stellt Bauholz im Werte von 100 Gulden bereit. Für die Deckung des Restbetrages von 981,52 Gulden bittet die Schützengesellschaft um Staats- und Landesbeiträge. Da zu erwarten ist, dass bis zur Auszahlung des erbetenen Betrages doch einige Zeit vergehen dürfte,

Hochzeitsfoto von Johann und Maria Auer (1899)



beschließt die Schießstandsvorsteherung auf Empfehlung von Johann Laich, Hauptmann der Landesverteidigungs-Oberbehörde für Tirol und Voralberg, die Mauern des Schießstandes außen vorläufig nicht zu verputzen und den Bau der Zielerdeckung in 225 m Entfernung zu verschieben. So können zum 9.10.1898 die erste Bauphase abgeschlossen und die Schießübungen aufgenommen werden.

Bis zum 26.8.1905 werden der Schießstand verputzt und gelb gestrichen und die Zielerdeckung auf 225 m aus Granit sehr solide errichtet mit zwei Zugscheiben, welche in hölzernen Gestellen laufen. Die Verhältnisse auf dem Schießstand werden in diesem Bauabschlussbericht als günstig bezeichnet, weil fleißig geschossen wird und gute Ordnung herrscht.

1898 Ansuchen um Erteilung der amtlichen Ehebewilligung

Das Ansuchen um Erteilung des politischen Ehekonsenes richtet der Bräutigam schriftlich oder mündlich an die Gemeindevorsteherung. Bei der Abgabe des Ansuchens muss er seine wirtschaftliche Situation und die seiner zukünftigen Frau in allen Einzelheiten darlegen. Weil zukünftige Familien ja nicht der Gemeinde zur Last fallen sollen, beurteilt die Gemeindevorsteherung, ob die wirtschaftlichen

Ahrntaler Männergruppe (um 1890)

Voraussetzungen für die Erteilung des Ehekonsenses gegeben sind oder nicht. Außerdem beurteilt die Gemeindevertretung den Ruf der Bewerber in Form eines Leumundzeugnisses und schickt das Gesuch an die Bezirkshauptmannschaft in Bruneck weiter. Diese entscheidet dann, ob ein Ehehindernis vorliegt oder die Zustimmung zur Ehe gegeben werden kann.

Ein Beispiel aus den Quellen:

Am 4. November 1898 leitet die Gemeindevorstellung von Luttach ein Ansuchen um Erteilung der Heiratsbewilligung an die Bezirkshauptmannschaft in Bruneck weiter:

„Ich gehorsamst gefertigter Michael Feichter wünsche, mich mit der Filomena Großgasteiger hinterlassener Witwe nach Vinzenz Abfalterer zu verehelichen, bitte um den politischen Ehekonsens hierzu und erlaube mir folgendes anzuführen:

Ich bin im Jahre 1852 in Luttach geboren, in Luttach heimatberechtigt, katholisch, ledig und habe seinerzeit im Tiroler Kaiserjägerregiment treu und redlich gedient. Ich besitze 1000 Gulden erspartes Vermögen und fühle mich kraft meiner Gesundheit noch länger fähig, durch eigene Arbeit eine Familie zu ernähren.

Meine Braut ist am 8. Mai 1866 in Luttach geboren, katholisch, Witwe und Besitzerin des Radergütls in Luttach (das Gütl ist schuldenfrei) mit einer jährlichen Grundsteuer ohne Zuschläge von 84 Kreuzer und einer jährlichen Hausklassensteuer von 1 Gulden 73 Kreuzer.

Daß diese meine vorstehenden Angaben betreffs Vermögen und Besitz auf Wahrheit beruhen, wird durch angeführtes Zeugnis der Heimatgemeinde auch bestätigt.

Nachdem mir ergebendst Gefertigten die Zuständigkeitsgemeinde Luttach/Weißbach die Bewilligung zur Verehelichung erteilt hat und der obenstehende Besitz meiner Braut und mein Erspartes derart ist, dass wir in ehelichem Stande ordentlich und anständig leben können, bitte ich nochmals um den politischen Ehekonsens.“



Zu diesem Ansuchen stellt die Gemeindevorstellung Luttach-Weißbach am 4. 11. 1898 die Ehebewilligung aus und ersucht auch die Bezirkshauptmannschaft in Bruneck um ihre Zustimmung:

„Von der gefertigten Gemeindevorstellung wird dem hieher zuständigen Michael Feichter, geb. 1852, Knecht zu Oberstock, hiemit die Bewilligung erteilt, sich mit Philomena Großgasteiger, Witwe des Vinzenz Abfalterer und Besitzer des Radergütls in Luttach, Hausnummer 2, zu verehelichen“.

Gezeichnet vom Gemeindevorsteher Jakob Gruber

1909 Oktober/November. – Ansuchen um Befreiung vom Besuch der Werktagsschule

Für das Schuljahr 1909/10 werden beim Ortsschulrat in St. Johann 16, in St. Jakob 10, in Luttach 6 und in St. Peter 3 Gesuche um Befreiung vom Besuch des 8. Jahres der Volksschule (Werktagsschule) eingereicht. Dieser leitet die Bittgesuche an den Bezirksschulrat in Bruneck weiter, welcher der Bitte stattgibt, wenn einer der vom Gesetz vorgesehenen Befreiungsgründe vorliegt. Meist werden die 13-14-jährigen Mädchen und Buben zu Hause für Feld- und Hausarbeit benötigt, zur Betreuung jüngerer Geschwister in kinderreichen Familien oder als Dienstboten, um zum Unterhalt der Familie beizutragen. In manchen Fällen müssen die kaum ausgeschulten Jugendlichen einen kranken Elternteil pflegen, weil die Familie sich aus Armut keine Hausmagd leisten kann. Die nachstehend angeführten Fallbeispiele geben einen Einblick in besondere Situationen.

Am 26. September 1909 ersucht der Ortsschulrat von St. Peter für drei Schüler auf Bitten ihrer Eltern oder Erziehungsberechtigten um Befreiung vom Besuch des achten Schuljahres indem er bestätigt, dass die in den Gesuchen angegebenen triftigen Gründe der Wahrheit entsprechen.

1. Anna Mölgg: Ihr alter Vater, der schon viele Jahre sehr bresthaf ist, liegt jetzt chronisch krank im Bett, das er wohl nicht mehr verlassen wird. Ihre Mutter ist gestorben, an deren Stelle führt eine Dienstmagd die häuslichen Geschäfte. Ihre einzige Schwester ist geistig schwach und zu manchen häuslichen Geschäften nicht recht brauchbar. Die zu Befreiende wird also zur Unterstützung der Haushälterin sehr benötigt, die vielfach von der Pflege des kranken Vaters in Anspruch genommen wird.
2. Anna Hofer: Ihre Eltern sind besitz- und mittellos und im Dienste bei einer verheirateten Tochter. Die zu Befreiende ist bei einem verwandten Bauern seit langem in Pflege und kann jetzt, wenn sie schulfrei wird, von ihm zum Hüten und Füttern des Viehs in Dienst genommen werden.

3. Theresia Plankensteiner: Ihre Mutter ist gestorben, sie ist die älteste Tochter. Ihr Vater benötigt sie zur Verrichtung der häuslichen Arbeit, weil er Bauer weit oben am Berg ist und daher sehr schwer einen weiblichen Dienstboten findet. Zurzeit muss er sich neben der schweren Feldarbeit alle Arbeit im Hause selber besorgen. In diesem Falle genehmigt der Bezirksschulrat die Befreiung der drei Mädchen vom Besuche der Schule im achten Schuljahr.

Am 4. November 1909 ersucht der Ortsschulrat von St. Johann, Barbara Oberkofler auf Bitten ihres Vaters vom Besuch der Schule zu befreien. Oberkofler ist ein verschuldeter Bauer mit zwölf Kindern, von welchen noch vier die Schule besuchen. Er sucht um Befreiung seiner Tochter vom 8. Schuljahr an, weil er sie dringend für die häusliche Arbeit benötigt. Der Bezirksschulrat lehnt jedoch die Befreiung der Schülerin ab, weil sie im vergangenen Schuljahr mangelhafte Leistungen aufgewiesen und das Lernziel noch nicht erreicht hat. Sie ist daher zu fleißigem Schulbesuch zu ermahnen.



Luttach um 1910 (handkolorierte Postkarte)

1909 November 14. - 1912 November 19.

Schulhausbau in St. Jakob

Zwar bestimmt ein Landesgesetz vom 1. Mai 1904, dass die einklassigen Schulen mit großer Schülerzahl in zweiklassige gemischte Schulen umgewandelt werden müssen, in St. Jakob besteht trotzdem noch immer eine einklassige Schule, die 1905/06 von 66 Kindern, 1906/07 von 75 Kindern, 1907/08 von 80 Kindern, 1908/09 von 88 Kindern und 1909/10 von 90 Kindern besucht wird. Da aber eine einzige Lehrkraft nicht mehr im Stande ist, so viele in einem Raum zusammengedrängte Kinder mit Erfolg zu unterrichten, verfügt der Landesschulrat am 22.8.1909 die einklassige Schule in St. Jakob für das Schuljahr 1909/10 in eine zweiklassige gemischte Schule umzuwandeln und verpflichtet die Gemeinde, einen zusätzlichen Klassenraum samt erforderlicher Schuleinrichtung bereit zu stellen. Bei dem herrschenden Wohnungsmangel ist es der Gemeindeverwaltung aber nicht möglich der Aufforderung nachzukommen. Sie richtet daher ein Ansuchen an das Ministerium für Kultur und Unterricht in Wien den Beschluss des Landesschulrates aufzuheben, was in Wien jedoch abgelehnt wird. So beschließt die Gemeindeverwaltung am 14.11.1909 den Bau eines neuen Schulhauses, das bis zu Beginn des Schuljahres 1910/11 fertig gestellt sein soll. Es wird zwei Klassenräume und Wohnungen für 2 Lehrpersonen samt den nötigen Nebenräumen haben.

In der Zwischenzeit wird die Halbtageschule eingeführt, sodass die eine Hälfte der Schüler am Vormittag, die andere Hälfte am Nachmittag unterrichtet hat.

Den Planungsauftrag erhält der ortsansässige Maurermeister Vinzenz Reichegger. Der Gemeindeausschuss weist in derselben Sitzung den Grund hinter dem alten Schulgebäude am so genannten „*Sigile Antratt*“ als Baugelände aus. Da die Gemeinde den Bau aus eigenen Mitteln nicht zu finanzieren mag, reicht sie bei der Statthalterei für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck ein Ansuchen um Gewährung einer Subvention ein. Die Bauarbeiten beginnen Anfang April 1910, Ende April ist bereits die Kellerhöhe gemauert. Inzwischen trifft der erste Betrag der gewährten Subvention in der Höhe von

1500 Kronen ein. Die Bauarbeiten schreiten zügig voran. Der Unterricht im neuen Schulgebäude kann daher mit der ersten Kollaudierung am 29.11.1910 in einem Klassenraum begonnen werden. Bis zur Fertigstellung des zweiten Lehrzimmers ist eine Klasse noch im alten Schulgebäude untergebracht. Die Feststellung von Mängeln am Bau verzögert aber die Kollaudierung. Diese findet erst am 2.6.1912 statt. Die letzten Mängel werden laut Bericht der Gemeindevorsteherung von St. Jakob bis zum 19.11.1912 behoben, mit welchem Datum der Bau als endgültig fertig gestellt erklärt wird. Ein zweiter Betrag der gewährten Subvention in der Höhe von 2500 Kronen wird am 2.2.1913 ausgezahlt. Die Geamthöhe der Baukosten sowie der gewährten Subvention können aus den vorhandenen Unterlagen nicht ermittelt werden.



1915 Juni 15. – Erster Weltkrieg - Ablieferung von Fuhrwerken

Am 15. Juni 1915 erhält die Bezirkshauptmannschaft in Bruneck ein Expressschreiben des Militärkommandos in Innsbruck mit der Aufforderung um schleunigste Bereitstellung von möglichst vielen zwei- und vierrädrigen schmalspurigen Fuhrwerken oder Karren, die mit Pferd, Esel oder Rindern bespannt werden können. Auf diese Aufforderung hin werden in St. Johann vier, in St. Jakob zwei und in St. Peter drei zweirädrige Fuhrwerke bereit gestellt, die alle mit



einem Zugtier bespannbar sind. Den Eigentümern der Fuhrwerke wird eine Vergütung in Aussicht gestellt. Deswegen findet vor der Ablieferung eine Schätzung der Fuhrwerke durch einen ortsansässigen Fachmann statt. In St. Johann nimmt Johann Kirchler, in St. Jakob Jakob Niederwieser und in St. Peter Andrä Mair die Schätzungen vor. Sie müssen vor Aufnahme der Amtshandlungen folgenden Eid ablegen:

„Ich N. N. schwöre in meiner Eigenschaft als nach dem Gesetze betreffend die Stellung der Pferde und Fuhrwerke bestellter Schätzmann zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden einen reinen Eid, daß ich unter genauer Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften gewissenhaft und unparteiisch schätzen werde.“

Die Listen aus den Gemeinden des Ahrntales mit den Namen der Bauern und den Schätzwerten der bereitgestellten Fuhrwerke:
St. Johann: Sebastian Oberkofler 70 Kronen, Anton Nothdurfter 50, Daniel Parreiner 30, Polykarp Maurberger 25 Kronen.

St. Jakob: Anna Plankensteiner 40, Kassian Jungmann 20 Kronen.
St. Peter: Anton Steger 45, Wenzel Nothdurfter 20, Peter Eder 15 Kronen.

Trotz dieser Ablieferung werden die Gemeinden St. Johann und St. Jakob von der Bezirkshauptmannschaft Bruneck beschuldigt, zu wenig Fuhrwerke abgeliefert zu haben. Es geht deshalb die Aufforderung an sie, bis zum 26. Juli 1915 um 5 Uhr früh noch weitere vier zweirädrige gute Wagen am Bahnhof in Sand in Taufers bereit zu stellen.

1915 Oktober 7. - Erster Weltkrieg - Bereitstellung von Schneepflügen

Das Gendarmeriekommando in Steinhaus erhält die Weisung, die im Ahrntal vorhandenen Schneepflüge zu registrieren und zu

Ferdinand Fritzer, Kaplan in Steinhaus, als Feldkurat im 1. Weltkrieg



melden um sie bei Bedarf anfordern zu können. Im Ahrntal sind zwei Schneepflüge vorhanden: Ein größerer lagert in der Klammhütte neben dem Gasthaus „Zur Klamm“ in der Gemeinde St. Peter, er ist mit sechs bis acht Pferden zu bespannen. Ein kleinerer Schneepflug lagert im Neuhaus in der Gemeinde Prettau, an welchen nur zwei Pferde gespannt werden müssen.

Die Gemeindevorsteherung von St. Peter und Prettau wird beauftragt dafür zu sorgen, dass diese Schneepflüge bereit gehalten werden, damit dieselben über Anforderung des Militärs sofort an den noch nicht bestimmten Abgabeort gebracht werden können. Für den Transport der Pflüge an den Abgabeort hat die Gemeinde zu sorgen. Die Schneepflüge werden gemietet, die Fuhrleute und Pferde, welche zum Transport verwendet werden, können nach Übergabe der Pflüge am Abgabeort wieder heimkehren.

1917 November 26. - Schafwolle für den Heeresbedarf

Die Pflicht, die Schafwolle während des Krieges restlos für den Heeresbedarf anzuliefern, wird nicht immer befolgt.

Am 26. November 1917 wird die verwitwete Schönbichlbäuerin von St. Johann, Maria Gartner, beim Spinnen von Wolle ertappt.

David Brugger sen. (Wollemühle in St. Peter) auf Heimaturlaub während des 1. Weltkrieges



Sie gibt an, sie habe aus dem halben Kilo Wolle (vier Spulen) die allernotwendigsten Socken und Handschuhe für ihren Sohn stricken wollen, der zu Hause auf Urlaub sei und in zwei Wochen wieder einrücken müsse. Maria Gartner hat fünf Schafe und verspricht, die noch vorhandene Wolle am 30. November restlos abzuliefern.

Am 24. April 1918 wird die Magd des Taserbauern Peter Lechner von St. Peter beim Wollespinnen ertappt. Peter Lechner gibt an, dass diese Wolle noch von der Herbstschur übrig sei und, wie er gehört habe, eine kleine Menge an Wolle verarbeitet werden dürfe; außerdem sei im Dorfe von einer Wollabfuhr nichts bekannt gemacht worden, was zutrifft, weil der Gemeindevorsteher die bereits am 23. März 1918 eingelangte Kundmachung noch nicht verlautbart hat. Da bereits seit Kriegsbeginn jeder weiß, dass eine Verarbeitung von Wolle verboten ist, wird die Darstellung des Taserbauern als bloße Ausrede gewertet. Zudem hat ihn die Bezirkshauptmannschaft bereits zwei Mal wegen Nichtablieferung von Wolle bestraft. Peter Lechner wird wegen fortgesetzter Strafhandlungen zur Anzeige gebracht und zu einer Geldstrafe von 100 Kronen zu Gunsten des Armenfonds St. Peter verurteilt. Am 26. 10. 1918 wird die Erlegung des Strafgeldes vermerkt. Neun Tage später ist der Krieg zu Ende.

1918 - Die Toten des Ersten Weltkriegs

Auch unter den Männern des Ahrntales fordert der Krieg einen hohen Blutzoll. Im ersten Kriegsjahr müssen nicht weniger als 33 Soldaten an der russischen Front, vor allem in Galizien, ihr Leben

lassen. Im zweiten Kriegsjahr hat die Gemeinde den Tod von 40 Männern zu beklagen, die an der russischen und an der italienischen Front sowie in Kriegsgefangenschaft sterben. Auch die folgenden Kriegsjahre fordern große Opfer an Menschenleben: 1916 werden 22 Gefallene gezählt, 1917 sind es 14 und im letzten Kriegsjahr fallen zehn Soldaten. Zwei Ahrntaler erliegen 1919 den an der Front erlittenen Verwundungen.

Mit 121 Gefallenen erleidet die Bevölkerung der Gemeinde Ahrntal im Ersten Weltkrieg einen hohen Verlust.

Nachwort

Dieser Einblick in die Geschichte der Gemeinde Ahrntal von 1800-1918 wollte vermeiden, lediglich bereits gedruckt vorliegendes Wissen zu sammeln und in einer neuen Form vorzustellen. Abgesehen von manchen klärenden Informationen liegen der Arbeit daher vorwiegend handschriftlich überlieferte Quellen aus dem Staatsarchiv Bozen und dem Tiroler Landesarchiv Innsbruck zu Grunde. Die sehr reichhaltige und schier unüberschaubare Archivlage machte es notwendig, nach freiem Gutdünken aus den vielen inhaltlich nicht gegliederten und das gesamte Pustertal betreffenden Aktenbündeln auszuwählen und hunderte darin enthaltene Schriftstücke nach Informationen über das Ahrntal zu durchforschen. Vieles, was in diesem Beitrag steht, ist daher zufällig ans Tageslicht gekommen, vieles aber ist weiterhin verborgen geblieben. Die lose aneinander gereihten Kurzdarstellungen geben Auskunft über Einzelereignisse, aber auch über Lebensverhältnisse und landeskundliche Bedeutsamkeiten. Eingefügt sind Entscheidungen von Verwaltungsbehörden, die situationsbedingt die Interessen der Bevölkerung den lokal-, landes- und staatspolitischen Belangen unterordnen und daher Einfluss nahmen auf die individuelle und gemeinschaftliche Lebensgestaltung der Menschen in Luttach, Weißenbach, St. Johann, St. Jakob und St. Peter.

„Wirf die Zoddo in die Mistsuppe“ Von den Schwierigkeiten der Faschisten mit den Ahrntalern

Der Kampf um die Fahnen

Der Faschismus zeigte sich in seiner umfassenden Italianisierungs- und Entnationalisierungspolitik auch als fremde Symbolmacht. So wurden die italienische Fahne, italienische Lieder, Aufschriften, Bilder und Embleme als Mittel zur Unterdrückung der Südtiroler in ihrem Land eingesetzt. Und dies umso mehr als gleichzeitig mit zahlreichen Verboten betreffend die Tiroler Fahne, den Namen Tirol oder die deutsche Sprache der Ansturm auf die „nationale Symbolik“ der Südtiroler begann.

Der Widerstand der Ahrntaler äußerte sich in der Zerstörung oder Schmähung der fremden Symbole, indem Staatsfahnen beschmiert bzw. entfernt, Bilder übermalt oder zerstört, Arnaldo-Mussolini-Bäumchen (sie mussten im Gedenken an den verstorbenen Lieblingsbruder von Benito Mussolini in ganz Italien gepflanzt werden) ausgerissen wurden, wie zum Beispiel in St. Jakob, Steinhaus oder in St. Johann. Umgekehrt kam es zur Hissung der Tiroler Fahne an außergewöhnlichen Orten. Dieser „symbolische Widerstand“ gefährdete das Regime kaum, wohl aber barg die Beteiligung an solchen Aktionen ein erhebliches Risiko in sich. So durchziehen denn auch Verhaftungen, Hausdurchsuchungen, Verwarnungen, Verurteilungen wegen hochverräterischer Umtriebe wie ein roter Faden die Geschichte des Ahrntales von 1926 bis 1935. Immer wieder stehen sie in Zusammenhang mit der Tricolore bzw. der Tiroler Fahne.

Zunächst geriet Luttach in die Schlagzeilen der Presse. Im Oktober 1927 brachten einige Burschen drei Tiroler Fahnen aus: eine auf dem Dachgiebel der Finanzerkaserne, die zwei anderen auf hohen Bäumen. Sie trugen die Inschriften „Lästern uns die Feinde auch, Treue ist Tiroler Brauch“ und „Auf bis Salurn, Hurra!“. Vier

Monate später war im Dorf erneut was los: Als nämlich die Tochter des Hoferbauern unter den weißen Leintüchern auch ein rotes zum Trocknen aufhing, vermutete der Maresciallo der Financer dahinter Absicht und eilte sofort zum Hoferbauern, von dem er die Entfernung des roten Leintuchs forderte.



Das Nachspiel auf diese Ereignisse ließ nicht lange auf sich warten. Noch im Jahr 1928 wurden über dreißig Carabinieri ins Tal geschickt. Sie sollten herausfinden, wer an den verschiedenen Fahnengeschichten beteiligt gewesen war. Ein gewisser Elzenbaum aus Sand in Taufers sagte aus, er habe die Tiroler Fahnen in Luttach aufgehängt und dafür von drei Luttachern Geld bekommen. Auf diese Aussage hin wurden Maria Oberhollenzer, Gastwirtstochter vom Oberstock in Luttach, die Brüder David und Alois Oberhollenzer vom Hofer in Luttach sowie deren Knecht Josef Hainz verhaftet und eingesperrt.

Die Untersuchungsbehörde musste sich aber gar bald zur Enthftung der Verdächtigen entschließen, weil bekannt gewordene Beweise darauf hindeuteten, dass der erwähnte Maresciallo der Finanzer selbst gemeinsam mit einem Brigadier der Carabinieri die Fahnen gehisst habe. Man glaubte, dass er sich damit einen Vorwand dafür schaffen wollte, gegen ihm unbequeme Personen vorgehen zu können. Außerdem galt der einzige Zeuge und Ankläger Elzenbaum als geisteskrank.

Bei den Luttachern sind diese Ereignisse weitgehend in Vergessenheit geraten. Nur Roswitha Oberhollenzer konnte etwas genauere Auskunft erteilen. Von Maria Oberhollenzer wusste sie, dass sie gut italienisch sprach, da sie als Kellnerin in ihrem Gasthaus auch viel Kontakt zu italienischen Gästen hatte. Als in St. Johann eine Tricolore auf einem Misthaufen gefunden wurde, verdächtigte man Maria der Kopf jener Bande zu sein, die diese Missetat vollbracht hatte. Daraufhin wurde die Gastwirtstochter ins Gefängnis von Brixen gebracht. Auch der bereits erwähnte David Oberhollenzer und der Knecht Josef Hainz mussten hinter Gitter. Meine Gesprächspartnerin bestätigte, dass tatsächlich alle drei unschuldig waren, Maria Oberhollenzer die Schuldigen sehr wohl kannte, diese jedoch nicht verriet. Burschen von St. Johann sollen es gewesen sein. Tatsächlich erfahren wir aus dem „Südtiroler“ (der in Innsbruck erscheinenden Zeitschrift des Andreas-Hofer-Bundes), dass im Oktober 1928 St. Johanner Burschen „verhaftet und für sechs Wochen in verschiedene Gefängnisse eingesperrt“ wurden, doch wiederum ergebnislos. Noch vor ihrer Freilassung wurde der Maresciallo versetzt. Über den Carabinieri-Brigadier heißt es in dem Bericht:

„(Er) ist meist betrunken, schreit in den Gasthäusern herum oder torkelt zum Spaß der Jugend auf der Straße hin und he. ... In nüchternen Stunden trachten dann seine Gedanken nur danach, wie er sich an diesen Spaßvögeln für die Herabsetzung der Autorität rächen könnte. Er lädt die Leute nachts um 9 oder 10 Uhr vor und verhört sie bis lange nach Mitternacht. So bestellte er jüngst ein

Dutzend Buben von St. Jakob um dieselbe Zeit zu sich und quälte sie bis 1 Uhr morgens mit Fragen.“

Die dreißig Carabinieri zogen letztendlich unverrichteter Dinge wieder ab. Die Peinlichkeit dieser fehlgeschlagenen Polizeiaktion überspielte man nun mit einzelnen Schikanen. So verhafteten faschistische Milizsoldaten in der Kirche von Luttach drei alte Männer, die sich nicht mit einer Identitätskarte ausweisen konnten. Außerdem wurden zwei Ahrntaler Bauern, die auf dem Weg zum Markt waren, von Finanzern angehalten und zur Ausweisleistung aufgefordert. Die Bauern machten darauf aufmerksam, dass sie sich in ihrer Wohngemeinde befänden und daher nicht verpflichtet seien, eine Identitätskarte mit sich zu führen. „Der Südtiroler“ schrieb:

„Daraufhin wurde der eine, namens Großgasteiger, von den Finanzieri durch Kolbenhiebe und Faustschläge mißhandelt, während man den anderen mit vorgehaltenem Revolver in Schach hielt.“

In ihrer Fixierung auf Tiroler Symbole erblickten die Amtorgane nun überall Tiroler Fahnen. So wurden zwei Vogelscheuchen auf einem Feld beanstandet, die weiß-rot und schwarz-gelb gestrichen waren. In St. Johann entfernten Carabinieri das rot-weiß bemalte Glockentürmchen vom Dach des Hofes „Gezlechn“. Der Bauer selber wurde einem Verhör unterzogen und anschließend arg verprügelt.

Jedermann war in dieser Zeit verdächtig: Pfarrer und Schulkinder gleichermaßen. St. Jakob scheint im Zusammenhang mit solchen Fahnengeschichten ein besonders heißes Pflaster gewesen zu sein. Johann König aus St. Jakob war Augenzeuge eines Vorfalls während der Fronleichnamsprozession am 16. Juni 1927:

„Der Ochna (Peter Marcher) musste bei einer Prozession die wallische Fahne tragen. Da hat einer zu ihm gesagt: 'Ja, du wirst doch nicht diese 'Zoddo' (Lumpen) tragen. Wirf sie in die Mistsuppe.' So wirft er sie in ein Mistloch. Zwei (einheimische) Faschisten sind neben dem Allerheiligsten gegangen, die haben ihn gepackt. ... Ich weiß nicht mehr, wieweit sie ihn geliefert haben. ...

Sie haben unbedingt herausfinden wollen, wer ihn angestellt hat. Gewusst hat der Ochna schon, wer der richtige Rädelsführer gewesen ist: vom alten Hollechn der Bub (Josef Tasser vom Hallechnhof), auch so ein bugsigo (spitzbübischer) Teufel.“

Tassers Schwester Anna erinnert sich noch in allen Einzelheiten an den Vorfall, besonders aber an dessen Folgen:

„Am Montag ist das Rutschaweibile von St. Johann gekommen. Ich soll den Buben mit einem Wagen in St. Johann bei der Wiere (Wasserwal) holen. Gerade, dass er nicht hineingefallen ist. ... Bis ich ihn dann auf den Wagen gebracht habe. ... Er ist nicht mehr bei sich selber gewesen, alles aufgeschlagene Flecken und Blaue. Zum Essen hat er nichts bekommen, nur Schläge. Sie haben nichts aufkommen lassen wollen, haben ihn wohl deshalb bei der Wiere abgelegt. In Bruneck ist dann eine Verhandlung gewesen. Fünf Jahre bedingte Haftstrafe hat er bekommen.“

Aus dem „Südtiroler“ erfahren wir, dass am darauf folgenden Sonntag ein faschistischer Gemeindebeamter von Prettau bei der Prozession die Tricolore unmittelbar hinter dem Allerheiligsten trug. Einige Wochen später war an der Kirchentür ein Zettel mit folgendem Spottgedicht angeheftet:

*„Ihr Leute hört und merket auf
das Luthertum kommt von Prettau
welch eine heillose Malär
kommt doch von diesem Luggiler her!
Wie sie's gemacht am Bundesfest
es sich kaum beschreiben läßt!
Dieser und sein saub'rer Bruder
begleiteten die welsche Huder...
Welch ein' Schmach und Welch ein' Spott
der deutsche Judas Iskariot
hat angetan dem Höchsten Gut,
was sonst nur ein Verrückter tut!*

„Luggila und sein saub'rer Bruder“ waren Franz und Vinzenz Weger aus Prettau. Die Unterschrift lautete: „Ahrntaler Weiber alle.“ Der Verfasser oder die Verfasserin (vielleicht waren es auch mehrere?) war nicht nur dichterisch sondern auch malerisch ambitioniert. Denn es fand sich am Kirchentor auch eine Zeichnung der zwei Gemeindebeamten von Prettau in faschistischer Uniform mit Eselohren, darunter saßen auf einer Tricolore drei Teufel. Unter dem Text zeigte noch ein Bild den Lehrer mit den Kindern: diese warfen die Fahne fort und jener schlug auf sie ein. Die tatsächlichen Urheber konnten trotz zahlreicher Verhöre und Geldstrafen nie ausfindig gemacht werden.

St. Jakob kam auch 1928 nicht zur Ruhe. Schulkinder wurden beschuldigt, weißrote Fähnchen an verschiedenen Orten aufgesteckt zu haben. Einige Schüler wurden daraufhin misshandelt. Die Jakober schlugen auch diesmal zurück. An einigen Häusern fand man die von den Faschisten mit Schablonen an die Außenwände aufgemalten Mussolinibilder verschmiert vor. Der Knecht Josef Steger und sein Bauer, dessen Name im Artikel des „Südtirolers“ nicht aufschien, wurden verdächtigt. Die Carabinieri führten ein stundenlanges Verhör durch und misshandelten die beiden.

Am Schulhaus von St. Jakob waren ebenfalls zwei Bilder Mussolinis aufgemalt. Das eine wurde vollkommen beschmiert, das andere bekam lange Ohren aufgemalt und dazu die Überschrift „Esel“. Anna Tasser aus St. Jakob erinnert sich:

„Überall auf den Wänden, auf die Gemeinde, auf die Schulen haben sie einen Mussolinikopf hinaufgemacht. In St. Jakob auf der Schule ist auch einer gewesen. Der hat eines Tages Hörner bekommen. ... So ein Faschist ist dann mit einer großen Tafel Schokolade in die Schule gekommen und hat gefragt, wer das getan habe. Gewesen ist es der Niedomoa (vom Niedermoarhof), das haben wir schon gewusst, aber gesagt haben wir's nicht. Der Wöllbocha Sepl (Josef vom Wollbacher) hat dann gesagt: 'Wissen täte ich schon, aber sagen tu ich es nicht. Zuerst gibst du mir die Schokolade, dann sag ich's dir.'“

Der Wöllbocha ist beim Fenster gesessen. Der Faschist hat ihm die Tafel gegeben und dann hat der Seppi gesagt: 'Ich sag's, die Leute sagen's, selber gewachsen sind sie ihm.' Und der Bub ist beim Fenster hinaus.'

Von einem ähnlichen Ereignis berichtete auch „Der Südtiroler“:

„Ein zehnjähriger Bub wurde von Carabinieri auf seinem Heimweg aufgehalten. Sie drohten, er werde gefesselt und zuerst nach Bruneck und dann nach Neapel und Sizilien gebracht, wenn er nicht verriete, wer die Bilder am Schulhaus verunstaltet habe. Der Junge soll darauf gesagt haben: 'Dort kann ich dann fischen gehen.'“

1928 ereignete sich auch im Nachbardorf St. Peter eine „staatsgefährdende Aktion“. Diesmal gerieten Pfarrer Johann Helfer und sein Mesner Josef Lechner ins Visier der Behörden.

„Nach altem Brauch trugen die Schüler bei Prozessionen Fähnchen aus weißem Stoff und auf rotem oder grünem Grund die Bilder der Heiligen. Diese Fähnchen wurden nun während einer Prozession von den Carabinieri konfisziert. Den Pfarrer beschuldigte man, den Auftrag zum Herumtragen der Fähnchen gegeben zu haben. Schließlich lud man ihn zur Quästur nach Bozen vor.“

berichtete „Der Südtiroler“. In der Pfarrchronik von St. Peter schreibt Pfarrer Johann Helfer von rotweißen Fahnen, die *„alle Festtage an den Seiten des Hochaltars ausgehängt wurden“* und die vorher nie von den Carabinieri „beanständet“ worden waren:

„Sie (die Italiener) scheinen nicht zu wissen, daß die Tiroler Farben weiß-rot und nicht rot-weiß sind; aber die beiden Farben sind, mögen sie aneinandergereiht sein wie immer, für die Italiener was das rote Tuch für ein gewisses Tier ist.“

Tatsächlich reiste eine eigene Kommission ins Tal um den Vorfall zu überprüfen. Die Kirche, das Widum und das Mesnerhaus (Eller) wurden eine Nacht lang von Milizsoldaten bewacht, der Pfarrer schließlich unter dem Vorwurfe *„staats- und regierungsfeindlicher Tätigkeiten“* vom Quästor nach Bozen zitiert. Die Chronik berichtet weiter, dass unmit-

telbar vor der *„Fahngeschichte an verschiedenen Häusern Mussoliniköpfe angebracht“* worden waren. *„Weil dieselben von verschiedenen überstrichen oder auch besudelt wurden“*, kam es zu zahlreichen Verhaftungen, aber nach einer Woche waren alle Verhafteten wieder frei. Der Pfarrer äußert sein Unverständnis für den italienischen Staat, *„der sich so viel zu gute tut auf seine Kultur und Gerechtigkeit.“*

Von diesen Fahnenereignissen blieb auch die Schule von St. Peter nicht verschont. Anna Ludwig vom Oberleiter in St. Peter erzählt:

„Die Kinder aus der kleinen Klasse haben so ein wal-lisches Fähnchen aufgesteckt gehabt. In der Pause hat es der Ella Seppi dem Otto (Bruder von Frau Anna Ludwig, der die 1. Klasse besuchte) heruntergerissen und in den Sack gesteckt. Als die Pause vorbei gewesen ist, hat der Lehrer gefragt, wo er das Fähnchen habe. Der Otto hat's ihm wohl gesagt, dass es der Seppi heruntergerissen hat. Der Lehrer ist dann geschwind zu unserem herauf. Wir durften nach Hause gehen. Beide sind sie gleich zu den Carabinieri, die den Seppi abgeführt haben. Der Vater und der Otto mussten dann auch nach Steinhaus hinunter.“

Im Juni 1928 erregte ein Vorfall in der Schule von Weißenbach die faschistischen Gemüter. Unbekannte hatten von einem Tricoloreband, das in einem der Klassenzimmer hing, den grünen Teil weggeschnitten, sodass nur mehr die Tirolerfarben weißrot übrig blieben. Die Lehrerin Fernanda Cimatti teilte diesen Vorfall der Frau des Amtsbürgermeisters Lodovico Donati in Sand in Taufers mit. Giovanni Palla, einer der später in Steinhaus ermordeten Carabinieri, leitete sofort Untersuchungen ein. Der Verdacht richtete sich zunächst auf die Außerhoferkinder. Die halfen nämlich bei der Heuarbeit auf den rund um das Schulhaus gelegenen Feldern und hielten sich in der Mittagspause öfters im Schulgebäude auf. Der Verdacht ließ sich aber nicht beweisen, denn die Schule war ständig offen, sodass sie beliebig betreten werden konnte. Die wirklichen „Täter“ ließen sich nie ermitteln.

Steinhaus bildete in diesen Fahngeschichten keine Ausnahme.



Am 4. November 1927 feierten die Faschisten dort den Jahrestag des Sieges. Nach der Zeremonie sah man auf der gegenüberliegenden Talseite auf einem Baum eine weißrote Fahne hängen. „Der Südtiroler“ schrieb, der Festzug habe aus neun bis zehn Schülern der Gemeinden St. Johann, St. Jakob und St. Peter, den Prettaufer Faschisten, sieben Feuerwehrmännern, dem Amtsbürgermeister mit den Lehrkräften und Gemeindebeamten, sowie zwölf Mann der Musikkapelle von Steinhaus bestanden. In dem Artikel ist von einem Gasthaus Post die Rede. Da es aber in Steinhaus kein solches Gasthaus gab, dürfte es sich um den Steinhauswirt gehandelt haben, in dem das Postamt untergebracht war. Verhaftungen und Hausdurchsuchungen ließen nicht lange auf sich warten. Von „der Frau des Waldhüters“ wird berichtet, „die gerade ihre Ziegen heimtreiben wollte und beim Kampfplatz vorbeiging.“ Als man die Frau misshandelte, habe ein gewisser Stolzlechner, ein sechzehnjähriger Bub, sie verteidigt und ihre Unschuld beteuert. Er und zwei weitere Buben namens Oberhollenzer wurden verhaftet. Schließlich brachte man den Sechzehnjährigen und die Frau des Waldaufsehers in das Gefängnis von Bruneck.

In Steinhaus kam es in den nächsten Tagen zu zahlreichen Hausdurchsuchungen. Laut Zeitungsberichten ist das „Haus des Gerbermeisters“ durchsucht worden. Beim Zimmermann Seeber fand man zwei Jagdgewehre, er wurde verhaftet. Auch der „Oberkoflerwirt“

Krämer und Steinhauswirt - „Albergo Miniera“ - in den 20-er Jahren

ist festgenommen worden, weil „unangemeldetes Pöllerpulver“ entdeckt worden war.

Beim „Haus des Gerbermeister“ kommt Garber in Frage, wo aber von einer Hausdurchsuchung im Zuge dieses Fahnengeschehnisses nichts mehr bekannt ist. Von einigen Zeitzeugen erfahre ich, dass eine gewisse „Roana Agnes“ beschuldigt wurde, die Fahne aufgestellt zu haben, „obwohl es die Oberhollenzer Buben, Stefan und Vinzenz vom Vowolta (Verwalter des Grafen Enzenberg) getan“ haben sollen. Beim Zimmermann Seeber dürfte es sich um Vinzenz Seeber aus Steinhaus gehandelt haben. Nachforschungen meinerseits zu diesen Hausdurchsuchungen verliefen leider erfolglos, da sowohl Seeber-, als auch Oberhofernachkommen entweder verstorben oder weggezogen sind. Der Oberkoflerwirt ist wahrscheinlich eine falsche Benennung, da es einen solchen in Steinhaus zur damaligen Zeit nicht gab; wohl aber hieß der Besitzer des Gasthauses Neuwirt Oberhofer.



Faschistische Wandschmiererei am Garba in Steinhaus

rechten Dingen zugehe und er deshalb eine Kontrolle durchführen wolle. Frau Roswitha Oberhollenzer weiß sogar, dass der Podesta und der Sekretär sich beim Pfarrwirt in Sand in Taufers über den Mordanschlag beraten hätten. Der Wirt selber habe sie dort belauscht.

Am betreffenden Abend nun befanden sich die drei Carabinieri Giovanni Palla, Teodoro Pasqualini und Mosna (Vorname unbekannt) mit dem Lehrer Piero Ceschini nach Mitternacht auf dem Heimweg, als in der Nähe vom „Garba“ plötzlich Schüsse fielen. Lehrer Ceschini und Brigadier Palla waren auf der Stelle tot. Pasqualini wurde schwer verwundet, Mosna blieb unverletzt.

Dieser schleppte seinen Kollegen nach Steinhaus, wie der „Südtiroler“ anmerkt, „ohne vorher erreichbare Leute zu alarmieren.“ Am Haus des Gemeindefarztes vorbei, soll er direkt zum Gemeindefarzet gegangen sein. Tatsächlich wohnte Dr. Josef Kiener damals im zweiten Stock des heutigen Rathauses, also noch vor dem „Maurahaus“, dem Wohnort des Gemeindefarzet. Ausführlich schildert Gottfried Innerhofer die Vorgänge in dieser bewegten Nacht:

„Der Johann Parreiner und der Franz Hittler sind bei der Anna Brugger beim Garba (Garber) beim Gassln (Fensterln) gewesen. Wie sie die Schüsse gehört haben, sind sie geflüchtet. Sie sind über's Feld zum Niedoilinta (Niederlinder) und haben sich dort unter der Stadelbrücke versteckt. Da haben sie dann einen gewissen Solero gesehen, wie er vorbeigelaufen ist. Der Bauschoft Franz (Franz Mölgg) ist auf seinem Heimweg vom Steinhauswirt bei der Garbahitte (Garber) vorbeigegangen und hat drinnen jemand sitzen gesehen, wahrscheinlich den Mörder. Er hat ihn aber nicht erkannt.“

Teodoro Pasqualini wurde mit einem Auto ins Brixner Sanatorium gebracht, wo er in der darauf folgenden Nacht starb.

Am nächsten Tag reisten ein Vertreter der Staatsanwaltschaft, Carabinieri-Hauptmann De Finis mit 50 Carabinieri und Vizequästor Cav. Guelli mit einigen Kriminalbeamten nach Steinhaus um die Erhebungen des Attentates einzuleiten. Mosna, der einzige Überle-



bende, wurde weder in Untersuchungshaft noch in Verwahrung genommen, was man im Tale nicht verstand, weil man in ihm zumindest einen Komplizen des Mörders vermutete. Dafür verhaftete man sofort an die zwölf Ahrntaler. Gottfried Rieder aus Steinhaus erzählt:

„Immerzu haben sie Leute zum Steinhauswirt gebracht, beide Stuben voll gehabt und verhört und einige eingesperrt. Diejenigen, die zum Schluss beim Wirt weg sind, haben sie verdächtig: den Bauschoft Franz (Franz Mölgg), den Schmolza Hanslan (Johann Lempfrecher), den Rouna Jerglan (Georg Hofer) und den Garba Franz (Franz Hofer). ... Auf der Veranda sind sie alle auf dem Boden gesessen. Der Mittolinta (Anton Seeber) ist auf einem Stuhl gesessen. Der hat einen langen Schnaunzer gehabt. Den haben sie auf beiden Seiten genommen und auf- und niedergezogen.“

Man begann mit Verhören und Folterungen.

Franz Hofer zum Beispiel

„band man die Hände hinunter auf die Füße. In dieser Stellung musste er Stunden verbringen. Als er ohnmächtig umfiel, goss man ihm Abwaschwasser über den Kopf.“

In diesen Tagen wurde den Ahrntalern das Fürchten gelehrt. Ein Leserbrief (der Name des Einsenders wird nicht genannt) an die

Redaktion des „Südtirolers“ verdeutlicht die damalige Situation:

„Es war, als ob sich die Erde auftäte und alle Verdammten heraufkämen: Faschisten, Finanziere, Carabinieri, Spezialisati, kurz alles, was deutsches Wesen haßte. ... Fast das ganze Dorf wurde verhaftet und einen ganzen Tag mußten die Leute aushalten, ohne etwas zum Essen zu bekommen. An manchen Orten konnte man nicht einmal das Vieh melken. ... Frauen wurden von Säuglingen wegverhaftet, überall Hausdurchsuchungen gemacht und wehe, wenn irgend ein deutsches Lesebuch dabei gefunden wurde. ... Insbesondere die erste Nacht wurde fast zur Hölle: wir mußten immer sitzen, wurden von vielen Posten mit aufgefanztem Bajonett bewacht, fortwährend beschimpft und auch geschlagen. Stets kamen neue Italiener, die uns mit Ausdrücken wie deutsche Schweine, Hunde usw. belegten und schwere Drohungen ausstießen. Auch ich wurde dem Richter vorgeführt tags darauf, aber ich konnte nicht sprechen, denn sobald ich ein Wort sagte, schrie dieser Richter von Bruneck - Giacomelli mit Namen - mich stets an, ich sei ein Lügner und so mußte ich noch 10 Tage im Gefängnis sitzen, dann wurden wir per Auto mit schweren Ketten gebunden nach Bozen geliefert. Dort kamen wir alle in Einzelhaft und zwar in Dunkelzellen. Erst nach vierzehn Tagen kamen wir wieder aus dem Gefängnis heraus, nachdem sich unsere völlige Schuldlosigkeit festgestellt hatte.“

Es ist schon merkwürdig, dass man alle jungen und älteren Männer von Steinhaus und Umgebung zusammentrieb, nur die Familie Innerhofer blieb verschont. Gottfried Innerhofer:

„Wir haben uns selber gewundert, warum sie bei uns niemand weg haben. Wahrscheinlich haben sie Angst gehabt, dass wir etwas gesehen oder gehört haben, weil wir da gewohnt haben, wo sie gefeiert haben.“

Am 1. Mai fand dann in Steinhaus die Leichenfeier für den aus Livinallongo gebürtigen Brigadier Palla und den aus Lasino stam-

menden Lehrer Ceschini statt, für den Carabinieri Pasqualini hielt man sie in Brixen. An den Leichenfeierlichkeiten beteiligten sich die Spitzen der militärischen, zivilen und politischen Behörden. Präfekt Giovanni Battista Marziali erschien auch in Vertretung Mussolinis. Brigadier Palla wurde in Bruneck, der Carabinieri Pasqualini in Brixen beigesetzt, der Lehrer Ceschini auf Wunsch der Angehörigen nach Trient überführt. In allen Ahrntaler Orten, welche die Leichenautos passierten, hatten die Ortsbehörden, Vertretungen der Schulen und die Schüler selber Aufstellung genommen, um die Ermordeten durch den Ort zu begleiten. Die Schüler von St. Jakob hingegen mussten sich nach Steinhaus begeben. Zita Niederkofler aus St. Jakob erzählt:

„Ich bin den ersten oder zweiten Winter in die Schule gegangen. Als das gewesen ist, mussten wir zu Fuß heruntergehen (von Sankt Jakob nach Steinhaus) und unten beim Garba ein paar Stunden stehen, als sie diese Leichen weg haben. Das weiß ich halt noch, kalt ist es gewesen und die ganzen Schüler mussten da stehen, als sie sie aufgelegt haben und weg haben mit Kränzen.“

Prettauer Lehrkräfte hielten in ihren Chroniken fest, dass sie sich nach Steinhaus aufmachten um den Leichen die letzte Ehre zu erweisen. Die Lehrerin Ada Boesmi war durch den Vorfall sehr erschrocken. Sie notierte, dass viele Zivil- und Militärbehörden zur „traurigen Zeremonie“ erschienen, so Schuldirektor Lodovico Donati, Schulinspektor Costantino Cologna sowie der Schulamtsleiter Molina.

Finanziell sollte die Gemeinde Ahrntal für die Untat büßen. „Der Südtiroler“ schrieb, dass man

„Anfang August 1930 in den Ahrntaler Gemeinden St. Jakob und St. Johann unerwartet eine vierzigprozentige Nachzahlung zur Grundsteuer einhob. Auch die Bewohner von St. Peter und Luttach wurden zu kleineren Nachzahlungen herangezogen.“

Pretttau wurde keine Nachzahlung auferlegt. Dies ist auffällig, denn die Ortschaften des Ahrntales waren bei solchen Anlässen stets

zusammengelegt und gleich behandelt worden. Auf Anfragen der zur Nachzahlung aufgeforderten Bauern bemerkte ein Gemeindebeamter, es seien eben die Begräbniskosten in Höhe von 50.000 Lire für die im Ahrntal ermordeten Faschisten zu zahlen. Fest steht, dass die Ahrntaler für die Begräbniskosten und jegliche Transportspesen (der Leichen, der Militärkapellen und einer Fanfare von Brixen nach Steinhaus) aufkommen mussten: Luttach zu 32 Prozent, St. Johann zu 29 Prozent, St. Jakob und St. Peter zu jeweils 17 Prozent und Prettau zu nur 5 Prozent.

„Auf Anordnung des Ministeriums“ hieß es lediglich, als man den größten Teil der Inhaftierten wieder frei ließ. Keinem aber nannte man den Grund für die Verhaftung. Vier Ahrntaler jedoch, Franz Mölgg, Georg Hofer, Johann Lempfrecher und Franz Hofer, blieben weiterhin hinter Schloss und Riegel. Einer dieser vier Gefangenen soll im Kerker mehrere Briefe erhalten haben, die laut „Südtiroler“ den Zensurstempel trugen. In einem Schreiben vom 9. März 1930 sollen Giuseppe Solero, Gemeindediener von St. Johann, Podestà Lodovico Donati, der Gemeindesekretär Rinaldo Agostini und der Milizler Maiola als die „wirklichen Mörder“ genannt worden sein. Im Tal hielt man den Gemeindesekretär Agostini und den Gemeindediener Solero für schuldig. Gottfried Innerhofer, der in jener Nacht im Hause schlief, in dem die Feier stattfand, erzählt von seinem Bruder David:

„Der Bruder hat im Unterdach geschlafen. Wird er wohl nicht schlafen haben können, wegen des Krawalles. Als das dann aufgehört hat, hat er beim Fenster hinausgeschaut und gesehen, wie die Carabinieri und Frauen und der Lehrer weggegangen sind. Mein Bruder hat aber immer gesagt, dass er den Sekretär nie weggehen gesehen hat. Das habe ich in Bozen bei der Quästur auch gesagt. Danach hat man mich aber nie mehr einvernommen.“

Über ein Jahr lang blieben die vier genannten Ahrntaler ohne Beweise im Gefängnis.

„Der Oberbauschoft Franz (Franz Mölgg) ist auf dem Acker gewesen. Den haben sie direkt vom Acker wegver-

haftet und er hat nicht gewusst warum. Er war länger als ein Jahr eingesperrt. Nach seiner Entlassung hat er den Brigadier tötlich angegriffen. Als er als Optant und Kriegsteilnehmer 1948 die Staatsangehörigkeit beantragte, hat man sie ihm verweigert.

Der Ruona Jörgl (Georg Hofer) ist am längsten gesessen, 402 Tage. Er ist in der Mordnacht nach der Sperrstunde beim Wirt zu seiner Freundin, der Kroma-Wine (Krämer Sabine) gegangen und zur Tatzeit noch dort gewesen. Er hat dann schon gezittert, dass er unschuldig zum Tode verurteilt wird,“

erzählt Franz Innerbichler aus Steinhaus.

Im Tal ging es nach dem Mordanschlag rund her. So verwarnte man eine Reihe von Personen aus St. Johann, Steinhaus und Luttach: u.a. Gottfried und Anna Oberkofler wegen Deutschunterrichtes, Martin „Schmalzer“ und Maria Oberhollenzer wegen angeblicher politischer Umtriebe, Kaplan Peter Schmidhofer, weil er, wie „Der Südtiroler“ schrieb,

„anlässlich der Versöhnung zwischen Kirche und Staat beim angeordneten feierlichen Geläute dreimal aussetzte, so daß das Läuten den Charakter eines Trauerge-läutes bekam.“

Unter den Verwarnten befand sich auch ein gewisser Weger. Es dürfte sich um einen der beiden „Luggiler“ genannten Weger-Brüder gehandelt haben.

Weiters stellte man einige Leute für zwei Jahre unter besondere Polizeiaufsicht, so z.B. Dr. Franz Oberkofler mit der Begründung, er habe durch seinen in Innsbruck lebenden Bruder (den Dichter Dr. Joseph Georg Oberkofler) Mitteilungen ins Ausland gelangen lassen, sich an der Wahl vom 24. März nicht beteiligt und sogar andere davon abgehalten. Außerdem strich man ihn aus der Verzeichnis der Ärztekammer, was Berufsverbot und da-mit Erwerbslosigkeit bedeutete.

Der Nächste auf der Abschlusliste war der Gemeindecart Dr. Josef Kiener. Er war eine der angesehensten Persönlichkeiten im



Tal. Auf Grund seiner Italienischkenntnisse vermittelte er immer wieder zwischen der Bevölkerung und den Behörden. Schwere Vorwürfe gegen ihn erhob Giovanni Valle, seit 1. Juli 1929 „Commissario Prefettizio“ im Ahrntal. Er nannte mehrere Gründe, die für eine Entlassung des Doktors sprechen sollten:

„Alle Versuche der Behörden, mit der Ahrntaler Bevölkerung ein verständnisvolles Zusammenleben zu erreichen, sind gescheitert. Dazu ordentlich beigetragen hat der Gemeindegarzt, der seine Position ausnützt, um ein schädliches Programm zu verbreiten, das sich gegen nationale Inter-

essen und Anweisungen richtet. Er liest Zeitungen, die in Italien verboten sind, und betreibt intensiv Werbung gegen jedes Bewusstsein der Italianität. Seine politisch und moralisch untragbare Haltung hat zur Streichung aus dem Ärztebuch geführt.“ (Beschlussniederschrift vom 21.07.1929 im Gemeindearchiv Steinhaus, Übersetzung)

Der Entlassung Dr. Kieners als Gemeindegarzt stand somit nichts mehr im Wege. Zunächst aber wurde seine Frau Marianna Heiß als Lehrerin in Steinhaus entlassen. Als dies bekannt wurde, verprügelten die Schulkinder ihre italienische Nachfolgerin. Frau Kiener wurde angeklagt diesen Überfall angestiftet zu haben, doch vom Gericht freigesprochen. Nach dem Mord an den Carabinieri kam es dennoch zur Wiederaufnahme des Strafverfahrens und Marianna Heiß wurde zu drei Monaten und sieben Tagen Gefängnis verurteilt. Sie legte gegen das Urteil Rekurs ein und erhielt in der Berufungsverhandlung nochmals einen Freispruch. Präfekt Giovanni Battista Marziali aber verhängte ohne das Urteil zweiter Instanz abzuwarten über Frau Kiener eine zweijährige Polizeiaufsicht.

Gegen ihren Mann Dr. Josef Kiener sammelte man weiter „belastendes Material“. So wurde ihm vorgeworfen, einer faschistischen Familie, in der ein Scharlachfall vorlag, den Besuch einer öffentlichen Tanzveranstaltung verboten und damit eine antiitalienische Gesinnung an den Tag gelegt zu haben. Er sabotiere die italienische Schule, da er einzelnen Kindern ein Krankheitszeugnis ausgestellt habe, damit sie der Schule fernbleiben konnten. Er sei ein Alldeutscher, denn er habe die „Münchner Neuesten Nachrichten“ bestellt, als im Jahre 1926 die deutschen Tageszeitungen eingestellt wurden. Auf Grund dieses Tatbestandes bezeichnete ihn die Bozner Konfinierungskommission als „gefährliches Individuum“ und verhängte drei Jahre Verbannung über ihn. Mussolini bestätigte das verhängte Urteil. Die Insel Ponza war sein Bestimmungsort. Als „confinato politico“ war Kiener mundtot und in der Mordsache ausgeschaltet.

Roswitha Oberhollenzer erinnert sich:

„Den haben sie radikal abserviert. Er ist im ersten Weltkrieg gewesen und hat schon erkannt, dass es kein Geschoss von einem Jagdgewehr gewesen ist, dass es also nicht von einem Einheimischen stammen konnte.“

Dr. Josef Kiener aber wurde zu einer weit über das Ahrntal hinaus bekannten Symbolfigur des Widerstands gegen den Faschismus. Ende März 1930 ließ man ihn wieder frei. Am 21. Februar 1930 meldete die „Agenzia Stefani“, dass

„Ministerpräsident Mussolini den fremdsprachigen Personen der Provinz Bozen, gegen die polizeiliche Vorkehrungen aus politischen Gründen getroffen wurden, diese Maßnahme nachgesehen habe. Demgemäß sei die Freilassung von Dr. Josef Kiener verfügt worden.“

Weiters hieß es in der Agenturmeldung, dass acht „Oberetscher“, die wegen ihrer antifaschistischen Aktionen unter polizeilicher Aufsicht standen, von dieser Maßnahme freigesprochen wurden. Zu diesen acht Personen gehörten unter anderem das Ehepaar Marianne und Josef Kiener aus Steinhaus, Franz Oberkofler und Johann Oberkofler aus St. Johann, Karl Abfalterer und Josef Hainz aus Luttach.

Bei seiner Rückkehr wurde Dr. Kiener, laut „Südtiroler“ von der Bevölkerung des Ahrntales begeistert empfangen. Viele Häuser seien geschmückt gewesen, die Leute hätten auf den Straßen stundenlang auf seine Ankunft gewartet. Das Haus Oberstock in Luttach habe sich einen „originellen Fassadenschmuck“ geleistet, indem es

„in einem Stock rote, im anderen weiße Betttücher aufgehängt, sodass die Karabinieri sofort ein eingehendes Verhör über die Provokation der Tiroler Farben anstellten.“

Die Jahre 1931 - 1937

Im Jahre 1931 scheint sich die Lage einigermaßen beruhigt zu haben. Erst 1932 berichten die Zeitungen wieder von Hausdurchsuchungen. Im selben Jahr wurde auch Dr. Kiener erneut vor den

Präfekten geladen. Bei einer ärztlichen Schulvisite in Weißenbach hatte er nämlich den Kindern die Verhaltensmaßregeln in deutscher Sprache gegeben, weil sie ihn auf Italienisch nicht verstanden hätten. Die anwesende Lehrerin erstattete Anzeige.

1933 wurden im Ahrntal mehrere Konfinierungen verfügt. Im September 1933 erschienen in St. Johann vier Karabinieri und zwei Polizeikommissäre aus Bozen in Begleitung des Ahrntaler Podestà Luigi Cavezzali zur Untersuchung eines Vorfalls vom 17. September, von dem „Der Südtiroler“ geschrieben hatte:

„Auf einer hohen, das ganze Dorf überragenden Fichte war eine rot-weiße Fahne gehißt. Die Fahnenstange, die am obersten Wipfel festgemacht worden war, stammte vom Dorfplatz, wo sie mit besonderer Absicht hingestellt worden war, um an National- und sogenannten 'Siegesfeiertagen' der Bevölkerung die 'siegereichen' Farben grün-weiß-rot vor Augen zu führen. Dort, wo sie gestanden hatte, lag nun ein Unrathaufen mit einem Tricolorestreifen aus einem Schulbuch. Daneben ein Zeitungsblatt mit dem zerstörten Laurinsdenkmal (von Bozen).“

Als Täter ermittelte man einen gewissen Franz Hainz. Adolf Kröll aus Luttach, ein Stiefbruder von Hainz, ergänzt, bzw. berichtigt:

„Auf dem Kirchplatz haben sie (Franz Hainz und Andreas Lechner) das Arnaldo-Mussolini-Bäumchen abgeschnitten und die Tiroler Fahne im Baumannwald aufgehängt. Im Lesebuch ist auf der letzten Seite die italienische Fahne gewesen. Eine solche Fahne haben sie von meinem Lesebuch herausgetan, auf eine Stange gesteckt und auf dem Kirchplatz in den Dreck getan. Bei einer Hausdurchsuchung haben sie nach meinem Schulbuch gesucht, haben aber keines gefunden. Der Franz hat es vorher in den Bach geworfen. Die Polizei hat selber die Seite von einem Buch herausgerissen und das war dann das Beweismittel. Gewußt haben sie, daß sie es gewesen sind. Gesehen sind sie worden und verraten. ... Mein Bruder hat die ganze Schuld angenommen.“

Trotzdem verhaftete man am 20. September auch den Studenten Andreas Lechner. Von Steinhaus wurden beide nach Bruneck gebracht. Nach sechs Tagen Haft überstellte man sie nach Bozen. Am 16. Oktober 1933 gelangten sie von dort in ihre verschiedenen Bestimmungsorte. Franz Hainz wurde zu fünf Jahren Zwangsaufenthalt nach Polistena in Kalabrien verurteilt, Lechner erhielt zwei Jahre Verbannung. Von Hainz erzählt Adolf Kröll:

„Nach Polistena haben sie ihn geliefert. Er hätte sich bekehren sollen oder freiwillig nach Abessinien melden. Das hat er nicht getan. In Polistena hat er als Schreiber Arbeit bekommen. Da unten hat er Dummheiten verzapft. Er ist dann auf eine Insel hinaus gekommen, wo es einen schärferen Arrest gab. Zum Schluss ist er auf der Insel Elba in einer Strafkompagnie gelandet. Da haben sie die politisch Unzuverlässigen hingeschickt. Er hat die ganzen fünf Jahre im Straflager verbüßt. Er ist ein ruheloser Mensch gewesen und später in Rußland gefallen. Der Lechner hat sich unten gut aufgeführt. Er ist nach sieben Monaten wieder gekommen. Der Franz ist dann später in Rußland gefallen.“



Abessinienfeldzug 1935: Soldaten machen Lastauto wieder flott



Es folgten weitere Konfinierungen: Ende April 1935 wurde der Kaplan von Steinhaus Anton Tschurtschenthaler wegen „*anti-italienischer Haltung*“ für zwei Jahre nach Süditalien verbannt. Jakob Oberhollenzer aus Luttach verbannte man 1936 nach San Fele bei Cosenza, nachdem er vorher bereits mehrere Haftstrafen verbüßt hatte. Seiner Familie sperrte man das Gasthaus und nahm ihr auch die Sägewerklizenz. Zusammen mit ihm wurden auch Karl Abfalterer aus Luttach, Dr. Otto Reiter und der Fotograf Hofer, beide aus Sand in Taufers, zunächst nach Bologna und dann in ihre Verbannungs-orte überstellt. Nachdem Jakob Oberhollenzer 1939 in San Fele für die deutsche Staatsbürgerschaft optiert hatte, durfte er seinen

Abessinienfeldzug 1935: eine der seltenen Aufnahmen mit Kriegsoffern

Verbannungsort verlassen und nach Hause zurückkehren. Doch nach nur drei Monaten wurde er ausgewiesen. Dasselbe Schicksal erlitt Hofer, der nach Innsbruck übersiedelte.

Präfekt Giuseppe Mastromattei leitete ab 1933 einen verschärften Kampf gegen nationalsozialistische Umtriebe ein, die Zahl der Verbannungsurteile nahm daher sprunghaft zu. Als im Jänner 1937 die Steinhauser Franz Hofer und Rudolf Oberkofler mit „Schulungsschriften für den geheimen Widerstand“ entdeckt wurden, erhielten sie eine dreijährige Verbannungsstrafe, wurden aber im selben Jahr noch begnadigt.“

In der späteren Zwischenkriegszeit setzte in Südtirol eine politische

Radikalisierung und „ideologische Orientierung am Nationalsozialismus“ ein. Durch Hitlers Machtergreifung 1933, die Saarabstimmung 1935 und die Annexion Österreichs 1938 verschärfte sich dieser Prozess weiter. Bezeichnend dafür waren der Hitler-Gruß und das Tragen von weißen „Stutzen“ in der Öffentlichkeit. Die weißen Kniestrümpfe waren für viele das Wahrzeichen des Widerstands gegen die Unterdrückung durch den Faschismus, das Symbol der nationalsozialistisch ausgerichteten illegalen „Bewegung“ in Südtirol. Es wäre aber zu kurzfristig, alle Träger der „weißen Stutzen“ als Nazis abzustempeln. Viele sahen im Nationalsozialismus eine „Rückenstärkung“ gegenüber dem Faschismus.

Option und Operationszone Alpenvorland (1939-1945)

Christoph
von Hartungen

Die historischen Voraussetzungen

Das Jahr 1939 bringt den dramatischen Höhepunkt einer Krise, die sich seit einigen Jahren immer unverhüllter ankündigte. Das seit der Zustimmung Mussolinis zum Anschluss Österreichs an das Dritte Reich immer unverhohlene Zusammengehen der beiden faschistischen Staaten Deutschland und Italien musste über kurz oder lang auch Auswirkungen auf Südtirol haben: Das Land wurde dem Bündnis zwischen den Achsenpartnern geopfert. Nicht verzichten wollte das Dritte Reich aber auf die Viertelmillion „*grenzland-kampferfahrener Tiroler*“. Daraus entstand der Plan diese herauszuholen und zwar durch eine freiwillige Abstimmung: die „Option“.

Das Unternehmen war das Ergebnis deutsch-italienischer Verhandlungen vom 23. Juni 1939 in Berlin am Sitz der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) unter dem Vorsitz Heinrich Himmlers und sah die Aussiedlung binnen Jahresende 1941 jener Südtiroler vor, die bei der Option erklären würden, die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen und ins Deutsche Reich abwandern zu wollen.

Der Völkische Kampfring Südtirol

Trotz des niederschmetternden Eindruckes, den das Abkommen unter den Südtirolern hervorrief, konnte Himmler davon ausgehen, dass diese sich doch fürs Abwandern entscheiden würden. Er verfügte im Lande über eine verlässliche Organisation, die ihm bedingungslos gehorchte, nachdem er ihren Vertretern den „heiligen“ Willen des Führers Adolf Hitler und die „Sinnhaftigkeit“ eines Opfers von 250.000 Menschen für das Heil von 80 Millionen Volksgenossen erklärt hatte. Diese geheime Organisation nannte sich *Völkischer Kampfring Südtirol (VKS)* und war am 18. Juni 1933 in Bozen gegrün-

det worden. Das VKS-Programm sah einen nach dem Führerprinzip gegliederten Aufbau vor und orientierte sich in seinen Kernaussagen am Nationalsozialismus.

Der VKS baute in den folgenden Jahren ein landesweites, geheimes Organisationsnetz auf und vermochte vor allem die Jugend, kleinbürgerliche Schichten in den Zentren, zunehmend aber auch bäuerliche Schichten zu erfassen. Es wurden Zellen, Ortsgruppen und Kreise gebildet, die der Landesleitung unter Peter Hofer unterstanden.

Die Gemeinde Ahrntal - genauer gesagt „Valle Aurina“, wie sie damals nur genannt werden durfte - lag organisatorisch im Kreis Bruneck. Am 23. Jänner 1939 erstellte die Brunecker Kreisleitung ihren Überblicksbericht zum Jahreswechsel: demnach gab es im Ahrntal

*„28 aktive Kameraden. Prettau ist der wunde Punkt;
Grund: Harmonie mit den Wälschen.“*

Weiters heißt es in dem Bericht:

„Die Zellenleitung in Luttach versagt, wengleich die Gefolgschaft gut ist, speziell was Einsatzbereitschaft und Kameradschaftsgeist anbelangt. Weihnachtsfeiern und Heldengedenkfeiern überall abgehalten.“

Trotz des intensiven Schulungs- und Versammlungslebens gelang es dem faschistischen Polizeiapparat nie die „*Bewegung*“ aufzudecken, höchstens einzelne Mitglieder wurden bei illegalen Tätigkeiten ertappt.

Auch im Ahrntal kam es 1938 und 1939 verstärkt zu „*manifestazioni antinazionali*“, wie aus den Akten des Ahrntaler Gemeindegarchivs hervorgeht: Am 23. Juli 1939 wurden Josef Astner und Josef Niederkofler polizeilich verwarnet, weil sie am Ortseingang von St. Jakob ein Feuer in Hakenkreuzform angezündet hatten.

Eine Verwarnung erhielten am 27. Juli auch zehn Jungmänner aus Luttach, St. Johann und St. Jakob, weil sie bei der Heimkehr von der Musterung gemeinsam mit anderen „*grida antinazionali*“ ausgestoßen hatten. Am 23. August wurde schließlich der Kaufmann Franz Oberhollenzer aus St. Johann wegen „*propaganda antinazionale*“ verwarnt.

Anfänglich galt als Termin für Option und eventuelle Abwanderung der 31. Dezember 1941. Bis auf wenige Hundertprozentige waren die Südtiroler entschlossen, die Zweijahresfrist zu nutzen und das Ganze auf die lange Bank zu schieben. Dies passte aber dem Reichsführer SS Heinrich Himmler nicht ins Konzept. Mitte Oktober 1939 reiste er deshalb nach Rom, um persönlich mit dem Innenminister zu verhandeln. Das Ergebnis: der Endtermin für die Optionserklärung wurde auf den 31. Dezember 1939, jener für den Abschluss der Umsiedlung auf 31. Dezember 1942 festgelegt.

Der VKS mobilisierte, um in den verbleibenden knapp zwei Monaten möglichst ein hundertprozentiges Abstimmungsergebnis für Deutschland zu erreichen. Dadurch hoffte man, eine geschlossene Abwanderung und eine ebenso geschlossene Wiederansiedlung irgendwo in Deutschland zu erreichen, wie es Himmler mehrmals zugesichert hatte. Auch wurde von einigen VKSlern die Hoffnung geäußert, dass bei einem hundertprozentigen Ergebnis eine Revision der Brennergrenze zu einem späteren Zeitpunkt möglich sein könnte. Vorerst aber sollten alle Südtiroler „*Heim ins Reich!*“, wie der verlogene Propagandaspruch lautete.

Optanten und Dableiber zwischen Hammer und Amboss

Organisatorisch war man schon ab Mitte September auf die Abstimmungsschlacht vorbereitet. Das Reich hatte in Bozen die „*Amtliche Deutsche Ein- und Rückwandererstelle*“ (ADERST) errichtet unter der Leitung von SS-Major Wilhelm Luig und mit Zweigstellen in Meran, Brixen, Sterzing und Bruneck. Der ADERST zur Seite

stand die illegale Organisation des VKS, die in zahllosen gutbesuchten Ortsversammlungen die Bevölkerung von der Aussichtslosigkeit eines weiteren Verbleibs in der Heimat zu überzeugen versuchte. Auch wurde nicht mit verlogenen Versprechungen von großzügiger Besitzablöse, Zuweisung neuer besserer Bauerngüter gar bis zum vierten männlichen Erben und generell von einer sorglosen Zukunft im Reich gespart. In der Gemeinde Ahrntal fanden bis zum 8. Oktober 1939 sechs Versammlungen in Luttach-Weißenbach, St. Johann, Steinhaus, St. Jakob, St. Peter und Prettau mit insgesamt 120 Teilnehmern statt. Ein Rundbrief des *Kampfringes* vom 5. November bringt diese Mobilisierung trotz mancher sprachlicher Unebenheiten gut zum Ausdruck:

„Kameraden!

Nun heran an die Arbeit, spannt alle Gliederungen der Bewegung ein, sowie alle ergreifbaren Volksgenossen ein, damit trotz des unmöglichen Verfahrens keiner verloren geht, übt scharfe Kontrolle, genaueste Meldungen über die Meldungen selbst als auch alle Unregelmäßigkeiten bei den Gemeinden, Versprechungen usw. und beeinflusst den letzten Bauer (sic!) und das letzte Mütterl; dass sie sich als Volksdeutsche melden. Eine zu grosse Verantwortung würde auf uns lasten, wenn durch unsere Nachlässigkeit Volksgenossen den Welschen und somit dem völkischen und wirtschaftlichen Untergang preisgegeben würden.

Erwarte mir, das mir in Kürze Dörfer mit 90 oder 95% gemeldet werden, um dies propagandistisch ausnützen zu können.

Kampf Heil.“

Die Gegenseite konnte da in keiner Weise mithalten. Die Dableiber hatten der Optionspropaganda nur vernünftige Argumente entgegensetzen, die jedoch lediglich eine Minderheit überzeugten: ein Tiroler gebe seine angestammte Heimat nie auf; man gehe einer ungewissen Zukunft entgegen, da ja Deutschland seit 1. September im Krieg war; die Lage im Reich sei gar nicht so rosig wie es die

Propaganda darstelle; besonders im religiösen Bereich gebe es einen regelrechten Kirchenkampf; eine geschlossene Wiederansiedlung sei nicht möglich, ohne andere Menschen aus ihrer angestammten Heimat zu vertreiben.

Hauptträger des Widerstandes gegen Option und Abwanderung war die katholische Geistlichkeit, in Bozen (damals Erzdiözese Trient) angeführt von Kanonikus Michael Gamper, in der Diözese Brixen von den drei einflussreichen Mitgliedern des Domkapitels, dem Kunsthistoriker und Dompropst Adrian Egger (1868-1953), dem Volkskundler und Domdekan Hermann Mang (1883-1947) und dem Regens des Priesterseminars Josef Steger (1882-1957). Im Unterschied zu Kanonikus Gamper, der mit voller Rückendeckung von Bischof Celestino Endrici und Generalvikar Joseph Kögl arbeitete, standen die drei Brixner Domkapitulare in immer schärferem Kontrast zu Bischof Johannes Geisler und Generalvikar Alois Pompanin, die beide für die Abwanderung eintraten. Die übergroße Mehrheit des Klerus verweigerte jedoch dem Bischof den Gehorsam und trat fürs Dableiben ein. Dies war auch bei sämtlichen Geistlichen des Ahrntales der Fall, die wertvolle Schützenhilfe von dem als hervorragenden Prediger gerühmten aus St. Jakob stammenden Dr. Josef Steger und vom Präfekten am Vinzentinum Dr. Peter Niederkofler aus Weißenbach erhielten.

Niederkofler schrieb an seine Verwandten beim Außerhofer in Weissenbach einen Brief, der trotz seines privaten Charakters mehrfach abgeschrieben wurde und in der ganzen Gemeinde zirkulierte. Sein Inhalt versetzte den VKS in helle Aufregung:

„Ich habe mir gedacht, die Weißenbacher würden sich von der wahnsinnigen Hetze nicht mitreißen lassen, bis ich mit sicheren Nachrichten von Rom kommen kann, daß (sic!) scheint nicht der Fall zu sein. ... Aber Euch kann ich mit Wissen und Gewissen raten, hier zu bleiben und den weißen Zettel (das weiße Optionsformular für



Dr. Josef Steger aus St. Jakob, bis 1946 Regens am Priesterseminar in Brixen

Italien im Gegensatz zum ziegelroten für Deutschland, Anm.d.V.) zu unterschreiben, ich würde es aber nicht öffentlich und gemeinsam tun, weil es sicher zu Tätlichkeiten kommen würde, denn wie gesagt, diesen Leuten ist kein Mittel zu schlecht, um alle Leute ins Unglück hineinzureißen, in das sie selbst blind und mit dem größten Galgenhumor hineinrennen. Aber wenn jemand noch ein guter Christ sein will, soll er folgendes bedenken. Die christliche Kindererziehung ist in Deutschland unmöglich, die Jugend, die hinauskommt, ist sittlich und religiös verloren, natürlich glaubt man uns das nicht, aber die Zeit lehrt es mit aller Klarheit. Man kann gewiss mit dem Segen Gottes rechnen, wenn man wegen der Bewahrung des Glaubens in der Heimat bleibt und soll es auch irdische Nachteile bringen, aber die irdischen Nachteile sind für die Auswanderer mindestens ebenso groß und sicher. Ich habe die Sache genau seit dem Sommer nachgeforscht und ich bin vollständig überzeugt, daß die Furcht vor dem nicht Hierbleiben eine künstlich gemachte Hetze ist. ... Also bleiben wir hier, auch wenn alle anderen gehen würden. Es gibt kein größeres Wagnis für einen Bauern, als sein Hab und Gut gegen einen Zettel zu verschenken, für welchen er nicht weiß, was er bekommt, in einem Lande, in dem man noch nicht weiß, ob es den Krieg gewinnen wird...“

Der dritte Partner in diesem Mächtenspiel waren die italienischen Behörden. Sie, allen voran Präfekt Giuseppe Mastromattei, hatten in anfänglicher Fehleinschätzung der Lage geglaubt die heimatverbundenen Südtiroler zur Abwanderung drängen zu müssen. Zudem waren sie vor allem damit beschäftigt, „national unzuverlässige Personen“, die sie unbedingt loswerden wollten, zur Abwanderung zu bringen. Daher traten sie erst spät der so genannten „Sizilianischen Legende“ entgegen, wonach die Südtiroler auf keinen Fall in der Heimat bleiben durften, denn wer

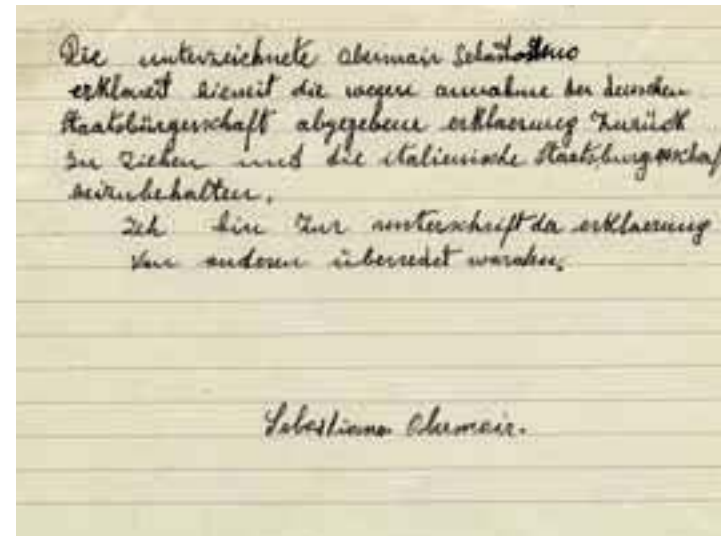
sich für Italien entscheide, müsse damit rechnen südlich des Po, eventuell gar nach Sizilien umgesiedelt zu werden. Obwohl ohne konkrete Grundlage wurde dieses Gerücht weidlich ausgeschlachtet und dürfte viele entscheidend beeinflusst haben. Erst ab November 1939 versuchten die faschistischen Lokalbehörden zu retten, was zu retten war, konnten allerdings nur mehr geringe Erfolge verbuchen. Ihren Versprechungen schenkte die Bevölkerung einfach keinen Glauben mehr.

Und so versuchten sie, die Leute mit kleinen Schikanen von der Option abzuhalten. Da es laut Abkommen möglich war die Optionserklärung auch bei den Außenstellen der ADERST abzugeben, zog es viele vor, dies in Bruneck und nicht in der Gemeinde zu



tun. Am 8. Dezember verteilte der Gemeindediener Luigi Ponti (ehemals Steger) beim Neuwirt in Steinhaus an solche Personen die Aufforderung, die Wahl in der Gemeinde nachzuholen mit der unwahren Behauptung, dass sie sonst ungültig sei. Dasselbe wiederholte sich eine Woche später durch den Gemeindebeamten

*Dr. Peter Niederkofler aus Weissenbach,
Professor und ab 1946 Regens am Priesterseminar in Brixen*



Ferruccio Rebecchi in Luttach. Offensichtlich hoffte der Podestà Luigi Cavezzali die Menschen in der Gemeinde noch umstimmen zu können.

Optanten, die in irgendeiner Beziehung zu Behörden standen, - auch Schulaufräumerinnen und Hebammen - mussten sofort ihre Stelle räumen. „Enrico“ Mölgg, Inhaber des „Albergo Valle Aurina“ (des Kordiler in St. Peter) hatte Anfang Dezember optiert. Sofort stellte der Podestà den Antrag ihm die Lizenz für Monopolwaren zu entziehen, Laden und Gasthaus zu schließen. Die vorgesetzten Behörden gaben der Forderung jedoch nicht statt und so unterblieb die Maßnahme. Mölgg wanderte im Übrigen auch nicht ab.

Der Kampf um jede einzelne Stimme ging inzwischen weiter. Durch das massive Auftreten der Optionsbefürworter wurden die Dableiber immer mehr in die Defensive gedrängt. Aktiv zur Unterstützung der Geistlichkeit im Tale wurden auch Baron Paul Sternbach aus Uttenheim und der aus Luttach stammende Redakteur des „Volksboten“ Dr. Vinzenz Oberhollenzer. Der Pfarrer von Niederdorf Josef Brugger konnte noch am 24. Oktober beim Holder, seinem Heimathof in St. Jakob, eine Dableiberversammlung abhalten; am 3. Dezember 1939 aber heißt es in einem Zwischenbericht

*Formlose Rücknahme
einer Optionserklärung ohne Datum und in deutscher Sprache (!)*

des VKS bereits:

„Klerus: Die offene Gegenpropaganda hat fast zur Gänze ausgesetzt, einzelne arbeiten aber durch Flüsterpropaganda weiter.“

Zwei Tage darauf, im Zwischenbericht vom 5. Dezember 1939:

Ahrntal: 65 % für Deutschland - zu erwarten: 85%

„Dörfer, die den Prozentsatz stark herabdrücken ...“

„Geb(iet) Ahrntal: St. Jakob und Weissenbach“

Auch die faschistischen Gemeindebehörden beschäftigten sich in jenen Tagen viel mit Zahlen; täglich musste die Präfektur in Bozen durch Telegramme über die Anzahl der Optionserklärungen auf dem Laufenden gehalten werden. Laut Volkszählung des Jahres 1936 erstreckte sich das Gebiet der Gemeinde Ahrntal über 273,77 Quadratkilometer und war von 4233 Menschen bewohnt in den Fraktionen: St. Johann (1.526 Einw.), Luttach (824), St. Jakob (730), Prettau (652) und St. Peter (501). Zum Jahresende 1939 hatte sich die Einwohnerzahl auf 4557 erhöht, davon wurden 4412 als „Allogeni“ geführt, als Fremdstämmige, womit die deutschsprachigen Südtiroler gemeint waren. Laut offiziellem Schlussbericht der Gemeinde hatten von diesen „Allogeni“ 3.203 für Deutschland, 928 für Italien und 253 überhaupt nicht optiert (was einer Option für Italien gleichkam). In Prozenten ausgedrückt, hatten sich laut Gemeindestatistik 73% für die Abwanderung entschieden. Etwas mehr als zwei Dutzend Anträge mussten noch überprüft werden.

Der VKS kam zu viel höheren Zahlen; im Landesdurchschnitt waren es mehr als 90%, im Ahrntal 79% für Deutschland, also sechs Prozent mehr als die Gemeinde festgestellt hatte, jedoch deutlich weniger als die angenommenen 85% und noch deutlicher unter dem Landesdurchschnitt. Dies war die direkte Folge jener harten Auseinandersetzungen vor allem in St. Jakob und in Weissenbach, welche die Bevölkerung tief spalten und die in den folgenden Jahren schwere Nachwirkungen zeigen sollte.

Die genaue Feststellung der Zahl der Optanten bzw. Nichtoptanten ist aus zwei Gründen besonders schwierig: Einerseits war aus propagandistischen Gründen Deutschland an einer möglichst

hohen Zahl von Optanten, Italien hingegen an einer möglichst geringen interessiert; andererseits wurden dadurch Umoptionen oder Rückoptionen geradezu herausgefordert bzw. von der jeweils anderen Seite gewünscht. Viele Menschen waren zudem vom Propagandarummel derart unter Druck gesetzt worden, dass sie ihre Entscheidung bald bereuten und sie rückgängig zu machen suchten, das heißt in fast allen Fällen sich fürs Dableiben entschieden. War es möglich nachzuweisen, dass eine solche Entscheidung unter Druck stattgefunden hatte, so hatten die betreffenden Personen ein Recht auf die Revision. Dies festzustellen lag im Ermessen einer deutsch-italienischen Expertenkommission.

Dramatische Einzelschicksale

Bis zum 31. Dezember 1939 waren 35 Ansuchen um Rücknahme der Option - ca 70 Personen betreffend - bei der Gemeinde eingelangt, die meisten davon natürlich aus St. Jakob und Weissenbach. Bis auf drei waren alle in deutscher Sprache verfasst und wurden trotzdem akzeptiert. Die Grundaussagen sind sich sehr ähnlich: „Ich habe unterschrieben, weil mich die Leute so aufgeredet haben.“ „Sie ist bei ihrem ersten Entschluß einer Propaganda erlegen, welche mit Sicherheit behauptete: um in der Heimat verbleiben zu dürfen, müsse man den gelben Zettel unterschreiben.“

„Dieses Ersuchen wollte ich schon früher stellen, aber man hat mir vorgesagt, dass in diesem Falle eine Strafe von 3000 Lire zu entrichten sei. Erst heute in der Gemeindeganzlei bin ich vom Gegenteil überzeugt worden.“

Mehrere andere Ansuchen stammten von Jungmännern, die ihre Optionserklärung abgegeben hatten um aus dem italienischen Militärdienst entlassen zu werden, daheim aber von ihren Eltern oder Verwandten zur Umoption überredet wurden. Solche Streitfälle konnten sich über Jahre hinziehen und hatten nur eine reelle Chance, wenn die Erklärung vor dem 31.12.1939 abgegeben worden war. Mit fortschreitenden Kriegsjahren versuchten nämlich immer mehr Burschen, dadurch der drohenden Einziehung zur deutschen

Wehrmacht zu entkommen. Manche schrieben sogar an Mussolini, was aber nur sehr geringe Aussicht auf Erfolg hatte. Hier gaben die reichsdeutschen Stellen nie nach, da es ihnen ein wichtiges Anliegen war die eigenen Truppen mit neuem Menschenmaterial aufzufrischen.

Weitere Schwierigkeiten für eine „saubere“ Durchführung der Option ergaben sich aus dem Umstand, dass Familienväter für ihre Frau und die minderjährigen Kinder entschieden, sofern sie nicht getrennt bzw. als über Achtzehnjährige schon außerhalb der Familie lebten. Nicht immer verlief dies reibungslos.

Der zwanzigjährige Kandidus Della Serra (Notdurfter) aus Prettau hatte in Brixen für Deutschland optiert und erst nachträglich erfahren, dass die gesamte Familie sich fürs Dableiben entschieden hatte. Er konnte 1940 eine Revision erreichen.

Walburg Zimmerhofer verheiratete Kirchler, Besitzerin des Hofes Unterleiter in St. Johann, war zwar von ihrem Mann keineswegs getrennt, hatte aber nicht die Absicht ihren Hof zu verlassen, wiewohl ihr Mann für Deutschland optiert hatte. Auch sie suchte um Revision an. In Erwartung einer endgültigen Entscheidung der deutsch-italienischen Kommission wurde ihr ein Aufschub gewährt (1941). In den allermeisten Fällen bedeutete dies die Rettung, da mit fortschreitenden Kriegsjahren immer weniger Optanten zur Abwanderung kamen - wehrpflichtige Jungmänner natürlich ausgeschlossen. Dieses lange Hinauszögern der Abwanderung führte zu einem weiteren Phänomen: Minderjährige zur Zeit der Option wurden im Lauf der Jahre erwachsen, waren nicht immer mit der Entscheidung des Vaters einverstanden und ersuchten um Revision; auch diese Ansuchen hatten meist nur aufschiebende Wirkung, wenn es sich nicht um Jungmänner handelte.

Besonders tragische Fälle ergaben sich dort, wo Minderjährige unter die Räder der Optionsbürokratie gerieten. Nicht selten gaben nämlich arme Familien Kinder zu Zieheltern, ohne die Situation rechtlich zu regeln. Diese Kinder wuchsen in ihren neuen Familien auf meist ohne Kontakt mit den leiblichen Eltern, obwohl diese rein rechtlich weiterhin für sie verantwortlich waren. Wenn nun

Letztere für Deutschland optierten, mussten diese Kinder mitabwandern und ihr neues, meist auch wirkliches Zuhause verlassen: Anna Bachmann aus Uttenheim war mit einem Jahr zur Familie des Sebastian Oberhollenzer in St. Jakob gekommen und hatte dort ununterbrochen zehn Jahre gelebt. Die nunmehr Elfjährige sollte 1940 mit ihren leiblichen Eltern, die sich bisher nie um sie gekümmert hatten, plötzlich auswandern, was sie aber auf keinen Fall wollte. Schließlich riet der Präfekt dem Ziehvater, er solle am Bezirksgericht Bruneck die Einleitung eines Vormundschaftsverfahrens beantragen. Das hatte nämlich aufschiebende Wirkung.

Margerita Segna aus Brixen war in St. Johann untergebracht. Die Mutter war von ihrem Mann getrennt und arbeitete bereits als Hausmädchen in Deutschland. Die Tochter sollte zu ihren Großeltern nach Brixen gebracht werden, um dann mit ihnen abzuwandern (Februar 1940). Im Dezember 1941 befand sich das Kind immer noch im Ahrntal und die Gemeindeverwaltung berichtete nach Brixen, dass es viel lieber hier bleiben würde.

Ähnlich erging es den Brüdern Josef und Norbert Palma aus Eppan, die in St. Jakob bei zwei Familien lebten. Diese hatten für Italien optiert, der Vater der beiden Buben für Deutschland. Im Mai 1942 war es dann so weit: die Familie sollte nach Deutschland abwandern und die Gemeinde Ahrntal wurde beauftragt, in taktvoller Weise auf die Ziehfamilie des Josef Palma (Norbert war inzwischen aus den Akten verschwunden) einzuwirken, damit sie den vierzehnjährigen Knaben herauszurückte. Drei Monate tat sich nichts. Im August antwortete Podestà Luigi Cavezzali, die Zieheltern würden durchaus mitarbeiten, doch der Knabe weigere sich um alles in der Welt nach Deutschland auszuwandern und habe schon gedroht abzuhaufen oder sich was anzutun, wenn er weg müsse. Es ist anzunehmen, dass er angesichts der fortgeschrittenen Kriegslage nicht mehr auszuwandern brauchte.

Dramatisch verlief der Fall der Geschwister Theresia und Josef Mölgg aus St. Johann. Ihr Stiefvater hatte für Deutschland optiert, doch als kurz darauf die Mutter starb, bestellte der Bezirksrichter ihre Tante Anna Mölgg, eine Dableiberin zum Vormund. Die beiden

Kinder wollten aber nicht bei ihr bleiben und rissen dreimal aus, die Carabinieri brachten sie aber immer wieder zurück. Ende Juli 1941 wurden sie sogar entführt. Unbekannte drangen nachts ins Haus ein, verprügelten Anna Mölgg, nahmen die Kinder mit und verbarrikadierten das Haus von außen, sodass die Frau erst am Morgen Hilfe holen konnte. Allerdings wurde auch festgestellt, dass die Kinder freiwillig mitgegangen waren, ja sich sogar auf die Entführung vorbereitet und ein Bündel Wäsche gepackt hatten. Wie der Entführungsfall geregelt wurde, ist aus den Akten der Gemeinde nicht ersichtlich; im November 1942 waren die rechtlichen Probleme jedenfalls immer noch nicht geklärt.

Ein weiteres tragisches Kapitel war die erzwungene Abwanderung der in Anstalten untergebrachten Geisteskranken. Um ein möglichst hohes Optionsergebnis zu erzielen, wurden auch die Insassen der Heilanstalt Pergine im Trentino und Stadlhof bei Pfatten kurzerhand zu Deutschland-Optanten erklärt und am 26. Mai 1940 in die Heilanstalt Zwiefalten abtransportiert. Manche wurden im Rahmen des Euthanasieprogrammes rasch, viele hingegen langsam durch die so genannte Hungerdiät beseitigt, um so „den gesunden Volkskörper und die Gesundheitsfürsorge nicht weiter mit unnützen Essern zu belasten,“ wie man damals in Nazi-Deutschland argumentierte. Aus dem Ahrntal kamen mit diesem Transport drei Menschen nach Zwiefalten.

Die Umsiedlung

Unmittelbar nach Ablauf der Optionsfrist begann die Vorbereitung der Abwanderung. Um ihre lauterer Absichten zu bekunden, erstellte die ADERST Gemeinde für Gemeinde sehr rasch umfangreiche Listen abwanderungswürdiger Personen, von denen der größte Teil noch innerhalb des Jahres 1940 auswanderte. Im September 1940 wurden aus einem Verzeichnis von 572 Personen aus der Gemeinde Ahrntal 225 Optanten ausgewählt, welche für die Umsiedlung bestimmt worden waren (21 waren bereits abgewandert). Es handelte sich um 80 Einzelpersonen oder Oberhäupter

von Familien, die 2, 4, 5, 8 oder gar 10 Personen umfassten. 65 dieser Personen waren Tagelöhner, landwirtschaftliche Arbeiter, Knechte oder Mägde, der Rest Pensionisten, Handwerker, Sägewerksarbeiter oder ohne Berufsangabe. Wie im Optionsabkommen vorgesehen wurden also die Südtiroler ohne Besitz relativ rasch aus dem Lande entfernt.

Die Abwanderung setzte sich in den folgenden Jahren fort. 1941 wanderten 250 Personen aus, 1942 184. Mit Jahresende 1943 gab die nunmehr unter deutscher Führung stehende Gemeinde Ahrntal die Zahl der abgewanderten Optanten mit 819 an.

Größere Probleme ergaben sich hingegen bei Personen, deren Immobilien erst abgelöst werden mussten. Dazu bedurfte es umfangreicher und vor allem zeitraubender Schätzungen, die deutscherseits die „Wertfestsetzungskommission“ (WFK) und italienischerseits die „Delegazione Economico-Finanziaria Italiana“ (DEFI) vornahm. Dafür wurden umfangreiche und detaillierteste Verzeichnisse erstellt, in denen akribisch alles enthalten war, von den alten Heutüchern bis zur Anzahl der Katzen, die allerdings ständigen Veränderungen unterlag. Erst wenn mit dem Besitzer eine Einigung erzielt wurde, konnte dessen Abwanderung in die Wege geleitet werden. Dieses Verfahren ermöglichte es die Abwanderung fast aller Bauern bis zum Jahr 1943 hinauszuzögern, als die Umsiedlung kriegsbedingt eingestellt werden musste.

Es wurde errechnet, dass 373 Grund- und Hausbesitzer (62%) sich für die Abwanderung entschieden hatten - der höchste Prozentsatz mit 78% in St. Johann, der geringste in St. Jakob mit 57% - mit einem geschätzten Gesamtvermögen von 25,65 Millionen Lire. 125 Inhaber von Immobilien waren Dableiber.

Allmählich wurden die Lücken, welche die Abgewanderten hinterließen, spürbar. In einem Stimmungsbericht vom März 1942 meldete der Podestà Luigi Cavezzali dem „Hochkommissar für die Durchführung des Deutsch-Italienischen Abkommens“ den Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft durch die immer zahlreicher einrückenden Jungmänner. Im Jänner/Februar seien 13 Familien mit 73 Personen abgewandert, davon 8 besitzlose, 4 Kleinhäusler und

Der Eil-Nachrichtendienst

Um über Gedanken und Bedürfnisse der Bevölkerung informiert zu sein, gleichzeitig aber auch Widerstandsnester ausfindig und unschädlich zu machen, wurde nach dem Vorbild der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) im Reich ein geheimer Nachrichtendienst aufgebaut, der „Eil-Nachrichtendienst“. Der mit dem Kürzel RS angeführte Informant war nicht besonders schreibfreudig, doch das eine oder andere erfahren wir doch. Im Jänner 1943 berichtete er z.B., dass *„ehedem in dunkle Geschäfte verwickelte Burschen“* beim Einrücken erklärten,

„...eine Handgranate für die Ortskanzlei (der AdO, Anm.d.V.) werde schon noch übrigbleiben. Im allgemeinen verschlechterte sich die politische Lage nicht.“

Besonders überwacht wurde weiterhin die Geistlichkeit und ihr Einwirken auf die Bevölkerung, vor allem weil immer wieder mutige Prediger auftauchten und eine Art Gegeninformation zur allgemeinen Propaganda lieferten. Besonders engagiert war der Sandner Kooperator Josef Achmüller (1910-1998), der immer wieder in verschiedenen Kirchen des Tales predigte. Die Ortsfrauenschäftsleiterin der AdO von Steinhaus Aloisia Hofer gab im August 1942 zu Protokoll, der Kooperator habe von den vielen Strapazen und Entbehrungen berichtet, welche die Soldaten auf sich nehmen müssten, und vom starken Heimweh zahlreicher Auswanderer; *„... eine ganze Reihe würde am liebsten wieder hereinkriechen.“* Achmüller wurde daraufhin auf Intervention deutscher Stellen von der italienischen Polizei auf strengste verwarnet. Aber noch 1944 - also zu einer Zeit, als die deutschen Behörden unumschränkte Macht ausübten - erklärte er beim Kirchweihfest in St. Johann, der Gedanke der Vergeltung sei ein unchristlicher Grundsatz; auch seien die Deutschen ebenso am Krieg schuld wie die Feinde.

„Die Bevölkerung war über diese Predig sehr aufgebracht und wurde allgemein verurteilt. (sic!)“

Dafür wurde Kooperator Achmüller allerdings einige Wochen in Haft genommen, im September wieder freigelassen und anschließend versetzt.

Zu Christi Himmelfahrt 1942 und am darauf folgenden Sonntag predigte der aus Weißenbach gebürtige Millander Missionspriester Vinzenz Kirchler in St. Peter. Er warnte dabei vor dem Neuheidentum (sprich: Nationalsozialismus) und dem volksfremden Geist, der seit einigen Jahren das gute Einvernehmen zwischen Volk und Priestern trübe. Im März desselben Jahres befand sich Kirchler in Weißenbach und ging von Haus zu Haus um für die Mission zu sammeln. Im Gespräch mit der Bevölkerung erklärte er laut einem Bericht des Josef H.:

„... daß die alten und gebrechlichen Leute meistens durch einen schnellen Tod verschwinden. Weiters erklärte er, daß er vor kurzem gelesen habe, daß nach dem Kriege nur mehr das Buch „Mein Kampf“ und das Schwert statt der katholischen Kirche herrschen werde.“

Auch Kirchler wurde daraufhin von der italienischen Polizei verwarnet, sich jeglicher deutschfeindlicher Äußerungen zu enthalten widrigenfalls er mit strengsten Maßnahmen zu rechnen habe.

Die Operationszone Alpenvorland

Am 8. September 1943 kam es zum Umbruch. Nachdem bereits Sizilien und Kalabrien von den Alliierten besetzt waren, kapitulierte Italien und fiel somit als Verbündeter Deutschlands aus. Über diesen neuerlichen „Verrat“ (siehe Erster Weltkrieg) war man deutscherseits erbittert und erbost, doch die Südtiroler machten sich wieder Hoffnungen nun an Deutschland angeschlossen zu werden. Auch diesmal ging der Führer auf diese Wünsche nicht ein, sondern beließ die Brennergrenze aus politischen Gründen. Denn in dem von den deutschen Truppen besetzten Teil Italiens wurde unter der Führung Mussolinis ein faschistisches Marionettenregime errichtet, das man nicht schon von Anfang an durch Gebietsabtretungen bloßstellen wollte. Allerdings wurde aus den Provinzen Bozen, Trient und Belluno die „Operationszone Alpenvorland“ gebildet, die rechtlich zwar bei Italien verblieb, tatsächlich aber völlig unter deutscher Kontrolle stand. In Südtirol (dieser Name wurde stets

peinlichst vermieden!) übernahm die „Deutsche Volksgruppe“, die Rechtsnachfolgerin der AdO, unter dem Volksgruppenführer Peter Hofer die Macht, kontrolliert vom Obersten Kommissar der Operationszone, dem Tiroler Gauleiter Franz Hofer.

In den Gemeinden ging die Macht auf die Führungsspitzen der ehemaligen AdO über, meistens wurde ihr Vertrauensmann Kommissarischer Bürgermeister an Stelle des entlassenen Podestà. In der Gemeinde Ahrntal blieben die Aufgaben geteilt.



Feier am Steinhauser Schießstand im Jahre 1944; der Schießstand war am 17. Oktober 1943 mit einem Wettschießen wieder eröffnet worden.

Der AdO-Vertrauensmann Johann Hofer wurde zum Ortsgruppenleiter und eigentlich mächtigsten Mann im Tale. Als Bürgermeister stand ihm Josef Oberhollenzer zur Seite. Die Gemeindeverwaltung kommunizierte intern und mit dem Publikum in deutscher Sprache, mit den vorgesetzten Behörden zweisprachig mit Deutsch an erster Stelle.

Wie für die Amtsführung des Dritten Reiches typisch war auch die Gemeindeverwaltung von zwei Instanzen abhängig: von der normalen Verwaltung mit dem Kommissarischen Präfekten an der Spitze und von der Partei, d.h. von der Kreisleitung der Deutschen Volksgruppe in Bruneck, der Max Bernardi vorstand. Sie musste über alle wichtigen Beschlüsse informiert werden und hatte ein gewichtiges Wort mitzureden. Der meiste Schriftverkehr über politisch bedeutendere Angelegenheiten - Amtssprache, Entlassung des faschistischen Podestà, Leumundszeugnisse für Lehrer usw. - ging über die Kreisleitung, obwohl die Deutsche Volksgruppe eine privatrechtliche Einrichtung war.

Die Kontrolle der landwirtschaftlichen Produktion und eine möglichst effiziente Ablieferungspraxis waren in diesem vierten Kriegsjahr die größten Anliegen von Volksgruppenführung und Gemeinde: Sicherung der Kartoffelversorgung, Getreideerfassung, gesetzlich vorgeschriebene Verteilung der rationierten Lebensmittel. Für den Monat Oktober 1943 wurde die Marmeladeration pro Person auf 500 Gramm erhöht; Kinder unter drei Jahren bekamen 500 Gramm Zucker monatlich extra zugewiesen usw. Die Fettration betrug 250 Gramm (zumeist Butter), also zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig, falls sich die Bevölkerung nicht durch Schleich- oder Tauschhandel zu versorgen vermochte.

Der Butterpreis für den Bauern betrug 28 Lire je Kilo, die Verbraucher bezahlten im Geschäft 32 Lire dafür, Großabnehmer bekamen ihn beim „Consorzio Agrario“ in Bruneck um 28 Lire 80 Centesimi. Diese Preise entsprachen keinesfalls den Marktpreisen, wurden aber durch die Verpflichtung zur Zwangsablieferung gehalten. Wenn ein Bauer die ihm vorgeschriebene Menge nicht

einhielt, hagelte es saftige Strafen. Vinzenz Oberkofler, Rotbach in St. Johann, wurde im Herbst 1944 zu 7.350 Lire Strafe verurteilt. Sein Gnadengesuch wurde vom Bürgermeister Josef Oberhollenzer nicht unterstützt mit der Begründung: erstens diene keiner seiner Söhne in der Wehrmacht und zweitens:

„... hätte Oberkofler bei einigermaßen guten (sic!) Willen, in den Monaten Mai bis August, wenigstens 40 bis 50 kg. Butter abliefern können, da bereits im Frühjahr 3 Kühe gekalbt hatten.“



Die wohl wichtigste Aufgabe der Gemeinden in den Jahren 1943-1945 war die Aufbringung von möglichst viel Menschenmaterial zur Erringung des „Endsieges“. Bei Einberufungen, Ansuchen um Aufschub und „*uk-Stellungen*“ d.h. Erteilung von Unabkömmlichkeitserklärungen an der Heimatfront, was einer Befreiung vom Kriegsdienst gleichkam, ergab sich für die Gemeindeverwalter ein bestimmter Spielraum, der für starke Konflikte sorgte. Vor allem das harte Vorgehen gegen Männer, die dem Einberufungsbefehl nicht Folge geleistet hatten, und gegen deren Angehörige erreichte ungeahnte Ausmaße.

Noch im April 1945, also einen Monat vor Kriegsende, wurden die Angehörigen der „Deutschen Jugend“ (der hiesigen Parallel-Organisation zur Hitler-Jugend) zumeist Buben des Jahrganges 1929, zur Bannausbildung auf Schloss Neuhaus bei Gais einberufen, um sie für den Endkampf auszubilden. „*Diese Einberufung ist eine Sofortaktion auf Anordnung des Obersten Kommissars.*“ hieß es im Einberufungsschreiben. Da einige Ahrntaler dazu nicht erschienen waren, verlangte Kreisjugendführer Much Tutzer umgehend Auskunft vom Bürgermeister, um im Bedarfsfall die Gendarmerie einzuschalten. Bürgermeister Oberhollenzer teilte daraufhin mit, dass diese Buben die Einladung zu spät erhalten hatten und daher nicht mit den anderen teilnehmen konnten. Wegen der doch unerwartet schnell erfolgten Kapitulation der Deutschen in Italien am 2. Mai 1945 kamen diese Formationen nicht mehr zum Einsatz und auch für die anderen Menschen war diese schlimme Zeit unserer Landesgeschichte zu Ende.

Margareth Kamelger

Todesursache: Krieg

Dokumente aus dem Zweiten Weltkrieg

„Sehr geehrter Herr Bundespräsident!
Wir sind eine Schulklasse aus St. Johann in Südtirol und wenden uns mit einer Bitte an Sie...“

Mit einem Schreiben an den deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker im Jahre 1989 hat alles angefangen. Wir baten den Bundespräsidenten, uns die berühmt gewordene Passage aus seiner Rede vom 8. Mai 1985 bei der Gedenkstunde zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa handsigniert zukommen zu lassen, weil wir sie unserer Projektarbeit über die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges als Motto voranstellen wollten.

Aus dem Projekt ist nichts geworden; das Motto aber hat mich nicht mehr losgelassen und immer mehr überzeugt, sodass ich es an die Stelle eines persönlichen Schlusswortes setzen möchte. Wer den Beitrag zu Ende liest, wird diese Entscheidung verstehen.

Ausgehend vom Kriegerdenkmal am Friedhof von St. Johann wollten wir die Kriege Wege und Schicksale der Gefallenen und Vermissten unseres Dorfes rekonstruieren durch Sammeln von Briefen, Nachrichten, Fotos und anderen schriftlichen Materialien. Nachdem ich die ersten Unterlagen erhalten und mich durch eine Handvoll privater Briefe hindurchgelesen hatte, beschloss ich das Schulprojekt abzubrechen. Hin- und hergerissen zwischen Bestürzung, Betroffenheit und Ergriffenheit kam ich zur Überzeugung, daß ich die Inhalte nicht durch Ausplaudern vor einer Schulklasse profanieren durfte. Aber ich war neugierig geworden und hatte das Gefühl, alle noch erhaltenen Dokumente retten und vollständig zusammentragen zu müssen. So habe ich allein weitergesammelt. Es war nicht immer leicht das Vertrauen der Angehörigen zu gewinnen. In manchen Fällen erwies sich die Spurensuche als besonders schwierig, aber durch hartnäckiges Nachfragen gelang

es mir schließlich in zwei Jahren die Dokumentation zu vervollständigen.

Die Entscheidung, damit an die Öffentlichkeit zu gehen, ist mir nicht leicht gefallen. Aber ich glaube, dadurch dem Andenken dieser Männer, die in einen völlig sinnlosen Tod getrieben wurden, keineswegs zu schaden, sondern im Gegenteil der Tragik ihrer letzten Schicksalsjahre nachträglich Achtung erweisen zu können. Weil es sich aber bei meinen Unterlagen um rein persönliche Post handelt, lasse ich die Namen weg um die Privatsphäre nicht zu verletzen. Allerdings bin ich von der ursprünglichen Idee abgerückt, eine chronologisch lückenlose historische Arbeit zu machen. Ich hätte in Bereiche eindringen müssen, welche an die Öffentlichkeit zu tragen ich wohl kein Recht habe.

Es war nie meine Absicht über Krieg zu schreiben. Darüber kann man in zahllosen Büchern lesen. Ich will jenen Sprachrohr sein, die in den Büchern keine Erwähnung finden und bestenfalls in der Gefallenen- und Vermisstenstatistik eine Nummer besetzen. Den einfachen Soldaten will ich meine Stimme geben und sie erzählen lassen von ihren Sehnsüchten, Hoffnungen, Enttäuschungen, Ängsten, Entbehrungen, ihrer Wut, der in der Tasche geballten Faust. So lasse ich nur mehr auszugsweise die Dokumente selbst sprechen und stelle Passagen nebeneinander und gegenüber, die Eindrücke vermitteln sollen, was Krieg heißt, wenn er erlitten, ausgestanden und ausgehalten werden muß.

Die Feldpost unterstand strengster Zensur. Viele Schreiben enthalten als offiziellen Briefkopf einen Stempel mit folgendem oder ähnlichem Wortlaut: *„Camerata in grigio-verde! Ricorda che tutto quanto riguarda il servizio fa parte del segreto militare. Chi ne parla, anche ai suoi famigliari, trasgredisce un dovere e si rende passibile a severe punizioni!“* Oder: *„Verificato per censura“*.

Häufig ohne Kenntnis des genauen Aufenthaltsortes oder des Tagesdatums, ohne Nachricht von Zuhause, weil die Post nicht zugestellt wurde, oft ohne Papier und Tinte, des Schreibens kaum kundig wegen der faschistischen Schule oder gänzlich versäumter Ausbildung, versuchten diese Männer, trotz aller Widrigkeiten den Kontakt mit der Heimat zu halten.

Im Kontrast dazu steht der straff organisierte Schriftverkehr des penibel verwalteten Krieges: Protokollnummern, Beamtensprache, Formulare, standardisierte Texte, Siegesparolen, Chargen, Zuständigkeiten ("Als der für Ihren Sohn zuständige Kompanieführer..."). Aus den vielen Begegnungen und Gesprächen beim Sammeln möchte ich stellvertretend drei Episoden herausgreifen. Damit danke ich allen, die mir vertraut haben und mir durch Hinweise oder Zurverfügungstellung von Materialien geholfen haben; viele von ihnen sind inzwischen bereits verstorben.

Die Frau ist fast 70. Vor 49 Jahren hat sie ihren Mann zum letzten Mal verabschiedet. Vier Tage später wurde er von Granaten zerfetzt. Mit nassen Augen sagt sie: „Wen man einmal gern gehabt hat, den vergisst man nie mehr.“

Es ist hier schon ziemlich heiß, fast als wie bei uns im Sommer. Es sind auch ziemlich viel Schwarze hier, wir haben wohl lachen gemüßt, wie wir diese Leute gesehen haben, alle barfuß gehen sie und laufen tun sie als wie ein Hund, ich habe auch etliche Kamele gesehen. Auf dem Schiff war es nicht recht gut, den ersten Tag haben wir fast alle gespieben, denn es tut sofl tottern. Aber wir sind dann auch glücklich angekommen, obwohl überall Gefahren drohten. Auf dem Zug hat es keinem etwas getan, da könnte ich wohl wochenweis fahren, aber auf dem Schiff ist es ganz anders, man möchte es nicht glauben.

(4. 3. 1941)

pachl dirft ier mier chaines schicken den es ist fiel zu veit dan bies es ancheme vere es nichmer gut und ven vier imer umanand faren chente ich es auch nicht erhalten also ist es besser cheines zu schicken.

(22. 4. 1941)

Die Frau ist fast 80 und trotzdem rennt sie die Treppe hinauf zur Kammer und wieder herunter. In der Hand hält sie ein Bündel Briefe, aufgeregt erzählt sie: „Als ob ich es gewußt hätte, Gott sei Dank! Gestern wollte ich sie endlich einmal anschüren, und wie ich sie schon in den Ofen gelegt hatte, habe ich mir gedacht, das darfst du dem Buben nicht antun.“

Die Frau ist fast 50, in den Briefen wird sie stets „die Kleine“ („...und küß mir die Kleine...“) genannt. Sie weint, als ich ihr erzähle, was ich bei meinen Nachforschungen erfahren habe: Sie saß damals auf dem Schoß ihrer Mutter, als diese durch das Fenster den Pfarrer über das Feld heraufkommen sah und spontan sagte: „Gitschile, iaz moan i hosch koan Vouto mehr.“ Es war nämlich häufig die traurige Pflicht des Pfarrers Angehörige zu benachrichtigen.

Auch mein Vater war im Krieg und seine Erzählungen decken sich mit den erschütterndsten Passagen aus den Briefen. Ihm zum Gedenken begleiten Fotos, die er persönlich im Krieg gemacht hat, als Bilddokumente diesen Beitrag. Er hatte einem Offizier in Kirkenes an der Eisfront einen alten Fotoapparat abgekauft. „Es gab ja sonst nichts zu kaufen im Krieg.“

Margareth Kamelger

Bei euch wird es jetzt wohl alles schön blühen, hier aber habe ich fast 2 Monat kein grünes Gräslein gesehen, nur Sand und Steine sind zu sehen. Mir käme es wohl fast als wie im Paradies vor, wenn ich einmal grünen Boden sehen tät. Jetzt kenne ich wie schön unsere Berge und Felder und Wiesen sind. (5. 6. 1941)

Iest chabe ich chaine tinte mer zu schraiven aber man chan se fon dachaim scichen lassen in einen brief eine tinte Plaitift drain tun aber das holz alles wehschnizen und nur die stifte allain drain tun und di stiften extra in einen ander papier dan bechom ich es schon und man chann dafon ganz schein tinte machen. (26. 6. 1941)

Auch hier ist allerhand Wild zu sehen, Füchse sind besonders viele hier man sieht manchmal 2 auf einmal, auch Rehe und Hasen sind zu sehen, aber leider muß man es alles ruhig lassen und schauen, wie es davonläuft. Wir sind jetzt in Tobruk, es ist schon lange eingekreist von den unsrigen

und wir sind halt dort aufzupassen, daß sie nicht durchbrechen, bis sie dann eines schönen Tages halt nichts mehr zu essen haben und sich ergeben müssen. (26. 6. 1941)

Wir sind jetzt einmal beim Meer. Es tut einen wohl, wenn man sich nach so langer Zeit einmal gründlich abwaschen kann, und daß man sich auch das Gewand waschen kann. Bald diese Zeit vorüber ist, werden wir halt wieder an unser altes Ort zurückkommen und wieder alles voll Staub werden, denn es geht so oft der Gibliwind, dann ist man halt gleich wieder alles voll Staub. ... Bald wir dort waren, haben wir die ganze Nacht nicht schlafen dürfen. (5. 7. 1941)

Auch das blaistiftl chabe ich erhalten es hat vol recht scheine tinte abgegeben hier schraive ich mit dieser in ein par tagen var es schon ganz scheine tinte. (18. 8. 1941)

Filaich habt Iher den ersteren Brief nicht erhalten, dan ven lange chaine Post chimt tut Iher glai sorgen den bei uns haben si gesagt es sind di Postfliger in Mer abgeschosen vorden und es chan filaicht auch ein unsriger Brif ins Mer gefallen sein. Muas Eich berichten das vir iest einmal fon der front zurich chomen auf 1 monat erholung den es gechert uns vol das vier eimal abgeleist nach den 4 monaten das vier in den ersten linen gemacht haben, ven vier vieder chenen uns ein wenig abvachen, vier sind vider alles fol Staub fon imer in den santigen lochern chuchen (hucken), es viert uns eimal vol tun das vier vieder eimal one sorgen slafen chenen. Manchmal chat es vol eine furbare hize gechabt bis auf 52 grad. (18. 8. 1941)



For einiger zait habe ich ein Crigiches Schif fersenenchen gesechen, es var nae bei uns, nich veit fon Ufer di unsrigen Fliger haben es bombardirt dan ist ein groser rauch fon Schif veg und fast in 5 minuten var es schon untergegangen, man sit oft allerhant hier, mindlich viste (wüßte) ich Eich vol files zu erzelen. (24 .8. 1941)

Chaite ist das ganze Regiment zusammen gechomen. Dan hat der Oberst eine anrede gehalten. Er hat gesagt das velche gewisse grinde haben chennen haimgen, 1 velche in mer Brüder sind di bei de vaffen sind, can einer fon inen haimgehn, 2 ven in einer Famiglie 2 Brides sind und ven einer fon inen in Crige gefallen ist chan der eine chaimgen und 3 ver Capo famiglia oberhaupt ist der dachaim nur alain ist manerns (als Mann), und di seinigen zu erhalten hat und feltarbeit zu ferichten, dise 3 dinge sind erst iest nai ausergegangen. (28. 8. 1941)

Ich habe aus dem Briefe gesechen, daß es euch nicht ganz gut geht, wenn sie jetzt den Dableibenden sofl schaden tun, und daß ihr des Lebens fast nicht mehr sicher seid und sie euch noch sogar das Haus anschieren wollen. (30. 8. 1941)

Es hebt iest der scheine Cherbst an bei eich und mich tet es vol freien ven ich chente iest haimgen im Valde und im Felde zu arbeiten, sel vere halt doch etwas ganz anderes. Aber hier ist halt nicht scheines zu sechen nur den blauen Chimmel sonst ist halt alles Viste (Wüste) gras haben vier den ganzen Sommer chaines gesechen nur den Sand und staine sind zu sechen. Ein rasiermeserle were ich schian fro balt ier eines zu chaufen bechomt ven

ier mier eins in einen brif schicht, veil zu chaufen bechomen vier noch nichts. (19. 9. 1941)

Vier sind noch imer an glaichen ort beim Mer, das tut uns vol, di chize ist iest (jetzt) fast dachin nur zu mitag sind eine etliche stunden abi hais, aber dan chomt glei der Vint un es viert dan chiler, die Nacht ist iest imer ganz früch das vier die Decken missen übernehmen. Das essen ist hier iest schon mitelmesig, man chomt hier schon wieder zu einer craft aber befor sind vier vol oft ganz svach gevesen vegem wenig schlafen und das andere. Chaufen bechomen vier laider nichtz. Hier haben vier ieden Sonntag Feltmesse. (30. 9. 1941)

Iher liben daheim. Chabe den Brif von 29 9 mit groser freide erhalten besten danch. Ich berichte eich das ich gesund bin und das es mier mitelmesig get. Vier sind immer noch am glaichen ort dort get es uns ganz gut es is nichmer recht heis uberchaub die Nacht ist es imer ganz früch. Jest virt es bei eich vol herblan (herbsteln) tun, es vere vol sofl a scheine Zait fier mich. Ich tete vol gerne chomen, ven es nur ginge, filaicht get doch etwas mich tet es vol freien ven ich chente eich vider helfen. (11. 10. 1941)

Ven du eimal nach Trens chomst zale nur einige Messen zu Eren der Muttergottes und ich habe fertrauen das Maria, mich euch wieder gesund haimfirt, also tut es nur vegem dieses gelt viert (wird) man doch nicht raicher und auch gevis nicht ermer. (17. 10. 1941)

Ich hette vol eine grose freide ven ich chente iest im Cherbst dacheim sein da vere halt sofl allerchant zu tun, hoffen vier das es halt dazu chombt und das es halt alles ein ende nimt. (23. 10. 1941)

Di Nacht chenen vier eimal fast garnicht schlafen, das essen ist schon mitelmesig, man mus lei zufrieden sein. Dises Monat hat es eimal virlich geregnet nur a 10 minuten aber so fest das ich es bei uns nie so fest gesechen habe als ven man mit sechtern (Kübeln) giset. Die erde ist iest eimal ein wenig dervacht, aber grün verden tut es nicht, den es ist alles nur santige Erde. (4. 11. 1941)

Das Wasser reicht uns schon aus, jetzt trinken wir halt viel weniger. Mit dem Obst ist es hier freilich schlecht, leider haben wir, seit wir in Afrika sind noch keinen einzigen Baum gesehen und auch keine grüne Staude, es ist halt nichts als Wüste. Es geht schon ein Packl schicken, aber es darf halt nicht mehr wegen als ein halbes Kilo. Aber schickt mir nicht das gebachte (gebackene) Zeug, es wäre mir wohl sehr gut, aber es ist hier alles zu weit und es würde nur alles zugrundgehen. Ihr könnt mir ein Packl solches Pulver schicken auf das Wasser zu tun. Es wird recht gut das Wasser, das haben sich auch die anderen schicken gelassen. Und noch etwas süßes, Minzenprietlan oder andere, das ginge halt nicht zuflure (zu Grunde). (10. 11. 1941)

Man darf halt net huagl (heikel) sein, weil es ist halt immer das gleiche, aber genug bekommt einer schon. Der Durst war wohl 10 mal schlechter, da waren wir oft wohl ganz nieder. (5. 12. 1941)

Mier ist es lieber ven Iher mier auf eimal net zu fiel Pachlan schicht den es ist laicht der fal das einige ferloren gen ven mer sind. Ven Iher mier halt manchmal gerne eins schicht bien ich schon recht fro den ven ich auf eimal mer bechome vais ich se auch net vo chin tun unter einen Stain ist es auch nicht laicht siecher den es sind sofl fiel Maise. (15. 12. 1941)

Ich bin jetzt schon 2 Jahre bei der deutschen Wehrmacht, habe mich damals freiwillig gemeldet. Ich habe damals so einen Rapel gehabt und nichts anderes wie zur Wehrmacht. (21. 12. 1941)

Rußland, den 23. 12. 1941

Als Kompaniechef Ihres Sohnes habe ich die traurige Pflicht, Ihnen mitteilen zu müssen, daß dieser brave und tapfere Junge in der Ausübung seiner Pflicht als Soldat im Kampf für Führer und Vaterland den Heldentod gefunden hat. Die Kompanie verlor an ihm einen ihrer tüchtigsten und zuverlässigsten Soldaten, sein Andenken wird deshalb in der Kompanie weiterleben und beispielgebend bleiben. Ich bitte Sie, mein und der ganzen Kompanie

tiefgefühltestes Beileid zu diesem für sie so schweren Verlust entgegennehmen zu wollen; gleichzeitig versichere ich Sie, daß wir Ihrem Sohn eine seinem Heldenmut würdige Grabstätte bereitet haben. Heil Hitler!

Zimmermann, Hauptmann und Chef der Stabs.Kp.

Bozen, den 27. 1. 1942

An dem schweren Verlust, den Sie durch den Heldentod Ihres Sohnes Anton erlitten haben, nehmen meine Mitarbeiter und ich herzlichen Anteil. Sein Opfer reiht sich ein in die große Schar der Kämpfer, die ihr Leben gaben, damit Deutschland lebe. Möge Ihnen dieses Bewußtsein immer mehr Trost werden. Heil Hitler!
Obersturmbannführer

Hart ist das Ringen, aber umso schöner wird der Sieg sein. Könnten wir doch mehr zum Sieg beitragen. Wir dürfen nicht zu egoistisch sein, wir müssen in die Weite schau'n und was unser Sieg in der Geschichte bringt, das können wir kaum ahnen. Wir sind auf einem Wendepunkt der Weltgeschichte angelangt. Freilich muß ich gestehen, daß es oft hart ist.
(12. 2. 1942)

Auch habe ich nie keinen richtigen Aufenthaltsort, bald fahren wir über Wasser, dann wieder mit Auto über Wüste und Steine. Es ist hier eine ganz absolute verlassne Gegend, die Leute sind nicht so gesprächsvoll wie bei uns manche Bäurinnen. Es gibt nur Fische und Schafe. Man sagte uns wir sind hier zur Bandenkämpfung, aber mir kommt vor, dass besser und schöner wäre den Leuten mehr zum Essen geben, dann würden die Banden von selbst aufhören. Es würde bei uns nämlich gleich sein, wenn man zum Beispiel einen die einzige Kuh wegnehmen würde für die Nahrung. Im Gegenteil



sollen wir ja das Volk beschützen und nicht wegnehmen was man braucht. Es ist das Volk ja sonst arm wie die Mäuse. Geschrieben hab ich dir 7 Briefe und auf keinen habe ich Antwort bekommen. (Ohne Datum)

Post bekommen wir auch nie keine, weis der teifl was das für ein Sauhaufen ist. (14. 3. 1942)

An die Gottbegnadete Heilikeit unseres Heiligen Vaters Papst Pius den XII.

Eine ärmere Familie aus St. Johann in Ahmtal erlaubt sich ihrer Hoheit Seiner Heiligkeit unseres gegenwärtigen Heiligen Vaters einige Bittzeilen einreichen zu können. Da uns schon bekannt ist das sich unser teures Vaterherz des Stellvertreters Christi auf Erden besonders der gefangenen Soldaten annimmt, so konnten wir es nicht unterlassen auch in unserem Anliegen sich an Sein Väterliches Herz wenden zu können, nemlich daß wir weibliche Personen das tägliche Brot nur mit unseren arbeitsamen Händen verdienen müssen, weil uns die gegenwärtige Zeit die letzte Arbeitskraft genommen hatte. In der letzten Zeit konnten wir doch von einem Kolleg erfahren, daß unser Bruder gefangen ist vom Feinde, wir hatten niemehr eine Zeile von ihm zu sehen bekommen. Er der vor der Militär durch seine arbeitsamen Hände für unsere ganze Famiglie verdient hatte, er möge doch nur einmal noch den Boden der lieben Heimat betreten, an der er so viel gehangen. Nun in unserm gegenwärtigen Anliegen möchten wir uns an Seine Hochheit des Heiligen Vaters wenden, das wir schon verschiedene male abgewiesen wurden, nur er allein möge uns noch helfen in unserer bitteren Not und Elend, wo sich etwa der liebe Bruder aufhalten könnte, ob er noch am Leben ist oder nicht. Unser inniger Wunsch wäre noch einmal den armen Knaben zu sehen bekommen. So möchten wir unser aufrichtigen

Zeilen nicht mehr länger hinausziehen, aber noch eine sehr innige und väterliche Bitte an den gegenwärtigen Heiligen Vater, vor allem er möge uns durch sein Väterliches Herz Auskunft geben, wenn es möglich sein könnte, damit der liebe Gefangene uns wieder einstens eine Stizze sein könnte in unserer armen Familie. Und nun noch eine besondere Bitte an unsere gottbegnadete Heiligkeit. Wier leben alle in einer Zeit wo wir mehr oder weniger von dem Würbel des Krieges überfallen sind wo nuhr mehr Haß und Feindschaft unter den Nationen und Völkern herrscht, immer düstern und kahler zieht die Wolke unserer bitteren Zukunft herran. In dieser gegenwärtigen Zeit wollen wier uns immer inniger und geschlossener an das Heiligste Vaterherz wenden und immer kindlicher Ihn anflehn damit er noch als Stellvertreter Christi und Felsen Petri mit seinen kindlichen Gebeten durch die Wolken dringen könnte, damit sich die strafende Hand Gottes sich zurückziehe und wiederum ein paldiger Friede unter den Völkern und Nationen hergestellt werde.
(9. 6. 1942)

Das Staatssekretariat Seiner Heiligkeit hat dieser Tage beiliegenden Brief erhalten. Die Nachforschungen im Archiv ergeben, daß bereits Ew. Hochwürden vor geraumer Zeit sich um diesen Fall angenommen haben. Die Nachfrage wurde damals sofort weitergeleitet, ist aber bis heute noch ohne Antwort geblieben. Sollte es feststehen, daß sich der Vermißte in englischer Gefangenschaft in Ägypten befindet, so könnte ihm durch die Radiostation des Vatikans ein kurzer Funkspruch gesandt werden.
(23. 6. 1942)

Der Anton ist bei mir und dem tun sie daheim Briefkowitz in einen weißen Flek einnehen und mit Tintenbleistift die Adresse drauf und so geben sie es im Zillertal auf es kann 10 deka schwer sein mach es mir auch einmal so Papier hab ich genug nur Kowitz sei so gut. Habt ihr den andern Brief bekommen? Da hab ich auch allerhand mure (lästig) zu sein.
(10. 8. 1942)

10. (Stabs) Komp. G. J. Rgt. 99, am 22. 7. 1942
Im Namen des Führers und obersten Befehlshabers der Wehrmacht

ist dem Obergefreiten Franz S. die Medaille Winterschlacht im Osten 1941/42 (Ostmedaille) verliehen worden.
Für die Richtigkeit: Feser, Hauptmann u. Btl. Führer

Stellv. Gen. Kom. XII A. K., Nr. 09646, am 10. 8. 1942
Im Namen des Führers und obersten Befehlshabers der Wehrmacht ist dem Obergefreiten Anton S. die Medaille Winterschlacht im Osten verliehen worden.
Für die Richtigkeit: Kriechbaum, Stb. Major

Berlin W 30, den 6. 11.1 1942
Wehrmachtsauskunftsstelle für Kriegsverluste und Kriegsgefangene beim Oberkommando der Wehrmacht, Az. Ref. I. 13 / 2206 / 42, Vordr. 106 b.
Die zuständige Wehrmachtseinheit wird Ihnen inzwischen die schmerzliche Nachricht vom Tode Ihres Sohnes übermittelt haben. In Ergänzung dazu teilt Ihnen die Wehrmachtsauskunftsstelle mit, daß die Beurkundung des Sterbefalles beim Standesamt 1, Berlin C 2, Stralauerstr. 42/43, in die Wege geleitet worden ist. Die Aushändigung der Sterbeurkunde können Sie demnächst bei dem vorgenannten Standesamt beantragen.
Im Auftrage: P. Mahl

Div. Gef. St., den 3. 12. 1942
Im Namen des Führers und obersten Befehlshabers der Wehrmacht verleihe ich dem Gefreiten Xaver S. das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Begründung: S. hat am 13. 9. 42 bei dem Durchbruchversuch der Russen nördlich von Chursuk und in den anschließenden Kämpfen im Tal von Chursuk durch seinen äußerst schneidigen persönlichen Einsatz und seine Entschlossenheit dazu beigetragen, daß der fdl. Angriff zum Stehen kam und damit die Voraussetzung zu dem Gegenstoß gegeben war. Ferner hat sich S. beim Bergen von Verwundeten in starkem Feindfeuer ausgezeichnet. Auch in den früheren Einsätzen zeigte er immer unerschrockenen Angriffsgeist.

10. Geb. Jäg. Rgt. 99, Generalmajor u. Divisionskommandeur Weis

A. H. OU. den 16. 12. 1942

Besitzzeugnis: Im Namen des Führers wurde dem Obergefreiten S., Stabs.Kp. Gren.-Rgt. 436, DER KRIMSCHILD verliehen.

Unterschrift: (unleserlich), Generalfeldmarschall

Liwer Pruder Kome ich dazu dir einige zeilen zuschraiwien ich hoffe Diech in besten humor anzutreffen das ich fomir berichen mag. Hast du nich gehert fader mustrum (von der Musterung). Bains (bei uns) gez lustig ocha freia zeit haben wier keine. Was schbricht der Vater ist ehr noch recht mure (lästig) wen du nicht zur rechter zeit heimkomst. Ihezt wirst do wol ans Gassl gen ich mechte auch wieder gen ihezt werden nicht sofil gen. (13. 1. 1943)

Grüß Gott! Durch den zuständigen Truppenteil haben Sie vom Heldentod Ihres lieben Angehörigen erfahren. Darf auch ich als Feldseelsorger Ihnen zu dem herben Verluste meine herzlichste Anteilnahme zum Ausdruck bringen. Ich hatte Gelegenheit während und nach den schweren Kämpfen auf der Krim die Gräber meiner gefallenen Kameraden zu besuchen, einzusegnen und eine photographische Aufnahme zu machen. Längst hätte ich Ihnen gerne Bild und Negativ vom Grabe Ihres gefallenen Angehörigen geschickt. Bei den sehr schweren Kämpfen aber südlich des Ladogasees wurde ich selbst am 25. Sept. 42 bei der Bergung Schwerverwundeter in vorderster Linie durch einen russischen Scharfschützen schwer verletzt, sodaß der linke Oberarm auf dem Hauptverbandplatz amputiert werden mußte. Deshalb bin ich erst jetzt in der Lage Ihnen wohl längst gehegten Wunsch zu erfüllen. Sie dürfen versichert sein, daß ich meiner gefallenen Kameraden immer in Gebet und Opfer eingedenk bleiben werde. Mit teilnehmenden Grüßen Ihr ergebener Kath. Divisionspfarrer. (März 1943)

Noch fällt der Schein der untergehenden Sonne auf deine Brieflein, die vor mir am Strohsack oder besser gesagt am Strohlager liegen. Wieder sinkt still der Abend über das geheimnisvolle Land und füllt in tiefes

Dunkel die Stätten von vielen Grausamkeiten, von Unterdrückung und Freveltaten, meine Gedanken aber fliegen über die abendroten Heimatberge über die ewigen jungfräulichen Firne. Dort liegt meine Sehnsucht, dort ist mein Arbeitsfeld; wie sehne ich mich nach der Heimat, die noch leider in unerreichbarer Weite ist. (30. 4. 1943)

Koblenz, den 7. 5. 1943, Inf. Pi. Ers. Kp. 34

Als zuständiger Ersatztruppenteil der Feldeinheit Gren.-Rgt. 436 übersendet Ihnen die Kompanie in der Anlage ein Gedenkblatt für Ihren im Osten gefallenen Sohn, den Gefreiten Anton S.

Kiefer, Oberleutnant u. Kp. Fhr.

O. U. den 16. 5. 1943, Dienststelle 01 761, Nr. 501

Durch den Herrn Oberbefehlshaber der 11. Armee wurde am 16. 12. 42 Ihrem für Führer Volk und Vaterland gefallenen Sohn, Gefr. Anton S., der „Krimschild“ verliehen. Möge der Schild, der Ihrem Sohn leider mehr ausgehändigt werden konnte, Ihnen eine stete Erinnerung an seinen heldenhaften und aufopfernden Einsatz sein. Die Besitzurkunde wird nachgereicht.

Günther, Oberleutnant und Chef der Einheit.

Euer Hochwürden! Leider Gottes zwingt mich heute ein hartes Schicksal, um Ihnen zu schreiben, und muß Ihnen Hochwürden mitteilen, das die Nacht vom 15/7 auf 16. 3/4 12 Uhr Ihr Pfarrkind Martin L. sein junges Leben dem Schöpfer zurückgegeben hatt, indem Er einen Granat Folltreffer zum Opfer gefallen ist, und auf der Stelle sofort Tot war. Desshalb Herr Hochwürden, möchte ich Sie bitten, es seinen Leuten mitzuteilen, indem ich sie nicht kenne, und da es noch sein letzter Wunsch war, den er am Sonntag den 11/7 befor wir ausnand gingen geeusert hatt und mir seine Heimatanschrift für alle Fälle übergeben hatt, und ich meinen Besten Kammeraden noch diesen letzten Gefallen machen kann. Er ist zircka 300 m lings von mir gefallen, ich werde auch Sorge tragen für sein Grab und wenn es mir irgendwie möglich ist auch eine Fottografie vom Grab zu machen, wenn mir der liebe Herrgott die Gnade gibt, und mich am Leben erhaltet. Ferner möchte ich Sie auch bitten, seiner im Gebete zu

gedenken, bis die Amtliche miteilung kommt, auch ich werde heute noch Heim schreiben das einige Messen für ihn gelesen werden, das ist meine Pflicht, die ich meinen Besten kammeraden schuldig bin, in dem wir jede Freie Stunde die wir hatten beisammen waren. Nun schlies ich mit einen aufrichtigen Beileid, an alle seine Lieben Angehörigen, und verbleib in tiefer Trauer Sein und Ihr Bester Kammerad Johann Ploner aus Welsberg. Bitte Antwort. (16. 7. 1943)

(Anm.: Johann Ploner fiel am 13. 9. 1943)



Ich bin überzeugt: Wir werden noch über die Völkerunterdrücker siegen. Gott wird uns dabei helfen. (19. 7. 1943)

Der Vater hat sich vieles in Deutschland angeschaut und sagte, so habe er sich nie vorgestellt, so entsetzlich, alles verwüstet und nichts mehr als Ruinen und ausgebrannte Häuser dastehn. (15. 8. 1943)

Habe gerade eine gute Gelegenheit, Dir liebe Mutter ein Brieflein auf dem Weg durch Güte zu schicken, die ich nicht vorübergehen lassen möchte.

Letzte Nacht hatten wir auch wie schon öfter Fliegeralarm und mußten längere Zeit im Keller zubringen. HEUT KANN ICH EINMAL WIRKLICH SCHREIBEN WIE ICH WILL: Elend schon in reicher Fülle. Ihr würdet schon Augen machen, wenn ihr die armen Krüppel sehen würdet, junge Menschen ohne Fuß und Bein oder auch Arm, Blinde und arme Hascher. Weißt liebe Mutter als 13jährige Operationsschwester bin ich zwar gewiß abgehärtet und hab oft auch nicht Zeit zum lange Bemitleiden und doch, wenn ich so junge und hoffnungsfrohe Menschen voll Wunden und Elend sehe, tut mir das Herz bitter wehe. Man müßte aus Stein sein oder überhaupt kein Herz haben, wenn einem das Elend in den Lazaretten nicht tief rührte. Wenn auch von mir viele nächtliche Stunden und opferreiche Tage gefordert werden, so würde ich mich tief in der Seele schämen, auch nur einmal darüber zu klagen bei dem Anblick, was die armen Verwundeten durchmachen müssen. (Ohne Datum)

Lieber Sohn Seb! Ich ferste (versteh) mich alle Tage auf dich. Sorge nicht, mir bleiben gewis zuhause und warten das du wieder gesund komst. Die Härzlichsten Grüße dein Vater und mutter und alle geschwi-strard auf vrohes wider sehen. Die mutter hat fihl Kumer mit dir. Wihr hoffen das bald ein Ende nimd, es wird bald Friden werden. (16. 8 1943)

Mit einem ganz unangenehmen Humor angekommen , aber sonst pünktlich. Nun hoffe ich dich mit dem besseren zu treffen als ich von dir Abschied nahm. Der Abschied war nicht so schlecht, aber das unschuldige Geschöpf wollte mir das Herz zerfleischen. Nicht zu glauben, was das eigne Blut kann. (20. 8. 1943)

Grüße sie mir alle recht herzlich und sage ihnen, jetzt haben wir wohl die dritten Provinzen, die sie uns versprochen haben, man darf nicht nachdenken, sonst würde man ja die Handgranaten nicht sparen für solche Lügner. ... Es geht mir insoweit gut, nur Wache und Posten und Streife und etwas wenig schlafen, aber man gewöhnt sich daran. Wieviel

sind solche alte Landser eingerückt und was haben sie alles denen versprochen. Glaube bald das gleiche wie uns. Hast du noch ein Salz und etwas zu essen? Schau nur meine Liebe auf die Zukunft, damit ihr nicht hungert, denn das ist schlecht, das kann ich dir sagen, wir haben Erfahrung. Halte über alles deinen Mund, denn es kommt schon die Zeit, da ich es dir persönlich erzählen kann. (1. 9. 1943)

Es wird ja bei meiner Abwesenheit auch gehn, nur möchte ich dich wieder einmal sehn, denn ich würde dann von den allerhand Gedanken doch wieder einmal loswerden und so muß ich nur auf Gottes Gnaden dich allein zu Hause lassen. Und doch denke ich mir manchmal, wie kann es denn so kommen? Daß wir nicht beisammen leben können? und ich dich in dieser schweren Zeit nicht unterstützen kann. Ich hab dem Hans geschrieben, und hab ihn nochmals gebeten, daß er mir ein wenig nachschauen soll und auch Götte (Pate) macht. Ich würde ja nach Hause kriechen, wenns heißen würde, aber wer weiß, wie lange es noch dauern wird, denn wir haben ja alle schon über den Kopf genug. Es ist ja Militär, nur daß wir alle schlechte Gesinnung haben und warum sind wir hier? Wegen ein paar solchen Gemeinsköpfen. (17. 11. 1943)

Heute ist gerade Silvesterabend und ich stehe auf Posten. Das habe ich mir voriges Jahr nicht gedacht, daß ich heuer bei der Polizei Dienst machen muß. Wenn mir jemand das gesagt hätte, hätte ich ihn aufs Maul geschlagen. Aber so ists gut, daß man nichts weiß, sonst würde man doch das störrisch werden leicht erlernt haben. (3. 12. 1943)

Schau bald daß du lebenswichtige Sachen bekommst, denn es wird bitter werden, das kannst du mir glauben, also kaufe alles was du bekommst, damit du nicht hungerst. Wegen der Kleinen die Unterstützung hab ich schon gemeldet. (25. 1. 1944)

Osten, am 2. 2. 1944

Nach den nun abgeschlossenen Angriffskämpfen erlaubt mir die Zeit meine traurige Pflicht zu erfüllen und Sie vom Heldentod ihres lieben Sohnes zu unterrichten. Er wurde bei der Abwehr eines



russischen Panzerangriffs am 25.2.44 durch Granatsplitter im Rücken schwer verwundet und starb auf dem Hauptverbandsplatz Winniza am 26.1.44 um 10 Uhr. Wir verlieren in Ihrem Sohn einen wertvollen Kompanieangehörigen, der überall durch Mut und Treue seinen Mann stand. Wir verstehen Ihren Schmerz, aber sehen Sie den Heldentod Ihres Sohnes im Glauben an den Sieg für Deutschland, unsere Heimat. Wir, die Kameraden Ihres Sohnes werden alles tun, damit der Opfertod unserer Gefallenen nicht umsonst war. In herzlicher Anteilnahme Ihr Viktor Kness, Leutnant und Kompanieführer.

Der Valentin hat mir ein Bakl gebracht, danke dir recht herzlich dafür. Glaubte ein Hochzeitsmahl erhalten zu haben, indem es so geschmeckt

hat. Wenn du einmal einen Brief bekommst, wo hübsch leerer Raum ist, so nimmst du etwas Kohle und reibst es fein, und reibst sie behutsam über das unbeschriebene Papier, dann wird Schrift zum Vorschein kommen. Auch wenn Ziffern sind, die fangen mit 1 an so wie das Alphabet a1 b2 c3 usw., dann weißt du immer, wo ich bin, aber vorsichtig, verstehst du. Denn wenn wir von hier wegkommen, dürfen wir den Frauen nicht mehr bekannt geben, wo wir sind, sagen sie uns vor. (7. 2. 1944)

Das Gebet von zu Hause ist uns Soldaten der Trost, sonst haben wir keinen. (7. 2. 1944)

Jetzt bin ich wieder sobeit, das ich das Lazarett bald wieder verlassen kann, hoffentlich ist dies nun vorbei mit der Malaria, froh wer ich ja ich werde nun bald in Urlaub kommen. Sonst weiß ich nicht viel Neues, zimblich Schnee hat es hier. (14. 2. 1944)

Weiters berichte ich dir, daß ich gesund bin, was ich auch von euch das beste hoffe, denn wenn man halt weiß, daß zu Hause alles gesund ist, dann ist es für den Soldaten immer ein Trost. Sind die Alten schon eingerückt? Du wirst sehen, diesen geht es ganz gleich wie uns. Sie werden in Worten auf ein Monat einberufen und dann können sie wieder nach Hause gehen. Das wird wohl ein Traum sein, denn man hat so vieles versprochen und anders gehandelt. Ist der Seppl eingerückt? Denn wenn er so eine Freude hat Soldat zu sein, soll er nur probieren und freiwillig gehn Schreibe mir doch gleich, wer alles einrücken muß, hoffentlich der Seppl auch, der wird hier wohl doch in die höchste Kategorie kommen. (19. 2. 1944)

Mahne dich nochmals, daß du Umschau haltest, daß ihr nicht Hunger leidet, denn um das habe ich die größte Sorge. Weiß es so gut von dem ersten Kriege, was Hunger ist und solche Beispiele habe ich auch hier wieder von den Kindern und ist bitter zuzusehen, denn selbst probiert ist Erfahrung, du weißt es ja selber. (21. 2. 1944)

Man hat früher immer gesagt, daß in Prettau die Welt das Ende hat. Aber das ist wohl ganz falsch. Die Zillerblattenscharte und hier das

Gelände passen zusammen, Steine nichts als Steine, bei uns wären 10 Leute nicht imstande, einige Hundert Schafe zu hüten, so ein Schweinsort. (4. 3. 1944)

Der Franz mußte das Fegfeuer wohl schon auf dieser Welt mitmachen, weil er keine Post mehr bekam. Am 27. Dezember bekam ich die erste Post von Rußland und von da ab schrieb ich ihm jede Woche und im Februar kam die erste Post zurück und es stand darauf geschrieben neue Anschrift abwarten, was mir sehr zu denken gab, eine so schnelle Versetzung wäre kaum möglich und doch hoffte ich immer noch das Bessere. Dem guten Franz ist es tatsächlich schon vorgegangen, er war am 2. 11. 43 bei mir, und dann sagte er zu mir, er glaube, daß er nicht mehr kommt, und ich fragte weiter, warum er meine, nicht mehr zu kommen? Er sagte es komme ihm einfach so vor. Daheim war es ihm auch so schwer das Abschied nehmen, dem Vater noch mehr als das erste Mal, auch der Mutter war es sehr schwer. Ich wollte ihn trösten und sagte man müßte Vertrauen haben, bei Gott ist alles möglich. Er gab es zu und blieb beim Aber? Kann mich noch gut erinnern an den Abschied von hier, war sehr lieb und dankbar und ging etwas seitwärts gewendeten Blicks zur Tür hinaus, ohne noch umzuschauen, und es gab mir einen Stich durchs Herz und dachte jetzt hast du mich zum letzten Mal gesehen. (12. 3. 1944)

Heute habe ich in Erfahrung gebracht, das von 3. Batt. 32 Mann den Tod von einer Handgranate gefunden haben und unter diesen soll auch der Josef S. von Prettau dabeisein und ein Knap Pue und soll es der Wohlemüler sein. Bitte schreibe es mir, wenn du es weißt, frags aber nicht die Anna, wenn sie es nicht schon weiß, sonst hat sie einen furchbaren Kummer um ihn. (9. 4. 1944)

Liebe Tante! Mit Freude gebe ich zuwiesem, das ihre liebe Sohn Franz drei Tage bei uns einquartiert war. Gottseidank er ist rech gesund. Leider er hat müssen weiter gehen, und hat uns auch schon geschrieben. Wir haben ihm gerne gehapt. Er ist wirklich ein gute Kind. Jeden Tag hat von liebe Tante gesprochen, und mit gläncende Augen hat er auf Tante

gedänkt. Wier denken mit Liebe an ihren Sohn. Wier wollen liebe Tante beruigen, er ist gesund und er hoft das bald eine Urlaub bekommt und dan kan er zuhausefahren. Gott soll es geben! Viele herzliche Grüße sendet für liebe Tante eine unbekannte ungarische Frau Boescovics Janoscie und sein kleine Tochter Marta. (15. 4. 1944)

Hier bei uns war der April noch viel schlechter als der März, kann woll sagen, daß der Winter erst richtig die Kälte gebracht hatt, so wie es heute mal wieder tut ist es ganz unmöglich, wir müssen fast alle zwei Stunden beim Bunker Schneeschaukeln damit wir noch ein und auskommen. Hoffentlich daß es bald wieder mal aufhört. (16. 4. 1944)

Weiß wenig neues zu berichten, außer dass wir von 5 Kriegsofper die Nachricht erhielten und auch in St. Johann sind wieder 2 gefallen, was für eine weiß ich nicht, es sind halt nun schon 22 wäre auch nun schon genug. (18. 4. 1944)

Auch schreibt er mir, dass er diese Gegend gut kennt, er war beim ersten Kriege lange Zeit hier. Weiters muß ich euch berichten, dass es von meiner Kompanie gestern 2 Tote gab, beide waren den Banditenkugeln zum Opfer gefallen.

Was gibt es neues bei euch? Eines bitte ich dich, halte dich mit reden in zaum. Besser ist die Faust im Sack machen. (20. 4. 1944)

Die Welt hat sich in das Dunkle verwandelt. Auch über meinen Augen wird es fast dunkel, wenn ich an verschiedene Dinge denke. Wir sind es noch nicht gewohnt, einheimische Leute über Nacht einfach zu beseitigen. Aber das wird auch bei uns kommen, das ist fast unvermeidlich, der Glaube wird fast nicht mehr beachtet und somit machen sich solche Sachen bemerkbar. Die Menschheit trennt sich von Gott dem Herrn. Sonst gibt es bei uns nichts neues, daß es nicht schön ist, das weißt du ja selbst. Betrachten wir die gesamte Lage, dann werden wir erkennen, daß alles nur ein sogenanntes was mein ist ist dein und nicht mehr mein ist, und so kommt Haß in das Volk und die Feinde werden immer größer und das Hassen immer stärker bei der Bevölkerung. Mit den

Osterfeiertagen muß ich mich nur in Gedanken beschäftigen. Die Herren haben uns ja um alles betrogen, aber heute muß man nur die Faust im Sack machen, denn was unsere Vertrauensmänner sprechen, ist ja kein einziges Wort Wahrheit. Habe sonst gehört, daß sich die Herren nicht mehr so wohl fühlen, es tauchen ja bei euch schon Partisanen auf. (22. 4. 1944)

Bitte verbrenn diesen Brief, wenn ihr ihn gelesen habt. Es kommen alle Tage ihre von der Wehrmacht zu uns und da kommt man auch mit verschiedenen Leuten zu sprechen über die heutige Lage und jeder sagt gleich, wenn nur dieses schreckliche Zigeunerleben einmal ein Ende nehmen würde. Wie es dann geht, ist gleich, denn die Arbeit bleibt uns, ja viel mehr wie zuvor müssen wir arbeiten. Halbe Städte sind zusammengehauen, daß fast nur mehr Schutt und Asche zu sehen ist. Und wer baut es wieder auf? Die arme Bevölkerung, wenn sie ein Heim haben will, muß sich sein ganzes Leben wieder abschinden, denn auf einen Sieg ist nicht mehr zu denken, das sagen schon die Offiziere, und die Mannschaft hat ja überhaupt mehr wie genug, denn es sind so viele, die schon 5 und mehr Jahre dabei sind, und daß solchen einmal die Geduld zu Ende geht, braucht niemanden zu wundern. Und noch dazu sind viele, wenn sie einmal in Urlaub fahren können, daß sie dann weder Frau noch Kind finden, daß sie durch die Pomben um das Leben kamen. So ein trauriges Bild kann sich nur der vorstellen, der es selbst gesehen hat. Wie man Frau und Kind aus den Trümmern herausholt. Das ist ganz eine schauerliche Sache, da bekommt auch der härteste Gänsehaut über den Rücken. Das kannst besorgt sein. Möchte das in unserem Tale niemandem wünschen, aber fraglich ist es, denn überall geht es jetzt nur um Abkürzungsmaßnahmen an der Front zu treffen. Sie rücken jetzt erst mit vereinten Kräften gegen uns vor und wir haben nichts mehr, es heißt wohl immer, die Vergeltung muß kommen, aber wann? Man hat allgemein die Ansicht, daß ein Zusammenbruch unvermeidlich ist. Drum sei besorgt und verpacke manche Sachen, bitte den Hansl, daß er dir hilft. Lasse nicht zu viel Lebensmittel und auch Stoff, denn man weiß nie was kommt, gutes halt nichts, das ist vorauszu sehen. Die Leute würden verschleppt in Zwangslagern und die würden auch nach Hause

wollen. Du weißt schon bei dem ersten Kriege wie es war, und das ist zu der heutigen Lage kein Vergleich. Es wird eine Plünderung geben, daß noch nie eine solche gewesen ist. Und sollte es richtig zusammenbrechen, so bitte ich dich, halte dich ruhig und wenn dich jemand um etwas bittet, so gib ihm etwas zu essen, denn bei euch haben sie noch ganz andere Anschauungen. Eine Wendung muß kommen, so oder so, denn die Leute hier haben es nicht leicht. Gehen sie mit die Partisanen, dann haben sie bei uns keinen Stand und gehen sie mit uns, dann sind die Partisanen ganz erbost. Es ist alles nur ein Raubzug. Den Leuten hat man die Kühe weggenommen und die Lämmer totgeschossen und das Haus gründlich auf den Kopf gestellt und was Wertvolles ist mitgenommen und zuletzt das Haus noch gesprengt. (28. 5. 1944)

Einheit Feldpost Nr.03272 B - O.U., den 9. 6. 1944

Als Führer der Kompanie muß ich Ihnen die traurige Mitteilung machen, dass Ihr Mann Rudolf G. am 2.6. bei einem Feuergefecht mit bolschewistischen Banden verwundet und am 3.6.1944 um 20.20 Uhr im Lazarett seinen Verwundungen erlegen ist. Ihr Mann wurde am 4.6.1944 mit allen militärischen Ehren beigesetzt. Wir alle nehmen an ihrem großen Schmerz besonders teil, weil er einer von den Besten war. Einer, der in jeder Stunde, pflichtbewußt und mutig, getreu seinem Fahneide, seine Pflicht erfüllte, als einer von Deutschlands Söhnen für unseren Führer und Großdeutschland. Sein Heldentod ist uns allen Verpflichtung und hat unseren Willen nur noch bestärkt, unseren Kampf mit unerbittlicher Härte bis zum siegreichen Ende weiterzuführen. Die Nachlaßsachen Ihres Mannes werden Ihnen umgehend zugestellt werden. Heil Hitler!
Ihr Knauß, Obltn. u. Kp.Fhr.

25. 6. 1944

Inzwischen werden Sie wohl die für Sie so schmerzliche Nachricht durch die Kompanie erhalten haben, daß Ihr Mann seinen schweren Verwundungen erlegen ist. Ich selbst kann erst jetzt schreiben, da ich auch verwundet im Lazarett liege. Wir alle hatten ihn gerne als guten Soldaten und vorbildlichen Kameraden. Ich schätzte ihn

wegen seiner großen Einsatzfreude und Tapferkeit. Sein Geist und seine Treue werden immer unter uns bleiben in guten und in schlechten Tagen. Sein Opfertod wird uns immer Vorbild sein. Wir alle fühlen tief mit Ihnen, die Sie nun mit Ihren 4 Kindern ohne die Fürsorge und Hilfe Ihres Mannes weiterleben müssen. Erst die Zeit wird Ihren großen Schmerz lindern, Ihnen aber auch in aller Klarheit zeigen, wie stolz Sie auf Ihren Mann sein können, der für den großen deutschen Sieg sein Leben geopfert hat. Dieser Stolz wird ihnen Stütze sein in Ihrer Trauer.

Ihr Berthold, Hptm.



Wiesbaden, den 30. 6. 1944, Feldpost-Einschreiben Nr. 09646 30 6 44 Stellv. Generalkommando XII. A. K. (Wehrkreiskommando XII) Beiliegend wird Ihnen zum stolzen Gedenken an den Obergefreiten Anton S., gefallen am 21. 12. 1941, die nachträglich verliehene Ostmedaille mit Urkunde übersandt. Diese Auszeichnung ist ein Erinnerungsstück und darf von Angehörigen nicht getragen werden. Heil Hitler!

Im Auftrage: Kriechbaum, Major

Muß dir mitteilen, das ich gestern vom R. einen Brief erhalten hab. Er schrieb er ist schon eingelebt in den Bunker. Ja das ist einmal so da kann man nichts machen. Nun etwas wichtiges ich bitte schicke mir ein bar Kemme denn ich hab keinen und das ist was wen man sowas immer braucht aber Mennerkemme, nicht Damenkemme. Sonst weiß ich nichts neues und bitte schicke mir auch die Füllhalter und Kemme sobald wie möglich. (18. 7. 1944)

Mein, die Tage verschwinden so schnell dahien, das man es fast nicht glauben möchte. Schon wieder 3 Monate sind vergangen, seit ich zu Hause gewehsen bin. Nur an der Kriegslage hat sich in der zwischen Zeit wol nichts geendert. Man hoft aber das sich in den negsten Monaten aller hant ereignen wiert, es kann ja sogar krigsentscheitent werden, ja eimal mus ja der Tag kommen, das kann ja nicht ewig dauern eimal mus ja ein ende kommen. Die Sonne prent mit aller wucht auf uns nieder, bei tag kann mans ja fast nicht aushalten vor lauterHitze Auf wiederhören in der Heimat. (6. 8. 1944)

Jetzt ist wider Muschtrum (Musterung). Wir haben von T. den Radio gekauft mit harter mie haben wir ihn bekommen und solche wie der T. haben alle missen die Radio und die Waffen abliefern. (20. 9. 1944)

Heute ist der Zenz um die Kühe gegangen, wir wünschen wenn auch du mit den Kühen zurückkämet. (20. 9. 1944)

Im Felde, den 11. 11. 1944 , Dienststelle 57 135 E, F. P. Nr. 05437 C
Als derzeitiger Kompanieführer habe ich die Pflicht, Ihnen die Mitteilung zu machen, daß Ihr Bruder Franz S. seit dem 8. 10. bei Planninica vermißt ist. Das Batl. stand in schwerstem Abwehrkampf gegen die Russen um die Stadt Zajecar. Während dieser heldenhaften Kämpfe wurde Ihr Bruder durch Granatsplitter an beiden Unterschenkeln verwundet. Nachdem ihm vom Sanitäter der Kompanie die erste Hife zuteil wurde, schafften wir ihn sofort zum Hauptverbandsplatz, wo er dann ärztliche Behandlung bekam. Im Schutz einer dichten Nebeldecke gelang auch der Ausbruch aus der Stadt,

wobei sämtliche Verwundete auf Kraftfahrzeugen mitgenommen werden konnten. Der weitere Rückzugsweg führte durch stark partisanenbesetztes Gelände, sodaß es den heftig nachdrängenden Russen gelang, uns in den Rücken zu fallen. Bei dem nun folgenden Gefecht galt es in erster Linie, die Fahrzeuge mit den Verwundeten aus der Feuerlinie zu bringen und für deren Weiterfahrt Wege zu erkundigen. Dadurch wurde die Kolonne in mehrere Gruppen aufgeteilt, von denen einige bis heute noch nicht aufgetaucht sind. Es bleibt nun zu hoffen, daß der Wagen, auf dem sich ihr Bruder befunden hat, doch noch irgendwie einen Ausweg gefunden hat und sich vielleicht einer anderen deutschen Einheit angeschlossen hat. Nachforschungen auf diesem Wege blieben ohne Erfolg. Ich hoffe, dass Ihr Bruder in irgend einem deutschen Lazarett aufgenommen wurde, oder im schlimmsten Fall nach Beendigung des Krieges wiedergenesen in seine Heimat zurückkehrt. Heil Hitler!
Ley, Oblt. u. Kp. Fhr.

Es werden ihm sicher auch die 50 hl. Messen viel genützt haben, von denen ich den Großteil besonders für sein Seelenheil gelesen habe. So wollen wir uns eher freuen, daß wir einen Fürbitter im Himmel haben. Er kann jetzt für euch mehr sorgen und bitten, als wenn ihr ihn noch lebend von der Front zurückbekommen hättet. (11. 11. 1944)

Ich war in den Feldzug in Jugoslawien. Das konnte man schon vertragen. Aber kaum war es dort zu Ende, ging es nach Rußland. Da hatte ich anfangs wohl ein bißchen schwarz gesehen, aber jetzt machts mir nichts mehr. Wenn auch der Ruß ein verfluchter Gegner ist, das kann man ruhig sagen. War anfangs bei Kiew, und sind dann nach Odessa und jetzt sind wir auf der Krim, auf den letzten Zipfel. Möchte dir auch berichten, das ich kürzlich 400 Mark nach Innsbruck geschickt habe, lies mir dort ein Sparkonto eröffnen. Ich möchte das nur mitteilen, sollte es sein das mier etwas pasieren sollte, das jemand von den Geld etwas weiß. Ich werde auch in der nächsten Zeit wieder eins schicken, denn hier in Rußland kann man mit Geld ja nichts anfangen. Kaufen kann man ja nichts. Heil, aufs wiedersehen, Heil Hitler. (21. 12. 1944)

„Dolomiten“ vom 10. 9. 1947, Vermissenanzeiger:
Heimkehrer aus Afrika! Bitte, wer weiß etwas von Peter L. am 2. Februar 1940 zum italienischen Heere eingezogen. Letzte Anschrift: L 156 Compagnia Bersaglieri motociclisti, Posta Militare 109 C, im Dezember 1941 in der Cyrenaika bei Tobruck vermißt. Um Auskunft bittet O.



Frau oder Frl O.

Ich las die Dolomiten vom 10.9. und darin Ihre Vermissenanzeige. Sie tun mir leid und ich will sehen, ob ich Ihnen helfen kann. Ich bin die Frau eines italienischen Fliegeroffiziers und kenne Tobruck und Umgebung sehr genau. Ich bin von Tobruck weggereist, Ihr lieber Vermißter 1 Jahr darauf verschwunden. Ich kenne sehr gut einen sehr hohen Herrn vom Kriegsministerium und werde durch ihn die Vermissenliste prüfen lassen, um den wahren Vermerk über L.P. zu erfahren. Werde Ihnen dann auch die Wahrheit sagen und wird es mir schmerzlich sein, wenn die Wahrheit traurig sein sollte. Habe oft auf

langen Spaziergängen in den griechischen albanischen Bergen Soldatenleichen oder ein ganz winziges primitives Kreuzlein gefunden und obwohl mir unbekannt habe ich dennoch um ihn geweint und sein Kreuzlein geschmückt, oft auch fotografiert und den Angehörigen zugesandt. (27. 9. 1947)

Kassel, den 2. 1. 1970

Angehörigenwünsche: Grabschmuck und Fotowünsche kann der Volksbund vermitteln. Die Kosten hierfür betragen:

Kranz	DM 10.-
Strauß	DM 5.50.-
Topfblume	DM 7.-
Grabaufnahme	DM 2.50.-

Wir bitten darum, gleichzeitig mit der Angabe eines Wunsches, den erforderlichen Betrag mittels anliegender Zahlkarte einzuzahlen und den Verwendungszweck auf der Rückseite der Zahlkarte einzutragen. Bei Rückfragen wollen Sie bitte die Personalien des Toten und die Vorgangsnummer angeben.

Volksbund Deutsche Gräberfürsorge e. V., Bundesgeschäftsstelle

Bonn, den 30. November 1989, Bundespräsidialamt

Liebe Klasse 3D, der Bundespräsident hat mich gebeten, Euch für Euer freundliches Schreiben vom 16. November 1989 herzlich zu danken. Sehr gern übersende ich Euch das Zitat aus der Rede des Bundespräsidenten zum 8. Mai mit seiner Unterschrift:

„Der überwiegende Teil unserer ... Bevölkerung war zur damaligen Zeit entweder im Kindesalter oder noch gar nicht geboren. ... Jüngere und ältere müssen und können sich gegenseitig helfen zu verstehen, warum es lebenswichtig ist, die Erinnerung wachzuhalten. Es geht nicht darum, Vergangenheit zu bewältigen. Das kann man gar nicht. Sie läßt sich ja nicht nachträglich verändern oder ungeschehen machen. Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird wieder anfällig für neue Ansteckungsgefahren.“

Richard von Weizsäcker

Kriegsdienstverweigerung und Sippenhaft

Desertion und Kriegsdienstverweigerung waren in den Jahren 1943 bis 1945 - anders als während des Ersten Weltkrieges - auch in Südtirol verbreitete Phänomene. Allerdings zeigte sich diese Form des Widerstandes nicht gleichmäßig über das Land verstreut, sondern es gab lokale Zentren. Diese Konzentration auf bestimmte Orte bzw. Täler hat unterschiedliche Erklärungen. So kam z.B. der Grenznähe eines Tales, wie etwa in Ulten mit seinen traditionellen Beziehungen zum benachbarten Nonsberg, eine entscheidende Rolle zu. Im Fall des Passeiers war es eine ausgeprägte „Talidentität“, die zu einer starken Präsenz des antinazistischen Widerstandes beitrug. Dort gab es auch die einzigen Kontakte der Deserteure zu den alliierten Stellen in der Schweiz.

Auch die Gemeinde Ahrntal gehört zu den Gebieten, in denen sich die Fälle von Desertion und Kriegsdienstverweigerung häuften. Das Spezifische am Beispiel Ahrntal ist das kompakte Dableibermilieu in den Dörfern St. Jakob und Weißenbach, das auf den Einfluss der beiden Geistlichen Dr. Peter Niederkofler aus Weißenbach und Dr. Josef Steger aus St. Jakob zurückzuführen ist. Beide waren am Priesterseminar in Brixen tätig, hielten aber enge Beziehungen zu ihren Heimatdörfern aufrecht. Nicht zufällig stammen viele der Ahrntaler Kriegsdienstverweigerer aus diesen beiden Dörfern. Auch in anderen Ortschaften des Tales spielten Geistliche im Zusammenhang mit der Option eine große Rolle, so etwa Pfarrer Josef Korin in Prettau. Ebenso war der Pfarrer von St. Jakob Josef Reifer für seine kritische Haltung zum Nationalsozialismus bekannt. Er saß von Jänner bis April 1944 im Bozner Gefängnis ein, weil er für fünf im Dezember 1943 abgestürzte amerikanische Piloten eine Seelenmesse lesen wollte.

Das wichtigste Motiv der Deserteure im Ahrntal, die fast alle Dableiber waren, lag in ihrer Optionsentscheidung. Die Dableiber,

die ihre italienische Staatsbürgerschaft nie aufgegeben hatten, sahen ihre Einberufung zum Kriegsdienst für das Dritte Reich als unrechtmäßig an. So zeigt sich gerade im Ahrntal, dass es sich sehr häufig eher um Kriegsdienstverweigerung als um Desertion handelte, d.h. die betroffenen Männer sind dem Einberufungsbefehl gar nicht erst nachgekommen oder sind zumindest noch vor der Eidesabnahme geflüchtet.

So verweigerten in **St. Jakob** die beiden Brüder Johann und Anton Gartner die Einberufung. Die Brüder Franz und Sebastian Obermair erschienen im Frühjahr 1944 nicht zur Musterung. Alfons Oberhollenzer und Raimund Gruber desertierten.

In **Weißenbach** waren im Mai 1944 die Marxegger-Söhne Alois und Jakob Niederkofler gemeinsam mit ihren beiden Verwandten Josef und Johann Kirchler einberufen worden. Sie flüchteten aus der Kaserne in Gossensass noch vor der Vereidigung.

In **St. Peter** verweigerten Anton und Sebastian Innerbichler vom Winkler Anfang Juni 1944 den Kriegsdienst.

Aus **Luttach** stammten Johann Kaiser und Friedrich Hainz, die im Mai 1944 desertierten.

In **Prettau** desertierte ebenfalls im Mai 1944 Johann Voppichler. Johann Mittermair und Alois Rubner kehrten von ihrem Fronturlaub nicht mehr zur Truppe zurück. Josef Mayr hingegen entzog sich der Einberufung.

Deserteure aus **St. Johann** waren Matthias Tasser und Josef Leiter. Rudolf Innerhofer desertierte in **Steinhaus**.

Motive und Verlauf

Wie schon erwähnt waren die meisten Dableiber wenig geneigt, sich nach dem Einmarsch der deutschen Truppen im September

1943 als „Volksdeutsche“ in die nationalsozialistischen Wehrverbände einreihen zu lassen. Für viele war zudem schon bei der Option 1939 klar gewesen, dass dieser Angriffskrieg unrechtmäßig sei und außerdem so sicher *„verloren gehen würde wie das Amen im Gebet.“* Auf Grund dieser grundsätzlichen Distanz genügten oft kleine Anlässe, die dann zur konkreten Desertion führten: so etwa ein Gespräch mit einem der beiden Geistlichen Josef Steger oder Peter Niederkofler, der Heimaturlaub oder - wie im Fall von Sebastian Obermair - die Teilnahme an einer „Heldengedenkfeier“ für einen gefallenen Soldaten aus dem Dorf. Die Hakenkreuzfahnen und die propagandistischen Reden, in denen der Krieg verherrlicht wurde, waren ihm so zuwider, dass er für sich entschied, *„bei diesem Krieg auf keinen Fall mitzumachen“*.

Fast alle Ahrntaler Deserteure blieben während ihrer Flucht im Tal. Sie hielten sich meist in Höhlen im Wald und auf Almen in der näheren Umgebung auf. Nur in Einzelfällen überschritten sie die Grenze. Der Vorteil, dass sie dort nicht bekannt waren, wurde allerdings durch den Umstand relativiert, dass ihnen dafür die Ortskenntnis und die Unterstützung der Familie fehlten. Gerade Letztere war für die Deserteure lebenswichtig. Ohne die Versorgung mit Kleidung, Nahrung und Informationen hätten sie den Winter 1944/45 kaum überstanden. Die meisten von ihnen waren im Frühjahr 1944 desertiert und hatten bei ihrem Entschluss wohl damit gerechnet, dass der Krieg bald zu Ende sein würde.

Sippenhaft

Die Desertion war eine Form des Widerstandes, die nicht nur Konsequenzen für die betroffenen Männer hatte, sondern sich auch auf ihre Familien auswirkte. Es kam zu Hausdurchsuchungen und Verhören um die Flüchtigen aufzuspüren. Noch schlimmer war allerdings die Anwendung der Sippenhaft. Laut Verordnung des Obersten Kommissars der Operationszone Alpenvorland Franz Hofer vom 6. Jänner 1944 wurden nämlich bei Wehrdienstverweigerung und Desertion bis zur Ergreifung des Gesuchten



„dessen Familienangehörige, und zwar die Ehefrau, die Eltern, die Kinder über 18 Jahren und im gemeinsamen Haushalt mit dem Täter oder Mittäter lebende Geschwister festgenommen.“

In der Gemeinde Ahrntal wurde diese Verordnung sehr nachhaltig angewandt.

Am 6. Juni 1944 wurden in Weißenbach auf dem Marxeggerhof acht Personen - die Bäuerin, sechs ihrer Kinder, Johann, Josef, Maria, Alfons, Friedrich, Cäcilia sowie die Schwiegertochter Maria Gruber - verhaftet; von der mit ihnen verwandten Familie Kirchler (Kaser) die Eltern und der im Haus lebende Sohn Matthias, die übrigen Kinder standen alle auswärts im Dienst. Verhaftet wurden außerdem der behinderte und schon etwas ältere Josef Kirchler, der nicht mit den beidem Familien verwandt war, sowie Engelbert Großgasteiger, der mit keiner Desertion in Verbindung stand, aber den lokalen Machthabern ein Dorn im Auge war. Der Verhaftung

vorausgegangen war eine kühne Aktion der beiden Marxeggersöhne Alois und Jakob anlässlich der Beisetzung ihres Ende Mai verstorbenen Vaters. Die beiden flüchtigen Deserteure, die sich gemeinsam mit Johann und Josef Kirchler versteckt hielten, wollten den alten Brauch aufrechterhalten, wonach die Söhne den Vater ins Grab zu senken hatten. Sie verständigten die Familienangehörigen von diesem Ansinnen und ließen sich durch den genannten, leicht behinderten Josef Kirchler, der des öfteren Botengänge für andere Leute erledigte, das Feiertagsgewand bringen. Das Auftauchen der beiden Deserteure auf dem Friedhof erregte natürlich großes Aufsehen. Die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten: am 6. Juni 1944 fand die Razzia in Weissenbach statt. Etwas später wurde auch noch Thomas Kirchler verhaftet, der als Senner auf einer Alm arbeitete und von den örtlichen Nazis beschuldigt wurde, die Deserteure mit Lebensmitteln versorgt zu haben.

Die verhafteten Personen wurden zuerst ins Gefängnis nach Bruneck gebracht und nach einem kurzen Zwischenaufenthalt im überfüllten Gefängnis von Bozen Ende August ins Polizeiliche Durchgangslager überstellt. Die Ahrntaler Häftlinge gehörten somit zu den ersten Insassen des Lagers in der Bozner Reschenstraße. Sie haben in den folgenden Monaten die Veränderungen des Lagers, seine zunehmende Überfüllung, die Verschlimmerung der Hygiene- und Ernährungssituation hautnah miterlebt.

Die zweite Verhaftungswelle erfolgte am 8. August 1944 in St.

Jakob: Von der Familie Gartner wurden die Eltern sowie deren Kinder Jakob, Josef und Maria verhaftet. Die jüngste Tochter Anna war 15 Jahre alt und sennte zu jener Zeit auf der zum Hof gehörenden Alm. Sie versorgte dabei auch die beiden flüchtigen Brüder Anton

und Johann mit Lebensmitteln, blieb aber auf Grund ihres Alters von einer Verhaftung verschont. In der Familie Obermair waren die Eltern schon verstorben und einige der insgesamt neun Geschwister verheiratet. Zum Zeitpunkt der Razzia befanden sich noch Maria, Cäcilia, Agnes und Josef im gemeinsamen Haushalt. Sie wurden alle verhaftet. Beim Winkler in St. Peter wurden von der Familie Innerbichler die beiden alten Bauersleute und deren Kinder Maria und Johann mitgenommen. Die Opfer dieser zweiten Razzia verbrachten die Zeit bis Februar 1945 im Gefängnis von Bruneck.

Die Sippenhäftlinge, sowohl die im Gefängnis als auch jene im Lager, wurden während der Haftzeit zur Arbeit verpflichtet. In Bruneck arbeiteten die Männer bei Bauern auf dem Feld, die Frauen putzten die Büroräume der Kreisleitung. In Bozen kamen die Männer zu Aufklärungstrupps, die nach Bombardierungen eingesetzt wurden, die Frauen arbeiteten entweder im Lager selbst (Küche, Wäsche etc.) oder sie nähten und flickten Uniformen in den Kasernen in Gries.

Handelte es sich bei den Verhafteten um Männer im wehrfähigen Alter, wie im Fall von Jakob Gartner, Josef Obermair oder den vier Marxeggersöhnen, so wurden sie einer Strafkompagnie zur „Frontbewahrung“ zugeteilt.



Sterbebildchen für den Marxegger in Weissenbach Johann Niederkofler, an dessen Beerdigung auch seine desertierten Söhne teilnahmen.

Einer überlebte die Verhaftung nicht: Josef Kirchler, der den Marxeggern den Koffer mit den Feiertagsgewand gebracht hatte, wurde im Lager Bozen einem Transport zugeteilt, von dem er nicht mehr zurückkehrte.

„zuverlässige Volksgenossen“, die das Vermögen dieser Regimefeinde verwalten sollten. Beim Marxegger in Weißenbach wurde Vinzenz Mairhofer aus Luttach eingesetzt, zum Obermair in St. Jakob kam der AdO-Ortsgruppenleiter Johann Hofer aus Steinhaus und der



Auch wenn die Verhafteten noch vor Kriegsende aus dem Gefängnis entlassen wurden, bedeutete das noch lange nicht, dass sie auf ihre Heimathöfe zurückkehren konnten. Auf diesen waren nämlich in der Zwischenzeit kommissarische Verwalter eingesetzt worden:

Hof der Gartner wurde dem Außermarcher in St. Peter, Franz Fischer sen. übertragen. Glück hatte diesbezüglich die Familie Innerbichler vom Winkler in St. Peter. Dort waren die Kinder Heinrich und Agnes auf dem Hof belassen worden, die die Wirtschaft selbst weiterführten.

Einweihung der Kapelle im Bärenal; dort hatten sich Deserteure versteckt gehalten, die nach Kriegsende die Kapelle erbauen ließen.



Die aus dem Gefängnis Entlassenen konnten also meist nicht auf ihre Höfe zurück, sondern mussten bei fremden Familien in den „Arbeitsdienst“ treten. Erst nach Kriegsende durften sie wieder nach Hause.

Nach 1945 blieb diesen Menschen, die Wochen und Monate im Lager und im Gefängnis verbracht hatten, jede materielle Wiedergutmachung und gesellschaftliche Anerkennung versagt. Die Deserteure galten vielfach als Feiglinge und Drückeberger, während die im Krieg gefallenen Soldaten als Helden gefei-

ert wurden. Die betroffenen Menschen - Deserteure sowie ihre Angehörigen - zogen es deshalb vor, über ihre Erfahrungen zu schweigen.

In den letzten Jahren hat sich die Einstellung vieler Menschen zu Krieg und Gewalt in der Politik geändert und die Entscheidung der damaligen Deserteure gilt vielen als beispielhaft. Gerade im Ahrntal hat dieser Umdenkprozess symbolhaften Ausdruck gefunden. Das Kriegerdenkmal in Weißenbach ist eines der wenigen im Lande, das eine Absage an den Krieg enthält.

Ban Zommebruch

Nachkriegserlebnisse zweier Buben

Frühjahr 1945: Der seit über 5 Jahren wütende Zweite Weltkrieg geht zu Ende, der wohl schrecklichste Krieg, den es - im Geschichtsbewusstsein der Menschen zumindest - je gegeben hat. Dabei hat er nicht nur Geschichte im Großen verändert, sondern bis in die entlegensten Winkel Europas hinein Spuren hinterlassen. Dass davon auch das Ahrntal betroffen war, vergisst man leicht, zumal die schrecklichsten Grauen des Krieges sich anderswo abspielten. Das entlegene Ahrntal befand sich nicht im Frontgebiet und schien von den großen Kriegsschauplätzen Welten entfernt. Abgesehen von einem Flugzeugabsturz in St. Jakob im Jahre 1943 und einigen über Steinhaus und St. Jakob abgeworfenen Bomben blieb es im Tal selber ruhig. Den Krieg kannte man nur vom Hörensagen und durch die Auswirkungen, die jeder Krieg mit sich bringt: Die Lebensmittel waren knapp, selbst das Allernotwendigste war nur mehr mit Lebensmittelkarten zu bekommen. Auch bei den Bauern waren Fleisch, Butter und Korn streng rationiert. Es fehlte an allem, auch an Arbeitskräften. Die meisten Männer, vor allem die jungen, standen irgendwo unter Waffen. Die ganze Grausamkeit und die unerbittliche Härte des Krieges zeigte sich aber, als immer wieder und immer öfter Todesmeldungen von der Front ins Ahrntal drangen. Es gab viele Familien, die einen oder mehrere Gefallene zu beklagen hatten.

Dann aber, urplötzlich, von einem Tag auf den anderen, wurde das Ahrntal von den Wirren des Krieges buchstäblich überrollt. Eine Rückzugswelle deutscher Soldaten machte es in den ersten Maitagen des Jahres 1945 zu einem turbulenten Schauplatz der Nachkriegszeit.

Südtirol wurde in jenen dramatischen Maitagen von deutschen Truppen regelrecht überschwemmt, die aus dem norditalienischen Kriegsgebiet kamen und möglichst unbeschadet und ohne in

Gefangenschaft zu geraten über den Alpenhauptkamm in ihre Heimat zurückkehren wollten. Dabei nahmen viele Soldaten der zurückweichenden und sich auflösenden Wehrmacht den Weg durch das Ahrntal: auf den ersten Blick ein eigenartiger Vorgang, wusste doch das Militär, dass es keinen schnelleren Weg nach Norden gab als den über den Brenner. Wohl einige dieser flüchtenden Soldaten nahmen an, im hintersten Ahrntal über einen einfachen Geh- oder Fahrweg die Berge überqueren zu können. Es gibt jedoch auch Vermutungen, dass vor allem ranghöheres Militär bewusst das Ahrntal als Fluchtweg wählte, um dort unbemerkt und im Rücken der Besatzungsmächte die Grenze passieren zu können.

Auf alle Fälle überschwemmte Anfang Mai 1945 ein nicht enden wollender Militärtross das Ahrntal und ungeheure Mengen an Kriegsgerät und Verpflegung blieben im Talschluss zurück. Vor allem St. Peter und Prettau waren über Nacht zu einer End- bzw. Zwischenstation auf einer viel benutzten Rückzugsroute umfunktioniert worden. Den deutschen Truppen folgten wenige Tage später die Amerikaner, die das Ahrntal besetzten und für kurze Zeit die eigentlichen Herren waren. Sie errichteten verschiedene Wachposten, u.a. einen beim Kordiler in St. Peter. Eine Episode mag in diesem Zusammenhang vielen älteren Ahrntalern noch in Erinnerung sein: Ein Panzer, der sich bis nach St. Jakob vorgewagt hatte, stürzte samt der „Achner-Brücke“ in die Ahr.

Den Amerikanern folgten kurze Zeit darauf italienische Truppen, im Volksmund allgemein als „Badoglio“ bezeichnet, nach dem gleichnamigen Marschall Pietro Badoglio. Mit der Besetzung durch die „Badoglio“ schwand allmählich auch die Hoffnung auf eine An- bzw. Rückgliederung Südtirols an Österreich. Der damalige Pfarrer von Prettau Josef Korin hielt diese bewegten Ereignisse in einer kurzen aber prägnanten Eintragung in der Pfarrchronik fest.

Dabei handelt es sich, was das Ahrntal betrifft, um eine der wenigen schriftlichen Aufzeichnungen aus dieser Zeit:

„1. Mai 1945: Zusammenbruch des Deutschen Heeres in Italien. In den folgenden Tagen allgemeiner Rückzug der Soldaten. Sie wollen unbedingt nach Österreich, um nicht in Italien in irgendeinem Lager gefangen zu werden. Unzählige Autos kamen zum Tal herein und hinterließen alles. Es wurde von der Bevölkerung fleißig alles Brauchbare zusammengerafft und war wohl leider Anlaß zu Streitigkeiten. Manche bereicherten sich vor allem durch die Gummireifen, so manche leichtfertige Burschen verschwendeten das so leicht erworbene Geld durch Zechereien und allerhand Übermut. Die flüchtenden Soldaten führten sich im allgemeinen gut auf.“

Die Ahrntaler wurden von diesen Ereignissen förmlich überrollt und waren hin- und hergerissen zwischen Mitleid und Gleichmut, zwischen reservierter Distanz und der Versuchung, mit Mensch und Material das große Geschäft zu machen. Die Bewohner des Tales erlebten die Zeit nach dem Zusammenbruch unterschiedlich: Viele Frauen warteten und hofften (oft vergebens) auf die Rückkehr ihrer Angehörigen, andere wollten den Krieg vergessen und verdrängen und junge Burschen sahen in dem riesigen Heerlager, das im Ahrntal entstand, einen Abenteuerspielplatz. Vom letzteren soll in diesem Beitrag die Rede sein, in dem zwei Jugendliche, Josef Klammer von der Oberhöhe in St. Peter und Josef Hofer vom Luggiler in Prettau, erzählen, wie sie die letzten Kriegs- bzw. die ersten Friedenstage erlebt haben. Josef Klammer war damals 15 Jahre alt. Jugendliche Neugierde und Abenteuerlust drängten ihn von seinem Heimathof geradezu ins Tal hinunter, wo sich vor seinen Augen nie da Gewesenes abspielte:

Ich und mein Bruder haben halt auch nicht anders können als hinuntergehen zu schauen. Wir sind hinunter ins Stegl-Feld und da haben wir gesehen, dass ein Haufen Militär gekommen ist. Zuerst haben wir uns nicht recht hingetraut,



aber dann haben wir gesehen, dass das Militär Röcke und Hüte weggeworfen hat. Das geht ja ganz gut, haben wir uns gedacht. Wir haben einen Militärhut aufgesetzt und einen Rock angezogen. Da sind Waffen und verschiedenes Zeug gekommen und Autos mit Kleidern und Stoff. Die haben gemeint, sie kommen da mit ihren Autos über die Berge nach Österreich. Und weil sie dann mit all diesen Sachen nicht weitergekommen sind, haben sie alles liegen- und zurücklassen müssen. Als sie das bemerkt haben, haben sie die Autos mit den Maschinenpistolen zusammengeschnitten: Vorne haben sie die Haube aufgetan, eine Handgranate hinein und alles gesprengt. Da ist etwas losgewesen, mein Lieber! Und dann wir Buben - das kann man sich ja vorstellen - wir haben halt auch Zeug zusammengerafft, was sie so weggeworfen haben. Dann sind die Soldaten weg und die Leute haben alles genommen, was irgendwie übrig geblieben ist. Das Wichtigste sind wohl die Waffen gewesen, Munition, Gewehre und so Zeug.

Zu Auseinandersetzungen zwischen den deutschen Soldaten und der einheimischen Bevölkerung kam es - so weit sich die zwei Jugendlichen erinnern - nicht. Von Plünderungen oder Gewalttätigkeiten gegenüber der Zivilbevölkerung wissen sie nichts. Die Menschen versuchten einfach, ihre Haut zu retten und am Ende des Krieges nicht noch einmal in „Kriegswirren“ zu geraten. So ließen sich in diesem Sinne mit den Soldaten sogar einträgliche Geschäfte machen. Der damals 13-jährige Josef Hofer erinnert sich:

Sie haben schon manchmal auch Speck und so Zeug gekauft, um etwas für unterwegs zu haben. Denn was hätten sie mit einem Zuckersack getan, das hätte ihnen nichts genützt beim Über-den-Tauern-Gehen oder über die Hundskehle.

Die deutschen Soldaten hatten nur das eine Ziel: sich über die Berge durchzuschlagen und im Ahrntal nur so lange wie unbedingt notwendig zu bleiben. Daher versuchten sie über die Jöcher nach Norden zu gelangen, bevor die Amerikaner das Ahrntal erreichten; für Bergunerfahrene eine nicht ungefährliche Angelegenheit. Diesen Umstand nutzten Einheimische, verdingten sich als „Bergführer“ und brachten viele Soldaten über die im Mai noch schneebedeckten Übergänge.

Unsere Leute sind da nicht immer die besten gewesen. Da hat es schon auch welche gegeben, die von den Soldaten alles verlangt haben, was die irgendwie noch bei sich gehabt haben. Und manche haben da ganz schön verdient. Was ich weiß, sind da sogar zwei gestorben, einer da oberhalb von St. Peter und einer im Keilbach. Den da oben in St. Peter haben sie wohl auch begraben, glaube ich, aber nach dem Krieg haben sie ihn dann irgendwann wieder ausgegraben und weggebracht.

(Josef Klammer)

An all diesen turbulenten Ereignissen des Zusammenbruchs faszinierten die Buben damals natürlich nicht die menschlichen Schick-

sale, sondern vor allem die zwangsläufig zurückbleibenden Waffen und Autos, kurz gesagt die „technische Seite“ des Zusammenbruchs:

Etwas haben sie wohl mitgenommen, aber den Großteil der Waffen haben sie zurücklassen müssen. Da ist alles herumgelegen, so wie drüben im Feld beim Kramer: Da ist ein Flak-Auto gewesen mit einer Flak drauf. Da haben wir die Munition ausgeladen und das Pulver angezündet. So haben wir halt herumgewurstelt. Zugegangen ist es manchmal, das kann man sich ja vorstellen: So wie die Schulhaus-Mutter, die ist einmal mit hinaufgebundener Schürze der Kramerin begegnet. Und die hat sie gefragt, was sie da in der Schütze habe. Die Schulhaus-Mutter meinte nur: ‚Da habe ich so nette Kügelchen für die Kinder zum Spielen.‘ - Dabei sind es alles Eier-Handgranaten gewesen, und sie hätte sie den Kindern zum Spielen geben wollen. Aber dann hat sie sie wohl weggeworfen. Wir als Buben sind natürlich hauptsächlich auf die Munition, die Gewehre und so Zeug aus gewesen. Das haben wir gleich versteckt, wenn wir etwas gefunden haben. Viel hat man verwurstelt, aber viel haben wir schon auch verschossen. Der Kramer-Lois z.B. hat beim Notdurft-Lois Schafe gehütet und ist mit denen auf den Hörmann-Boden gefahren und hat sie hinaufgetrieben. Und da hat er so eine Maschinenpistole gehabt, und als die Schafe zu weit hinaufgegangen sind, sodass er hätte hinaufgehen müssen, hat er hinaufgeschossen, oberhalb der Schafe. Dann sind einige kleine Steinchen gekommen, und die Schafe sind von allein wieder herab. Das sind halt so Dummheiten gewesen.

(Josef Hofer)

Was wir mit den Waffen getan haben? Mit der Munition, die wir erwischt haben, haben wir halt an den Sonntagen geschossen, bis wir nichts mehr hatten. Und dann haben wir sie zusammengeschlagen. Wir haben einfach in die

Luft, aber auch zielgeschossen. Ich habe einmal so eine Stil-Handgranate heraufgetragen. Weil ich gesehen habe, wie die da getan haben, habe ich das Käppchen heruntergedreht und hinten herausgezogen und die Handgranate ins Stegl-Feld hinuntergeworfen. Das ist dann ja richtig nett gewesen, wie es einen fürchterlichen Krach gegeben hat. Passiert ist da schon auch einige Male etwas. In St. Johann glaube ich haben sich einige wehgetan, die „Äila-Büibm“ und in Prettau die „Urbiler“, zwei oder gar drei, aber sonst ist nicht viel passiert.

(Josef Klammer)

Neben der Vielzahl an Waffen und Autos brachten die deutschen Truppen auch noch andere Dinge mit: fast wertloses Geld, Stoffe und vor allem Lebensmittel. Einen Großteil davon mussten sie notgedrungen zurücklassen, sodass die einheimische Bevölkerung am Ende des Krieges zu unverhoffter Kriegsbeute kam.

Da ist ein Lastauto gekommen, und da ist alles voll Zeug gewesen. Das haben sie dann bei einem auf den Stadel gestellt. Der Besitzer selber hat dann diese Soldaten übernachten lassen und am nächsten Tag hat er diese paar Soldaten noch ein Stück hinaufbegleitet. Die Sachen sind alle ihm geblieben. Als er dann gesehen hat, dass die anderen Leute auch die ganzen Sachen auf dem Stadel bemerkt haben, hat er schnell, was er noch geschafft hat, in die Kuhlöcher, in die Leitern, hinuntergesteckt. Als wir das bemerkt haben, sind wir unten hinein in den Stall gegangen, haben die Sachen von den Leitern heruntergenommen und sind damit gegangen.

(Josef Klammer)

Die haben halt alles liegen lassen. Oft haben sie alles in den Bach hinuntergelassen und weg sind sie gewesen. Bei diesem Zusammenbruch haben die Leute viel Zeug gehabt. Und wir Buben, wenn wir einen Schraubenschlüssel ge-

funden haben, dann haben wir schon gemeint, was wir für einen Fund gemacht haben. Die etwas älter gewesen sind, haben schon gewusst, was mit dem Zeug anfangen. Aber was hättest du mit einem Zuckersack getan, wenn du einen erwischt hättest. Du hättest nicht gewusst was tun damit. Einige haben aber auch gerauft um verschiedene Dinge.

(Josef Hofer)

Der Zusammenbruch und das Ende des Krieges stehen trotz ihrer Tragik auch für viele, aus heutiger Sicht lustige Episoden und aufregende Geschichten, die vor allem von jugendlicher Neugierde und Unbekümmertheit sowie von Abenteuerlust geprägt sind:

Ich weiß halt, dass drei Tage lang immer Militär gegangen ist. Eine Woche drauf, glaube ich, sind dann die Amerikaner da gewesen. Beim Kordiler hatten sie die Wache und da sind wir neugierige Buben halt hin und sind herumgestrichen und haben geglaubt, was die Amerikaner nur für andere Leute sind. Da haben wir uns gedacht, was die immer kauen. Und da haben sie uns Kaugummi geschenkt, weil die haben Kaugummi gekaut. Du kannst dir vorstellen, was das gewesen ist. Von da aus haben wir dann die Kaugummi gekannt.

Und dann haben wir halt, was wir Zeit gehabt haben, die Autos auseinander genommen, die Kugellager herausgenommen und Bleche heimgetragen und so, was man halt geschafft hat. Ganz zuletzt haben dann die Italiener die Autos weggebracht, was halt noch da war. Die Leute haben damit ja eh nicht viel anfangen können. Gebraucht hat man das Zeug eigentlich nicht, aber wir haben halt einfach Freude daran gehabt ein Auto auseinander zu nehmen. Einmal wäre es mir und meinem Bruder beinahe schlecht ergangen: Da haben wir von der Kaserne wieder einmal ein Autoblech heraufgetragen. Das war, als die „Badoglio“ schon in der Kaserne waren. Und als wir zu

oberst im Stegl-Feld herauf sind, haben wir gesehen, wie einer aus der Kaserne heraus ist und herüber auf die Straße. Dann hat er zu uns heraufgeschaut und die Maschinenpistole angesetzt. Wir haben uns schnell auf den Bauch geleg und schon hat es von den Kugeln nur so „gesungen“. Dann haben wir wieder ein bisschen hinuntergeschaut und als er hineingegangen ist, sind wir wieder gerannt: heim. Aber das Blech haben wir nicht hintengelassen. Zu Hause haben wir natürlich nichts gesagt von dieser Geschichte und wie es uns beinahe ergangen wäre. Ja und das Blech haben wir dann halt genommen, Bretter zuzudecken und für so Sachen.

(Josef Klammer)

Wir haben oft Autoreifen herunter montiert und aufgeschnitten. Aufgeschnitten haben wir sie nur, damit wir die Schläuche herausbringen. Drüben unterhalb der Kirche bei einem Auto, das da unten lag, haben wir halt auch herumgebastelt und die Hupe in Gang gesetzt. Einmal haben wir es sogar geschafft, sie vor dem Kirchengehen mit einem Stock abzuspreizen und gehen zu lassen. Wir haben beim Notdurfter Feld gehabt und da habe ich immer Futter holen müssen. Im Ebner Antlaß sind einige Lastautos gestanden und da bin ich halt auch zum Schauen gegangen und habe herumgeschnüffelt und irgendwann habe ich dann eine Winde gefunden, eine nette Winde. Ich hab sie dann samt dem Futter mit nach Hause getragen und habe sie in der Holzhütte eingegraben, denn die „Badoglio“ hätten gleich alles mitgenommen.

Der Medus aus St. Jakob hat das gleich erfahren und hat gemeint wir sollten sie ihm geben.

Die Mutter hat dann gesagt: Wenn du uns Zucker und Reis gibst, dann geben wir dir die Winde. So ist halt gehandelt worden.

(Josef Hofer)

Ein offizielles Kriegsende gab es im Bewusstsein der Bevölkerung damals nicht. Man hatte zwar im Radio und von den zurückweichenden Soldaten erfahren, dass an verschiedenen Fronten nicht mehr gekämpft wird und folglich der Krieg vorbei sein musste. Ein offizielles Datum für das Kriegsende, eine Waffenstillstandsfeier, wie es sie nach dem Ersten Weltkrieg oft gegeben hatte, gab es nicht. Die Glocken blieben stumm. Es kann sich niemand daran erinnern, dass in den ersten Maiwochen im Ahrntal irgendeine weltliche oder religiöse Feier aus Anlass des Kriegsendes stattfand. Es dauerte einige Wochen, bis es im Bewusstsein der Menschen zur Gewissheit wurde, dass der Krieg und das damit verbundene Leid ein Ende hatten. Josef Klammer kann sich aber erinnern, dass das Herz-Jesu-Fest im Juni 1945 - vielleicht im endgültigen Bewusstsein des Kriegsendes - ganz besonders „feierlich“ begangen wurde:

„Am schönsten ist es am Herz-Jesu-Sonntag gewesen. Da ist es zugegangen am Abend: Feuer überall, und dann wurde geschossen mit den Leuchtpurgewehren. Da ist alles, taleinwärts und talauswärts, beleuchtet gewesen: So haben sie mit den Gewehren diese Leuchtspuren hinaufgeschossen. Da ist es ganz schön gewesen.“

Das Ahrntal im Wandel der Zeit

Für einen Zeitzeugen, der als Elfjähriger das heiß ersehnte Ende des Zweiten Weltkrieges miterlebt hat, sich sogar noch an dessen Beginn am 1. September 1939 erinnern kann und der nun vom Wandel im Ahrntal während dieses Zeitabschnitts von mehr als fünfzig Jahren berichten soll, ist es schwierig objektiv zu bleiben. Wenngleich also der Autor von der besten Absicht beseelt ist die Ereignisse so zu schildern, wie sie sich abgespielt haben, so wird der folgende Rückblick streckenweise doch zum persönlichen Erlebnisbericht eines aufmerksamen Chronisten werden.

Die Ausgangslage im Mai 1945

Diese war verständlicherweise alles eher als viel versprechend und es gab verhältnismäßig wenige Familien, in denen zumindest ein männliches Familienmitglied noch nicht aus dem Krieg zurückgekehrt war. Von den meisten Frontsoldaten waren in den letzten Kriegsmonaten keine Nachrichten mehr ins Ahrntal gelangt und nicht weniger als 111 waren gefallen oder galten als vermisst. Der Krieg hatte sich im Großen und Ganzen fernab vom Ahrntal abgespielt. Auch von den Bomben, die anderenorts großen Schaden anrichteten und viele Opfer unter der Bevölkerung forderten, war das Tal weitgehend verschont geblieben. Nur zweimal fielen Bomben im Ahrntal während des Zweiten Weltkriegs: am frühen Nachmittag des 19. Dezember 1943 (4. Adventsonntag) kam es zu einem zweistündigen deutsch-amerikanischen Luftkampf. Dabei warf eine viermotorige amerikanische Maschine mehrere Bomben ab, bevor sie brennend im Bereich der Höfe Vierösl und Hittl in St. Peter abstürzte. Die Bomben explodierten im Brunnkofl-Feld in Steinhaus und im Wald oberhalb der Hofstelle. Von der zehnköpfigen Besatzung retteten sich fünf mit dem Fallschirm und wurden von Leuten des

„Südtiroler Ordnungsdienstes“ SOD gefangen genommen. Als der Pfarrer von St. Jakob Josef Reifer eine Seelenmesse für die toten amerikanischen Flieger ankündigte, wurde er wegen dieses „Verbrechens“ am 14. Jänner 1944 verhaftet und ins Gefängnis von Bozen gebracht. Am 17. April kam er wieder frei, durfte jedoch nicht mehr in seine Pfarre zurückkehren.

Das zweite Mal fielen Bomben im April 1944 auf das Matzilerfeld in St. Jakob und unterhalb des Gföllberges in der Nähe des Hofes Kofl in St. Johann. Den Blindgänger am Kofl entschärften die Söhne des Hofbesitzers Bernhard Oberkofler ohne viel Aufhebens, ohne Straßenabsperungen und Evakuierungen.

In den ersten Maitagen des Jahres 1945 nun lagerten hunderte von deutschen Soldaten im Ahrntal, die dorthin gezogen waren in der Hoffnung, von hier aus in ihre Heimat zurückkehren zu können. In dieser Zeit banger Hoffnung um das Schicksal von Angehörigen, Verwandten und Bekannten zeigte die Bevölkerung Hilfsbereitschaft und half den mutlos und ratlos gestrandeten Soldaten; denn an ein Weiterkommen war kurzfristig nicht zu denken, zumal damals schlechte Wetterbedingungen und selbst herunter in den Dörfern winterliche Temperaturen herrschten. Als sich das Wetter besserte, wurden viele dieser Kriegsheimkehrer von ortskundigen Talbewohnern über die Jöcher begleitet.

Sorgen machten sich die Ahrntaler auch um ihre Angehörigen und Verwandten, die im Zuge der Option ausgewandert waren. Man hörte von den vielen Bombardierungen der Alliierten und vom großen Mangel an Lebensmitteln und hätte gern geholfen, wenn es Transportmöglichkeiten für Hilfsgüter gegeben hätte. Aber selbst wenn es sie gegeben hätte, wäre eine große Hilfeleistung kaum möglich gewesen, denn auch im Ahrntal herrschte große Not. Einige ausgewanderte Optanten waren in Slowenien angesiedelt

worden und mussten nun unter Hinterlassung ihrer wenigen Habseligkeiten das nackte Leben vor den heranrückenden Kommunisten retten. Der Bevölkerungssaldo der Option ist katastrophal: In den Jahren 1940-1943 haben insgesamt 659 Ahrntalerinnen und Ahrntaler ihre Heimat verlassen. Nur 150 von ihnen sind in den Jahren 1948-1952 wieder zurückgekehrt.



Was den Tölderern jedoch trotz der aufgezeigten Situation wohl tuend auffiel, war der Umstand, dass eine gewisse Freiheit herrschte und man nicht mehr Gefahr lief, ausgehört und vielleicht gar ins Gefängnis, in die Verbannung, an die Front oder in ein Konzentrationslager geschickt zu werden. In den vorangegangenen 25 Jahren hatte man im Ahrntal zu schweigen gelernt und freute sich nach dem Kriege daher, von diesem Druck teilweise befreit zu sein.

Bereits in den ersten Tagen nach dem Krieg wurde in Bozen die Südtiroler Volkspartei gegründet und zusammen mit ihr rief auch der Pfarrklerus des Tales, der schon unterm Faschismus und nach 1943 Mut und Größe gezeigt hatte, zur Zusammenarbeit in den Dörfern und Gemeinden und zur Überwindung von Meinungsverschiedenheiten auf, die zur Zeit der Option und danach die Ahrntaler teilweise entzweit hatten.

Die aus Slowenien zurückgekehrte Optantenfamilie Ludwig, Oberleiter in St. Peter



Die landesweite Unterschriftenaktion für eine Rückführung Südtirols zum Mutterland Österreich wurde zum Großteil auch von den Ahrntalern mitgetragen, denn man sorgte sich auch darum, wie es denn mit dem Schulunterricht für die vielen Kinder - mit rund 140 Neugeborenen hatte die Geburtenrate damals in der Gemeinde historischen Höchststand erreicht - weitergehen würde. Aus Erfahrung wusste man nämlich, dass nur der Unterricht in der Muttersprache den Fortbestand der Südtiroler stärken und festigen konnte.

Und so war die Zusicherung der Autonomie als Ersatz für das geforderte Selbstbestimmungsrecht auch für die Bewohner des Tales eine herbe Enttäuschung, wo doch das Ahrntal nördlich und östlich an Nordtirol und das Land Salzburg angrenzt und trotz der politischen Trennung wegen der Almen im Zillertal und in der Krimmler Ache sowie wegen der zeitweise regen Schmugglertätigkeit Verbindungen dorthin erhalten geblieben waren.

Als sich in den ersten Nachkriegsjahren der Schulunterricht gut entwickelte, jedes Jahr immer wieder Ahrntaler aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrten (die letzten von ihnen im Jahre 1950), sich die Menschen mehr und mehr in Vereinen und Verbänden zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Zielsetzungen zusammenfanden, die Rückoptanten die italienische Staatsbürgerschaft wiedererlangten und schließlich im Frühjahr und am ersten

Ehrung von Katakombenschullehrerinnen durch die Gemeinde Ahrntal am 8. Oktober 1988

Adventsonntag 1948 erstmals nach mehr als zwei Jahrzehnten Parlaments- und Landtagswahlen stattfanden, begann man auch im Ahrntal Mut zu schöpfen und besann sich wieder auf die eigene Kraft und die Eigenverantwortung die Zukunft im Tal mitzubestimmen und mitzugestalten.

Der Wiederbeginn des Vereinslebens

Die ungebrochene Lebensfreude der Tölderer führte in den ersten Nachkriegsjahren zur Neu- oder Wiedergründung zahlreicher Vereine und Verbände. Noch 1945 wurden die Freiwillige Feuerwehr und die Musikkapelle von Steinhaus wiedergegründet, unmittelbar darauf auch die Freiwillige Feuerwehr Luttach und die Musikkapelle Weißenbach. 1946 spielte die Heimatbühne Steinhaus unter der Regie von Kaplan Alois Unterhofer im Kornkasten das Lustspiel „Die Junggesellensteuer“. Kurz darauf gastierte dort die Volksbühne Prettau unter der Leitung von Dr. Georg Nothdurfter mit dem Drama „Der Wilderer in der Teufelsschlucht“. Die Theatergruppe von St. Jakob trat unter der Leitung von Pfarrer Josef Reifer im Pfarrschulhäusl auf, jene von St. Peter spielte in der Veranda des Gasthofs Kordiler und auch in Luttach gab es Theateraufführungen. Wenig später entstanden auch in St. Johann und in Weißenbach Theatergruppen und Freiwillige Feuerwehren.

Die Tölderer waren spielbegeistert. Das zeigte sich z.B. auch bei der Hochzeit von Gottfried Niederkofler, Metzger in Steinhaus, mit Maria Feichter im Februar 1946. Damals rückten am Sonntag vor der Hochzeit, als die Braut nach altem Brauch „mit der Pfoat“ ging (die Braut brachte dem Bräutigam das Hemd, das er am Hochzeitstag tragen sollte) die „Masterer“ aus, die an verschiedenen Orten des Dorfes Szenen aus dem Leben des Bräutigams spielten. Auch eine Altweibermühle wurde aufgestellt und im Dorf strömten Leute aus der ganzen Gegend zusammen.

Musikkapellen wurden 1949 in St. Johann, 1959 in Luttach und 1988 in St. Jakob gegründet.

Die Schützentradition lebte ab 1959 wieder auf. Das offizielle Gründungsjahr der ersten Schützenkompanie des Tales, jener von



Steinhaus-St. Johann geht auf das Jahr 1912 zurück. Damals herrschte noch reger Betrieb am Schießstand in Steinhaus, der sich gegenüber dem Rathaus befindet und heute ungenutzt dasteht. In St. Johann rückte eine kleine Schützengruppe unter Johann Lempfrecher schon seit Ende des Zweiten Weltkriegs bei kirchlichen und weltlichen Anlässen aus.

Ab 1958 organisierten die Urania, das Katholische Bildungswerk und die Bildungsausschüsse Vorträge und andere Bildungsveranstaltungen. Noch in den 40er- und ersten 50er-Jahren wurden die

Ortsgruppen der Berufs- und Sozialverbände, des Bauernbundes und des KVW ins Leben gerufen. Inzwischen gibt es auch Ortsgruppen der Bauernjugend und der Ortsbäuerinnen, der Viehzucht- und Viehversicherungsvereine und eine Naturalien-Brandschutzversicherung, die ohne Prämienbezahlung auskommt.

In die 50er-Jahre fällt die Gründung der Verschönerungsvereine, die später Verkehrsvereine hießen und jetzt als Tourismusvereine geführt werden. Verschönerungsvereine gab es damals in Luttach mit Weißenbach, in Steinhaus mit St. Johann, in St. Jakob, St. Peter und Prettau.

Inzwischen sind im Ahrntal auch viele Sportvereine entstanden. Insgesamt neun stehen derzeit den Sportbegeisterten zur Verfügung und leisten wertvolle Erziehungs- und Ertüchtigungsarbeit für Kinder und Jugendliche. Es sind dies: die Eisschützen Luttach, der Kegelklub Ahrntal, der Kegelklub St. Johann, der Rangglverein Ahrntal, der Skiklub Ahrntal, der Sportverein Weißenbach mit sechs Sektionen, der SSV Ahrntal mit vier Sektionen, der SSV Steinhaus und der Tennis- und Eislaufverein.

Nach und nach wurden gebaut: Fußballplätze in St. Jakob, St. Martin und Weißenbach, Tennisplätze in Steinhaus und St. Martin, ein Eislaufplatz in Steinhaus, ein Eisplatz für die Eisschützen und ein Hallenbad in Luttach.

Die älteste Sportgruppe ist der Ahrntaler Rangglverein, der gleich nach dem Zweiten Weltkrieg seine Tätigkeit wieder aufnahm. In der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg stellte er mit Johann Abfalterer, Kastner in Steinhaus, für viele Jahre den „Welthougmoar“, den besten Ranggler im Alpengebiet. Die Vielfalt und Vielzahl



„Welthougmoar“ und Rangglkönig Johann Abfalterer vom Kastner in Steinhaus (um1912)

an Vereinen und Organisationen, die sich im letzten halben Jahrhundert gebildet haben und hier nicht alle aufgezählt werden können, stellen anschaulich unter Beweis, dass der Gemeinschaftsinn im Ahrntal lebt und gepflegt wird und das Zusammengehörigkeitsgefühl zusehend gewachsen ist.

Am längsten hat dieses Zusammenwachsen bei den Schulbuben gedauert. Wenn solche aus zwei Dörfern zusammentrafen, wurde nicht ungerne gerauft und ohne Grund gestritten. Seit es im Ahrntal eine Mittelschule gibt, die von den Schülern aller Ortschaften der Gemeinde und aus Prettau besucht wird, gibt es auch unter ihnen keine Reibereien mehr. Man kennt sich untereinander gut und trifft sich auch später noch bei vielen Anlässen und in den Diskotheken.

Volksfrömmigkeit und religiöses Brauchtum

Das religiöse Brauchtum, das in den Pfarreien des Tales vor dreißig oder vierzig Jahren zwar noch intensiver gelebt wurde, ist bis in unsere Zeit lebendig geblieben und in der Frömmigkeit der Menschen verankert. Das beweisen die vollen Kirchen an Sonn- und Festtagen. Durch die Spendenfreudigkeit der Gläubigen und mit Hilfe der öffentlichen Hand konnten alle Gotteshäuser des Gemeindegebietes saniert, restauriert, neu eingerichtet und den Erfordernissen der Zeit angepasst werden. In Steinhaus, dem Sitz der Gemeindeverwaltung, wurde in knapp zweijähriger Bauzeit eine neue moderne Kirche errichtet, die Diözesanbischof Wilhelm Egger am 17. Oktober 1993 weihte; die Kirche „Maria Loreto“ aus dem Jahre 1704 war viel zu klein geworden.

Viele Bauernhöfe haben heute noch eigene Kapellen, die in ihrem gepflegten Zustand zur Einkehr einladen. Unzählige Weg- und Gipfelkreuze zeugen davon, wie tief die Tölderer in ihrem Glauben verwurzelt sind. Der jährliche Bittgang an den zwei letzten Tagen in der Bittwoche (vor Christi Himmelfahrt) zur Kornmutter nach Ehrenburg, der schon seit Jahrhunderten unternommen wird, ist immer wieder beeindruckend und reicht zweifellos an eine

Glaubenskundgebung heran, ebenso wie die anderen Bittgänge innerhalb des Gemeindegebietes und die festlichen Prozessionen zu Fronleichnam, am Herz-Jesu-Sonntag und an den Patroziniumsfesten der einzelnen Pfarrkirchen. Festlich begangen werden auch die Hochfeste des Kirchenjahres, besonders Weihnachten mit der Aufstellung der Krippen und Ostern mit der Errichtung der Ostergräber, das Erntedankfest und andere Festtage.

Wenngleich in den letzten fünfzig Jahren in den einzelnen Pfarreien mehrere Primizen stattfanden, so ist doch auch im Ahrntal der Priestermangel immer größer geworden, sodass lediglich die Pfarre Ahrn noch einen eigenen Pfarrer hat, während alle anderen Orte ihren Seelsorger mit einer anderen Pfarrei teilen müssen. Die Tölderer werden gut beraten sein, wenn sie ihren ererbten Väterglauben weiterhin leben und ihn mit Überzeugung ins nächste Jahrtausend tragen und wenn sie vor allem auf das Beten nicht vergessen. Denn es gibt für so vieles zu danken und auch zu bitten, dass über allem Tun und Wirken auch weiterhin Gottes Segen liegen möge.

Das Bauerntum im Ahrntal

Das Bauerntum hat das Landschaftsbild des Tales und die Lebensform der Tölderer nachhaltig geformt. Doch in den letzten Jahrzehnten ist das bäuerliche Element stark zurückgedrängt worden: es gibt nicht mehr allzu viele Vollerwerbsbauern, die noch in den 70er-Jahren die übergroße Mehrheit waren. Der überwiegende Teil der Höfe ist heutzutage auf Zuerwerb angewiesen, weshalb eine größere Anzahl von Hofbesitzern auch einem Handwerksberuf



nachgeht, in der Industrie, am Bau, im Gastgewerbe bzw. in den Skigebieten arbeitet oder sich durch Heimarbeit einen Nebenverdienst sucht. Wo die nötige Bausubstanz vorhanden war, wurden Zimmer für den „Urlaub auf dem Bauernhof“ eingerichtet, was einerseits ein Nebeneinkommen sichert, andererseits aber auch die Bäuerin mit neuen Aufgaben belastet.

Bis in die 60er-Jahre arbeiteten auf den Höfen noch Dienstboten, die oft wie Familienmitglieder behandelt wurden und sich in die Lebensgewohnheiten und in die strenge Lebensform der bäuerlichen Familien integrierten. Damals war die Arbeit in der Landwirtschaft noch hoch geschätzt.

Wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde es auf Grund des staatlichen Berggesetzes möglich, die Dienstboten kostenlos zu versichern. Dieses Berggesetz fand in Gebieten über 800 Meter Meereshöhe Anwendung und somit auch im gesamten Ahrntal. In den ersten 50er-Jahren wurden die Bauern auf Bauertagen geradezu bestürmt, von dieser Errungenschaft Gebrauch zu machen und die Angestellten „anzumelden“, damit sie krank- und sozialversichert würden. Für die bäuerlichen Familien wurde um 1955 die Bauernkrankenkasse eingeführt, die ab 1957 auch die Rentenversicherung übernahm. Es hat dann einige Zeit gedauert, bis die ersten Renten – es waren vielfach Mindestrenten – von der Bauernkrankenkasse ausbezahlt wurden. Aber sie wurden von den Empfängern überaus dankbar angenommen, die sich dabei unsagbar reich fühlten und nicht selten zum ersten Mal im Leben über ein eigenes Einkommen verfügten. So manche abgeschundene Bergbäuerin wusste mit dem eigenen Geld nichts anzufangen und gab es an Familienangehörige weiter, von denen sie glaubte, dass sie es mehr benötigten.

Die Arbeit auf den Bauernhöfen war hart und mühselig, aber auch vielfältig und abwechslungsreich. Und da am Hofe nur die Stube heizbar war, wurde diese besonders in der kalten Jahreszeit zum Treffpunkt für Eltern, Kinder, Großeltern, Onkel und Tanten, für die Dienstboten und oft auch für die Handwerker, die zur Stör am Hof arbeiteten. Am Abend wurde vom Bauer die Arbeit für den nächsten Tag besprochen und bestimmt, so weit die Witterung voraussehbar war. Man erzählte viel im Kreis der Großfamilie und das Gespräch untereinander hatte einen hohen Rang. Das Tischgebet vor und nach dem Essen war eine Selbstverständlichkeit und am Abend nach dem „Nachtstuhl“ wurde gemeinsam gebetet, im Winter etwas länger und im Sommer nach der strengen Feldarbeit etwas weniger lang. Der Bauer und auch die Bäuerin mahnten zum Besuch des Gottesdienstes und legten großen Wert darauf, dass zu den „heiligen Zeiten“ auch zur Beichte und Kommunion gegangen wurde. Es gab aber nicht nur Pflichten am Hof, man verstand es ebenso zu besonderen Anlässen und Festen miteinander zu feiern, wobei ein gutes Essen nicht fehlen durfte. Auch bei solchen Gelegenheiten gehörten die Dienstboten zur Familie und es war immer ein gemeinsames Fest.

Man legte und legt auch heute noch großen Wert auf Ordnung und Sauberkeit am Hof. Und so musste auch bei der Feldarbeit auf die altbewährte Form geachtet werden: die Heu- und Kornstiffler waren seinerzeit noch vielfach zeitbedingte „Kunstwerke“ in der Kulturlandschaft des Tales. Wenn die Arbeit am Hof auch sehr anstrengend war, weil sie damals noch allein mit Menschenkraft verrichtet werden musste, so fand man trotzdem einen tieferen Sinn in und Freude an ihr, fühlte sich naturverbunden und sah sich als Handwerker Gottes in der Fortsetzung seines Schöpfungsauftrages. Der Bauer war nicht nur Selbstversorger, er erzeugte auch eine große Auswahl landwirtschaftlicher Produkte: Roggen, Gerste, Hafer, Weizen und Kartoffeln. Heute gibt es wegen der für die Viehhaltung intensiv betriebenen Grünlandwirtschaft nur mehr Wiesen. Das leuchtende Gelb der Kornfelder ist ebenso verschwunden wie das Blau der Flachsblüten oder die rote Pracht

der Mohnblüten: die Ahrntaler Kulturlandschaft ist eintöniger geworden.

In den letzten zwanzig, dreißig Jahren ist die Arbeit auf Hof und Feld durch den Einsatz von Maschinen sehr erleichtert worden. Und da kaum noch Dienstboten gehalten werden können, ist die bäuerliche Familie in der Bearbeitung des Hofes stark gefordert, wenngleich alle Höfe des Tales und selbst viele Almen durch Zufahrtswege erschlossen sind. Für die Romantik, mit der viele Urlauber das Landleben sehen, ist heute kein Platz und keine Zeit mehr.

Die Großgemeinde Ahrntal

Ende der 20er-Jahre haben die faschistischen Behörden die ehemaligen Dorfgemeinden Prettau, St. Peter, St. Jakob, St. Johann und Luttach zur Großgemeinde Ahrntal zusammengeschlossen, die mit insgesamt 274 qkm flächenmäßig zur weitaus größten Gemeinde des Pustertales wurde. Eine große Gemeinde mag für die Verwaltung von Vorteil sein, auf das Gemeinschaftsleben wirkt sie aber eher negativ aus: Weißenbach und Kasern lagen knapp 30 km auseinander.

Zum Gemeindegemeinschaft wurde Steinhaus bestimmt, das etwa in der Mitte des Tales liegt, aber nie eine eigenständige Gemeinde gewesen war. Mitten durch die Ortschaft verlief seit Menschengedenken die Grenze zwischen den Gemeinden St. Johann und St. Jakob; sie ist heute die Grenze zwischen den beiden gleichnamigen Fraktionen, die den ehemaligen Gemeinde-Grundbesitz verwalten. Auch Weißenbach hat eine Fraktionsverwaltung: der Ort war vor der Zusammenlegung Fraktion der Gemeinde Luttach.

1958 machte sich Prettau wieder selbstständig. Die Gemeinde Ahrntal schrumpfte auf 187 qkm zusammen, blieb aber die flächenmäßig größte Gemeinde des Pustertales.

Die Verwaltung wurde zuerst im Volksschulgebäude untergebracht, das sie mit der zweiklassigen Volksschule und dem Kindergarten teilen musste. 1943 übersiedelte sie ins Faktorhaus, in welchem vom Eigentümer, der Familie Graf Enzenberg, der zweite

Stock gemietet wurde. Am 24. April 1972 beschloss der Gemeinderat, das Faktorhaus um 20 Millionen Lire anzukaufen und es zum Gemeindesitz umzubauen. Für den Ankauf des gleichzeitig von Graf Enzenberg um acht Millionen Lire angebotenen Kornkastens kam keine Mehrheit zu Stande. Etwa 15 Jahre später wurde das historische Gebäude, das jetzt Schauräume des Bergwerksmuseums und andere öffentliche Einrichtungen beherbergt, zum Kaufpreis von einer Milliarde Lire erworben, wobei je ein Drittel die Gemeinde, die Bezirksgemeinschaft und das Land beisteuerten.

1975 erfolgte nach den Plänen von Arch. Erich Pattis der Umbau des Faktorhauses, dessen Garten zum Parkplatz umgestaltet wurde. Während der Bauarbeiten von Mai bis Dezember waren die Amtsräume im großen Saal des Gasthofes Steinhauswirt untergebracht. Fünfzehn Jahre später wurden die Umbauarbeiten mit der Adaptierung des Dachgeschosses abgeschlossen.

Bis 1943 wurde die Gemeinde Ahrntal - wie alle anderen im Lande auch - von den durch die faschistischen Behörden eingesetzten Amtsbürgermeistern, den „Podestà“, verwaltet. Die Führung der Akten erfolgte ausschließlich auf Italienisch, was verständlicherweise große Schwierigkeiten nach sich zog. Ab September 1943 leitete Josef Oberhollenzer sen. (Jg. 1897), Kohler in St. Johann, kommissarisch die Gemeinde. Er war schon in den 20er-Jahren Bürgermeister der damaligen Gemeinde St. Johann gewesen. Ab Sommer 1945 folgte Jakob Oberhollenzer, Verwalter der Enzenbergischen Güter im Ahrntal. Ihm stand ein sechsköpfiger Ausschuss zur Seite, der nach dem Wahlsystem für die Fraktionsausschüsse gewählt wurde und von der Aufsichtsbehörde bestätigt werden musste.

Die ersten Gemeindewahlen auf der Grundlage eines eigenen Regionalgesetzes fanden in Südtirol im Mai 1952 statt. Seit seinem Bestehen setzt sich der Gemeinderat von Ahrntal aus 20 Mitgliedern zusammen.

Zur Wahl von 1952 traten zwei Parteien an, die SVP und die DC. Diese erhielt mit dem Postmeister von Prettau Giovanni Battisti einen Mandatar, die restlichen 19 stellte die SVP. Ende Juni kündigten

Böllerschüsse die Wahl des ersten demokratisch gewählten Bürgermeisters der Nachkriegszeit an: es war wieder Josef Oberhollenzer, Kohler in St. Johann, der Johann Steger, Walcher in St. Peter, zu seinem Stellvertreter ernannte. Als der Postmeister versetzt wurde, verloren die italienischen Christdemokraten ihren Vertreter und der Gemeinderat tagte fortan mit den 19 SVP-Räten.

Bei den Gemeindewahlen von 1956 und 1960 trat nur die Südtiroler Volkspartei an. Beide Male wurde Josef Oberhollenzer als Bürgermeister bestätigt. Seine Stellvertreter waren 1956-1960 Stefan Leiter, Großarzbacher in Luttach, 1960-1964 Karl Kaiser, Baumann in St. Johann.

1964 übernahm der Volksschuldirektor Johann Kirchler aus Luttach die Führung der Gemeinde, der er 22 Jahre lang bis zu seinem Tod 1986 vorstand. Seine Stellvertreter waren bis 1969 wiederum Karl Kaiser, ab 1969 bis zu seinem Tod Thomas Lempfrecher, Schmalzer in Steinhaus. Obwohl in diesen Jahren die SVP sämtliche Gemeinderäte stellte, wurde mitunter sehr lebhaft debattiert. Die Räte der einzelnen Ortschaften standen bei der Aufteilung des bescheidenen Gemeindegeldes in direkter Konkurrenz zueinander. Die Ratssitzungen waren sehr spannend, denn die Probleme wurden im Gemeinderat ausdiskutiert, Vorabsprachen wie heute gab es nicht.

Zur Gemeindewahl von 1974 trat mit der Liste Ahrntal erstmals eine deutsche Oppositionspartei an, die auf Anhieb drei Mandate erhielt. Oppositionsführer war drei Amtsperioden lang Dr. Hubert Rieder. Stellvertreter von Bürgermeister Johann Kirchler wurde Siegfried Klammer aus St. Johann.

1980 stellte sich neben der SVP und der Liste Ahrntal die Partei der Unabhängigen PDU als zweite Oppositionspartei der Wahl. Die SVP erhielt 16 Mandate, die Liste Ahrntal wieder drei und die PDU ein Mandat. Stellvertreter von Bürgermeister Johann Kirchler wurde der Mittelschullehrer Josef Kirchler aus St. Jakob.

1985 erhielt die Edelweißliste 18 Mandate, die Liste Ahrntal und die Ahmtaler Wirtschaftsliste je ein Mandat. Bei den Gemeindewahlen von 1990 kandidierte erstmals die Union für Südtirol UfS, die einen Sitz errang, die übrigen 19 gingen an die Südtiroler Volkspartei.

In den Verwaltungsperioden 1985-1990 und 1990-1995 gab es unerwartete Todesfälle der amtierenden Bürgermeister. Johann Kirchler erlag am 3. September 1986 einem Herzversagen. Die Nachfolge übernahm sein Stellvertreter Josef Kirchler aus St. Jakob, als Vizebürgermeister rückte Assessor Dr. Josef Kirchler aus Weißenbach nach. Fünf Jahre später, am 10. September 1991 verstarb auch Bürgermeister Josef Kirchler auf einer Wanderung an einem Herzinfarkt. Zu seinem Nachfolger wurde Vizebürgermeister Dr. Josef Kirchler gewählt, der seinerseits Kurt Knapp aus Steinhaus zum Stellvertreter ernannte.

Bei den Gemeindewahlen von 1995 wurde erstmals der Bürgermeister direkt gewählt. Dast Amt errang Rechtsanwalt Dr. Hubert Rieder, dessen Bürgerliste für das Ahrntal mit insgesamt sechs Mandataren in den Gemeinderat einzog. Die SVP erhielt zwölf Sitze und stellt mit Dr. Josef Kirchler den Vizebürgermeister. Zwei Sitze entfielen auf die UfS.

Die Ehrenbürger

In der Nachkriegszeit hat die Gemeinde Ahrntal dreizehn verdienten Bürgern für ihr Wirken zum Wohl der Bevölkerung die Ehrenbürgerschaft verliehen. Es sind dies:

1954 - Dr. Joseph Georg Oberkofler, Schriftsteller

1954 - Josef Raffler, Pfarrer von St. Johann

1955 - Sieghard Graf von Enzenberg

1961 - Msgr. Johann Baptist Oberkofler, akademischer Maler

1967 - Josef Oberhollenzer, Altbürgermeister

1969 - Dr. Josef Kiener, Gemeindearzt

1970 - Dr. Peter Brugger, Landesrat für Landwirtschaft und SVP-Senator

1978 - Dr. Georg Notdurfter, Sprengeltierarzt

1980 - Dr. Vinzenz Oberhollenzer, Journalist und Reimmichl-Kalendermann

1980 - Franz Pipperger, Pfarrer von St. Johann

1986 - Georg Graf von Enzenberg

1989 - Dr. Hermann Reden, Amts- und Gemeindearzt

1992 - Josef Zitturi, langjähriges Mitglied des Gemeinderats

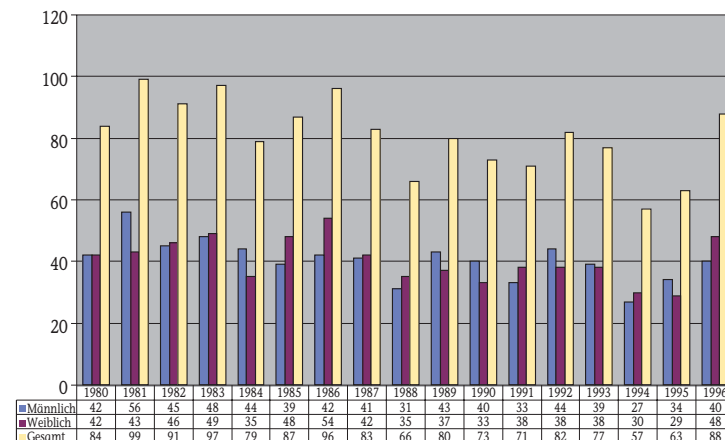
Kinderreichtum und zunehmende Einwohnerzahl

Die Gemeinde Ahrntal lag mit ihren hohen Geburtenziffern über Jahrzehnte landesweit im Spitzenfeld. In den Kriegs- und den ersten Nachkriegsjahren wurden bis zu 140 Geburten im Jahr verzeichnet. Später sank die Geburtenrate unter die 100er-Marke, was im Landesdurchschnitt immer noch überaus hoch war.

Durch den Geburtenüberschuss hat sich die Einwohnerzahl in den letzten Jahrzehnten zunehmend erhöht.

Vor der Lostrennung der Fraktion Prettau, die 1958 wiederum eigene Gemeinde wurde, hatte die Gemeinde Ahrntal 5.005 Einwohner, nachher 4.333. Zum 31. Dezember 1961 waren es sogar nur noch 4.207

Mit der Geburt von Florian Lechner am 28. April 1983 überschritt die Bevölkerung der Gemeinde Ahrntal die 5.000er-Grenze und erreichte am 31.12.1998 den Stand von 5.483 Einwohnern. Somit ist sie nach dem Bezirkshauptort Bruneck die einwohnerreichste Gemeinde des Pustertales.



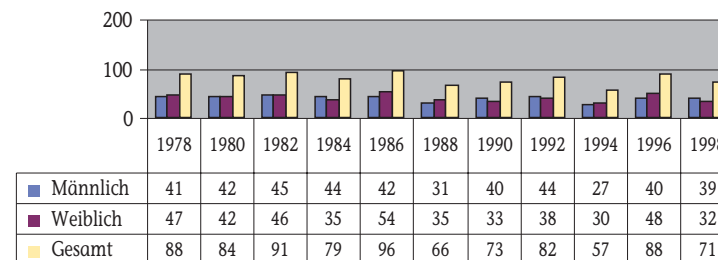
Die Einwohnerzahl der Gemeinde Ahrntal teilt sich auf die einzelnen Orte wie folgt auf: St. Johann 1.850 Personen, Luttach 951, Steinhaus 864, St. Jakob 689, Weißenbach 566 und St. Peter 563. Mit 2.777 Männern zu 2.706 Frauen haben erstere im Gemeindegebiet einen Überschuss von 71 Personen.

Im Ahrntal gibt es noch eine größere Anzahl von Familien mit 10 bis 15 Kindern. Besonders auf den Bauernhöfen war der Kinderreichtum früher sehr groß und von einiger Bedeutung. Dort hatten die Kinder auch viel Raum und Entfaltungsmöglichkeiten in einer natürlichen und gesunden Umwelt. Und so konnten allein in Steinhaus anlässlich einer Muttertagsfeier im Jahre 1962 nicht weniger als 22 Mütter mit einem Buchgeschenk geehrt werden, die zehn und noch mehr Kindern das Leben geschenkt hatten. Nicht unerwähnt bleiben sollen auch jene Familien, die fünf bis zehn Kinder oder auch weniger als fünf Kinder großziehen, ihnen eine gediegene Berufsausbildung zukommen lassen und sie auf das Leben in der Familie und in der Öffentlichkeit vorbereiten.



Ehrung von Müttern kinderreicher Familien durch die Gemeinde Ahrntal im November 1992 (im Bild Frau Paula Kaiser-Hofer)

Würde die Gemeinde heute eine ähnliche Feier veranstalten wie 1962, dann müsste sie noch ein paar Bücher zulegen. Der Kinderreichtum ist erstaunlicherweise entgegen dem allgemeinen Trend nicht zurückgegangen, im Gegenteil. Zum Jahresbeginn 1999 konnte die Gemeinde eine beeindruckende Statistik präsentieren: 200 Familien hatten fünf bis neun Kinder, zehn bis dreizehn Kinder gab es in 35 Familien und eine Familie war gar mit 15 Kindern gesegnet.



Größte Anstrengungen hat die Gemeinde unternommen, im Rahmen ihrer Zuständigkeiten den nachkommenden Generationen angemessene Ausbildungsmöglichkeiten zu bieten. So wurden in allen Orten Kindergärten errichtet und die Grundschulen den Erfordernissen moderner Unterrichtsformen angepasst.

Das umfassende Schulbauprogramm setzte Mitte der 50er-Jahre ein, als in St. Johann eine neue Grundschule errichtet wurde. Das Hauptverdienst daran kommt wohl dem Fraktionsvorsteher Karl Kaiser zu, der sich als Vizebürgermeister in den ersten 60er-Jahren dafür stark machte, das alte Volksschulgebäude als Mittelschule zu nutzen. Das Provisorium dauerte an die zwei Jahrzehnte: 1982 konnte der Unterricht in der neuen Mittelschule aufgenommen werden, in der auch die Musikschule untergebracht ist. Unterdessen hat die 1957 eröffnete Grundschule bereits den ersten Umbau hinter sich. Sie wurde in den Jahren 1997-1998 einer gründlichen Sanierung unterzogen und mit Beginn des Schuljahres 1998/99 wieder in Betrieb genommen.

Luttach erhielt vor mehr als 25 Jahren eine Schule, die auch zwei Kindergartensektionen beherbergt. Das alte Schulgebäude am Kirchhügel wurde abgetragen.

In Weißenbach wurden die neue Grundschule und die Kindergartensektion 1978 bezogen. Seit zwei Jahrzehnten hat St. Peter eine neue Grundschule im Bereich der Marche. Ein Kindergarten und eine Turnhalle, die auch als Vereinsraum genutzt werden soll, sind in Planung. Die alte Schule oberhalb der Pfarrkirche am Peteregg ist abgetragen worden, das Grundstück wurde für die Friedhofserweiterung verwendet.

Die Grundschule von St. Jakob wurde Ende der 80er-Jahre von Grund auf umgebaut. Im Parterre ist der Kindergarten untergebracht. Der Bau wurde zusammen mit der Schnitzschule 1989 bezogen. Ein multifunktionales Kulturzentrum entstand in Steinhaus oberhalb der neuen Pfarrkirche. 1978 wurde mit dem Bau des Kindergartens begonnen. In dem Gebäude befinden sich auch ein Mehrzwecksaal und das Probelokal der Musikkapelle. 1984 begannen dann die Arbeiten für die neue Grundschule samt Turnsaal, das Arztambulatorium und den Musikpavillon. Die Gebäude waren schon im Herbst 1985 bezugsfertig.

Der Mangel an Arbeitsplätzen und seine Folgen

Der große Geburtenüberschuss in der Gemeinde Ahrntal führte wegen des in den ersten Jahrzehnten nach Kriegsende herrschenden Mangels an Arbeitsplätzen zu einer starken Abwanderung von jungen Leuten. Es war eine harte und schwere Zeit nicht nur für jene, die fortziehen, sich als Holzarbeiter oder für andere Schwerstarbeiten verdingen mussten und von einer Familiengründung vielfach nur träumen konnten, sondern auch für die Zurückgebliebenen, die nach der ersten Abwanderungswelle durch die Option im Jahre 1939 erneut einen großen Aderlass erlebten. Man war unglücklich darüber, den jungen Leuten nicht die nötigen Startbedingungen für Beruf und Existenzgründung in der Heimat geben zu können. Viele von ihnen haben im Ausland, vorwiegend in

Österreich, Deutschland oder der Schweiz eine neue Heimat gefunden. Mit dem Älterwerden wächst unter ihnen, wie man aus zufälligen Gesprächen erfahren kann, das Heimweh und der Wunsch wieder ins Tal zurückkehren zu können. Joseph Georg Oberkofler, der große Dichter aus dem Ahrntal, der selbst die engere Heimat verlassen musste zu einer Zeit, als das deutsche Wort verpönt war, schreibt über die Heimat in seinem Büchlein „Südtirol“:

„Fremde ist formlos, Heimat ist Gestalt. Heimat ist Schickung und Fügung von oben und nicht Los aus Zwang, Zufall oder Wahl. Sie ist kein Tummelplatz der Wirtschaft und der Politik, sie ist das Reich des Herzens. Im Wandel der Zeit ist sie die Dauernde. Wer ihr fremd wird, den entlässt sie mit dem Stachel des Heimwehs in der Brust. Wer sie wahrhaft in sich aufnahm, bewahrt ihr leuchtendes Gleichnis unter jedem Himmel.“

Mehr als 400 Ahrntalerinnen und Ahrntaler sind der Heimat in jenen Jahren verloren gegangen, obwohl die allermeisten mit ihr noch in Kontakt stehen und auch die Gemeindeverwaltung durch ihr Mitteilungsblatt mit ihnen in Verbindung bleibt. Insgesamt 461 Personen waren zum Jahresbeginn 1999 im Verzeichnis der Heimatfernen eingetragen. Die Zahl der Abgewanderten liegt natürlich bedeutend höher, zumal aus dem Verzeichnis alle jene Personen gestrichen wurden, die eine andere Staatsbürgerschaft angenommen haben.

Zwischen 1950 und 1973 sind auch viele Mädchen aus dem Tal in den großen Fremdenverkehrszentren in Gröden, Gadertal, Sexten, Toblach, Niederdorf, Prags, Meran oder anderswo auf „Saison“ gegangen und nicht wenige haben dort ihren Lebenspartner kennen gelernt und sind dann durch Heirat auch dort ansässig geworden. Im Ahrntal hatte damals außer den Hoferben kaum einer der Jungmänner und Burschen die Möglichkeit, ohne sicheren Arbeitsplatz und ohne Wohnung an eine Familiengründung zu denken. Eine größere Anzahl von jungen Männern ging im Winter zur Holzarbeit nach Österreich, in die Schweiz oder in den süddeutschen Raum und schuftete dort in Akkordarbeit, um sich dann daheim

ein Eigenheim errichten zu können. Arbeitsscheu waren die Tölderer nie und so konnten sich gar manche durch Verzicht und harte Arbeit langsam ihren Lebensstraum von einer eigenen Familie erfüllen. Gottlob gab es damals in Österreich und in den Nachbarländern einen großen Bedarf an Arbeitskräften. Am Ende dieses Jahrhunderts besteht scheinbar selbst im südlichen Landesteil Tirols ein großer Bedarf nach Arbeitskräften. So ändern sich die Zeiten!

Der wirtschaftliche Aufstieg

Das zweite Autonomiestatut von 1972, das schwer erkämpft werden musste, von vielen harten Einsatz und von einigen schwerste persönliche Opfer, ja selbst das Leben abverlangt hatte, brachte dem Land in den verschiedensten Sachbereichen neue Zuständigkeiten, die im Ahrntal einen ungeahnten wirtschaftlichen Entwicklungsschub bewirkten. Während es bis 1971 im Fremdenverkehr nur eine relativ kurze Sommersaison gab, nahm mit der Eröffnung des Skibetriebs am Klausberg zu Weihnachten 1971 und am Speikboden im Jahre 1973 das wirtschaftliche Leben im Tal einen gewaltigen Aufschwung. Am Klausberg fahren heute ein Kabinenlift und fünf Sessellifte, am Speikboden funktionieren sechs Sessellifte und ein Babyschlepplift. Schlepplifte bestehen auch in St. Peter und in Weißenbach. In den zwanzig Jahren von 1971-1990 stieg die Anzahl der Übernachtungen von 128.000 auf 600.000. 1998 wurden 545.000 Übernachtungen gezählt.

Gastbetriebe wurden ausgebaut, neue Hotels entstanden, Geschäfte wurden erweitert und Betriebe eröffnet. Damit begannen auch das Baugewerbe und das Handwerk zu florieren; immer mehr Leute fanden Arbeit in ihrer eigenen Gemeinde. Handwerksbetriebe siedelten sich an oder vergrößerten sich und für den sozialen Wohnbau wurden im Gemeindegebiet insgesamt 14 neue Bauzonen ausgewiesen, verbaut und bezogen. Das waren die Voraussetzungen dafür, dass viele junge Menschen mit großem Einsatz zu einem Eigenheim kommen und sich eine Existenz in der Heimat schaffen konnten. Viele Männer und Burschen fanden in den Industriebe-

trieben in St. Johann, Mühlen oder Bruneck Arbeit und haben so die Möglichkeit, ihre Freizeit im Kreise der Familie zu verbringen und im dörflichen Bereich bei den verschiedenen Vereinen, Verbänden und Organisationen mitzuwirken oder sich als Ausgleich zu ihrer Berufsarbeit sportlich zu betätigen. Und dass der soziale Frieden untereinander gelebt und gepflegt wird, gehört sicher zum Wertvollsten dieser Zeit. Die ältere Generation notiert die gute „neue“ Zeit mit Genugtuung und Dankbarkeit und ist bemüht der Jugend zu erklären, dass es den Ahrntalern nicht immer so gut gegangen ist, auch wenn man von der guten „alten“ Zeit liest oder von ihr erzählt wird.

Naturkatastrophen im Ahrntal

Das Ahrntal teilt mit anderen Hochtälern das Schicksal, ständig unter dem Damoklesschwert der Naturkatastrophen leben zu müssen. Auch wenn in den letzten Jahrzehnten die Landesverwaltung viel getan hat, um die Gefahren von Lawinenabgängen, Hochwasser, Steinschlag und Vermurungen zu verringern, so sind doch allenthalben Spuren von verheerenden Unwetterkatastrophen sichtbar, die die Landschaft kleinräumig entscheidend verändert haben. Auch Schutzbauten, Gedenktafeln, Marterln und einzelne Kreuze auf den Friedhöfen weisen auf die schrecklichen Folgen solcher Naturereignisse hin.

Eine der ersten Nachrichten von **Lawinen** stammt aus dem Jahre 1611. Damals soll im Frankbach eine gewaltige Lawine abgegangen sein, die elf Menschenleben forderte und großen Sachschaden verursachte. 1917 richtete in Kleinklausen eine große Lawine glücklicherweise nur Schäden an Wald und Fluren an.

Schlimm war das Wochenende vom 20. auf den 21. Jänner 1951. Die Katastrophe begann Samstagmittag: Aus dem Griesbach ging eine mächtige Lawine ab, die Wasserleitungen, Mühlen, die Tasseralmhütte und viel Wald zerstörte. Gegen 22 Uhr brach dann an der Wagnerscheide eine riesige Staublawine los. Der größere Teil wandte sich Richtung Prettau, tötete zu Alprech zwei Menschen

und richtete immense Schäden an. Der Teil der Lawine, der Richtung St. Peter abging, zerstörte viel Wald, raste über die Felder vom Locher und vom Duregger, am Pfarrhaus vorbei bis hinunter in die Klamme und beschädigte dort die Häuser Oberhaus, Klammwirt und Unterhaus. Beim Tschingler direkt über der Klamme wurden das Futterhaus und der gesamte Viehbestand zerstört. Die Bewohner konnten sich aus dem teilweise eingedrückten Wohnhaus retten.

Doch das war erst der Anfang: In der Nacht zum 21. Jänner ging im Wollbach eine Lawine nieder, ebenso eine Grundlawine aus dem Lanthalgraben auf St. Jakob. In St. Johann wurde der 84jährige Getzlechnbauer auf dem Weg zum Sonntagsgottesdienst unweit seines Hofes von einer Lawine getötet. Am frühen Nachmittag beteten die Gläubigen in der Kirche von Steinhaus um Rettung vor der Lawinengefahr, da riss eine Lawine den kleinen Hof Sonnseite am Kofelberg ab dem ersten Stockwerk hinweg und verschüttete die darunter liegende Schmalzer Säge. Die Bewohner des Berghofes blieben unverletzt, sie hatten sich in der ebenerdig gelegenen Stube aufgehalten.

Im Keilbach über Steinhaus wurde das Futterhaus vom Unterkeil in die Klamm gefegt, mit ihm sämtliches Vieh, die Futtervorräte und die landwirtschaftlichen Geräte. Vom danebenliegenden Waldlechn trug die Lawine den Stadel ab; die Tochter Antonia, die darin gearbeitet hatte, konnte unverletzt geborgen werden. Im kleinen E-Werk neben der Hofstelle wurde der 20-jährige Peter Enz (Hallechn Peter) verschüttet. Man barg ihn lebend am nächsten Tag.

Tragische Folgen hatte eine weitere Lawine, die ebenfalls Sonntag, den 21. Jänner 1951 in Weißenbach niederging und die Gebäude beim Graber oberhalb des heutigen Gasthofes Schönberg in die Tiefe riss. Von den fünfzehn Bewohnern des Hofes starben fünf.

In St. Johann wurde der Einödhof Pizat eine halbe Gehstunde oberhalb der Frankbachhöfe von einer Lawine verschüttet. Die Bewohner konnten sich mit Hilfe von Nachbarn befreien. Am nächsten Tag (Montag) saßen die Pizat-Kinder wie immer in der Schule. Das letzte Opfer dieses katastrophalen Lawinenwinters



wurde am Aschermittwoch, den 7. Februar 1951, die Ederbäuerin am Herrenberg bei Luttach.

Hochwasser gab es in den letzten Jahrzehnten mehrmals. 1959 richteten am Peter-und-Paul-Tag der Wollbach, der Hollenzbach und der Steinerbach in St. Jakob und St. Peter große Schäden an. Die Ahr überschwemmte zwischen Steinhaus und St. Johann die Felder und riss mehrere Brücken weg.

1985 richtete der Weißenbach in der gleichnamigen Ortschaft aber auch in Luttach schwere Verwüstungen an. Die hochgehende Ahr wütete im August 1987 besonders im Bereich der Klamme. In St. Jakob befanden sich der Wispler und das Neumannhäusl in arger Gefahr. Die beiden Häuser wurden später wegen der dauernden Hochwassergefahr aufgegeben. In Steinhaus standen im Rathaus die ebenerdigen Büros unter Wasser. Dies war am 17. Juni 1991 nochmals der Fall.

Im Spätherbst 1966 und im Jänner 1967 waren die Höfe am Kofelberg von **Steinschlag** arg gefährdet. Nach den gewaltigen Felsabbrüchen vom Neujahrstag 1967 wurden die Bewohner von Oberkofl, Niederkofl und Sonnseite vorsichtshalber evakuiert. Die Felsbrocken gefährdeten auch die Talstraße, nur der Linienbus durfte auf eigene Gefahr einige Male am Tag durchfahren. Später

wurde an der Stelle eine Schutzmauer errichtet und heute schützen große Gräben, die an der unteren Waldseite ausgehoben wurden, die Anrainer.

Einen großen **Murbruch** gab es im Juni 1990 in der Klamme, als unterhalb der Felder des Felderhofes eine Mure abging, die Straße und Bachbett

verlegte. Ein junger Mann, der gerade in seinem Wagen unterwegs war, fand dabei den Tod. Prettau war mehrere Tage lang von der Außenwelt abgeschnitten. Heute ist die Gefahrenstelle in der Klamme durch einen Tunnel und Schutzbauten entschärft.



Der Verkehr und die Talstraße

Das Ahrntal war nie ein so ruhiges Tal, so wie es manche glaubhaft machen möchten. Schon zur Blütezeit des Bergwerks in Prettau herrschte auf den Verkehrswegen durch das Tal, die seinerzeit zum Teil auf einer ganz anderen Route verliefen, reger Betrieb, denn die Lieferung der Erze aus den Stollen und die Holztransporte zur Kupferschmelze im Bereich des Arzbaches zwischen St. Johann und Luttach verursachten regen Verkehr. Zugegebenermaßen ruhiger war es auf der Talstraße sicher nach der Einstellung des Kupferbergwerkes gegen Ende des 19. Jahrhunderts, zumal nachher die Übergänge in den Pinzgau oder ins hintere Zillertal nur mehr von Bauern, Wanderern und später von Schmugglern benutzt wurden.

In den ersten Jahrzehnten nach 1945 gab es so gut wie kein Verkehrsaufkommen. Damals hielten die Freiwillige Feuerwehr und die Musikkapelle Steinhaus ihre Vereinsfeste vor der alten

Volksschule ab, wobei auch der ganze Straßenbereich mit eingeschlossen war, ohne etwa vom Verkehr gestört zu werden oder diesen zu stören. Auch die Prozessionen in Steinhaus, St. Johann und Luttach konnten ungestört durchgeführt werden. Im Mai des Marianischen Jahres 1954, als die Kreuz-

gänge aus allen Pfarreien des Ahrntales zur Gottesmutter „Maria Loreto“ nach Steinhaus pilgerten, fand wegen Platzmangels in der Kirche der Gottesdienst vor der alten Schule statt und auf der Talstraße waren Bänke und Stühle für die Wallfahrer aufgestellt.

Durch den ansteigenden Tourismus und die zunehmende Motorisierung hat der Verkehr in den letzten Jahrzehnten gewaltig zugenommen. Das machte die Umfahrung von St. Johann, den Bau eines Tunnels in der Klamm hinter St. Peter sowie Verbreiterungs- bzw. Begradigungsarbeiten notwendig. Sowohl im Sommer wie auch im Winter fahren zur Zeit der Hochsaison täglich hunderte von PKW in beide Richtungen. Die Errichtung des Bergwerksmuseums im Stollen des ehemaligen Bergwerks von Prettau mit 43.000 Besuchern im Jahre 1998 und die Fertigstellung von Schauräumen im Kornkasten von Steinhaus (2000) wird das Verkehrsaufkommen auch künftig nicht verringern sondern eher verstärken.

In den ersten 80er-Jahren gab es Bestrebungen, eine Verbindungsstraße von Prettau über das Hundskelhljoch ins hintere Zillertal zu bauen. Wenn man bedenkt, dass die Tölderer zu ihren Nachbarn nördlich des Hauptkammes schon seit vielen hundert Jahren enge Kontakte pflegen und mit ihnen auch verwandtschaftlich verbunden sind, so war dieser Wunsch ja nicht so abwegig einmal abgesehen

davon, dass dies sicher den Durchzugsverkehr gefördert hätte. Einige Jahrzehnte vorher erwo man auch den Bau eines notdürftigen Verkehrsweges hinüber in die Krimmler Ache, wo viele Ahrntaler ihre Almen haben. Es gab diesbezüglich auch Vorsprachen einer Ahrntaler Delegation unter Dr. Georg Nothdurfter beim Landeshauptmann von Salzburg Dr. Josef Klaus, dem späteren Bundeskanzler Österreichs. Diesen Bestrebungen lag die Absicht zu Grunde die Bewirtschaftung der Almen zu erleichtern.

In den letzten zwanzig Jahren ist der öffentliche Nahverkehr großzügig ausgebaut worden. Heute verkehren die Busse der Verkehrslinie im 30-Minutentakt talein und talaus: eine gute Gelegenheit den Bus zu benutzen anstatt ins eigene Auto zu steigen. Denn nur über die große Verkehrsbelastung wettern ist zu wenig, wenn man nicht bereit ist auf gewohnte Annehmlichkeiten zu verzichten. Bis in die ersten 50er-Jahre verkehrte im Ahrntal täglich nur einmal ein Bus: am frühen Morgen nach Bruneck und am Abend wieder zurück. Im Übrigen waren die Tölderer gezwungen, zu Fuß oder mit dem Fahrrad Sand in Taufers zu erreichen, von wo aus sie mit der Bahn, die am 1. Februar 1957 ihr Tätigkeit eingestellt hat, nach Bruneck gelangen konnten. Damals kam die Post am Abend ins Ahrntal und wurde erst tags darauf zugestellt. Heute wird sie bereits ab 9.00 Uhr vormittags ausgetragen.

Tradition und Moderne in der bäuerlichen Architektur

Die Ahrntaler können nicht nur auf die großartige Landschaft ihrer engeren Heimat stolz sein sondern auch auf ihre Vorfahren, die den kargen, harten Boden gerodet und bearbeitet und ihre Höfe einfühlend und naturverbunden in ihre kleine Welt hineingebaut haben. Sie waren hervorragende „Architekten und Projektanten“, zwar ohne Diplom dafür aber mit wachem Auge, weitem Herzen und starkem Willen, sich mit dem Geschaffenen und Erworbenen selber identifizieren zu können. Nicht allein das Zweckmäßige und

das Notwendige waren von Bedeutung, da mussten vor allem die Proportionen stimmen. Es wurde „zeitlos“ gebaut, denn das Geschaffene musste Jahrhunderte überdauern. Die Bauern waren reich, weil sie Feld, Wald und Hof besaßen und als freie Menschen in ihrem kleinen „Königreich“ schalten und walten konnten; aber sie waren zu arm, um den Hof bei jedem Generationwechsel umgestalten und erweitern zu können.

Dr. Josef Rampold schrieb in einem heimatkundlichen Beitrag für die Tageszeitung „Dolomiten“:

„In der bäuerlichen Siedlung hat alles seinen Sinn und Zweck, es gibt nichts Überflüssiges und Vorgetäushtes, alles ist echt und erfüllt eine bestimmte Aufgabe. Die Linien sind nicht willkürlich sondern in feiner Harmonie abgestimmt; das einfache Ornament spielt auch an der bescheidenen Fassade seine Rolle, und hinter allem steht das Bemühen um natürliche Würde. Diese Verbindung von Sinnfälligkeit verleiht dem Bauernland seine unvergängliche Poesie.

Unverlierbare Heimat ist der Hof auch in unseren Tagen, er ist niemals ‚altmodisch‘, er ist immer voll Würde und ein Platz, der ungezählten Kommenden und Gehenden durch die Jahrhunderte Arbeit und Brot gegeben hat. Der Bauernhof soll nicht als ein romantisches Relikt früherer Zeiten gesehen werden, sondern vielmehr als Brücke der Vergangenheit in die Zukunft, in der Haus und Hof ihren Wert behalten werden, möge kommen was da immer kommen mag.

Die bäuerliche Siedlung ist nicht allein Stück der Landschaft, die ohne sie ihren Glanz verlieren würde - der Bauernhof ist ein Stück des Landes und des Tales selbst, in ihm schlägt heute wie einst das Herz unserer Heimat.“

Und dies alles soll am Ende unseres Jahrhunderts keine Gültigkeit mehr haben? Mitunter hat es den Anschein, als ob die Menschen mit zeitlosen Formen Schwierigkeiten hätten und mit übernommenen Werten nicht mehr viel anzufangen wüssten. So wurde letztthin

dem schönen alten Bauernhof Obwegis in St. Johann - sein Bild schmückte das Titelblatt des Kalenders „Der Ahrntaler 1998“ - ein rotes Ziegeldach aufgesetzt. In den letzten Jahrzehnten sind viele schöne alte Höfe niedergewalzt und durch neue Häuser ersetzt worden, die gesichtslos in der Landschaft stehen und in deren Fassaden, Fenstern und Proportionen man keinesfalls mehr Seele und Fantasie entdecken kann. Wenn es auch im Trend der Zeit liegt, immer etwas Anderes und Neues anzustreben und mit dem Beständigen und Althergebrachten unzufrieden zu sein, ist Beratung und Hilfestellung in vielerlei Hinsicht gefragt denn je.

Schlussbetrachtung

Woran mag es nun liegen, dass in letzter Zeit auch im Ahrntal in vielerlei Hinsicht gar manches aus dem Gleichgewicht zu gleiten droht? Ist es die Hektik der Zeit, die die Menschen nicht mehr zur Ruhe und zu sich selbst kommen lässt, oder ist es der Drang nach vollkommener Unabhängigkeit und persönlicher Freiheit, der das eigene „Ich“ vor das lang bewährte „Wir“ rücken will? Es liegt sicher nicht am Wohlstand dieser Zeit sondern wohl eher an der fehlenden Genügsamkeit, zu der man in wirtschaftlich schlechten Zeiten gezwungen wird und die man sich in guten Zeiten selbst auferlegen muss. Die reiche Erfahrung von älteren Leuten ist nicht mehr gefragt, denn die jungen Leute fühlen sich so kompetent und gescheit, dass sie sich nichts mehr, ja rein gar nichts mehr dreinreden lassen.

Elternhaus, Schule, Kirche, soziale Einrichtungen und Bildungshäuser bemühen sich, Kinder und Jugendliche in

verantwortungsvoller Weise und zeitgemäßer Form auf das Leben vorzubereiten, worüber die Auffassungen manchmal auch auseinander gehen. Es wird notwendig sein, junge Menschen wieder mehr davon zu überzeugen, dass sie als wichtige Mitglieder der Familie, der Pfarrei und der Dorfgemeinschaft auch ihren Beitrag zu leisten haben, indem sie sich selber in allen möglichen Belangen für andere einsetzen.

In dieser schnelllebigen Zeit bedarf es einer Neubesinnung auf geistige, ideelle und kulturelle Werte, auf alles, was das Ahrntal im Laufe vieler Jahrhunderte so reich gemacht hat und den meisten zur Heimat des Herzens werden ließ. Kurz gesagt: das Gute, das sich bisher bestens bewährt hat, soll mit dem Guten und Neuen unserer Zeit verbunden werden. Dies wird nur möglich sein, wenn die Tölderer mit ihren unterschiedlichen Ansichten und Lebensauffassungen miteinander im Gespräch bleiben: jene, die Überkommenes erhalten wollen, mit jenen, die Neues in zeitgemäßer Form gestalten möchten. Schlussendlich werden sowohl die einen als auch die anderen an ihrer Lebensaufgabe nicht herum kommen, Hüter des Tales und somit ihrer eigenen Heimat zu sein, die alles umfasst, was einem lieb und teuer ist, so wie es Joseph Georg Oberkofler formuliert hat:

***Glaube und Sitte und Brauch,
weben der Heimat Bild
Spürst Du drin Gottes Hauch
Dann ist sie erfüllt.***

„Und dem Seelenheil zum Nutz“ Von Katholiken, Lutherischen und Täufern

Die Ursfarre Taufers

Ursprünglich gehörte wohl das ganze Ahrntal zur Pfarre Taufers. Es gibt zwar auch die Meinung, die Pfarre Ahrn reiche bis in die Karolingerzeit zurück, wahrscheinlich jedoch waren die Grenzen des Gerichts Taufers, das sich von Uttenheim bis Prettau erstreckte, auch die Grenzen der Ursfarre. Die gewaltige Ausdehnung dieser Pfarrei lässt vermuten, dass die seelsorgliche Betreuung nicht einfach war und es auch deswegen relativ früh zu einer Teilung kam. Dass dabei Luttach und Weißenbach bei der Pfarre Taufers verblieben sind, mag etwas verwundern, lässt aber den Schluss zu, dass bei der Grenzziehung die Ursfarre Taufers bestimmend war. Als Grenze diente von nun an der Schwarzenbach an der rechten und der Arzbach an der linken Seite der Ahr.

Als erster Pfarrer von Ahrn ist Heinrich Musauge 1250 urkundlich gesichert, ein Erzpriester Wernher von Ouvern (Wernher von Ahrn) wird aber schon um 1170 erwähnt. Hinweise auf ein edles Geschlecht in Ahrn um 1147 lassen vermuten, dass schon damals ein Pfarrsprengel im Ahrntal vorhanden war. Die Pfarrkirche stand ursprünglich in St. Martin an der Stelle des heutigen Stöcklhäusls. Sie wurde jedoch um 1340 durch eine Mure des Trippach zerstört. Aus dem Jahr 1342 stammt ein Ablassbrief für die neu zu erbauende Pfarrkirche. Das Gotteshaus wurde in sicherem Abstand zum gefährlichen Trippach im heutigen Weißenbachl-Feld errichtet. Das Pfarrwidum aber blieb in St. Martin (Wiedenhof).

Zu Beginn des 16. Jh. wurde in St. Martin eine neue Kirche errichtet, die unter Joseph II. geschlossen, 1847 wieder eröffnet, 1878 durch eine Unwetterkatastrophe stark beschädigt und 1968 schließlich gründlich restauriert wurde.

1731 veranlasste Pfarrer Josef Ignaz Freiherr von Zinnberg den

Kauf von Steinpent, um den Hof als Widum zu benutzen. Gleichzeitig verkaufte er das alte Widum in St. Martin mit der Bedingung, dass der Name Wiedenhof erhalten bleibe. Ein halbes Jahrhundert später errichtete Pfarrer Franz Xaver Wierer die heutige Pfarrkirche, wobei zwei Kapellen abgerissen werden mussten. 1782 begannen die Arbeiten, 1788 fand die Weihe statt.

Von Ahrn aus haben die Pfarrer das Ahrntal seelsorglich betreut; der Bau von Filialkirchen und Kapellen erleichterte diese Aufgabe. Waren es anfänglich Hilfspriester des Ahrner Pfarrers, die in den neuerrichteten Kirchen an bestimmten Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst feierten, so ging die Entwicklung dahin, dass die einzelnen Dörfer von Ahrn unabhängig werden wollten: seelsorglich indem sie eigene Priester erhielten, verwaltungsmäßig dadurch dass selbstständige Pfarreien errichtet wurden. Dabei verlief die Entwicklung in den einzelnen Dörfern aus verschiedenen Gründen sehr unterschiedlich.

Luttach - Weißenbach

1687 wurde Luttach mit Weißenbach zur Kuratie erhoben. Der Pfarrer von Ahrn Georg Schiechl wird als Sittfer erwähnt. 1891 folgte die Erhebung zur Pfarrei. Der erste Pfarrer Sebastian Eglsbacher schaffte den „Wolfssegen“ ab, der am Weihnachtsabend vor Beginn der Christmette in der Kirche erteilt wurde und wohl auf die Zeit zurückging, als es im Tal noch Wölfe gab. Bezeichnungen wie Wolfskofel oder Wolfsgrube weisen darauf hin.

Weißenbach blieb weiterhin bei Luttach. Allerdings wurde nun an jedem zweiten Sonntag und dritten Feiertag der Hauptgottesdienst in Weißenbach gehalten. Zur Zeit Josephs II. suchten die Weißenbacher vergeblich um einen eigenen Seelsorger an. Ab 1859 hatte

Weißbach aber einen eigenen Priester, dessen Rechte jedoch noch begrenzt waren: so mussten z. B. Kinder weiterhin in Luttach getauft werden. Erst nach dem Ersten Weltkrieg, als Josef Schileo (1935-1949) Priester in Weißbach war, wurde der Ort seelsorglich von Luttach getrennt, 1939 zur Kuratie und schließlich 1955 zur Pfarrei erhoben.

Für Luttach ist vor 1496 keine urkundliche Nachricht über eine Kirche zu finden, während in Weißbach schon 1434 eine St. Jakobs-Kirche nachgewiesen werden kann, die vermutlich von einer Mure verschüttet wurde. Die Weihe der neuen Kirche, die am heutigen Standort errichtet worden war, erfolgte am 11. Juli 1480 durch Weihbischof Johann Berger.

Auch Luttach und Weißbach blieben von der Pest nicht verschont. Der Pestfriedhof bei der Unterschöllberger Brücke und die Kirchenpatrone, die Pestheiligen Sebastian und Rochus, weisen darauf hin. Der Sebastianitag wurde mit großer Feierlichkeit begangen und aus dem ganzen Tal strömten Gläubige in die Kirche, die zum Anlass schon um 3 Uhr morgens geöffnet wurde.

Steinhaus

Dieser Ort hat erst durch die Häuser der Gewerken (Bergbauunternehmer) Name und Bedeutung erhalten. Dazu zählen das Faktorhaus, der Kornkasten, der Herrschaftssitz Gassegg, das Gasthaus und die Nebengebäude. In der Chronik des Pfarrers Christoph von Elzenbaum (1842) wird Steinhaus als „lebendiges Örtchen“ bezeichnet, vor allem zur Nachtzeit. Höhepunkt im Jahreslauf war das „Hinlaßfest“ der Bergleute mit Prozession, Festessen, Verlesung der Statuten für Knappen und Schmelzer, Angelobung und Vergebung der Arbeiten. Es wurde im Juli bzw. im September gefeiert.

Erstmals wird eine Kapelle im 17. Jh. erwähnt: Am 24. 07. 1650 wurde die Loretokapelle in Steinhaus geweiht.

Erste Reibereien mit dem Pfarrer in Ahrn gab es, als der Faktor und der Bergrichter ihm den dritten Teil der Einnahmen aus der

Loretokapelle und aus der Steinpentkapelle verweigerten. 1679 hören wir von einer Klage des Kirchpropstes in Ahrn, die Filiale Steinhaus mache sich selbstständig, dort lese Georg Schiechl Messen zum Schaden der Pfarrkirche und ließe „mit dem Seckhl sambeln“. Schon vor der Stiftung der Kaplanei wurden also in Steinhaus Messen gelesen, ein Zugeständnis vor allem an die mächtigen Gewerken. Gegen Ende des 17. Jh. begannen Verhandlungen zum Neubau der Kirche. Da die Gewerken die Finanzierung übernahmen, konnte 1704 die neue Kirche von Steinhaus durch Fürstbischof Kaspar Ignaz von Künigl geweiht werden.

1717 kam schließlich eine Manualkaplanei zu Stande, wobei die Gewerkschaft für die Anstellung und Besoldung des Kaplans zu sorgen hatte, daher lag die Verwaltung der Stiftung auch in den Händen des Faktors. Dadurch kam es aber wiederum zu Unstimmigkeiten. So versuchte 1859 der Faktor Karl Fulterer auf eigene Faust einen Seelsorger für Steinhaus anzuwerben, ohne den Ahrner Pfarrer von Elzenbaum zu benachrichtigen. Dieser wusste seinen Einfluss geltend zu machen, die Entlassung des Faktors erreichte er aber nicht. Erst nach 1895 wurde die Verwaltung wiederum dem Pfarrer von Ahrn übertragen.

Nach der Stilllegung des Bergwerkes zahlte Graf Enzenberg die jährlichen 140 Gulden nicht mehr. Daher wollte Pfarrer Georg Holzer Steinhaus durch einen zweiten Kooperator mit versorgen. Dagegen wehrten sich die Steinhauser aber erfolgreich.

St. Jakob - St. Peter

1434 hören wir das erste Mal von einer Kapelle zu St. Jakob. Die heutige gotische Pfarrkirche dürfte ebenso wie jene in St. Peter gegen Ende des 15. Jh. erbaut worden sein.

In beiden Filiationen wurde einmal im Monat Sonntagsgottesdienst gehalten. Das Bemühen um einen eigenen Seelsorger führte im Jahre 1700 zum Ziel, als St. Jakob zur Kuratie erhoben wurde. Allerdings musste auch St. Peter seelsorglich mitversorgt werden.



Aquarellierte Zeichnung von Steinhaus aus dem Jahre 1766

Als man in St. Peter an die Errichtung einer eigenen Kaplanei dachte, lehnten die Peterer ab: die Kosten für den Neubau des Widums und die Erhaltung des Priesters waren ihnen zu hoch. Unter Joseph II. wurde eine Lokalkaplanei gegründet, die wegen finanzieller Schwierigkeiten aber teilweise unbesetzt blieb. 1890 wurde St. Peter, 1891 St. Jakob zur Pfarre erhoben.



In St. Jakob scheint die lutherische Lehre im 18. Jh. auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein, darüber wird noch an anderer Stelle berichtet. Auffallend ist auch der Streit zwischen dem Bauern vom Niederkofl und dem Kuraten Lamp. Er führte so weit, dass der Bauer 1845 eine eigene Kirche errichtete, mit den Schwierigkeiten, die sich in der Folgezeit anhäuferten, aber nicht mehr fertig wurde, schließlich im Gefängnis landete und dort 1860 starb.

Die Peterer scheinen Neuerungen eher zögernd angenommen zu haben. Kirchliche Bräuche hielten sich dort besonders lange (z.B. das Schindelamt, bei dem ein Priester die Messe bis zur Opferung am Hauptaltar zelebrierte, dann dem nächsten Platz machte und

an einem Nebentalter weiterlas usw.). Auch die neuen Schulgesetze, die in den 70er-Jahren des vorigen Jahrhunderts die Schulaufsicht dem Dekan entzogen, missachteten sie. Sie unterstützten dabei die Geistlichkeit, die dieser Neuerung ablehnend gegenüber stand.

Prettau

Auch Prettau gehörte zur Pfarre Ahrn. Trotz mancher Vergünstigungen für die immerhin fast 20 km entfernten Bewohner im Talschluss (z.B. Weiderecht für Pferde im Weißenbachfeld während des Gottesdienstbesuches) dürfte doch bald der Wunsch aufgekommen sein, Kirche und Priester in Prettau selber zu haben. Das 1455 von Fürstbischof Nikolaus Cusanus geweihte Heilig-Geist-Kirchlein ist einmal im Zusammenhang mit dem stark benutzten Übergang über den Krimmler Tauern zu sehen, zum anderen mit dem im 15. Jh. aufblühenden Prettauer Bergbau.

Die 1489 dem hl. Valentin geweihte Kirche in Prettau ist ein sichtbares Zeichen für die steigende Bedeutung des Bergbaus. Nicht zufällig tauchen unter den Stiftern der Kirche die Gewerken des Bergwerkes auf, die auch in der Folgezeit als Gönner viel zu ihrer Erhaltung beigetragen haben. Auch in ihrem Bemühen um einen eigenen Priester wurden die Prettauer von den Gewerken unterstützt. Die ordentliche Errichtung der Kuratie erfolgte dann im Jahre 1569.

Zur Pfarrei wurde Prettau 1891 erhoben. In der Folgezeit mussten sich die Priester mit all den Problemen auseinandersetzen, die durch den Betrieb und allmählichen Niedergang des Bergwerkes, durch Kriege, Elementarereignisse und Seuchen verursacht wurden.

Bauernaufstände und Täufertum

Nach dem Ableben Kaiser Maximilians (1519) brachen in Tirol Unruhen aus. Erzherzog Ferdinand verstärkte die Unzufriedenheit noch durch sein absolutistisches Verhalten und vor allem durch die Steuerforderungen seines Generalschatzmeister Gabriel Salamanca. Dieser überaus geldgierige Spanier wurde in Tirol zum

Inbegriff des verhassten Ausländers, der sich unsäglich bereicherte und auf das Verhalten des Fürsten gegenüber seinen Untertanen äußerst negativen Einfluss nahm.

Ein weiteres Element, das für Unruhe sorgte, waren die von Martin Luther vertretenen neuen Lehren. Gerade in den kirchlichen Grundherrschaften entwickelten die reformatorischen Lehren doppelte Sprengkraft. Sie stellten die traditionellen kirchlichen Institutionen, insbesondere ihre weltliche Macht aber auch die bisher als gottgewollt angesehene Obrigkeit in Frage.

Der Aufstand der Bauern im Ahrntal richtete sich auch gegen die Geistlichkeit wegen der wirtschaftlichen Sonderstellung, die es ihr erlaubte Ansehen und Macht für habsüchtige Zwecke auszunutzen. Vor allem die Stolgebühren (Gebühren für liturgische Dienste) waren den Bauern ein Dorn im Auge.

Barthlmä Duregger von St. Peter war 1523 der Anführer der Aufständischen. Er wurde gefangen genommen und nach Bruneck gebracht. Es gelang ihm aber zu entkommen. In einem „Absagebrief auf Mord und Brand“ bedrohte er Bruneck. Er schloss sich mit einer Gruppe von Knechten und „Bixenschützen“ Peter Passler aus Antholz an und zog mit dessen Horde plündernd und raubend durchs Ahrntal. Eine Gruppe von Aufständischen unter der Führung von Peter Weysenbach und Nikolaus Steinpent raubte den Pfarrer von Ahrn Andreas Spat aus. Letztendlich aber wurden die Missetäter bestraft, die Rädelführer hingerichtet und die Bauernaufstände blutig niedergeschlagen.

Nach den Bauernaufständen treten die Täufer erstmals deutlicher ins Licht der Geschichte. Diese forderten die Erwachsenentaufe, vertraten das Prinzip des allgemeinen Priestertums und lehnten Obrigkeit, Kriegsdienst, Eidesleistung und Privateigentum ab.

Die Täufer wurden mit blutiger Rücksichtslosigkeit bekämpft aus Angst, sie könnten Staat und gesellschaftliche Ordnung gefährden. Erleichtert wurde diese Vorgangsweise vor allem auch durch die militante Richtung, die ihre Ideen mit Feuer und Schwert verbreiten wollte. In Tirol aber forderte die „Dulderrichtung“ ihre Anhänger auf, mit friedlichen Mitteln das reine Evangelium zu verkünden.

Die Täuferlehre fand vor allem in der Pfarre Taufers Anhänger. In ihr fanden die Gläubigen jene echte und tiefe Religiosität, die sie beim Klerus vergeblich suchten; dort herrschten religiöse Gleichgültigkeit und sittlicher Verfall.

In der Pfarre Ahrn haben die „Anabaptisten“ kaum Anhänger gefunden. Dies dürfte darauf zurückzuführen sein, dass Ahrn in dieser Zeit tüchtige Seelsorger hatte, die sich von vielen anderen positiv unterschieden. So galt Augustin Schüßler (1529-1557) als sehr wachsamer und gewissenhafter Seelsorger, während sein Nachfolger Hieronymus Schüßler laut Visitationsberichten sich Freiheiten erlaubte, die als Nährboden für die Ausbreitung der „neuen Lehre“ bezeichnet wurden.

Im Kampf gegen die Täufer nahm man auf die lautere Gesinnung ihrer Anhänger keine Rücksicht: Sie wurden Gewaltverbrechern gleichgesetzt, gefoltert, enthauptet, bei lebendigem Leib verbrannt, ertränkt oder zu Galeerenstrafen verurteilt. Erst allmählich änderte sich die Taktik gegenüber den Täufern. Zugleich begann die lutherische Lehre das Täuferum zu verdrängen.

Die Akatholiken im Ahrntal

Pfarrer Christoph von Elzenbaum (1837-1866) erwähnt in seiner Chronik, dass vor allem der Priestermangel die Ausbreitung dieser Lehre erleichterte, die besonders durch die Knappen des Bergwerks unter die Leute gebracht wurde. Das Luthertum charakterisiert er so:

„Die damaligen verdorbenen und unwissenden Zeiten waren überhaupt so beschaffen, dass man bald einer Lehre anhing, welche durch den Glauben allein, ohne gute Werke, selig zu werden vorgab, die verhasste Beichtanstalt aufhob, die lästigen Kirchengebote und Zeremonien aufhob, vom Gehorsam gegen weltliche und geistliche Obrigkeit lossagte, Zehende und Zinsen vernichtete, den Geistlichen Weiber erlaubte, den Klöstern die Pforten öffnete - zum Himmel einen so leichten Weg bahnte“.

Es waren die Machtpole Kirche und Staat, die bis ins 19. Jh. verhinderten, dass die Magnetnadel der Gesinnung in der Bevölkerung zu sehr von der vorgegebenen Richtung abwich. Da die große Masse der Bevölkerung auf Bewährtes und Vertrautes eingeschworen war, fand auch das Luthertum nur sporadisch Anhänger.

Der erste Hinweis auf die neue Lehre im Ahrntal stammt aus dem Jahr 1646. Die Erzknappen Martin Fuchs und Simon Seeber fielen im Wirtshaus zu Steinpent in Ahrn durch verdächtige Reden auf. Der Bergrichter Jeremias Rämblmayr unterhielt sich mit ihnen, stellte ihre lutherische Gesinnung fest und benachrichtigte Pfarrer Georg Gansl, der seinerseits den Dekan von Bruneck Paul Hausmann informierte.

Alle Nachrichten über verdächtige Leute und verbotene Bücher wurden sehr gewissenhaft an die kirchliche und weltliche Obrigkeit weitergeleitet. Die Jagd auf verbotene Bücher führte zu gelegentlichen Erfolgen, vor allem die so genannten „Kunstbüchel“ versuchte man ausfindig zu machen. Sie enthielten wahrscheinlich „Künste“, die auf Geschicklichkeit oder Erfindungen beruhten, vermischt mit abergläubischen Dingen. Verbotene Bücher fand man bei Jakob Gebaur und bei zwei Mitgliedern der Familie Voppichler, alle aus Ahrn. Die gefundenen Bücher wurden verbrannt, ihre Besitzer ermahnt.

Um die Mitte des 18. Jh. scheint das Luthertum vor allem durch Bücher verbreitet worden zu sein. Pfarrer Wassermann machte Jagd auf solche Bücher. 1753 wurde den Seelsorgern in Ahrn aufgetragen, auf umherziehende Buchhändler zu achten. 1756 musste der Provisor in St. Jakob einräumen, dass es hie und da „luthere“. Zwei Jahre später geriet der Niederhollener in St. Jakob in den Verdacht der Häresie.

Auf Ersuchen des Fürstbischofs Leopold von Spaur (1747-1778) verordnete das Gubernium Hausdurchsuchungen. 1767 fand man in Prettau, St. Peter, St. Jakob und St. Johann 7 Bibeln, und zwar beim Steger in Prettau, bei Josef Geiregger, Schulmeister in St. Peter und bei Simon Maurberger, Niederleitn; je zwei Bibeln wurden bei Georg Innerpichler, Rothrainer und bei Georg Stockmair in St. Jakob gefunden.

Am 3. August 1768 mussten sich folgende Ahrntaler im Tauferer Widum einem Verhör unterziehen: Thomas Steger und seine Frau Maria aus Prettau, Nikolaus und Georg Stockmair, dessen Weib Gertrud Innerpichler sowie deren acht Töchter; weiters Georg Innerpichler, Rothrainer, Jakob Innerpichler, Hofer, und Franz Schwarzenbacher. Wer sich nicht umstimmen ließ, wurde exkommuniziert, die ketzerischen Bücher wurden öffentlich verbrannt. Einige der Angeklagten legten vor der Kommission das Glaubensbekenntnis ab, um sich vor der Exkommunikation zu bewahren.

Georg Stockmair und seine Frau sowie Jakob Innerpichler, Hofer an der Walchen, verbannte man 1778 nach Ungarn. Das inzwischen verstorbene Eheweib des Nikolaus Stockmair wurde als Ketzerin exhumiert und außerhalb des Friedhofs verscharrt.

Erst das Toleranzpatent Kaiser Josephs II. (1781) ermöglichte es Georg Stockmair nach St. Johann zurückzukehren, wo er sich beim Prens niederließ. 1807 starb Georg Stockmair. Er musste vorübergehend im eigenen Garten begraben werden, da beim Begräbnis eine Schar Weiber den Weg zum Friedhof versperrte und so verhinderte, dass die Leiche dort bestattet werden konnte. Erst nachdem Pfarrer Niedermayr wegen seiner auffallenden Zurückhaltung bei dem Zwischenfall ermahnt worden war, konnte die Leiche ausgegraben und im Friedhof beigesetzt werden. Drei Schwestern des Georg Stockmair ließen sich in St. Jakob beim Niedermair nieder. Eine weitere Schwester Anna hatte eine uneheliche Tochter Agatha, die sie in St. Jakob zurückließ, als sie zu ihrem Bruder nach Chur zog.

Agatha heiratete mit 20 Jahren den Parrainersohn Michael Tratter. Das Paar ließ sich beim Eder nieder, das zur Kuratie St. Jakob gehörte. Aus der Ehe gingen 7 Kinder hervor. Auch die drei Schwestern des Georg Stockmair übersiedelten vom Niedermair zum Eder und bemühten sich, ihre Neffen und Nichten nach ihren religiösen Vorstellung zu erziehen. So begann ein Tauziehen um die Kinder Agathas. Deren ältester Tochter Maria wollte man den unehelichen Sohn Matthias wegnehmen. Sie legte beim Kreisamt Bruneck Beschwerde ein: man lasse ihr den Sohn nicht zur Erziehung;

man verbiete den Nachbarn den Umgang mit ihrer Familie; das Landgericht habe selbst Tagelöhner beim Eder durch Polizeidiener abführen lassen; dem Vater habe man das Begräbnis verweigert; der Kurat habe den Wunsch geäußert, sie sollten nicht mehr in die Kirche kommen; in der Kirche würden sie gerade noch geduldet, aber beichten müssten sie anderswohin gehen; sie genossen zwar denselben Religionsunterricht wie die anderen Leute, aber weil ihr Vater sich zur evangelischen Religion bekannt habe, lasse man sie nicht mit den übrigen Seelsorgsbefohlenen mithalten, obschon sie keinen anderen Unterricht hätten als den katholischen und auch bei dem bleiben wollten.

Kurat Johann Messner schickte an das Dekanalamt ein Antwort- und Verteidigungsscheiben:

- Das Edersche Haus ist sittlich als sehr schlecht bekannt, und nur schlechte Menschen pflegen mit dieser Familie Umgang. Der Schulbesuch der Kinder mußte erzwungen werden. Daher hat das Patrimonialgericht Taufers das Kind Matthias weggenommen. Der Vormund hat es zum Ahrnsteiner, dann zum Grieser usw. getan. Der Pate hat Kostgeld gezahlt, aber jedermal ist der Knabe wieder heimgelaufen.

- Die schlechte Moralität des Ederhauses ist nur zu gut bekannt. Sie haben nur Umgang mit liederlichem Gesindel; an Sonn- und Feiertagen führen sie „ordentliche“ Schnaps-gelage und Tanzgesellschaften auch während des nachmittägigen Gottesdienstes. Es ist daher Pflicht des Seelsorgers, vor einem solchen Hause zu warnen.

- Daß der Polizeidiener Tagelöhner der Eder abgeschafft, ist dem Kurat unbekannt. Nur der Müßiggänger und Taugenichts Johann Gruber (vulgo Lutzen-Natz-Bub), der sich dort niedergelassen und dessen Hauptarbeit darin bestand, daß er die Töchter unterhielt, Tanzmusik machte usw., ist abgeführt und einer Arbeit zugewiesen worden. Die Eder brauchen überhaupt keine Tagelöhner, da selbst ihr Sohn Michael nach Prettau in Dienst ge-

gangen war; nur wurde er entlassen wegen Ausgelassenheit.

- Daß dem Vater Michael das kirchliche Begräbnis verweigert wurde, ist wahr; es geschah aber deshalb, weil er vor Zeugen bekannt hatte, er wolle in der lutherischen Religion leben und sterben. Und weil er als Akatholik gelebt, so wurde er laut Toleranzedikt still (auf dem Friedhof) begraben.

- Der Kurat hat allerdings den Wunsch gehabt, daß die Ederschen nicht mehr in die Kirche kommen, hat aber denselben nie ausgesprochen. Diesen Wunsch hat er deshalb gehabt, weil die Töchter durch anstößige Kleidung, Schwätzen und Lachen in und um die Kirche Ärgernis geben.

- Der Kurat ist zu jeder Stunde bereit, den Pönitenten Gehör zu geben; aber weder er noch ein anderer benachbarter Seelsorger hat ein Individuum der Ederschen Familie im Beichtstuhl seit Jahren gesehen. Die Tochter Walburg, geb. 1813, ist schulpflichtig und in den Jahren, wo sie zu den Sakramenten gehen sollte, war aber nicht mehr zu sehen, als der Osterbeichtunterricht begann. Der Kurat ist jetzt drei Jahre hier und hat noch nie ein Beichtzeugnis von der Ederschen Familie erhalten. Ja die Ederschen haben sich nicht einmal gestellt zu Ostern zur gewöhnlichen Volkszählung.

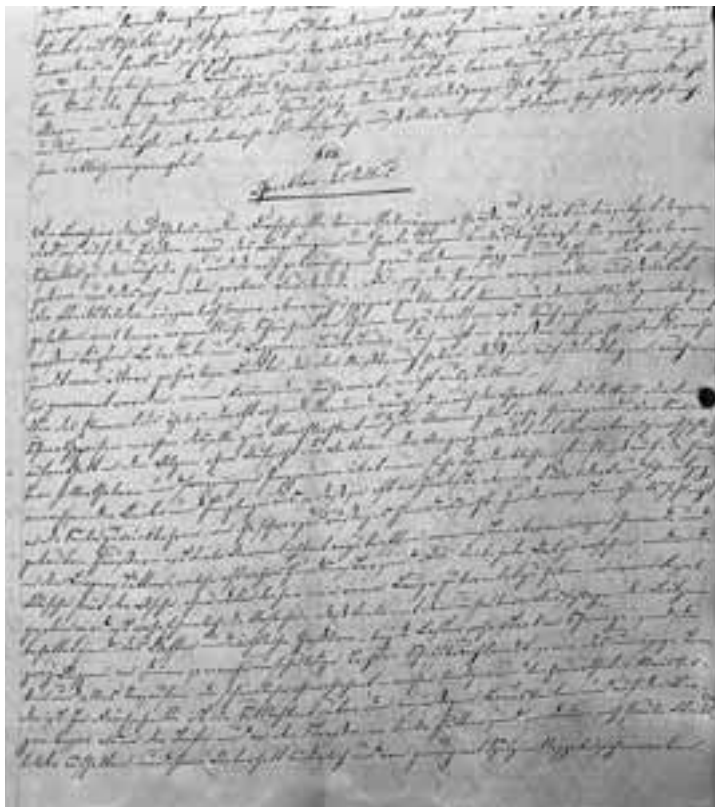
- Der Kurat hat keinen sehnlicheren Wunsch, als daß auch die Edersche Familie mit den übrigen Seelsorgsbefohlenen hinsichtlich der Religion mithalten.

Abschließend verlangte der Kurat, die Ederschen sollten erklären ob sie katholisch oder akatholisch seien. So mussten auf Anordnung des Kreisamtes 1826 alle Ederleute vor einer Kommission in St. Jakob erscheinen und erklären, welcher Religion sie angehören wollten. Bis auf die alte Mutter Agatha erklärten alle katholisch zu sein und bleiben zu wollen. Allmählich wurde es ruhig um die Akatholiken. Der Schein katholisch zu sein genügte der Obrigkeit.

Auch in der Pfarre St. Johann hielt sich das Luthertum relativ lange. Hier war es vor allem die Familie Rainer (Bauerschaft), deren Mitglieder sich teilweise bis zu ihrem Tode zu diesem Glauben bekannten.

Da die meisten Lutheraner in St. Jakob lebten, wurde dort ein ungeweihter Friedhof gehalten. Bei den Beerdigungen durften die Glocken nicht geläutet werden.

Unter der bayerischen Regierung (1810-1815) wollte der damalige Waldmeister die Kirche zu St. Martin den Rainerischen Akatholiken als Gotteshaus zuweisen. Dies wusste der Landrichter von Taufers Dr. Alex Attlmayr zu verhindern, der die Ahrner rechtzeitig über dieses Vorhaben unterrichtete. Daraufhin kaufte der Gemeindevorsteher die Kirche, die dadurch in den Besitz der Gemeinde übergang.



Seite aus der Elzenbaumchronik im Pfarrarchiv von Ahm
mit der Schilderung des „Charakters des Volkes“

Charakter des Volkes

Die Bewohner des Tales sind im Durchschnitte von mittelmäßiger Größe und stark untersetzt, besonders fest auf den Füßen, wozu das Bergsteigen und harte Tragen vieles beiträgt. Sie sind gröberen Schrottes, zu dem auch die hie und da noch gebräuchlichen grau lodenen Joppen und Hosen das Ansehen geben, und das sich in dem groben Ausdrucke: du sei die Person, wer sie wolle – ausdrückt. Die Weibsbilder, äußerlich besser, aber auch üppiger gekleidet, können nur dem wollüstigen Auge gefallen, weil keine eigentliche Schönheit an ihnen anzutreffen ist. Auch sieht man manche mit großen Kröpfen belastet und Lappen – Taubstumme, doch nicht in großer Zahl. Desto mehr findet man ältere gehörlose Leute, die den Mißbrauch haben, auf den Wegen, auch wenn sie gewarnt werden, einem kommenden Fuhrwerke nicht auszustellen. Wie das Element des Tales, der oft wehende Nordwind, rauch ist, so auch der Charakter des Volkes. Die vielen Schmalzspeisen machen dasselbe zur Weichlichkeit und Unreinigkeit sehr hinneigend. Der Sommeraufenthalt in den Alpen ohne Aufsicht der Älteren, der Umgang all dort mit den notorisch noch schlechteren Zillertalern und freisinnigen Pinzgauern übt einen sehr verderblichen Einfluß auf die heranwachsenden Kinder und Jünglinge aus, so daß sie oft am Herbste ebenso verwildert und schmutzig an der Seele zurückkehren, wie ihr schwarzes, rußiges Hemd aussieht. In den meistenteils schlecht gebauten Häusern ist viele Unreinigkeit anzutreffen, am meisten aber am weißen Gewande und in den Liegestätten, welche oft wahre Hundsnester sind. Die verkehrte Art zu waschen, indem die Wäsche samt der Asche, ohne davon vorher eine reine Lauge zubereitet zu haben, in einem Kessel gesotten wird, ist wahrscheinlich die Ursache.

Das Klaffen und nächtliche Gasseln – beide Laster sehr stark im Schwunge – sind die zwei Klippen, an denen so manche unschuldige Tochter Schiffbruch leidet, so wie das unmäßige Trinken und alles Versaufen die schändliche Gewohnheit so mancher lediger und verheirateter Mannsbilder ist. Im Durchschnitte ist die Sittlichkeit unter den ansässigen Bauernsleuten auf dem Berge besser als in der Tiefe und an der Straße, wo viele Hütten sind, in denen sich faule Weibsbilder aufhalten und ihren Unterhalt lüderlich und arm genug mit Spitzenklöppelei sich erwerben.

Etwas spät erwacht erst der Verstand bei der Jugend, und sehr selten ist ein gutes Talent dabei zu finden; doch später ist ein gesunder Menschenverstand und richtige Beurteilungskraft bei vielen anzutreffen, besonders im Handel und Wandel zeigt der Ahrner viele Gewandtheit und Umsicht. Nicht leicht bestimmt er sogleich den Preis seines Butters und seiner Käse, seiner Kühe und Schafe. Er wartet, bis durch Zusammenfluß mehrerer Käufer oder anderer Umstände die Preise in die Höhe getrieben werden.

Als besonders nachteilig für die religiöse Haltung der Ahrntaler wird immer wieder die Nachbarschaft zu den Zillertalern und Pinzgauern genannt. Pfarrer Elzenbaum schrieb dazu in seiner Chronik:

„Der Sommeraufenthalt in den Alpen ohne Aufsicht der Älteren, der Umgang alldort mit den notorisch noch schlechteren Zillertalern und freisinnigen Pinzgauern übt einen sehr verderblichen Einfluss auf die heranwachsenden Kinder und Jünglinge aus, sodaß sie oft am Herbstebenso verwildert und schmutzig an der Seele zurückkehren, wie ihr schwarzes, rußiges Hemd aussieht.“

Auch andere verderbliche Unsitten hat Pfarrer Elzenbaum ausgemacht:

„Das Klaffen und nächtliche Gasseln - beide Laster sehr stark im Schwunge - sind die zwei Klippen, an denen so manche unschuldige Tochter Schiffbruch leidet, so wie das unmäßige Trinken und alles Versaufen die schändliche Gewohnheit so mancher lediger und verheirateter Mannsbilder ist. Im Durchschnitt ist die Sittlichkeit unter den ansässigen Bauernsleuten auf dem Berge besser als in der Tiefe und an der Straße, wo viele Hütten sind, in denen sich faule Weibsbilder aufhalten und ihren Unterhalt lüderlich und arm genug mit Spitzenklöppeln sich erwerben.“

Pfarrer, Kuraten und Kapläne haben sich im Ahrntal mit großem Einsatz für den Erhalt der religiösen Einheit eingesetzt. Ihr Verhältnis zu den Gläubigen war aber nicht immer harmonisch., daher kam es oft zu Reibereien.

Ergänzende Bemerkungen zu Priestern des Tales

Wir haben Augustin Schüßler als Pfarrer kennen gelernt, der als gewissenhafter Seelsorger wirkte und so den Einfluss des Täufertums stark eingedämmt hat.



Sein Nachfolger und Neffe Hieronymus Schüßler (1557-1590) lebte mit einer Konkubine zusammen. Die Gemeinde warf ihm vor, die Kranken zu vernachlässigen und seinen Gegnern nicht die Sakramente zu spenden. Um seine Familie erhalten zu können (in der Chronik ist von 20 Kindern die Rede) steigere er die Stolgebühren und verweigere die Taufe, wenn nicht gezahlt wurde. Bei Visitationen wurden alle Fehler gebrandmarkt. Pfarrer Schüßler muss aber gute Beziehungen gehabt haben, da er alle angedrohten Strafen verhindern konnte, ohne dass er sich ändern musste. 1590 kam er schließlich als Dekan nach Innichen. In der Martinskirche hat er sich ein Denkmal gesetzt. Sein in Marmor gehauenes Bildnis mit Wappen

und Aufschrift gab einigen Anlass zur Aufregung. Dekan Schüssler wurde aufgefordert, das Relief aus der Kirche entfernen zu lassen, da in die Kirche nur Bildnisse von Heiligen gehörten. Aber auch diese Aufforderung ignorierte er.

Pfarrer Augustin Redensberger (1608-1630) galt in der Bevölkerung als grob und habsüchtig. Er wurde beim Bischof verklagt wegen einiger Versäumnisse und Grobheiten. Der Pfarrer beklagte sich seinerseits, dass ihm die Abgaben verweigert würden und die Bauern ihm mit Schlägen gedroht hätten. Weil die Streitigkeiten kein Ende nahmen, wurde Redensberger 1530 nach Gais versetzt.

Pfarrer Georg Schiechl (1646-1659, 1668-1698): Nach einer Amtszeit von 13 Jahren wirkte er als Pfarrer in Schwaz. 1668 kehrte er nach Ahrn zurück, vertraute aber 1681 die Pfarre seinem Vikar Michael Marx an. Schiechl galt als schwieriger Charakter, er hatte Streit mit der Gemeinde und dem Messner. Er war wohlhabend und setzte sein Vermögen zum Nutzen der Pfarrkirche und Seelsorge im Tal ein. Zuletzt lebte er als pensionierter Pfarrer am Zehenthof.

Pfarrer Franz Xaver Wierer (1774-1800) erwarb sich besondere Verdienste durch den Neubau der Pfarrkirche. Ursprünglich von der Pfarrgemeinde abgelehnt, zeichnete er sich als unermüdlicher Verwalter aus. Auf seinem Grabstein wird er so beschrieben:

*„Für die Reinigkeit des Glaubens kämpfte er mit festem Mut,
für die Heiligkeit der Sitten war er stets auf guter Hut.
Er gab viel Milch den Kleinen und den Großen häufig Brot.
Er war gütig gegen Arme, und half leicht in wahrer Not.
Gottes Ehren zu vermehren und dem Seelenheil zum Nutz,
baute er die schönste Kirche unterm Himmel sichern Schutz.
Gute Priester zu erhalten, machte er für alle Zeit,
an zwei Orten milde Beiträg. Gott lohn ihm mit der Ewigkeit.“*

Mit den zwei Orten sind St. Jakob und Prettau gemeint, er stiftete 1798 2.000 Gulden für den Unterhalt eines Hilfspriesters und 1.000 Gulden für die Errichtung einer solchen Stelle in Prettau.

In ein etwas schiefes Licht geriet im 18. Jh. der Kaplan von Steinhaus, Johann Barthlmä Kelz (1791-1799). 1799 meldete der



Dekan einen „verdrüßlichen“ Vorfall. Die Wirtin in Steinhaus beschuldigte den Kaplan, sie „in Zorn und Hitze“ geschlagen und überdies mit ihr „unerlaubten Umgang“ gehabt zu haben. Kelz gab die Schläge zu, wies aber die weiteren Beschuldigungen zurück. Der Landrichter bot sich als Vermittler an, dabei wurde der Kaplan wegen seiner tadellosen Lebensführung gelobt, während die Wirtin als ruhestörend, gehässig und verleumderisch hingestellt wurde. Kelz scheint aber in der Folgezeit die Nerven verloren zu haben, da er ins Salzburgische floh. Ihm wurde ein Bote nachgeschickt mit der Aufforderung zur unverzüglichen Rückkehr, um den „Irrgläubigen“ nicht Gelegenheit zum Gespött zu geben. Kelz war zuerst unauffindbar, kehrte aber später doch zurück. Eine eingehende Befragung ermittelte, dass seine Flucht auf Sinnesverwirrung zu-

rückzuführen war. Als Priester wirkte er in der Folge in Lappach. Die Wirtin musste aber mit Schimpf und Schande aus Steinhaus weg und zu ihrem alten Vater nach Gais ziehen.

Pfarrer Christoph von Elzenbaum (1837-1866) ist uns vor allem als Verfasser der Chronik bekannt. Er war aber auch ein äußerst eifriger Seelsorger, der bestimmten Missständen den Kampf ansagte. Vor allem die „Nachtschwärmeri“ war ihm ein Dorn im Auge. Pfarrer Elzenbaum ließ 1847 die Martinskirche restaurieren und für Gottesdienste wieder herrichten. Seine Bücher-

sammlung und die Nißl-Krippe samt zwei Gemälden vermachte er dem Pfarrwidum.

Pfarrer Georg Holzer (1884-1902) tat viel für die Verschönerung des Gotteshauses und gründete das Altersheim, das 1900 vollendet wurde.

Die Pfarre Ahm erstreckte sich nach der Abtrennung der Kuratien nur mehr vom Keilbach bis zum Schwarzenbach, vom Bruggerbach bis zum Arzbach. Die seelsorgliche Betreuung verteilte sich also auf mehrere Pfarreien.



Der alte Wiedenhof brannte 1897 ab. Er war bis 1732 Pfarrhaus.

Die Pfarre Ahrn im 20. Jahrhundert

Im 20. Jahrhundert fand der Ausbau der Pfarrstrukturen in der ehemaligen Großpfarre Ahrn ein vorläufiges Ende, zumal 1955 die letzten zwei Seelsorgsstellen Weißenbach und Steinhaus zu Pfarreien erhoben wurden. Doch schon wenige Jahre später setzte ein entgegengesetzter Trend ein, da nun mehrere Seelsorger im Tal eine zweite Pfarrei mitbetreuen müssen. Der Pfarrer von Luttach Mag. Franz-Josef Campidell ist seit 1995 auch für Weißenbach zuständig und Josef Steinkasserer von St. Jakob betreut seit 1997 auch St. Peter. Vorher hatte Gottfried Kaser von Prettau sechzehn Jahre St. Peter mitversorgt, bis er Steinhaus mit übernehmen musste. Diese Entwicklung wird sich in den nächsten Jahren fortsetzen.

Um die Jahrhundertwende sah es noch ganz anders aus. Damals hatte sogar St. Jakob einen Kooperator. Ein Glück für das Dorf, dass es der Archäologe und spätere Dompropst Adrian Egger war. Weil er nicht gerade an Überarbeitung litt, schrieb er eine wertvolle Pfarrchronik. Darin berichtet er auch vom Bauerngesang beim Gottesdienst: *Die Kirchensänger „kommen seit Beginn des 17. Jahrhunderts vor. Orgel ist keine, sondern nur Bauerngesang. ... Wahrscheinlich ist der dramatische Stil dieser Lieder aus den mittelalterlichen Spielen herausgewachsen“.*

Dieser im ganzen Tal einst übliche Bauerngesang wurde in den meisten Pfarreien damals durch den Cäcilianischen Gesang verdrängt. Nur die Jakober haben an dieser Tradition weiterhin festgehalten. Luttach erhielt in diesem Zusammenhang einen Kirchenchor und eine Orgel, während die Weißenbacher auf die Königin der Instrumente bis Herbst 1993 warten mussten.

Der Faschismus

In der Zeit der faschistischen Herrschaft war die Verbindung zwischen Volk und Klerus im Tale besonders eng, auch weil die Seelsorger

sich immer wieder für Bedrängte einsetzten. Deshalb hetzten die faschistischen Carabinieri die Leute in St. Peter vergeblich gegen Pfarrer Johann Helfer auf, der 1929 zu einer Geldstrafe verdonnert wurde, weil er die Religionszeugnisse in deutscher Sprache ausgestellt hatte. Der Steinhauser Kaplan Anton Tschurtschenthaler (1933-1937) kam mit den faschistischen Behörden „wegen italienfeindlicher Haltung“ in Konflikt und wurde 1935 für zwei Jahre nach Südtalien verbannt.

Nachdem in der Volksschule nur noch in italienischer Sprache gelehrt werden durfte, entschlossen sich die Priester in ganz Südtirol, den Religionsunterricht außerhalb der öffentlichen Schule in deutscher Sprache anzubieten. Aber in vielen Gemeinden standen dazu nur die Kirchen zur Verfügung, die im Winter damals nicht geheizt wurden. Pfarrer Karl Engl von St. Jakob baute deshalb 1935 neben der Kirche eine Pfarrschule. Gleiches geschah in Weißenbach. Anderswo half man sich mit anderen kirchlichen Räumen. Aus der Pfarrschule in St. Jakob wurde nach dem Krieg ein Pfarrheim, wo 1973 die Ahrntaler Schnitzschule ihren Lehrbetrieb begann.

Option und Krieg

Bei der Option 1939 entschied sich die übergroße Mehrheit der Ahrntaler für Deutschland. Nur in St. Jakob und in Weißenbach gab es unter dem Einfluss zweier Theologieprofessoren eine Mehrheit fürs Dableiben. In St. Jakob war es Dr. Josef Steger (1882-1957) vom Tischler in der Grubn. Er war von 1913 bis zu seinem Tode Professor für Altes Testament am Priesterseminar in Brixen, Mitbegründer des Katholischen Sonntagsblattes, Redaktor des Priester-Konferenzblattes (der Fachzeitschrift des Diözesanklerus) und zwanzig Jahre Regens am Priesterseminar. In Weißenbach warb

der Außerhofersohn, Dr. Peter Niederkofler (1904-1968), fürs Dableiben. Er lehrte am Priesterseminar in Brixen Neues Testament und war Stegers Nachfolger als Regens. Niederkofler besaß eine gute volkstümliche Feder; er schrieb u. a. ein Stück über Dr. Faustus und redigierte viele Jahre den „St. Kassian-Kalender“. Während die bischöfliche Kurie für Deutschland optierte, war man im Priesterseminar entschieden dagegen. Der Klerus folgte mehrheitlich, im Ahrntal fast vollzählig, dem Standpunkt des Seminars. Doch hielt er sich auf Weisung des Ordinariates beim Volk sehr zurück, im Unterschied zu den beiden Theologieprofessoren, die sehr geschätzt waren.

Die Tatsache, dass die Seelsorger des Tales bei der Option anders entschieden als die übergroße Mehrheit des Volkes, störte das gute Verhältnis zwischen Priester und Gläubigen kaum. Nur einige wenige Fanatiker kehrten der Kirche den Rücken, kamen aber nach dem Krieg wieder zurück. Doch einen Pfarrer brachten sie ins Gefängnis. Bei einem Luftkampf am 19. Dezember 1943 wurde ein amerikanischer Bomber abgeschossen, wobei fünf Amerikaner den Tod fanden. Der nachmalige Offizial der Diözese Msgr. Dr. Josef Prader, damals Kooperator in St. Jakob, spendete an der Absturzstelle einem Soldaten, der sich sterbend als Katholik bekannt hatte, die Krankenölung. Alle fünf wurden im Friedhof von St. Jakob begraben, später aber in ihre Heimat überführt. Pfarrer Josef Reifer kündete auf den 14. Jänner ein Requiem für sie an. Doch einen Tag vorher wurde er von Nazibonzen aus dem Dorf und Bruneck abgeholt, nach Bruneck gebracht und als „prigioniero isolato“ in Bozen bis zum 17. April in Haft gehalten. Anschließend erhielt er Aufenthaltsverbot im Ahrntal und konnte erst Ende Mai 1945 wieder in seine Pfarrei zurück.

Sozialer Einsatz

Die Pfarrchroniken des Tales wissen zu berichten, dass sich manche Seelsorger neben der Seelsorge auch für das leibliche Wohlergehen ihrer Gemeinde einsetzten. Die Pfarrer in Prettau z. B. förderten



nach Auflassung des Bergwerkes das Spitzenklöppeln, damit die Leute überleben konnten. In Ahrn ließ Pfarrer Georg Holzer (1884-1902) mit seinen persönlichen Ersparnissen um 1900 ein Altenheim errichten, in dem ausgediente Dienstboten Unterkunft fanden, die früher oft in unwürdigen Verhältnissen ihren Lebensabend verbringen mussten. Pfarrer Franz Pipperger verbesserte mehrmals die Ausstattung. 1989 hat man das veraltete Gebäude niedergerissen und an seiner Stelle eine größeres neues errichtet. Leiter ist der jeweilige Ortspfarrer.

In neuerer Zeit hat sich vor allem der Pfarrer von St. Peter Franz Kargruber (1964-1975) um das wirtschaftliche Wohlergehen im



Dorfe bemüht. Als er in St. Peter einstand, musste er seine Einrichtung noch mit einer Seilwinde von der Talstraße in den Pfarrwidum befördern, weil es keinen Fahrweg zur Kirche gab. Im Winter erlebte er dann, was es bedeutete, wenn eine Frau von da oben wegen einer Frühentbindung ins Spital nach Bruneck gebracht werden musste. Damals gab es auch noch kein Telefon in der Pfarrei.

So gründete er eine Interessensgemeinschaft für den Straßenbau zur Kirche hinauf und bemühte sich um ein öffentliches Telefon. Da viele weichende Söhne nicht heiraten konnten, weil es keine Baugründe gab, gründete er eine Baugenossenschaft, überließ ihr mit Einverständnis des Ordinariats als billigen Baugrund das „Leiterhäusl“ und besorgte den Mitgliedern, die vielfach Bauernknechte waren, Beihilfen vom Land. So entstand die Siedlung St. Paul mit 14 Häuschen.

Neue Pfarreien und Kirchen

Seit jeher legten die Ahrner großen Wert auf die Pflege ihrer Gotteshäuser und Friedhöfe. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts wurden alle Kirchen restauriert und die Friedhöfe erweitert bzw. in Weißenbach und Steinhaus neu errichtet.

Obwohl Steinhaus einst Verwaltungszentrum des Ahrner Bergwerks war und 1928 Gemeindezentrum des Ahrntales wurde, ist es die jüngste Pfarrei im Tale. Die 1860 errichtete Expositur (Außenstelle) von Ahrn stand finanziell auf recht wackeligen Beinen, weshalb sie der Ahrner Pfarrer um 1900 nur noch durch einen Kooperator von St. Johann aus versorgen wollte. Die Steinhauser aber bestanden auf einen eigenen Seelsorger und erhielten Schützenhilfe vom Tauferer Dekan Johann Fauster, damit sich der schlechte Einfluss der „halben Herrenleite, Schendarm, Doktorn und andern Tüntensutzler“ nicht noch mehr bemerkbar mache. Die Hofbesitzer versprachen für den Expositus einen Widum zu bauen, den Ferdinand Fritzer 1912 beziehen konnte. Doch zog dieser als Feldkurat in den Ersten Weltkrieg und weil man „die Priesternot im Ahrntal wahrhaftig groß“ empfand, wurde ein Missionar als Provisor bestellt. 1937 erhob das Ordinariat alle Exposituren und Kaplaneien zu Kuratien, was ihnen mehr Zuständigkeiten brachte aber weiterhin in Abhängigkeit zum betreffenden Pfarrer. So erhielt Steinhaus erst 1948 eigene Kirchenbücher (Taufen, Hochzeiten, Sterbefälle). Das jahrelange Bemühen um die Pfarrerhebung führte 1959 zum Erfolg. Pfarrer Ernst Wachtler, der seit 1955 im Ort wirkte und als vor-

läufig letzter Seelsorger dort 1997 starb, sorgte für die notwendigen Strukturen.

Bis 1970 begrub man die Toten je nach einstiger Pfarrzugehörigkeit in St. Johann bzw. in St. Jakob. Nun gibt es im Ortskern einen stimmungsvollen Friedhof. Daneben steht seit 1993 nach fast fünfzigjähriger Planung die neue Pfarrkirche „Maria-Hilf“ nach den Plänen des Gadertaler Architekten Albert Colz. Sie ist geräumig und für schöne Gottesdienste sehr geeignet. Zarte Gemüter stießen sich anfangs am ausdrucksstarken Kreuz des Ahrntaler Künstlers Jakob Oberhollenzer an der Altarwand.

Aufregung gab es auch in Weißenbach um Kirchenbau und Friedhof. 1937 wurde der Ort Kuratie und 1955 Pfarrei. Die Pfarrkirche zum hl. Jakobus dem Älteren reichte schon lange nicht mehr für die Bevölkerung im Dorf. Nach langem Tauziehen mit dem Denkmalamt vollendete man 1959 nach den Plänen des Bozner Architekten Erich Pattis den achteckigen Zubau, der sich außen deutlich vom gotischen Kirchlein abhebt, innen aber mit ihm einen einheitlichen Raum bildet. Noch länger dauerten die Auseinandersetzungen um den Friedhof. Bis 1970 mussten die Toten nach Luttach gebracht werden. Seither finden sie im Bergfriedhof, der etwas abseits von der Kirche liegt und dessen Arkaden Heiner Gschwendt mit biblischen Themen schmückte, eine würdige Ruhestätte.

Die ersten Friedhofsarkaden im Ahrntal erhielt nach seiner Erweiterung 1950 der Friedhof von St. Johann in Ahrn. Der Sohn des Ortes und akademische Maler Johann Baptist Oberkofler (1895-1969) stattet sie mit seinen bekannten Madonnen- und Christus-Motiven aus. Oberkofler stammt aus Ahrn, wurde in Brixen zum Priester geweiht, besuchte nach einigen Kooperatorenjahren die Kunstakademie in München und widmete sich als Benefiziat am Brixner Dom fast ausschließlich der Malerei. Er porträtierte mit

Vorliebe urige Bauerngestalten aus dem Tale und stellte seine spätnazarene Kunst ganz in den Dienst der Seelsorge. Der Bergfriedhof in St. Peter wurde 1992/93 erweitert und jener in St. Jakob 1998. In Luttach steckt der Friedhof noch in der Planungsphase.

Weniger Priester aber mehr aktive Laien

Bis in die 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts gab es im Ahrntal ein reges religiös-kirchliches Leben mit fast vollzähligem Messbesuch am Sonntag, aktiven kirchlichen Gruppen und zahlreichen Priester- und Ordensberufen. Doch seit der Entwicklung des Massentourismus, der allgemeinen Kirchenkrise und wohl auch durch den Einfluss der Massenmedien erfolgte ein spürbarer Einbruch. Von 1950 bis 1978 gab es 15 Primizen im Ahrntal, seither keine mehr. Einige Priester ließen sich später laisieren.

Es gibt aber noch viel religiöse Substanz im Volk. Der Messbesuch am Sonntag ist in den einzelnen Pfarreien zwar recht unterschiedlich aber insgesamt immer noch gut. Viele Mitarbeiter unterstützen die Pfarrer und wo es keine mehr gibt, übernehmen Laien Aufgaben als Lektoren, Kommunionhelfer, Katecheten, Erstkommunion- und Firmhelfer, Kirchen- und Friedhofspfleger. Zahlreiche aktive Vereine sorgen für lebendige kirchliche Gemeinden. Fast in jeder Pfarrei gibt es neben dem Pfarrgemeinderat auch die Katholische Männerbewegung, Frauenbewegung, Jugend und Jungschar, Gebets- und Bibelkreise sowie Kirchenchöre. Manches ist in der Seelsorge auch einfacher geworden. Fast alle Höfe sind durch Straßen erschlossen und somit leichter erreichbar. Die Krankenseelsorge hat sich vornehmlich in die Spitäler verlagert. Und da die Gläubigen immer weniger das Beichtsakrament in Anspruch nehmen, entfallen auch die vielen Stunden, die früher die Priester im „*Wochenendhäuschen*“ verbringen mussten.

Das Bauerntum im Ahrntal

Der Bauer betreibt Landwirtschaft, man könnte ihn also auch Landwirt nennen. Ja – doch es gehört noch etwas anderes zu ihm und den Seinen.

Zum Bauerntum, in den Alpenländern in Jahrhunderten gewachsen, gehört der Hof, das Familienerbe. Der Hof ist Heimat von Kindheit an vertraut und geliebt. Die auf ihm leben sind zu Opfern bereit – nicht nur zu bezahlter Arbeit. Der Hof bietet Sicherheit und Zuflucht.

Übersicht über die Flächen und Nutzung laut Höfekartei

	1. Acker, Wiese, Weide	2. Alm	3. Landw. Fläche ohne Wald	4. Wald	5. Hofstelle Wege Ödland	6. Gesamte Fläche
Luttach	241,44	20,25	261,69	369,92	7,61	639,22
Weißbach	300,34	1.535,09	1.835,43	438,66	192,77	2.466,86
St. Johann	595,81	885,28	1.481,09	962,63	73,04	2.516,76
Steinhaus	42,37	51,14	93,51	73,28	0,49	167,28
St. Jakob	318,93	922,93	1.241,86	694,49	51,48	1.987,83
St. Peter	212,99	735,42	1.048,41	493,59	7,41	1.549,41
Gesamt	1.811,88	4.150,11	5.961,99	3.032,57	332,8	9.327,36

Den Hof erbt einer, doch auch den anderen ist er Zuflucht in der Not. Viele haben lebenslang um geringes Entgelt gewerkt und gedient, sie haben Anspruch auf Fürsorge in kranken und alten Tagen – wir wollen zugeben, es war nicht immer und überall so, wie wir es gerne sähen.

Die Dörfer Luttach, Weißbach, St. Johann, Steinhaus, St. Jakob und St. Peter bilden mit insgesamt 5.444 (letzte Zählung) Einwohnern die Gemeinde Ahrntal.

Einteilung der Höfe in Voller- werbs und Nebenerwerbsbetriebe

	Voll- Bauern- betriebe	mit Zu- und Neben- erwerb	Höfe	Rinder	Pferde	Schafe Ziege	Schweine
Luttach	26	12	38	326	5	92	79
Weißbach	22	12	34	454	2	187	131
St. Johann	89	46	135	1.090	11	351	259
Steinhaus	8	6	14	84	1	7	16
St. Jakob	54	25	79	627	7	104	192
St. Peter	32	18	50	417	2	235	157
Gesamt	231	119	350	2.998	28	976	834

Anzahl der Höfe nach Größenklassen (landwirtschaftliche Fläche ohne Wald)

im Mittel	von	bis	Luttach	Weiß- bach	St. Johann	Stein- haus	St. Jakob	St. Peter	Höfe	%
5 ha	1,0	7,5	15	7	56	6	22	17	123	35,1
10 ha	7,5	15	7	1	28	5	24	9	74	21,1
20 ha	15,1	25	8	7	20	2	13	7	57	16,3
30 ha	25,1	35	2	4	17	-	5	3	31	8,9
40 ha	35,1	45	2	3	5	-	2	5	17	4,9
50 ha	45,1	75	4	2	3	1	5	2	17	5,7
100 ha	75,1	100	-	3	3	-	4	3	1	2,6
über 100 ha			-	7	3	-	4	4	1	5,4
Höfe			38	34	135	14	79	50	35	100,0

Mittlere landwirtschaftliche Fläche je Hof (Acker, Wiese, Weide, Alm)

Luttach	$\frac{261,69 \text{ ha}}{38 \text{ Höfe}} = 6,89 \text{ ha je Hof}$
Weißbach	$\frac{1.835,43 \text{ ha}}{34 \text{ Höfe}} = 53,98 \text{ ha je Hof}$
St. Johann	$\frac{1.481,09 \text{ ha}}{135 \text{ Höfe}} = 10,97 \text{ ha je Hof}$
Steinhaus	$\frac{93,51 \text{ ha}}{14 \text{ Höfe}} = 6,68 \text{ ha je Hof}$
St. Jakob	$\frac{1.241,86 \text{ ha}}{79 \text{ Höfe}} = 15,72 \text{ ha je Hof}$
St. Peter	$\frac{1.048,41 \text{ ha}}{50 \text{ Höfe}} = 20,97 \text{ ha je Hof}$

Landw. Fläche je Rind (Acker, Wiese, Weide, Alm)

Luttach	$\frac{261,69 \text{ ha}}{326 \text{ Rinder}} = 0,80 \text{ ha je Rind}$
Weißbach	$\frac{1.835,43 \text{ ha}}{454 \text{ Rinder}} = 4,04 \text{ ha je Rind}$
St. Johann	$\frac{1.481,09 \text{ ha}}{1.090 \text{ Rinder}} = 1,36 \text{ ha je Rind}$
Steinhaus	$\frac{93,51 \text{ ha}}{84 \text{ Rinder}} = 1,11 \text{ ha je Rind}$
St. Jakob	$\frac{1.241,86 \text{ ha}}{627 \text{ Rinder}} = 1,98 \text{ ha je Rind}$
St. Peter	$\frac{1.048,41 \text{ ha}}{417 \text{ Rinder}} = 2,51 \text{ ha je Rind}$

Bei weiten Almen ist die Fläche je Rind größer. Es wird auch Lienvieh – aus anderen Höfen aufgetrieben. In Weißbach 7 Bauern mit mehr als 100 ha. In St. Johann 3, in St. Jakob 4, in St. Peter 4 und in Luttach und Steinhaus keiner.

Landschaftsbeschreibung: 1 % der Talfläche liegt unter 1.000 m, 4 % liegen von 1.000 – 1.200 m, 9 % von 1.200 – 1.500 m, und 86 % über 1.500 m Meereshöhe.

Die Hangneigung beeinflusst die Siedlungsmöglichkeit.

10 % Flächen sind eben bis leicht geneigt mit bis zu 10 ° Neigungswinkel, 8 % sind 11 – 30 ° steil, 75 % 30 – 45 ° und 7 % 46 ° und mehr.

Der ebene oder leicht geneigte Talboden links und rechts des Baches ist schwach 1 km breit. Da stehen die Dörfer. Die Hänge werden dann steil. Etwa 400 m höher wird es etwas ebener. Dort stehen die Berghöfe.

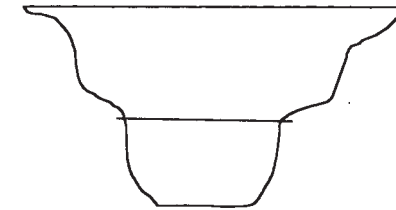
Die Gletscherströme der Eiszeiten gruben im Lauf von mehr als 100.000 Jahren U- oder Trogtäler mit breitem Boden und steilen Wänden in das Gebirge. Die folgende Darstellung soll die Entstehung des Tales durch die beiden letzten Eiszeiten veranschaulichen:



Querschnitt durch das Tal

Tal der vorletzten Eiszeit
Berghöfe

Tal der letzten Eiszeit
Dörfer



Eine landschaftliche Sehenswürdigkeit ist ein altes Bachbett, ein Graben zwischen St. Peter und St. Jakob an der Südseite des Tales in der Nähe der Höfe Pipperger, Hofer und Hallechner. Hier floß der Ahrnbach von der Höhe des Ahrnsteiner Hofes herab. später wurde er nach Norden abgedrängt und grub die Klamm aus.

Die Ahr fließt durch die Gemeinde von der Klamm bis Luttach von Nordosten nach Südwesten. Bei Luttach wendet sie sich nach Südosten. Die letzten 2 km vor Sand wird das Tal eng. Hier hat das Wasser eine Schlucht mit V-förmigem Querschnitt gegraben. Auf der Höhe von Michlreis und an den gegenüber liegenden, linksseitigen Hängen mit den Steinerhöfen und Pojen ist die Stufe der vorletzten Eiszeit anzunehmen.

Die Besiedlung: Das Eisack- und Pustertal samt Nebentälern wurde von Bayern aus besiedelt.

Die Leute, die den Wald gerodet hatten, erhielten genug Land, um ihre Familien zu ernähren. Zuerst waren die Anwesen groß und wurden wenig aufwendig, meist durch Beweidung genutzt. Mit zunehmender Bevölkerung wurde geteilt. Die kleineren Güter erfuhren eine aufwendigere Bewirtschaftung. Aus Weiden wurden durch Düngung Wiesen und immer mehr Land kam unter den Pflug. Im 13. Jahrhundert war die Bevölkerung sehr gewachsen. Nun wurden auch die Höhen besiedelt. Damals entstanden am Gföllberg, Klausberg, Brunnberg, Bloßenberg und wie diese Siedlungen alle heißen mögen, die heute noch vorhandenen Höfe. Wo es die Hangneigung erlaubt, stehen die schmucken Berghöfe mitten im Wald auf einem grünen Fleck. Es ist wie auf den Berg geschrieben: „Von diesem Stück Heimateerde lebt eine Familie!“

Der geschlossene Hof: Ein Hof muß groß genug für den Lebensunterhalt einer Familie sein. Daher mußte die Verkleinerung durch den Erbgang eingestellt werden. Einer ist der Erbe, die anderen Geschwister weichen. Ihr Anteil wird nicht nach dem Kaufwert des Hofes berechnet, sondern nach dem Ertragswert, sonst wäre der Übernehmer durch die Abfindung zu sehr belastet, könnte den Hof nicht halten.

So kam es zu den jetzigen Betriebsgrößen (vgl. Übersicht). Sie sind bis heute vertretbar. Doch die bäuerliche Landwirtschaft befindet sich in einem Engpaß. Schon vor hundert und mehr Jahren war das Durchkommen nicht leicht. Aus Grundbüchern und Katastern ist zu sehen, daß viele Höfe nur zwei oder drei Generationen lang in der Hand der gleichen Familie bleiben und dann verkauft werden müssen.

Der Wandel der Zeit: Zwischen den beiden Kriegen erlebten die Südtiroler Bergbauern die neue Zeit weniger als ihre Nordtiroler Standesgenossen, wo die Industrialisierung schon stark eingesetzt hatte. Bis 1940 lebte man bei uns in der überlieferten Art und Weise. Die „gute alte“ Zeit dauerte bei uns etwa bis zum Ende des zweiten Krieges. Die Häuser waren wohl etwas wohnlicher als in



den vergangenen Jahrhunderten – doch Wasser gab es nur am „Brunnen vor dem Tore“ und warmes Wasser, Badezimmer und WC waren völlig unbekannt. Die Wäsche wurde auch im Winter am Brunnen gespült. Die Folgen für die Gesundheit der Bäuerin sind bekannt. Die meisten Männer hatten laut Aussagen des langjährigen, im Ahrntal so beliebten Arztes Dr. Kiener nach dem 45. Lebensjahr wegen der harten Hangarbeit einen Herzschaden.

Im Gegensatz zu heute wurde die ganze Arbeit am Feld und im Stall von Hand geleistet. Für die Zugarbeit diente das Pferd und manchmal auch das Rind. Infolge der Mechanisierung ist der



Bauernhof heute durch eine männliche und eine zusätzliche Arbeitskraft das ganze Jahr versorgt. Die Kosten der vielen Gerätschaften belasten die bäuerliche Wirtschaft. Industrieerzeugnisse sind teuer und das, was der Bauer verkaufen kann, hat gedrückte Preise.

Die vielen damals notwendigen Dienstboten stammten aus dem Kreis der weichenden Geschwister. Der Arbeitsvertrag wurde auf ein Jahr zu Lichtmeß geschlossen, das war der sogenannte „Schlenggltag“. Die Knechte und Mägde lebten mit den Bauersleuten in einer Hausgemeinschaft. Man nannte sie die Ehehalten, ein Ausdruck für dieses familienhafte Gemeinschaftsleben.

Die große Zahl der Angestellten bedingt einen niedrigen Lohn. Kost und Unterkunft, die volle Gewandung, ein Paar Schuhe inbegriffen, gehörten zum Jahreslohn. Der Barlohn diente den bescheidenen Ansprüchen und vielleicht auch noch zu einer Rücklage für's Alter. Die Altersversorgung war dem Einzelnen überlassen. Am besten daran waren Familienangehörige, die lebenslang am elterlichen Hof geblieben waren und sich damit einen Anspruch erworben hatten.

Bis in unser Jahrhundert herein gab es noch die sogenannten „Anlieger“, mittellose Arbeitsunfähige, die durch die Gemeinde den Bauern reihum zur Versorgung zugewiesen wurden. Ihr Los war hart – vielleicht da oder dort durch das gute Herz einer braven

Bäuerin etwas gemildert. Allerdings ist zu bedenken, auch die Bauern selber hatten nur bescheidene Einkünfte.

Erst um die Jahrhundertwende entstanden die Altersheime der Pfarreien St. Johann und Taufers.

Über den gesellschaftlichen Unterschied zwischen den Besitzenden und den Dienenden wurde nicht viel gesprochen aber er wurde erlebt. Man hatte sein Geschick hinzunehmen, denn nur ein Glücksfall oder eine besondere Fähigkeit konnten aus der Enge herausführen. Auch der Bauer hatte seine Sorgen mit der Instandhaltung und Weiterführung seines Anwesens. Einigen ging es gut aber viele lebten unter ständigem Druck.

Es gab schon auch andere Verdienstmöglichkeiten (Handwerk, Handel, usw.) aber nicht so viele wie heute. Um davon einen Eindruck zu vermitteln folgt eine Übersicht von 1968, von einer ziemlich späten also schon recht vorgeschrittenen Zeit. Sie ist der Schrift: „Das Ahrntal“ von Werner Rutz (Berichte zur deutschen Landeskunde 1968) entnommen.

Bauern und landw. Arbeiter	1.360	62,4 %
Im Forst Beschäftigte	44	2,0 %
Berg- und Steinbruch	40	1,8 %
Wildbachverbauung	45	2,1 %
Sägewerke	25	1,1 %
Tischler, Zimmerer	30	1,4 %
Baugewerbe	50	2,3 %
Handwerker (sonstige)	70	3,2 %
Klöpplerinnen	80	3,7 %
Hausangestellte	60	2,8 %
Kraftfahrer, Straßenwärter	25	1,1 %
Gastgewerbe	75	3,4 %
im Handel	40	1,8 %
Lehrer, Geistliche, Ärzte	40	1,8 %
Angestellte (Gemeinde, Post)	22	1,0 %
Carabinieri, Finanziere	92	4,2 %
Nicht erfaßt	82	3,3 %
	<hr/>	
	2.180	99,9 %

Die familienähnliche Gemeinschaft der Bauersleute mit den Eehalten, das heißt also vom unabhängigen Unternehmer mit Lohnabhängigen war eine gewachsene Lebensform, die jahrhundertlang die bäuerliche Wirtschaft trug, doch sie gehört der Vergangenheit an. (Auch das Familienleben ist nicht immer nur schön!)

Die Überlieferung: Die damalige Anspruchslosigkeit ist heute nicht mehr nachvollziehbar. Sie reicht zwar noch in unser Jahrhundert herein. Diese Einstellung zum Leben kam aus einer tief verwurzelten geistigen Überlieferung: „Dein Wille geschehe unser täglich Brot gib uns heute“ nur das, was uns an diesem Tage zusteht – mehr braucht's nicht.

War das Volk immer so zufrieden, wie es uns heute scheinen mag? Wer will das wissen? Auch die ganz persönliche Lebenserfahrung der Einzelnen gehört hierher.

Sie trugen ihr Leben und liebten das Hoamatl. War es durch Feuer oder Muren bedroht, standen alle zur Abwehr und danach zum Wiederaufbau zusammen. Es war nicht nur Unterordnung unter einen Zwang, es ist Einordnen, Einfügen. Manchmal regt sich der Gedanke: Gewährt die Erfüllung höherer Ansprüche, weit über's tägliche Brot hinaus, ein wirklich sinnerfülltes Leben?

Eine alte Volksweisheit sagt:

*Seit Adam und Eva muß der Bauer sich schinden
mit viel Schweiß dem Boden die Frucht entwinden
und will er für's Brot, für die Milch seinen Lohn,
dann war es immer zu teuer schon.*

*Und dennoch braucht zum essen ein jeder,
er braucht es viel mehr als am Hute die Feder!*

Solche Überlegungen mögen angesichts der harten Wirklichkeit von Wirtschaft, Politik und Macht abwegig erscheinen. Vielleicht sind's nur schwache Lichter – vom Wind ausgeblasen und dann wieder unversehens aufleuchtend. Andererseits kommt die Frage hoch, können die vielen Fachkundigen, die Hochschulprofessoren und die ganzen Institute eine wirkliche Lösung anbieten?

Die Stellung des Bauern: Der Bauer soll dem Volk Lebensmittel und andere Rohstoffe liefern. Der Preis sollte die Aufwendungen



dafür decken. Vom Preisverhältnis alles dessen, was für den Betrieb benötigt wird und der Erzeugnisse, die auf den Markt kommen, hängt es ab, ob der Hof gedeiht oder nicht.

Früher waren die Aufwendungen, besonders die Arbeitskosten niedrig. Auch die Preise der Erzeugnisse waren nicht hoch und schwankten nicht sehr.

Der hohe Besatz mit Arbeitskräften bedingte eine von heute verschiedene Wirtschaftsweise. In Haus und Hof wurde mit eigenen Leuten Vieles erneuert und instand gehalten. Die Waldarbeit wurde im Winter mit den eigenen Knechten geleistet. Auch in hoch gelegenen Wäldern, deren Nutzung heute zu teuer ist, wurde geschlägert.

Nach dem zweiten Kriege begann die Mechanisierung schlagartig. Traktoren, Mähmaschinen, geländegängige Transporter, Melkmaschinen und Selbsttränke im Stall wurden notwendig, denn die Arbeit mehrerer Männer mußte nun von einem allein geleistet werden. Die Belastung durch das ganze Maschinenkapital wird durch die sinkenden Preise der eigenen Erzeugnisse sehr verschärft.

Das Pustertal und noch weniger das Ahrntal hatte je genug Korn für alle. Auch manche Bauern konnten den Brotbedarf nicht

vom eigenen Acker decken. Heute denkt wegen des hohen Arbeitsaufwandes niemand mehr an den Anbau von Getreide. Der Zukauf ist billiger.

Die Kornmandeln, die früher im Sommer auch bei den Bergbauern am Acker standen, dieses herrlich schöne Bild gehört der Vergangenheit an.

Viehwirtschaft: Der Reichtum des Ahrntales sind die Wälder und die Viehbestände. Die Bauern sind geborene Züchter. In vielen Ställen steht eine bequeme Bank, auf der die Nachbarn abends beisammen sitzen und über jedes Stück Vieh liebevoll sprechen, fast wie über gute Bekannte! Schon von früher Jugend an als Hirten mit ihren Herden vertraut, verfolgen sie das Wachstum und Gedeihen jedes Kalbes und Jungtieres bis zur Reife, sie kennen die Vererbung und Ähnlichkeiten, die Verbesserung durch ausgewählte Vatiertiere und die guten Mütterleistungen. Das schönste Volksfest ist den Ahrntalern ein „Küahkemmat“, der Almadtrieb oder eine große Viehschau, wo die Bestände einer weiten Umgebung zu sehen sind. Mit viel Sachkenntnis wird da geurteilt. Sie sehen nicht nur Einzelheiten, sie erkennen die Gesamtheit aus Vererbung und Umwelt.

Eine Besonderheit unseres Tales sind die Almen jenseits der Zillertaler. Manche nehmen an, daß die Besiedlung des Tales wenigstens teilweise von Norden her über die Jöcher erfolgte. Dadurch sind die damals noch freien Weidegründe in den Besitz der Ahrner gekommen. Die folgende Übersicht über diese Almen stammt aus einer volkskundlichen Arbeit der Universität Göttingen von Werner Rutz aus dem Jahre 1968. Damals wurde der Viehtrieb des Voppichlerhofes über den Krimler Tauern gefilmt.

¹ Schreibweise und Höhenangaben nach der Karte der Zillertaler Alpen 1 : 25000, mittleres Blatt 1932 und östliches Blatt 1934, herausgegeben vom Hauptausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins.

² Nach Unterlagen des Amtstierarztes in Sand in Taufers.

³ Die Ahüttenalm wurde 1965 an einen neuen Eigentümer aus

Lfd. Nr.	Name der Alm ¹	Meereshöhe ¹	Besatz mit Vieh ² 1963				Zahl der Alpler	Eigentümer	Hofname	Fraktion
			Rinder	Schafe	Ziegen	Pferde				
im Krimmler Achantal:										
1	Argwand	1879 m	17	-	28	1	2	Johann Kaiser	Oberarzbacher	Luttach
2	Windbach Kessele						-	Richard Kaiser	Oberarzbacher	Luttach
3	Innerkees	1806 m	23	153	25	-	2 (3)	Josef Zimmerhofer	Moosmair	Steinhais
4	Außerkees	1758 m	18	-	18	1	2	Johann Gruber	Geiregger	St. Johann
5	Jaidbach	1700 m	34	215	27	1	3	Peter Hofer	Platter	St. Johann
6	Inneranlaß	1683 m	15	-	3	-	2	Johann Marcher	Schmied	St. Johann
7	Außeranlaß	1668 m	16	11	18	1	2	Johann Leiter	Meutler	Steinhaus
8	Gemäure	1647 m	13	-	-	-	2	Johann Marcher	Neumann	Steinhaus
9	Blitzenbichl	1627 m	12	22	-	-	2	Simon Oberkofler	Gruber	St. Johann
10	Schachen	1612 m	29	120	29	2	2	Anna Obermair	Obermair	St. Jakob
11	Humbach	1610 m					-	Rudolf Enz	Lahntal	St. Jakob
12	Söllen	1585 m	14	-	21	-	2	Johann Innerhofer	Voppichl	St. Jakob
13	Holzlahner	1588 m	14	82	9	1	2	Franz Hofer	Niederemair	St. Jakob
im inneren Zillertal:										
14	Hohenaue	1861 m	-	70	26	-	2	Vinzens Innerhofer	Oberlinter	Steinhaus
15	Kuchelmoos	1770 m	28	125	24	-	2	Johann Notdurfter	Niederhof	St. Johann
16	Zillerplatten	1682 m	21	78	45	-	3	Peter Steger	Lindemair	Luttach
17	Hundskohlgrund	1841 m	-	311	10	1	-	Josef Astner (Pächter)	Außbichl	Prettau
18	Sulzen	1499 m	16	-	27	-	2	Johann Lechner	Eller	St. Peter
19	Ahütten ³	1393 m	17	-	27	-	2	Johann König	Hofer	St. Peter
20	Gaul	1678 m	10	-	21	-	2	Georg Niederkofler	Obweger	St. Johann
21	Sundergrund	1714 m	-	-	-	-	-	-	-	-
22	Kainzen	1555 m	2	-	15	-	3	Josef König	Niederleiter	St. Peter
23	Rachhütte	1430 m	15	11	6	-	2	Karl Kaiser (Pächter)	Baumann	St. Johann

Mayrhofen im Zillertal verkauft.

Heute wird das Almvieh im Frühjahr mit dem Lastauto zu den Almen hingeführt. Die für den Übertrieb, der manchmal noch im Schnee erfolgen muß, sind die nötigen Treiber nicht mehr zu finden und nach dem Winter im Stall ist das Vieh weniger gehfähig. Die Rückkehr im Herbst erfolgt nach altem Brauch über die Jöcher.

Bis zu Mitte unseres Jahrhunderts gehörte der Viehbestand fast ausschließlich der Pinzgauer Rasse an. Dann stellten sich viele Bauern auf weit verbreitete hochgezüchtete Rinderrassen um. Es fehlt der Raum auf diese Frage näher einzugehen hier seien nur zum Vergleich einige Zahlen aus dem Leistungsbericht der Vereinigung der Rinderzuchtverbände für das Jahr 1997 angeführt.

Rasse	Kontrollkühe	Milch-kg	Fett-%	Fett-kg	Eiweiss-%	Eiweiss-kg
Fleckvieh	471	6.506	4,08	265	3,49	227
Pinzgauer	298	5.414	3,92	219	3,46	194
Braunvieh	238	6.432	4,03	260	3,49	224
Schwarzbunte	172	7.942	3,82	304	3,24	257
Grauvieh	32	3.778	3,63	137	3,35	126
Alle Rassen	1.211	6.355	4,01	255	3,46	220

Die Viehzucht wurde nach dem Krieg sehr gefördert. Ab 1950 entstanden Genossenschaften für die Landrassen und für das Fleckvieh. Die Braunviehzucht war schon früher organisiert. Die gemeinsamen Belange wurden in der Vereinigung der Zuchtverbände behandelt. Eine der ersten großen Leistungen war die Bekämpfung der Rinder TBC und der Brucellose. Schon 1962 konnte Südtirol als erste Provinz im Staate Italien als frei von diesen Seuchen erklärt werden. Die künstliche Rinderbesamung mit tiefgekühltem Samen wurde eingeführt, so daß auch im entlegenen Gebirgstal hochwertige Vatertiere, die sonst nicht erreichbar wären, zur Zucht eingesetzt werden können. Die Genossenschaften lassen es sich angelegen sein Hand in Hand mit der genossenschaftlichen Tätigkeit ihre Mitglieder fachlich zu schulen.

Die heutige Lage: Das Ahrntal hat wie auch andere durch Klima und Gelände benachteiligten Gebiete seine Schwierigkeiten mit den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen. Die Märkte sind europa- ja weltweit im freien Wettbewerb. Gebiete mit besseren natürlichen und auch betriebswirtschaftlich günstigeren Bedingungen liefern billiger. Alles, was der Bauer kaufen muß – Maschinen, Dünger, Kraftfutter – ist teuer und der Preis für seine Erzeugnisse ist kaum kostendeckend.



Die europäische Wirtschaftspolitik macht dem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb große Sorgen. Der 1968 – 69 bekannt gewordene Mansholdplan ist für die Berglandwirtschaft daseinsgefährlich. Die Erzeugung soll in gute Lagen und in großen Betrieben, die billig und rationell arbeiten, verlegt werden. Kleine Betriebe seien aufzulassen und ihre Flächen irgendwie anders zu nutzen. Unwirtschaftliche Betriebe seien von jeder Förderung auszuschließen.

Der aus einem kleinen Ahrntaler Hof stammende Senator Dr. Peter Brugger war um diese Zeit als Regionallandwirtschaftsassessor für unseren heimischen Bauernstand verantwortlich. Er hat sich große Verdienste erworben – leider mußten wir viel zu früh von ihm Abschied nehmen (+ 06.04.1986).

Im Jänner 1969 verhandelte Peter Brugger mit dem EWG-Kommissar Sicco Manshold. Dessen Meinung war, die Bergbauernbetriebe kämen für eine rationelle Landwirtschaft nicht in Betracht, sie seien aufzulösen und ihre Gründe seien aufzuforsten. Auf Bruggers Einwand, daß Bergbauernhöfe ein bedeutsamer Anreiz für den Fremdenverkehr seien und deshalb weiter bestehen müssen, meinte Manshold, daß man sich dann was anderes einfallen lassen müsse. Das war ein Erfolg für Brugger.



Bruggers wohldurchdachte Umschreibung des Begriffes Bauer ist die Grundlage für die Agrarpolitik Südtirols. Sie lautet: „Bauer ist ein selbständiger Erwerbstätiger der mindestens die Hälfte seiner jährlichen Arbeitszeit körperlich und geistig in der Landwirtschaft gewohnheitsmäßig leistet und einen landwirtschaftlichen Betrieb führt, in dem seine und die Arbeitskraft seiner Familie zum mindesten ein Drittel der gesamten erforderlichen Arbeitsleistung ausmacht.“

In ganz Südtirol wurde das Berggebiet durch Straßen erschlossen. Das war die beste grundlegende Hilfe. Junge Leute erreichen dadurch Arbeitsplätze im Tal und können weiterhin bei ihren Familien bleiben. Die einheimische Wirtschaft hat viel Arbeit im Gewerbe, im Handel und in Dienstleistungsbetrieben geschaffen. Hand in Hand damit wurden umweltfreundliche Industrien in der Nähe angesiedelt: Elektrisola, Birfield, Vanderwell, u.a.

Dadurch wurde die Entvölkerung der Berggebiete aufgehalten. Eine solche hätte die Wohnungsnot und die Arbeitslosigkeit in den Städten sehr verschlimmert. Auf den Berghöfen können Familien aus zwei Generationen beisammen bleiben und in der Freizeit den Hof führen. Die heranwachsende Jugend findet kaum anderswo

bessere Voraussetzungen. Am Bauernhof wächst sie in einen sinnvollen Zusammenhang hinein und kann sich von Kindheit an darin betätigen. Für ein Bauernkind ist das schönste Lob: „Du bisch a Nutzes!“ d.h. „Du hast eine wirkliche Arbeit geleistet“.

Peter Bruggers Vermächtnis ist eine bessere Ausbildung des Hoferben und seiner Geschwister. Er ist der Gründer der Landwirtschaftsschule in Dietenheim im heutigen Umfang und auch anderer Lehranstalten. Viehzucht und Milchwirtschaft verdanken ihm viel. Hier haben die Genossenschaften besonders für die Vermarktung große Bedeutung. Die Schaffung zusätzlicher Verdienstmöglichkeiten, eine gesunde Sozialpolitik, Aufstockung der Höfe und Überwachung der Bodenpreise gehört auch dazu.

In Peter Bruggers Schriften findet sich immer wieder der Hinweis, daß Freiheit wichtiger als großer Wohlstand sei, der auch nicht die wichtigste Voraussetzung für die wahre Zufriedenheit ist. Der Hof schenkt Sicherheit für die Familien. Armut ist nicht „entbehren“ sondern „zu viel begehren“. Das Ziel sei der gebildete bodenverbundene Bauer - ... im Herzen Bauer, im Kopf Landwirt.

Ein Gegensatz der Südtiroler Bauernpolitik und der europäischen Wirtschaftsführung wird bleiben und muß ausgetragen werden. Brüssel will Betriebe mit ungünstigen Voraussetzungen nicht fördern. Eine Zwischenlösung zur Erhaltung der Bergbauern sind die Beiträge für die Landschaftserhaltung. Die eigentliche Aufgabe des Bauern ist aber die Erzeugung von Nahrungsmitteln. Nur eine sinnvolle, lebendige Aufgabe und nicht ein „Nebennutzen“ wird die Berghöfe lebendig erhalten.

Jedes Gebiet sollte für sich ein bestimmtes Ausmaß an Nahrung erzeugen, denn es können irgendwelche Umstände die Zufuhr von außen behindern.

In welcher Form dann Brüssel die Förderung der Erzeugung viehwirtschaftlicher Güter am Berghof zugestehen kann, dafür wird die Südtiroler Führung Vorschläge zu machen haben. Für uns ist es entscheidend wichtig die Berglandwirtschaft lebendig zu erhalten. Die hier erzeugte Milchmenge ist im Rahmen der europäischen Wirtschaft so gering, daß Förderungsmaßnahmen zum Ausgleich

der ungünstigen Umweltverhältnisse keine Verzerrung der Wettbewerbsbedingungen darstellen. Die selbstbewußte und zielstrebige Bauernjugend ist unsere Hoffnung für die Zukunft.

Ein Beitrag über das Bauerntum im Ahrntal kommt an Joseph Georg Oberkofler, den Dichter seines Heimataales nicht vorbei. Wenn ihn auch die heutige Literaturwissenschaft nicht mehr gelten lassen will, uns ist seine Lyrik aus dem Herzen geschrieben!

Das ewige Bauernland

*Dies ist das Land, das uns ernährt,
das alle Kraft für sich begehrt.*

Dies ist das Land.

*Kein Feuerbrand, kein Wetterschlag
uns Herd und Scholle rauben mag.*

Kein Feuerbrand.

*Wir wollen nichts in dieser Welt,
nur Sonn' und Tau für unser Feld.*

Wir wollen nichts.

*Wir sind bereit mit unserm Blut
zu schirmen Erb' und Ahnengut.*

Wir sind bereit.

Wir geben nichts in fremde Hand.

Wir haben's als ein Unterpfund.



*Wir geben's nicht.
Von Gott und Ahn ist's uns vertraut,
die Väter haben's angebaut.
Von Gott und Ahn.
Wir bauen fort bis in den Tod.
Nie hat das Land an Männern not.
Wir bauen fort.
Nie stirbt das Land, dem Land geweiht.
Der Bauer lebt in Ewigkeit.
Nie stirbt das Land.*

Die Landwirtschaft heute

Die Bauern im Ahrntal sind seit jeher bestrebt ihre Höfe zu erhalten und weiterzuführen. Ans Aufgeben denkt trotz der schwierigen wirtschaftlichen Lage auch heute kaum jemand, ganz im Gegenteil: es herrscht so viel Idealismus, dass besonders bei kleineren Betrieben Geld aus dem Neben- oder Zuerwerb in die maschinelle Ausstattung des Hofes oder in die Modernisierung des Wirtschaftsgebäudes gesteckt wird. Die Gewinne aus der Landwirtschaft reichen dabei in vielen Fällen weder zur Deckung der Investitions- noch der Betriebskosten und der Eindruck ist nicht unberechtigt, viele Bauern bewirtschafteten den Hof als Hobby in ihrer Freizeit. Den Bauern aber ist ihr Hof viel wert; er ist nicht nur Produktionsstätte sondern auch Lebensraum mit hoher Lebensqualität.

Die landwirtschaftlichen Betriebe

Laut der letzten Landwirtschaftszählung aus dem Jahre 1990 gab es in der Gemeinde Ahrntal insgesamt 408 landwirtschaftliche Betriebe (1982: 393), von denen 402 selbstbewirtschaftet waren:

	Gemeinde Ahrntal	Bezirk Pustertal	Südtirol insgesamt
Vollerwerbsbetriebe	40,8%	31,0%	36,2%
Zuerwerbsbetriebe	7,3%	9,4%	8,6%
Nebenerwerbsbetriebe	52,0%	59,6%	55,2%

Der Idealismus der Bauern und die Förderungsmaßnahmen des Landes haben bisher eine flächendeckende Bewirtschaftung der landwirtschaftlich genutzten Gründe gewährleistet. Eine vorausschauende Gesetzgebung und vor allem die Bereitschaft der Bauern

auch unter Opfern ihre Höfe weiterzuführen, verhinderten den Übergang bäuerlichen Eigentums in fremde Hände. Der Ausverkauf der Heimat fand nicht statt.

Heute gilt das Ahrntal als wirtschaftlich und touristisch sehr interessantes Gebiet. Aus diesem Grunde ist die Gefahr größer denn je, dass bäuerlicher Grundbesitz bei massiver Verschlechterung der Einkommenslage und damit verbundener Aufgabe von Höfen in die Hände reicher Touristen oder Spekulanten gelangen könnte. Mögliche Folgen wären eine Verteuerung der Grundstückspreise, sodass ein „Normalverdiener“ nicht mehr mithalten könnte. Parallel zur Förderungs politik im Agrarbereich gab es in Südtirol auch eine besondere Politik zur Schaffung von Arbeitsplätzen in Industrie, Handwerk und Fremdenverkehr. Aber zum heutigen guten Stand aller Wirtschaftsbereiche hat sicherlich vor allem der Fleiß der Bevölkerung beigetragen, der ja jahrhundertlang nötig war um ein Auskommen auf den Berghöfen inmitten der rauen Natur zu sichern. Allgemein sind die gemeinsamen Wurzeln der heutigen Ahrntaler Bevölkerung in der bäuerlichen Welt zu finden; es genügt zwei Generationen zurückzugehen und man findet sich in den Bauernstuben wieder. Die Landwirtschaft muss heute aber zunehmend dagegen ankämpfen von den anderen Wirtschaftsbe- reichen nicht ins Abseits gedrängt zu werden.

Neue Wege in der Landwirtschaft?

Die Aufgaben, die der Bauernstand im Laufe der letzten 40 Jahre erfüllt hat, seien hier zusammenfassend noch einmal angeführt:

- Sicherung von Grund und Boden vor Fremdzugriff
- Pflege und Erhaltung der Natur und Kulturlandschaft
- Erzeugung von Lebensmitteln

Die Bemühungen um die Sicherung der bäuerlichen Gründe vor Fremdzugriff und um die Erhaltung von Natur- und Kulturlandschaft äußerten sich vor allem in der Weitergabe der Höfe von Generation zu Generation. Meistens wird die Lebensmittelproduktion als die Hauptaufgabe der Bauern angesehen. Diese Ansicht erweist sich aber als problematisch. Der freie Wettbewerb hat generell eine Senkung der Ausgaben privater Haushalte für Lebensmittel bewirkt, weil die Konkurrenz der Produzenten untereinander immer größer und die Erzeugnisse damit immer billiger wurden. Die Bergbauern können hier ohne Unterstützungen nicht mehr mithalten.

Die europäische Wirtschaftspolitik ist stark auf die Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit der landwirtschaftlichen Betriebe auf dem Weltmarkt ausgerichtet. Die europäische Landwirtschaft ist im Vergleich zu Ländern wie den USA, Argentinien, Brasilien usw. wesentlich kleinstrukturierter und produziert damit kostenintensiver. Die derzeitigen Marktregelungen und Unterstützungen für die Landwirtschaft kosten der EU sehr viel Geld. Durch die Absenkung der Preise auf Weltmarktniveau wird der Druck auf die europäischen Lebensmittelproduzenten erhöht und sicherlich ein „Gesund-schrumpfen“ der Anzahl der Betriebe auf wenige große angepeilt. Zusammen mit der in Zukunft anfallenden EU-Osterweiterung, die zur Aufnahme von Agrarländern mit geringeren Produktionskosten führen wird, kann man erkennen, dass die aufwändiger erzeugten Produkte der Bergbauern immer schwieriger absetzbar sein werden.

Preisstützungen und Fördermaßnahmen werden in Zukunft immer weniger durchzusetzen sein. Die öffentlichen Haushalte tendieren nämlich generell zu Sparmaßnahmen. Zudem zeigen sich Rechtfertigungsschwierigkeiten: die im Vergleich zu anderen Wirtschaftsbereichen niedrigen Beiträge für Sozialversicherung und Renten oder etwa die Investitionsbeihilfen führen dazu, dass sich der Bauernstand ständig verteidigen und rechtfertigen muss. Eine wirtschaftlich gestützte Landwirtschaft wird von der Öffentlichkeit eher akzeptiert, wenn die Bevölkerung auch davon profitiert. Derzeit produzieren die Bauern aber großteils am heimischen Markt vorbei und werden ihrer Aufgabe als Lebensmittelerzeuger zumindest



lokal nicht ganz gerecht. Zwar ist die Versorgung mit Milchprodukten auf jeden Fall gewährleistet, andere Sparten wie etwa die Fleischversorgung haben die Bauern bisher aber den Metzgern überlassen. Bäuerliche Genossenschaften haben sich auf die Vermarktung von Lebendvieh beschränkt. Heute wird der Großteil der im Pustertal erzeugten Fleischmenge exportiert und landet irgendwo auf dem anonymen Markt, gleichzeitig aber wird der Hauptteil des Pustertaler Fleischbedarfs importiert.

Eine verstärkte Präsenz der Bauern auf dem einheimischen Fleischmarkt wäre unbedingt notwendig um diesem Missstand entgegenzuwirken. Einheimische Metzger haben wenig Interesse vermehrt lokal anfallendes Fleisch auf ihren Ladentisch zu bringen, zumal dessen Qualität wegen der einseitigen Ausrichtung der Viehhaltung auf die Milchproduktion mit dem importierten Fleisch meist nicht konkurrieren kann. Zudem sind die Bauern nicht in der Lage zu Billigpreisen zu produzieren. Eine verstärkte Eigeninitiative der Bauern könnte aber dazu führen, die Kosten zu senken, die Fleischpreise anzuheben und eine garantierte Herkunft zu vermarkten.

Nahezu alle bäuerlichen Betriebe im Ahrntal sind auf die Milchproduktion spezialisiert und besitzen Anteile an der Sennereigenossenschaft in Bruneck. Die zunehmenden Absatzschwierigkeiten waren für alle spürbar. Dass in Zukunft auch andere Produktionschienen in Betracht zu ziehen sind, liegt nahe. Eine Lösung oder wenigstens eine Milderung des Problems ist nur dann in Sicht, wenn sich die Bauern verstärkt selbst um den heimischen Markt bemühen, ihre Produktion auf den Bedarf ausrichten und den Bezug zwischen Konsumenten und Produkt wieder herstellen. Dazu ist aber eine verstärkte Eigeninitiative der Bauern erforderlich: sich allein auf die Politik und auf die Standesvertretung zu verlassen ist zu wenig. Die Bauernvertreter können neue Ideen nicht allein umsetzen. Bis neue Möglichkeiten anwendungsreif sind und nutzbringend eingesetzt werden können, sind oft langwierige Entwicklungsprozesse erforderlich. Der allgemein übliche Verweis auf bestehende hinderliche Gesetze ist nicht gerechtfertigt; Politiker haben sich in letzter Zeit durchaus aufgeschlossen gezeigt.

Am Beispiel des Projekts „Ahrntal Natur“ zeigt sich aber leider einmal mehr die schwache Eigeninitiative der Bauern. Diese von Bauernvertretern umgesetzte Idee erregte zwar Interesse, die Zahl



Direktverkauf ab Hof - eine Chance für die Bauern

derer, die hier Vorarbeit leisten, ist aber nach wie vor auf einige wenige beschränkt.

Verbesserungsmöglichkeiten

Höhere Gewinne lassen sich auch durch Kosteneinsparungen erzielen. Dazu bietet sich vor allem eine verstärkte betriebliche Zusammenarbeit an. Maschinen stellen enorme Kostenfaktoren dar, werden aber oft ungenügend ausgelastet. Durch überbetrieblichen Einsatz könnte hier einiges verbessert werden. Positive Beispiele von Maschinenringen auch im Berggebiet gibt es z. B. bei unseren österreichischen Nachbarn. Ebenso kann die Gewinnspanne über die Wertschöpfung erhöht werden, die durch die Verarbeitung der Rohstoffe zu Fertigprodukten und durch deren Verkauf erzielt wird. Das setzt allerdings für die Bauern voraus vom Status der reinen Lebensmittelproduzenten abzugehen, bietet gleichzeitig aber auch die Möglichkeit neue Absatzkanäle zu finden und auf dem einheimischen Markt wieder stärker präsent zu sein.

Deshalb müssen neue Wege gesucht werden um auf dem lokalen und regionalen Markt Anteile zu gewinnen. Zum einen bietet sich eine vermehrte Direktvermarktung an. Diese wird derzeit in Form von Bauernmärkten vor allem von der Tourismuswirtschaft als besondere Attraktion für die Gäste geschätzt und auch unterstützt. Direktvermarktung kann aber auch für einheimische Kunden sehr interessant sein, besonders wenn sie einen direkteren Bezug zum Produkt erhalten. Neue Erzeugnisse wie z. B. Beerenobst könnten die Produktpalette erweitern und den Bauern auch die Möglichkeit bieten ihren Arbeitsalltag zum eigenen Vorteil umzugestalten. Die oft propagierte Zusammenarbeit von Landwirtschaft und Tourismus kann wirtschaftliche Vorteile für beide Seiten bringen. Diesbezüglich gibt es noch viele Entwicklungsmöglichkeiten wie funktionierende Beispiele in anderen ländlichen und Bergregionen zeigen.

Der Fremdenverkehr beansprucht in hohem Ausmaß bäuerliche Flächen: er findet zum Großteil auf dem Grundbesitz der Bauern

statt, was ohne Zweifel auch Nachteile mit sich bringt. Inwieweit die Bauern schon über Preisstützungen oder Beiträge von Seiten der öffentlichen Hand dafür entschädigt werden, lässt sich nur schwer quantifizieren. Unmittelbar haben die Bauern als Produzenten aber wenig davon.

Die Tourismuswirtschaft wünscht sich vor allem eine verbesserte Gästebetreuung, wofür die Bauernschaft sicher auch Kapazitäten hätte: man denke an Hofbegehungen, Streichelzoos, Erlebnisbauernhöfe usw. In diesem Zusammenhang bietet sich eine Kombination von Dienstleistung und Vermarktung eigener Erzeugnisse an. Das Fachwissen, das sich Hoteliers und Gastwirte im Dienstleistungsbereich im Laufe der letzten Jahrzehnte angeeignet haben, sollte mit den Kapazitäten der Bauern zusammengebracht werden, sodass beide Bereiche einen Nutzen daraus ziehen können. Insgesamt gesehen beinhaltet das für beide Seiten neue Herausforderungen.

Der anfangs beschriebene große Idealismus der Bauern ihre Höfe weiterzuführen erweckt oft den Eindruck starr ausgerichtet zu sein. Er scheint mit den Anforderungen des freien Marktes seine Probleme zu haben. Ein Umdenken ist hier erforderlich und sollte in die Wege geleitet werden. Das ist besonders Aufgabe der Landwirtschaftsschulen, die hinsichtlich neuer landwirtschaftlicher Einkommensquellen noch am Anfang stehen, aber mittlerweile schon Schulungsangebote erstellt und Initiativen in die Wege geleitet haben. Es mangelt aber am Weiterbildungswillen der Bauern, was auch durchaus verständlich ist, wenn man bedenkt, dass die bäuerlichen Betriebsinhaber im Durchschnitt um die 60 Jahre alt sind.

Die bäuerliche Jugend, die die Betriebe einmal übernehmen soll, sollte es aber nicht versäumen sich gut aus- und ständig



weiterzubilden. Ein Bauer ist heute ja landwirtschaftlicher Facharbeiter und Unternehmer zugleich und muss sich zudem flexibel den Veränderungen des Marktes anpassen können. Dabei muss klar sein, dass die Milchproduktion weiterhin das Hauptstandbein der Bergbauern bleiben wird und die angeführten Alternativen nicht allen Bauern zugänglich sein werden. Für viele bäuerliche Betriebe jedoch können sie durchaus Erfolg versprechende Perspektiven eröffnen. Der hohe Arbeitsaufwand kann einen Bauern leicht überfordern. Eine gute Ausbildung aber erleichtert es enorm, den wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen gewachsen zu sein, denen die heutige schnelllebige Gesellschaft unterworfen ist.

„Hat ins Tal gebracht gar reichen Segen“ Auswirkungen des Bergwerkes von Prettau auf das Ahrntal

Auch wenn es sich bei dem vorliegenden Buch nicht um das Gemeindebuch von Prettau handelt, sondern um jenes der Gemeinde Ahrntal, kann das Kupferbergwerk von Prettau nicht einfach nur aus Gründen der Gemeindegeografie ausgeklammert und der Ortschaft Prettau zugeordnet werden, denn es hat über ein halbes Jahrtausend das ganze Ahrntal maßgeblich geprägt. Allerdings soll dieser Beitrag auch nicht eine Schilderung der recht gut dokumentierten Prettauer Bergwerksgeschichte sein, er soll vielmehr Auswirkungen des Bergwerkes auf das äußere Ahrntal aufzeigen.

Das Kupferbergwerk war seiner Lagerstätte und den Förderquoten nach ein kleines Bergwerk, das in den besten Jahren aber etwa 400 bis 450 Personen Arbeit gab. Damit war es für die damalige Zeit ein Großbetrieb, der nicht nur Prettau schon am Ende des Mittelalters zu einem Industriedorf machte, sondern auch den Bauern im äußeren Ahrntal wirtschaftliche Bedingungen bot, die den heutigen nicht unähnlich sind. Damals war für viele Kleinbauern der Nebenerwerb beim Bergwerk gleich bedeutsam wie heute die Arbeit in der Fabrik, im Baugewerbe oder beim Skilift. Es ist vielleicht übertrieben, schon damals in der Landwirtschaft nur einen Nebenerwerb zu sehen, aber Ansätze dafür gab es. Hugo Graf Enzenberg, der letzte Gewerke von Prettau, schreibt in dem 1894 nach der Schließung des Bergwerkes am Kornkasten angebrachten Spruch vom „reichen Segen“, den es ins Tal gebracht habe. Damit hat er sicherlich recht, wenngleich dieser Segen nicht mit Wohlstand gleichgesetzt werden kann. Aber immerhin: überall dort wo das Geld aus dem Bergbau hinfließt, wurde die Not erträglicher, die vor allem unter den Kleinhäuslern und Dienstboten allenthalben herrschte. Wahrscheinlich wurden in den Tiroler Bergwerken und natürlich auch in Prettau nur zur Blütezeit des Bergbaus im 15. und im 16. Jahrhundert Knappenlöhne gezahlt, die weit über dem

Einkommen der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung lagen. Als der Bergbau in Krise geriet, spürten das die Arbeiter zuallererst. Ihre Schichten wurden länger und ihre Löhne sanken oder wurden von der Inflation aufgeessen, sodass ein alter Prettauer die Lebensumstände der Knappen knapp aber zutreffend mit dem Satz kennzeichnete: „An allem war Not, nur an der Not war keine Not.“

Die Geschichte des Prettauer Bergwerkes

Die Kupfererzlagerstätte auf der orographisch linken Seite des Tales erstreckt sich unterhalb des Rötbaches durch den Berg. Sie ist in die Obere Schieferhülle eingebettet und reicht von ca. 2000 m Meereshöhe bis 1400 m und damit unter die Talsohle hinunter. Vielleicht war das Bergwerk schon in der Bronzezeit in Betrieb; dafür gibt es einige Anzeichen, aber noch keine endgültigen Beweise. Sicher ist, dass die Entdeckung des Prettauer Bergwerkes um 1400 genau in die Zeit fällt, als auch anderswo im Lande Bergwerke aufbrachen wie reife Früchte, sodass Tirol im 16. Jahrhundert Europas wichtigstes Bergbauzentrum wurde. Erstmals erwähnt wird das „Tauerer Kupfer“, so wird es in den Quellen genannt, im Jahre 1426. Herzog Friedrich mit der leeren Tasche ordnete damals die Lieferung einer bestimmten Menge zum Schloss Greifenstein oberhalb von Siebeneich an. Daraus sollten zwei Kanonen gegossen werden, mit deren Hilfe der Landesfürst die Burg brechen wollte. Unter den adeligen Widersachen, die sich dort verschanzt hatten, befand sich auch Oswald von Wolkenstein.

Das Bergwerk dürfte einigermaßen erfolgreich gewesen sein, denn im Jahre 1479 erwirkten die Gewerke des damals seinem Höhepunkt zustrebenden Schwazer Bergwerkes auf einer Bergversammlung in Innsbruck vom Landesfürsten Sigmund dem Münz-

reichen die Einstellung des Prettau Bergwerkes, weil es den Verschleiß des Schwazer Kupfers hemmte. Es kam zur Einstellung des Betriebes. In Prettau durfte nur mehr nach Gold und Silber, aber nicht mehr nach Kupfer geschürft werden. Die Gewerken kapitulierten und verkauften 1485 das Bergwerk um lumpige 800 Gulden an den Landesfürsten.

Als 1490 Maximilian I. Erzherzog Sigmund den Münzreichen ablöste, wurden die Bergwerksanteile in Prettau erneut vergeben. Maximilians politische Ziele waren nur mit viel Geld zu verwirklichen, da durfte es brachliegende Bergwerke nicht geben. Es gibt in den Quellen einige versteckte Andeutungen darauf, dass mit dieser erneuten Konzessionerteilung eine Produktionsbeschränkung auf 1500 Wiener Zentner d.h. 84 Tonnen (1 Wiener Zentner = 56 kg) pro Jahr verbunden war. Diese Menge wurde auch später, als von dieser Beschränkung längst niemand mehr wusste, nur selten übertroffen. Jahreserträge von 1000 bis 1500 Wiener Zentner stehen für gute Jahre, in Krisenzeiten sank die Jahresproduktion auch unter 500 Wiener Zentner (28 Tonnen). Über 1500 Zentner erzeugte man nur vereinzelt um 1520, zwischen 1590 und 1600 und noch einmal um 1700.

Die Zahl der beim Bergwerk Beschäftigten kennen wir ab der Mitte des 16. Jahrhunderts genauer. Sie schwankte je nach Konjunktur zwischen 350 und 450. Darin sind auch Bauern und Dienstboten enthalten, die beim Bergwerk Arbeit als Holzknechte oder Erzführer suchten, wenn die Landwirtschaft es zuließ. Nur etwa die Hälfte der Beschäftigten dürfte in Prettau gelebt haben: die Knappen, die in den Gruben arbeiteten, die Arbeiter, welche die Erzaufbereitung besorgten, und die Erzzieher, die das Erz vom Berg bis zu den Erzhöfen im Tal zogen.

Der Bergbau wurde von Unternehmern betrieben, die Gewerken genannt wurden. Vor dem Verkauf des Bergwerkes im Jahre 1485 an den Landesfürsten sind keine Namen von Gewerken in Prettau bekannt. Sie dürften jedoch wie anderswo auch aus der Umgebung des Bergwerkes gekommen sein. Eindeutig auf Taufers zu beziehen sind: Paul und Blasy Luckner, Lindlschmid, Hans Mär, Christian



Eißmeister, Jakob Saureyter und Hans Prabst (Kematen!). Ins Ahrntal weisen die Namen Urban Walcher, Christian Neuhauser und die Ataler (wahrscheinlich von einem Gut Autal in St. Johann). Relativ früh dürften Brunecker Bürger den Einstieg in das risikoreiche Bergbaugeschäft gewagt haben. Vielleicht ist Sigmund Heger einer von ihnen, er hat zusammen mit Veit Stöckl im Namen der anderen Gewerken im Jahre 1485 den Verkauf des Bergwerkes an den Landesherrn durchgeführt. In der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Familie Mor (Adelsprädikat „Mor zu Sonegg“) mit mehreren Namen unter den Gewerken vertreten (Gabriel, Kaspar, Hieronymus und Paul). Hieronymus Mor war gleichzeitig Faktor des Bischofs von Brixen, der auch unter den Anteilseignern des Bergwerkes zu

finden ist. Unter der Verwaltung Hieronymus Mors wurden die Fresken im Erkerzimmer des Faktorhauses in Steinhaus (heute Rathaus) gemalt.

Nach der Phase, in der vor allem Gewerken aus der näheren und weiteren Umgebung des Bergwerkes den Bergbau betrieben, kam es im 16. Jahrhundert zu einem Konzentrationsprozess, dem diese Gewerken zum Opfer fielen, weil sie den höheren Kapitalbedarf nicht mehr decken konnten, der mit dem Vordringen in größere Tiefen und mit der allmählichen Ausweitung des Betriebes verbunden war. 1562 war Karl Freiherr von Welsperg Alleingewerke in Prettau, d. h. er besaß alle Anteile des Bergwerkes. Nach seinem Tod ging das Bergwerk auf dem Erbweg an die Freiherrn von Wolkenstein-Rodenegg über, die es drei Generationen lang führten, aber 1642 in Konkurs gingen.

Danach dauerte es einige Zeit, bis das Werk wieder Boden unter die Füße bekam. In dieser Krisenzeit stieg mit Stefan Wenzl ein weiterer Brunecker Kaufherr in den Prettau Bergbau ein. Er übernahm das Bergwerk in einem katastrophalen Zustand, legte aber den Grundstein für den Aufschwung, der dann nach 1676 einsetzte, allerdings nicht mehr unter seiner Gewerkeherrschaft, sondern unter der seiner Verwandten Bartlmä und Anton Wenzl und der von Georg Tannauer aus Schwaz. Die Tannauer wurden zunächst mit dem Prädikat von Tannenberg geadelt und später in den Grafenstand erhoben. Das Adelsprädikat der Wenzl lautete von Sternbach, sie bekamen dann den Freiherrn-Titel.

Nach dem Aussterben der Tannenberg um 1840 erbten die Grafen von Enzenberg deren Anteile und kauften im Laufe der Zeit die Anteile der Sternbach auf, sodass sie bei der Einstellung des Betriebes im Jahre 1893 Alleininhaber des „Ahrner Handels“ waren, wie die Betreiberfirma ab ca. 1700 genannt wurde. Für die Betriebs-schließung im Jahre 1893 gab es mehrere Ursachen. Die schwerst-wiegende war zweifelsohne die Einfuhr von Billigkupfer aus Amerika, aber auch die Überschwemmungskatastrophe von 1878, als das Schmelzwerk in Arzbach vom Rohrbach total zerstört wurde, dürfte dazu beigetragen haben.

Die Nutzung der Wälder für das Bergwerk

Bergwerke konnten früher nur gedeihen, wenn reichlich Holz zur Verfügung stand. Einmal brauchte es Holz für die Zimmerung zur Absicherung der Gruben unter Tage, dann für die Errichtung der verschiedenen Betriebsgebäude, vor allem aber verschlangen die Schmelzwerke riesige Holzmengen. So regeln schon die ältesten Bergordnungen nicht nur die Verleihung der Bergwerke sondern gleichzeitig auch die Vergabe jener Wälder, die für den Bedarf der Bergwerke abgeholzt werden durften. Gegen die Reservierung der Wälder zum Nutzen der Bergwerke konnte sich eigentlich niemand mit Erfolg zur Wehr setzen. Dem privaten Nutzer wurde lediglich das Recht zuerkannt, aus dem Walde Brenn- und Bauholz zu nehmen, so weit der Bedarf gegeben war. Die oberste Forstbehörde war überall dort, wo es Bergbau gab, der Bergrichter. Ihm oblagen auch die Aufgaben des Waldmeisters. Damit kam der Vorrang des Bergbaus auch in der Hierarchie der Forstbeamten klar zum Ausdruck.

In Prettau dauerte es gut einhundert Jahre, bis sich die Folgen der intensiven Nutzung des Hochwaldes zeigten. Man hatte dort, wie übrigens bei den allermeisten anderen Erzvorkommen auch, das Erz zunächst in der Nähe der Gruben geschmolzen, denn es war bequemer und billiger, die wenigen Tonnen fertiges Metall abzutransportieren, als hunderte von Tonnen Erz in ein weit entlegenes Schmelzwerk zu bringen. Um 1500 mehrten sich die Klagen über Holzknappheit im Gericht Taufers und vor allem im Ahrntal. Im Jahr 1515 begann man daher eine Waldordnung für das Gericht Taufers auszuarbeiten, die dann 1521 in Kraft trat.

Die Bestimmung, dass die Hoch- und Schwarzwälder ausnahmslos zum Nutzen des Bergwerkes reserviert waren, galt für das ganze Gericht Taufers. Unter Hoch- und Schwarzwäldern sind jene Wälder zu verstehen, die dem Landesfürsten gehörten. Die Bewohner des Tales, auch die Söllhäusler (Kleinhäusler), hatten weiterhin das Recht auf den Bezug von Holz, sei es nun Zimmerholz, Sagholz, Zaunholz oder Holz für Dachschindeln, Fleggen (Bretter), Fasstauben

und Stiefler. Es durfte nie mehr gehackt werden, als gebraucht wurde. Verkauf und Ausfuhr (aus dem Tal) von Holz waren verboten. Besonders geahndet wurden Brandrodungen, die bis dahin im Gericht Taufers häufig vorgekommen waren. Zwei eigene Aufseher wurden ernannt, die jede Brandrodung melden mussten. Die Waldordnung bezeichnet die Wälder in Prettau und im ganzen Gericht Taufers als „ganz schädlich und unnützlich verschwendet und verderbt“, stellt aber keinen Zusammenhang mit dem Bergbau her. Den Behörden aber war dieser bekannt. Aus dem Jahre 1521, als die Waldordnung erlassen wurde, gibt es nämlich ein Schreiben der Hofkammer zu Innsbruck an die Gewerken, in dem gefordert wird, dass auch die drei letzten Schmelzhütten, die noch innerhalb der Klamm in Prettau standen und dem Gewerken Bartlmä von Welsperg gehörten, ins äußere Ahrntal verlegt würden, wie es mit mehreren anderen schon geschehen war. Grund: Waldschäden in Prettau und als Folge davon Lawinengefahr für die Siedlungen dort.

Spätere für das Gericht Taufers erlassene Waldordnungen brachten kaum neue Bestimmungen, sie zählten nur die Wälder auf, aus denen der Bedarf des Bergwerkes zu decken war. Wir kennen die „Holzwerke“, so wurden jene Wälder genannt, die jeweils bearbeitet wurden, ab etwa Mitte des 16. Jahrhunderts genauer. Es handelt sich dabei nur mehr um Wälder, die sich außerhalb der Klamm befanden. Das Prettau am nächsten gelegene Holzwerk war jenes im Felderwald und beim Feldergarten. Ab dem 17. Jahrhundert sind dann konstant auch Wälder in Rein und in Mühlwald betroffen. Sehr oft sind die Werke nach den Seitenbächen der Ahr benannt. Es fehlt praktisch keiner von den rechten und linken Seitenbächen, angefangen vom Griesbach in St. Peter bis zum Weißenbach und vom Poinland bis Pojen und Rein. Die Holzarbeiter verdienten pro Schicht etwa gleichviel wie die Knappen, was durch die Härte der Arbeit ohne Zweifel gerechtfertigt war. Die Schaffer bekamen einige Kreuzer mehr pro Schicht, sodass auch ihr Lohn sich nicht von dem eines „Hutmannes“ (Vorarbeiter am Berg oder im Schmelzwerk) unterschied. Allerdings waren die

fünf oder sechs Holzwerke, die gleichzeitig in Betrieb waren, kaum einmal das ganze Jahr über in voller Stärke bei der Arbeit.

Die Köhlerei

Im Laufe des 16. Jahrhunderts verlagerten sich nicht nur die Nutzung der Wälder für das Bergwerk und die damit zusammenhängende Holzarbeit ins äußere Ahrntal, sondern auch die Köhlerei, denn sehr viel Holz musste jedes Jahr zu Kohle gebrannt werden. Die Orte, wo das geschah, lagen meist in der Nähe der Holzwerke oder waren zumindest von den Holzziehern ohne besondere Umstände zu erreichen. Die alten Kohlplätze, die oft über viele Jahrzehnte in Betrieb waren, sind heute teilweise noch auffindbar, weil sie als Flurnamen in den Formen „Kohlplätze“, „Kohlstatt“ oder „Kohler“ erhalten geblieben sind, auch wenn dort seit mehr als hundert Jahren keine Kohle mehr gebrannt wird. Wichtige Kohlplätze waren in Weißenbach beim Feichter, beim Innerhofer, am Pichl und beim Weidacher. Im Ahrntal selber gab es zahlreiche Kohlplätze. Von besonderer Bedeutung war das Kohlwerk beim Steinpenter in St. Johann. Steinpent ist der alte Name für den Baumann: das Widum ist das ehemalige Bauernhaus, das dazugehörige Futterhaus stand bis nach dem letzten Kriege gleich an den Friedhof angrenzend nördlich davon. Der Baumann war als Wohnhaus für den Pächter von Steinpent erbaut worden, doch wurde es zum Widum umfunktioniert, als der Pfarrer vom alten Wiedenhof in St. Martin hierher übersiedelte. Auf Steinpentgrund wurde in den 80-er Jahren des 18. Jahrhunderts die Ahrner Pfarrkirche erbaut.

Andere bedeutende Kohlwerke standen auf Michlreis und auf der Haxaue außerhalb von Luttach, beim Großwieser (Weißner) und beim Edenhof in St. Johann, beim Enzen und beim Unterberger in Steinhaus, auf Pipprig und beim Taser in St. Peter. Im Durchschnitt waren jedes Jahr zwischen vier und sechs Kohlstätten in Betrieb. Es ist übrigens noch nicht lange her, dass jeder Dorfschmied die Kohle, die er benötigte, selber brannte. Aber nur die Älteren erinnern sich noch an rauchende Kohlenmeiler in der Nähe der Dorfschmiede.

Die Lage der Schmelzhütten

Es ist anzunehmen, dass das erste Erz, das in Prettau gewonnen wurde, in unmittelbarer Nähe der Schächte geschmolzen wurde, die etwas unterhalb des Rötkeuzes abgeteuft wurden. Da es zur Prettau Bergwerksgeschichte des 15. Jahrhunderts kaum Quellen gibt, weiß man nicht, wann die ersten Schmelzhütten im Talgrund von Prettau und dann außerhalb der Klamme im Ahrntal gebaut wurden.

Als 1521 von der Lage der Schmelzhütten zum ersten Mal die Rede ist, haben die kleineren Gewerke ihre Hütten bereits alle im äußeren Ahrntal, nur mehr Bartlmä von Welsperg, der Gewerke mit den meisten Anteilen schmolz noch in Prettau und zwar in drei Schmelzhütten. Das Drängen der Hofkammer zu Innsbruck, die drei Hütten aus dem bekannten Grund (Schutz des Waldes) weiter talauswärts zu verlegen, war wenig erfolgreich, denn die welspergischen Gewerke verlegten ihre Schmelzhütten erst um die Jahrhundertmitte. Wahrscheinlich ist der Bau der Schmelzhütte in Arzbach die direkte Folge davon. Dieses Hüttwerk muss damals entstanden sein. Es kam jedenfalls in den 60-er Jahren des 16. Jahrhunderts noch nicht auf die Produktionsleistung der anderen Hüttwerke, stieg dann aber rasch zur leistungsfähigsten und schließlich einzigen Schmelzhütte auf.

Zu Beginn der Gewerkeherrschaft der Freiherrn von Wolkenstein gab es eine Schmelzhütte in Steinhaus (am Platz der alten Volksschule), eine in Mühlegg (der genaue Ort ist nicht bekannt), eine auf der Wüer (Gegend von Schmied, Unterkohler, Gall in St. Johann, vielleicht dort, wo später die Gallsäge stand), eine am Kofl (Kofl Aue), eine in Arzbach (Gisse) und für kurze Zeit auch eine Schmelzhütte in Weißenbach. Zum Bau der Schmelzhütte in Weißenbach wurde Karl von Welsperg von der Hofkammer zu Innsbruck verpflichtet, wobei der Standort - Weißenbach ist vom Bergwerk mehr als 25 km entfernt, zudem beträgt der Höhenunterschied zwischen Luttach und Weißenbach 400 m - aus heutiger Sicht als problematisch erscheint. Man muss aber berücksichtigen, dass gerade um



die Mitte des 16. Jahrhunderts in Weißenbach an mehreren Stellen erfolgreich nach Kupfererz geschürft wurde, wie übrigens auch später noch. So ist die Schmelzhütte dort von Anfang an nicht für das Ausbringen von Prettau sondern von Weißenbacher Erz bestimmt gewesen. Die Quellen verraten aber nur eine Produktionszahl der Hütte in Weißenbach. Im Jahre 1564 wurden 32 Zentner (1792 kg) Kupfer erzeugt. Die geringe Menge und das schnelle Verschwinden der Weißenbacher Hütte aus den Quellen zur Bergwerksgeschichte spricht nicht gerade für die Ergiebigkeit der Weißenbacher Erzlager.

Die meisten der genannten Schmelzhütten hatten um 1590 den Betrieb schon wieder eingestellt. Nur die Hütten von Steinhaus und Arzbach bestanden weiter. Im Jahre 1583 kam eine Hütte in der Marche dazu. Dabei handelte es sich um eine alte Schmelzhütte, die oberhalb des Walcherhofes lag und mit einem Kostenaufwand von über 700 Gulden saniert wurde. Sie blieb dann bis nach 1650 in Betrieb, jene von Steinhaus bis 1757. Nach der Überschwemmungskatastrophe von 1878, die das Schmelzwerk Arzbach zerstörte, wurde für kurze Zeit eine provisorische Schmelzhütte in Steinhaus errichtet und dann die neue Schmelzhütte in Prettau erbaut, die bis zur Schließung des Bergwerks 1893 in Betrieb war.



Mit der Verlagerung der Schmelzhütten außerhalb der Klamme wurden natürlich auch die Arbeitsplätze, welche die Schmelzwerke boten, mit verlagert. Es handelte sich immerhin um 20 bis 30 Arbeitsplätze, die zudem fast zur Gänze Ganzjahresjobs waren. Die Schmelzer waren relativ gut bezahlt, ihr Wochenlohn unterschied sich kaum von dem der Knappen, obwohl die Arbeit am Schmelzofen körperlich nicht so anstrengend war wie die Grubenarbeit. Allerdings wusste man schon im Altertum, dass die Arbeit der Schmelzer extrem ungesund sei. Vielleicht ist der hohe Lohn mit dem Gesundheitsrisiko zu erklären. Das Prettauener Kupfererz enthielt nämlich sehr viel Schwefel, der im Laufe der verschiedenen Schmelzprozesse, denen das Erz ausgesetzt wurde, herausgebrannt werden musste, weil Schwefel das Kupfer spröde macht und es im Wert sehr stark mindert. Dieses Herausbrennen des Schwefels nannte man Rösten. Dazu war sehr viel Holz notwendig. Der entweichende Schwefel stieg mit dem Rauch auf und vergiftete die umliegenden Felder mit

schlimmen Folgen für Mensch und Tier. Die erste Nachricht, „dass der Rauch das Getrayd verderbet“, stammt aus dem Jahre 1504. Man versuchte etwas für die Umwelt zu tun, indem man das Rösten des Erzes nur mehr im Winter gestattete. Damit war verhindert, dass das Korn den schädlichen Abgasen ausgesetzt war; außerdem sorgte der im Winter häufiger wehende Wind dafür, dass der schwefelhaltige Rauch durch das enge Tal in Richtung Taufers verblasen wurde. Zu bedenken ist auch, dass nicht nur die Schmelzhütten Rauch produzierten, sondern auch die zahlreichen Kohlstätten, wo Holzkohle gebrannt wurde, sodass insgesamt die negativen Auswirkungen des Erzschmelzens auf das Ahrntal und seine Bevölkerung nicht unterschätzt werden dürfen. Sie waren der Preis für die Arbeitsplätze, auch wenn man diesen Zusammenhang damals vielleicht nicht sah.

Das Erzführen

Je weiter das Erz transportiert werden musste, umso mehr Spesen entstanden. So wirkte sich die Verlagerung der Schmelzhütten heraus ins Ahrntal über höhere Transportkosten negativ auf die Gewinnspanne der Gewerke aus. Solange die Schmelzhütten in Prettau standen, beschränkte sich der Transport auf die Strecke Gruben - Hütte und damit auf die Spesen für das „Erzziehen“. Unter „Erzführen“ war hingegen der Erztransport von den Erzhöfen (Erzmagazine) in der Lemperau bis zu den Schmelzhütten zu verstehen. Während die erstere Arbeit fast ausschließlich von Leuten durchgeführt wurde, welche in Prettau ansässig waren, waren am Erzführen zwar auch Prettauener Bauern beteiligt, aber die Mehrheit kam aus den anderen Dörfern des Ahrntales. Eine besonders interessante Erzfuhrrechnung aus dem Jahre 1640 listet die an diesem Transportdienst beteiligten Bauern auf, und zwar beginnend mit dem Kaserer in Prettau und endend mit dem Mair-zu-Pirch in Luttach. Der Hofname ist 1640 noch durchwegs der Schreibname. In der folgenden Aufstellung ist für die Hofnamen eine gemäßigt moderne Schreibweise gewählt.

Bezahlter Erzfuhrlohn vom 21. Jänner bis März 1640								
(Prettau:)	fl	Kr	(St. Peter:)	fl	Kr	fl	Kr	
Gregor Kaserer	29	1	Rupprecht Felder	13	43	Bartlmä Seeber	11	40
Christian Krapichler	12	1	Ambros Arnsteiner	1	29	Veit Lanthaler	17	30
Christiam Großbacher	8	1	Augustin Durregger	3	52	Ambros Voppichler	7	35
Heinrich Fux	15	8	Gregor Tasser	7	29	(Steinhaus:)		
Caspar Hörmann	7	46	Peter Niedergrießer	14	48	Georg Prunkofler	12	33
Martin Prugger	8	15	Thoman Walcher	22	41	Mathäus Unterberger	1	34
Valentin Notturfter	12	31	Sebastian Obergruber	12	--	Hansen Mitterlinter	13	18
Karl Neuhauser	15	32	Anton Oberleiter	5	39	Stefan Niederlinter	10	23
Paul Probstmann	13	41	Peter Niederleiter	5	29	Valentin Enzen	7	23
Christian Ebner	7	10	Jenewein Gasser	10	2	Gregor Maurmayr	15	54
Gregor Leiter	8	51	Andree Hofer	13	24	Gall Maurmayr	19	47
Andree Auer	15	36	(St. Jakob:)			Balthasar Kastner	17	37
Georg Lechner	13	40	Balthasar Hallechner	4	26	Jakob Oberpauschtafer	11	54
Georg Oberwieser	14	17	Simon König	10	9	Christian Rainer	15	3
Friedrich Kofler	4	36	Ulrich Niederweger	20	20	(St. Johann:)		
Jakob Niederwieser	8	33	Balthasar Niederhollenzer	8	57	Georg Kottersteger	15	38
Peter Innerpichler	10	14	Andree Oberhollenzer	17	23	Friedrich Jarl	19	29
Andree Gepaur	12	51	Valentin in Grueben	16	48	Thoman Weißenbach	21	49
Gall Waldner	13	--	Andree in Grueben	14	7	Franz Platter	1	3
Karl Steger	20	41	Pankraz Lacher	9	26	Peter Reichegger	8	45
Matheiß Hofer	18	--	Georg Untersteiner	17	2	Oswald Mairegger	8	59
Valentin Oberalprecher	1	58	Thoman Obermair	13	18	Blastius Raspichler	9	34
Jakob Prucher	7	45	Hansen Niedermair	16	13	Anton Kolfer	5	15
Adam Außerpichler	15	43	Gall Rotrainer	19	3	Mathäus Niederhofer	2	34
Christian Wasserer	8	27	Georg Oberachrainer	17	9	Veit Großwieser	3	2
			Bartlmä Oberkerschpamer	3	6	Simon Mair zu Pirch	1	17
			Thoman Niederkerschpamer	7	56			
			Summe insgesamt:	869 fl	19 Kr			

Genauere Angaben über das Erzführen haben wir erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Damals waren jährlich zwischen 70 und 80 Personen mit der Erzfuhr beschäftigt. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts ging die Beschäftigtenzahl zunächst leicht zurück, weil weniger Erz gefördert wurde, und sank dann in der Krise des Werkes während des Dreißigjährigen Krieges auf etwa 50. In der Zeit der tannenbergsch-sternbachschen Gewerkeherrschaft ab 1676 wurde in den Rechnungen dann die Erzfuhr und Kohlfuhr zusammengenommen, sodass wir den Rechnungen nicht mehr entnehmen können, wer nur Erz geführt hat. Bei der Kohlfuhr ging es um den Kohletransport von den verschiedenen Kohlplätzen zu den Schmelzhütten. In diesen Dienst waren immer mehr auch Bauern eingebunden, die nicht aus dem Ahrntal stammten, weil die Kohle von immer weiter her geführt werden musste (Taufers, Rein, Mühlwald, Antholz).

Aus den Erz- und Kohlfuhrrechnungen des 18. Jahrhunderts lässt sich ablesen, dass sich zunehmend die größeren Bauern des Tales diese Dienste sicherten und damit die kleineren Bauern



verdrängten. Es handelte sich dabei um Bauernhöfe, von denen man auf Grund ihrer heutigen Größe annehmen kann, dass sie über Pferde verfügten und daher auch im Sommer Erz führen konnten, wofür ja höhere Tarife gezahlt wurden. Außerdem fällt auf, dass vor allem jene Bauern zum Zuge kamen, deren Höfe in der Nähe des Bergwerkes waren, was natürlich den Bauern des äußeren Ahrntales zum Schaden gereichte. So kam etwa der Kaserer in Prettau auf 50-60 Gulden Jahresverdienst, der Oberwieser lag bei 50 Gulden und Höfe wie Gebaur, Kofler und Krapichl verdienten bei 20 Gulden jährlich. Zwei der Meierhöfe in Steinhaus, Mentler und Mößmair, bezogen zwischen 20 und 25 Gulden jährlich. Der Kottersteger und der Jarl in St. Johann scheinen auf Fuhrdienste spezialisiert gewesen zu sein. Ihr Jahreslohn lag bei 52 bzw. bei 36 Gulden im Durchschnitt.

Es kam im Laufe der Zeit auch bei den Fuhrdiensten für das Bergwerk zu einer Konzentration. Kann man im 16. und 17. Jahrhundert eine recht gleichmäßige Verteilung all dieser Dienste auf das ganze Tal feststellen mit einer Verdichtung auf das innere Ahrntal (Nähe zum Bergwerk als Kriterium für die Zulassung zum Erz- oder Kohlführen), so spielten im Laufe des 18. Jahrhunderts die Großbauern, die sich dann im 19. Jahrhundert beinahe zu spezialisierten Frächtern weiterentwickelten, eine immer wichtigere Rolle. In die Frächtereie drangen immer mehr auch die Wirte des

Tales ein und in den letzten Betriebsjahren des Bergwerkes war weit mehr als die Hälfte aller Fuhrdienste in den Händen von wenigen Gastwirten. Darunter befand sich auch der Steinhauswirt, der ja als Pächter des Wirtshauses mit den Gewerken in besonders engen wirtschaftlichen Beziehungen stand.

Die Erzfuhropolitten

Die Erzfuhr über eine so lange Strecke, wie von Prettau nach Arzbach (20 km), war ein Risiko. Daher wurde schon sehr früh ein ausgeklügeltes System entwickelt, um den Verlust von Erz zu verhindern. In der Bergordnung von 1568 ist dieses wahrscheinlich sichere, aber auch sehr umständliche System beschrieben. Natürlich war ein Fuhrregister zu führen, in das der Name des Erzführers und die Menge des übernommenen Erzes einzutragen war. Außerdem gab es für jeden Führer einen Span, in den pro Erztruhe, die er lieferte, eine Kerbe geschnitten wurde. Schließlich bekam jeder Erzführer beim Aufladen ein münzförmiges Plättchen mit, die „Auflegpolitte“. Wenn er das Erz ablad, gab es wieder eine Münze, die „Stürzpolitte“. Wenn abgerechnet wurde, musste der Erzführer immer beide Politten gemeinsam vorweisen, dann erst bekam er die Fuhr bezahlt. Hatte er nur eine Aufleg- und nicht auch die dazugehörige Stürzpolitte, bedeutete dies, dass er das Erz nicht ordnungsgemäß abgeliefert hatte und es gab deshalb auch keinen Fuhrlohn.

Gewöhnlich handelte es sich bei den Politten um münzförmige Kupferplättchen mit dem Wappen der Gewerken oder mit dem Firmenzeichen AH (für Ahrner Handel). Es gab aber auch Politten aus Messing, Blei, Holz und Papier. Sie waren alle entweder mit Nummern oder Buchstaben versehen und hatten die Funktion eines Warenbegleitscheines, einer "bolletta", womit auch der Name erklärt wäre. Vielleicht ist für die Politten die Bezeichnung Verrechnungsgeld am treffendsten.

Die folgende Aufstellung aus dem Jahr 1694/95 soll vor allem zeigen, wie kompliziert das System war.

Erzfuhr mit dem Schlitten

Anzahl der ausgegebenen Politten	Art der Politten	Kennzeichen
2737	Auflegpolititten in Prettau aus Kupfer mit	C
–	Auflegpolititten in Prettau aus Blei mit	P
976	Stürzpolititten in der Marche aus Kupfer mit	Taf.
750	Stürzpolititten in der Marche aus Kupfer mit	V
776	Stürzpolititten in der Marche aus Kupfer mit	W
4000	Auflegpolititten in der Marche aus Messing mit	A,P,W
2482	Stürzpolititten in Steinhaus aus Kupfer mit	F
1482	Auflegpolititten in Steinhaus aus Kupfer mit	E
3353	Stürzpolititten in Arzbach aus Kupfer mit	B

Erzfuhr mit dem Wagen

Anzahl der ausgegebenen Politten	Art der Politten	Kennzeichen
530	Auflegpolititten in Prettau aus Holz mit	W, A
257	Auflegpolititten in der Marche aus Holz mit	BFF
560	Stürzpolititten in Steinhaus aus Holz mit	B
132	Auflegpolititten in Steinhaus aus Holz mit	A
408	Stürzpolititten in Arzbach aus Holz mit	SKK

Kohlfuhr

Anzahl der ausgegebenen Politten	Art der Politten	Kennzeichen
1198	Auflegpolititten in Mühlen aus Holz mit	F
1190	Stürzpolititten in Arzbach von Mühlen aus Holz mit	BWW, P
706	Auflegpolititten beim Innerhofer in Weißenbach mit Adler und	A
714	Stürzpolititten in Arzbach vom Innerhofer in Weißenbach mit Adler und	P, PP

Der Erzfuhrweg wird Talstraße

Der größere Teil des Prettauener Erzes wurde im Winter auf Hornschlitten zu den Schmelzöfen gebracht. Das Erz befand sich in Truhen oder Pennen, die auf dem Schlitten lagen. Diese Hornschlitten werden im Ahrntal heute noch als „Erzschlitten“ bezeichnet. Damit nun ein Mann die relativ schwere Fracht ziehen konnte, - eine

Ladung wog etwas über 400 kg - mussten beim Bau der Erzwege größere Steigungen vermieden werden. Dies wurde dann besonders bedeutsam, als die Schmelzhütten von Prettau ins Ahrntal hinaus verlegt wurden. Solange man nämlich das Erz in Prettau verhüttete und nur das fertige Kupfer abtransportieren musste, waren Verlauf und Zustand des Weges nicht so wichtig, denn die 1000 bis 1500 Zentner Kupfer waren auch auf Saumpfadern zu befördern. Erst als um die Mitte des 16. Jahrhunderts die letzten Schmelzwerke in Prettau ihren Betrieb einstellten, wurde der Wegbau ernsthaft in Angriff genommen.

Die „*Weeg- und Pruggenordnung*“ aus dem Jahre 1549 ist abgefasst worden, als der Erzfuhweg durch das innere Ahrntal ab St. Johann gerade neu trassiert worden war. Ihr ist zu entnehmen, dass die für das Bergwerk notwendigen Transporte über den „*nachbarlichen Fußsteig und Kirchweg*“ gingen, für dessen Nutzung das Bergwerk Zins bezahlte. Dies hörte aber mit dem Jahre 1549 auf, weil im Zuge der Neuanlegung des Weges die Bauern abgefunden wurden. Man erlaubte ihnen, als Ersatz für abgetretenen Grund einen Streifen der an ihren Hof angrenzenden Gemain einzuzäunen („*einzufachen*“), gab ihnen eine Art Abschlagszahlung oder verschaffte ihnen sonst einen Vorteil. So bekam etwa der Linder in St. Peter für abgetretenen Grund „*im Aigen*“ beim Bach, wo im Winter ein Weg zu Nutzen des Bergwerkes gegen Zins angelegt worden war, einen Grund auf der Gemain, und zwar „*innerhalb von dem Felde, da die zwei Schmelzhütten gestanden sein bis neben dem Zaun, so von der Auchten herab geet*“. Hingegen erhielt der Wasserer in Prettau für den Grund in seinem Feld, auf dem u.a. die neue Brücke gebaut und ein Teil der neuen Straße angelegt worden war, 120 Gulden. Der Gasser in St. Peter wurde für die Grundabtretung mit einem „*Rohrwasser auf ewige Zeiten*“ (Wasserrecht) entschädigt, das von den Gründen des Pipprig kam, wofür letzterem wieder ein Grundstück auf der Gemain überlassen wurde, das bei der Buinlandklamme lag. Christian Parreiner in St. Jakob bekam für abgetretenen Grund ein Stück Feld vom Niederhollenz, der dafür auf der Gemain entschädigt wurde.

Die neue Straße folgte durch Prettau dem bis dahin bestehenden Fußsteig, den die Bauern als Kirchweg benützten. Am Ortsende von Prettau führte sie über die neue Brücke beim Wasserer und zog sich durch das Wasserer Feld weiter zum Götsch-Egge durch die Klamme („*unten bey dem Wasser heraus*“). Sie schlängelte sich dann auch noch durch den ersten Teil der Klamme rechts zwischen Bach und Felsen bis zum Felder Garten (wohl das Feld, in dem heute das aufgelassene Felderhäusl steht), überquerte dort den Bach, um links hinauf den Rand der Klamme zu erreichen und über den Grund des Felderhofes am Ende der Klamme zum Kalkofen bei der Grieser Mühle zu gelangen.. Der Weg durch die Klamme wurde anlässlich der Neutrassierung der Straße nur auf dem Teilstück vom Götsch-Egge bis zum Felderhäusl eröffnet. In der „*Weeg- und Pruggenordnung*“ heißt es ausdrücklich, die Gewerken hätten sich verpflichtet, in den kommenden zehn Jahren – also bis etwa 1560 – vom Feldergarten an auf der Sonnenseite einen neuen Weg durch die Klamme zu bauen. Solange dieser Weg nicht offen sei, war dem Felder für die Transporte vom und zum Bergwerk Zins zu zahlen wie bisher. Es ist daher anzunehmen, dass die Gewerken alle Anstrengungen unternahmen, um das letzte Teilstück der Straße durch die Klamme innerhalb der festgelegten zehn Jahre fertig zu stellen. Es ist nicht bekannt, ob das Vorhaben innerhalb der besagten Frist gelungen ist.

In der „*Weeg- und Pruggenordnung*“ wird auch die Offenhaltung des „*oberen alten Weeges*“ vom Steger hinaus zum Prucher und weiter zum Wegscheider und zur Kirche von St. Peter gefordert, damit auch dann eine Straßenverbindung zwischen Prettau und dem Ahrntal bestehe, wenn die Klamme einmal vermurt oder aus irgend einem andern Grunde nicht passierbar sei.

Die Instandhaltung der Straße oblag nicht nur den Bergwerksbetreibern, sondern auch den Nachbarschaften. Natürlich waren immer wieder größere Arbeiten in Form von Verbreiterungen und Neutrassierungen notwendig, vor allem in der Klamme. Gelegentlich setzte man Gedenksteine, wie z.B. eine Marmortafel in der Klamme mit folgender Inschrift:

ANNO 1814 IST MIT DER
HILFE GOTTES UND AUF
AH KOSTEN
DIESER WEG HIERHER
UEBERSETZT WORDEN

+ + +

O GOTT GNÄDIG UNS BE
WAHR VOR SEEL UND
LEIBS GEFAHR

Ein Mauerstein mit schöner barocker Inschrift war außerhalb der Finanzkaserne in St. Peter in die Begrenzungsmauer des Grieserfeldes eingesetzt. Er wurde entfernt, weil das Streusalz die Schrift zu zersetzen begann. Auf ihm stand zu lesen:

1752

Ist alhir Christian Klamer
Grieser dies Stückh von hoch
Löblicher Obrigkeit und von
Dem Nachbarn ausgetauscht
worden

Es war dem Bergwerk zu verdanken, dass aus dem Weg durch das Ahrntal im 16. Jahrhundert eine Straße wurde, die natürlich nicht nur diesem Betrieb zugute kam. Die Instandhaltung der Talstraße war bis zur Einstellung des Bergbaues im Jahre 1893 immer auch Sache des „Handls“, wie der „Ahrner Handel“ im Tale genannt wurde. Natürlich hatten die „Nachbarschaften“, das sind die angrenzenden Gemeinden, zur Instandhaltung beizutragen, weil die Straße ja allen diente. Den Großteil des Verkehrs verursachte der Bergbau. Aber das war, als man im Verkehr noch einen Segen sah.



Zusammenfassung

Der Beitrag hat versucht, vor allem einige wirtschaftliche Auswirkungen des Bergbaus auf das Ahrntal herauszustellen, und zwar nicht einmal alle und auch die behandelten teilweise nur im Ansatz. So hatte etwa der Versuch der Gewerken, die Getreideversorgung des Bergwerkes autark zu gestalten, weit reichende Folgen für ziemlich einige Dörfer des Tales. Man begann nämlich um 1700 Höfe zu kaufen, auf die dann Pächter gesetzt wurden. Vor allem Prettau und Steinhaus waren davon betroffen, dort waren ziemlich viele Bauern vom „Handl“ abhängig. Im Allgemeinen galt es aber

als Glück, wenn jemand eine „Handspacht“ ergatterte, die Gewerken waren eher milde Pachtherrn. Diese Pachtverhältnisse blieben auch nach der Auflassung des Bergbaubetriebes aufrecht. Georg Graf Enzenberg hat diese Höfe erst in den vergangenen 70-er Jahren größtenteils an die ehemaligen Pächter verkauft und damit eine soziale Tat gesetzt, die ihresgleichen sucht.

Es ist auch klar, dass der Bergbau nicht nur wirtschaftliche Auswirkungen auf das Ahrntal hatte. Die Bergleute waren eine Berufsgruppe mit besonderen Freiheitsrechten und einem entsprechenden Freiheitsbewusstsein. Sie waren, zumindest solange der Bergbau blühte, schnell „wanderfertig“ und im Gegensatz zur

bäuerlichen Bevölkerung örtlich kaum gebunden, was sie in deren Augen nicht besonders angesehen machte. Hat doch die ansässige Bevölkerung überall Probleme mit den herumvagabundierenden Fremden, die nirgends daheim sind. Dass solche Leute viel mehr Mut zum Risiko haben, dem Fortschritt vorurteilsloser gegenüber stehen und auch in religiösen Fragen liberaler denken als Leute, die seit Jahrhunderten in einem abgeschirmten Seitental leben, leuchtet ein. Es ist allerdings noch zu untersuchen, wie die Bergleute das Leben der bäuerlichen Bevölkerung des Ahrntales beeinflusst haben und was davon eventuell bis heute geblieben ist.

Der „Garba“ in Steinhaus

Zur Geschichte eines untergegangenen Handwerks

Nur älteren Lesern dürfte bekannt sein, welches wirtschaftliche Geschehen sich hinter der Örtlichkeitsbezeichnung „*ban Garba*“ nahe beim Brugger am Ortseingang von Steinhaus verbirgt. Wer davon noch weiß und wer es noch erlebt hat, erinnert sich wohl eher an den Gestank, der dort von den Gär- und Gerbgruben ausgegangen ist, nicht aber an die am Ende doch angenehm weichen und geschmeidigen Leder und Felle, die der „*Garba*“ herstellte. Aber auch ihnen dürfte kaum die Geschichte des Rotgerberhandwerks im Ahrntal geläufig sein, schon gar nicht dürften ihnen die vielen Fassetten des bis zum Zweiten Weltkrieg florierenden Handwerks und das Schicksal der mit ihm verbundenen Familie der Hofer bewusst sein.

Die räumlichen Voraussetzungen der Rotgerberei

In früheren Zeiten gab es eine Reihe von Handwerken und Berufen, die sich mit der Herstellung und Verarbeitung von Leder und Fellen beschäftigten. Am bekanntesten sind jene der Kürschner, Rot- und Weißgerber, Schuster, Riemer und Sattler. Die verschiedenen Gewerbe, die sich der Verarbeitung der Häute und Felle widmen, werden wesentlich nach den eingesetzten Gerbstoffen unterschieden. Die **Rotgerber** stellen Leder aus enthaarten Häuten mit Hilfe von wässrigen Beizlösungen aus tanninhaltigen Pflanzen her. In Mitteleuropa verwendete man dazu vorwiegend die Rinde der Eiche, zumeist Lohe genannt, die das Leder rot färbt, daher der Name des damit befassten Handwerkers. Der **Weißgerber** setzt für den Gerbvorgang hauptsächlich Alaun ein, welches das Leder bleicht und die Pelze weich und -in Grenzen natürlich- dehnbar macht. Im

Gegensatz zum Rotgerber befasste sich der Weißgerber oder Ircher mit der Herstellung von feineren Ledern v.a. für Bekleidungszwecke. Der **Sämischgerber** setzt zum Gerben Fette und Öle ein.

Die Gerberei konnte früher als spezialisiertes Handwerk nur existieren, wenn eine Reihe von unabdingbaren Voraussetzungen oder Standortgegebenheiten erfüllt waren. Zuvorderst entschied natürlich die Rohstoffversorgung über den Bestand eines Handwerks. Die wichtigsten Rohstoffe sind in der Gerberei die tierischen Häute und Felle, die die Gerber von Metzgern und viehhaltenden Bauern beziehen. Man spricht von Häuten bei Rindern, Pferden, Büffeln und Schweinen, von Fellen bei Kälbern, Schafen, Ziegen, Hirschen, Rehen, Gämsen und Kleinsäugetieren wie Katzen und Hunden. In der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung der gefürsteten Grafschaft Tirol waren die Metzger gehalten, die Pferde-, Ochsen- und Rinderhäute den Gerbern ihrer näheren Umgebung zu verkaufen, damit es aus Gründen des Fürkaufs nicht zu Benachteiligungen benachbarter Gerber kam. Da sich im Ahrntal kein weiterer Gerber nachweisen lässt (der Nächste hatte in Sand in Taufers seinen Wirkungsort), darf als Bezugsraum für die Häute das gesamte Ahrntal angenommen werden, wenngleich über die Pässe hinweg auch aus anderen hochgelegenen Tälern (z. B. über die Birnlücke) Häute und Felle ins Ahrntal gebracht wurden, vor allem wenn sich herumsprach, dass der Preis für die Häute höher lag als im eigenen Tal.

Zudem benötigte der Gerber Materialien zur Erhaltung der guten Eigenschaften von Häuten und Fellen: Salz zum Konservieren, Lohe zum Gerben von Rohleder, Alaun zum Gerben von Fellen und weißem Leder, Fett zum Sämischgerben. Diese Rohstoffe waren nur in bescheidenem Umfang im Ahrntal selbst zu erhalten. Vor allem der Bezug von Gerberlohe, die aus Eichenrinde gewonnen wird,



Die Gerberei lag an der Mündung des Keilbaches in die Ahr. (Auszug aus der Katastermappe von 1857)

dürfte ein größeres Problem dargestellt haben, da auf Grund der Höhenlage hier kaum Eichen wachsen. Aus den wenigen erhaltenen Rechnungsnotizen des 19. Jahrhunderts geht hervor, dass der Gerber zu Steinhaus „Knoppem“ (Galläpfel) und Fichtenrinde verwendete. In einem Brixner Weistum von 1479 wird noch „rausche“ genannt. Vermutlich handelte es sich dabei um die Blätter der Alpenrose. Alaun musste über Händler in den Städten bezogen werden. Zumeist kam dieser chemische Rohstoff über Venedig aus dem Orient, weshalb er recht teuer war und die meisten Gerber sich deshalb auch auf die Rotgerberei beschränkten. Auch bei der Gerberei in Steinhaus handelte es sich stets um eine Rotgerberei, die sich auf die Herstellung verschiedener Leder spezialisiert hatte. Die Fette, die in großer Menge (etwa 4-5 kg je Rindshaut) benötigt wurden, um dem Leder nach dem Trocknen die ursprüngliche Flexibilität der Fasern zu erhalten, mussten die geschlachteten oder verendeten Tiere liefern. Hierfür kam hauptsächlich das Talg- und Hirnfett von Ochsen und Rindern in Frage. In dieser Hinsicht scheint kein Mangel bestanden zu haben, da die Viehzucht im Tal auf einem hohen Stand war, was ursächlich mit dem Fleischbedarf der gewöhnlich viehlosen Bergknappen zusammenhängen dürfte. Schließlich musste noch Wasser, am besten fließendes Wasser, in ausreichender Menge vorhanden sein, um Brauchwasser für die verschiedenen Gerbvorgänge (ca. 20 hl je Haut) ständig verfügbar zu haben, aber auch um Antriebswasser auf die Walk- und Lohmühle zu leiten, weshalb die Gerbereien sämtlich an wasserreichen Bach- und Flussläufen erbaut worden sind. Dabei spielte auch der Gedanke der bequemen Beseitigung der Abwässer und Gerbereiabfälle eine Rolle ähnlich wie bei den Fleischbänken, die oft auf Brücken errichtet wurden. In größeren Siedlungen kam aus hygienischen Gründen die räumliche Absonderung des Gerbergewerbes hinzu, da die Obrigkeit die Seuchengefahr und die Geruchsbelästigung von der übrigen Bevölkerung fern halten wollte. In Steinhaus ist der Standort eindeutig wasserorientiert: die Gerberei konnte nicht nur Wasser aus der Ahr entnehmen, mit dem Keilbach, der vom nördlichen Berggehänge herabströmt und bei der heutigen

Feuerwehrrhalle (dort stand früher eine Sägemühle) in die Ahr mündet, stand ihr zudem eine eigene Versorgungsmöglichkeit in der Nähe des Hauses zur Verfügung.

Außer diesen Rohstoffen waren zur erfolgreichen Ausübung des Gerberhandwerks besondere Kenntnisse, Werkzeuge und Einrichtungen erforderlich. Beim Rotgerben mussten zunächst die Häute in der Wasserwerkstatt zugerichtet, d. h. gewaschen, enthaart und entfleischt werden, um anschließend in einer Beize die nötige Schwellung zu erhalten. Die eigentliche Gerbung geschah in Gruben mit verschiedenen konzentrierten Beizlösungen, in die die Häute nacheinander eingelegt wurden. Dieser Gerbprozess konnte mehrere Monate bis zu einem Jahr dauern. Anschließend richtete man das gewonnene Rohleder je nach Verwendungszweck zu, indem man es entweder in der Walke streckte oder falzte, oder aber einfettete oder gar färbte. Dicke Häute wurden gespalten.

Betrachtet man die Kostenseite des Gerbens von Häuten, dann wird klar, dass Leder früher ein relativ teures Produkt war. Schon der Einkaufspreis für eine ca. 60 Pfund schwere Rindshaut war hoch. In den Quellen werden gewöhnlich 4 bis 6 Gulden genannt, aber es konnte manchmal auch doppelt so viel sein wie z.B. in den Teuerungsjahren 1803 bis 1817, als der Rotgerber Franz Hofer in Steinhaus für eine Kuhhaut gar 12 bis 13 Gulden bezahlen musste. Hinzu kommen die Kosten des Gerbens, die bis zu zwei, drei Gulden betragen konnten. Um die Leute, die im Lohnverfahren einem Gerber Häute zum Gerben übergaben, gegen überhöhte Forderungen zu schützen, versuchte die Obrigkeit, in Gerberordnungen die Kosten der Lohgerberei auf einen niedrigen Stand einzufrieren, was aber immer nur für kurze Zeit gelang. Hinzuzurechnen sind die Ausgaben für die Gerberlohe und die Fette. Nimmt man alles zusammen, so addieren sich die Herstellungskosten für eine gegerbte Haut auf eine beachtliche Summe. Selbst wenn der Gerber sparsam wirtschaftete, so waren doch in den Produktionsmitteln (Häute, Felle, Gerberlohe, Fette, Werkzeuge) erhebliche Gelder gebunden, die sich lediglich längerfristig verzinsen ließen. Für einen Familienbetrieb bedeutete dies, dass die gebundene Kapitalsumme bei geringster

Unaufmerksamkeit während des Gerbens schnell verloren sein und damit der Ruin oft schneller als erwartet eintreten konnte.

Zur Geschichte der Gerberei im Ahrntal

Seit wann im Ahrntal Leder von einem Rotgerber hergestellt wurde, lässt sich nicht feststellen. Ein Gerber ist urkundlich erstmals im Jahr 1590 namhaft zu machen. Er hieß Blasius Auer (*Awer*) und erwarb von Blasius Mitterlinder in Ahrn, St. Johannes-Pimbwerch im Landgericht Taufers, für 93 Gulden ein Grundstück bei seiner Soldbehausung, von dem er den Gebrüdern Johann und Christoph Friedrich Füeger als Inhaber der Gerichtsherrschaft Taufers Grundzins entrichten sollte. Blasius Auer wird in der Verkaufsurkunde des Blasius Mitterlinder ausdrücklich als „*Rotgarber allda in Arn*“ bezeichnet.

Aus diesen Angaben wird sichtbar, dass der Gerber im Ahrntal gegen Ende des 16. Jahrhunderts zur Sozialgruppe der Söllleute und Handwerker zählte. Konkret hatte die Zugehörigkeit zur Gruppe der Söllleute zur Folge, dass Blasius Auer nicht die unbeschränkte Ausübung der gemeinen Rechte wie Weide- und Holzrechte einfordern konnte. In der Waldordnung von 1521 war das Weiderecht eines Seldners im Ahrntal auf eine Kuh oder drei bis vier Ziegen begrenzt worden. Andererseits hatte er aber bei Steuerangelegenheiten auch nicht die volle Abgabenlast zu tragen. Ebenso konnte er kein Ehrenamt der Gemeinde (Dorfmeister, Rechner, Pfleger oder Kirchpropst) übernehmen. Er gehörte also zur unteren Schicht der bäuerlichen Bevölkerung, was nicht unbedingt ein Nachteil sein musste. Im alltäglichen Umgang und in der gesellschaftlichen Wirklichkeit hatte diese Sozialgruppenzugehörigkeit nämlich keine allzu große Bedeutung.

Der Gerber im Ahrntal gehörte keiner Zunft an. Er war einer der vielen „*Gäumeister*“ (Meister auf dem Land), die nicht auf eine starke Unterstützung ihrer spezifischen Handwerksinteressen gegenüber der Obrigkeit und der Mitbewohner hoffen durften. Gleichwohl bestanden unter den Gerbern des Pustertals enge Kontakte

und soziale, oft auch familiäre Bindungen, die das Fehlen einer Zunft weitgehend wettmachten.

Wo die Gerberei genau stand, ist für die frühe Zeit bedauerlicherweise nicht zu eruieren. Wir wissen nur, dass die Behausung für 400 Gulden 1639 an Jörg Issinger aus Kematen übergang. In dessen Familie verblieb die Rotgerberwerkstatt, bis 1788 der Lederergesell Franz Hofer aus St. Lorenzen für 1305 Gulden die „*Soldbehausung, genannt das untere Frischhaus, samt Garberstuben, Stampf und Garten*“ von Johann Hueber erwarb. Mit dem Kauf gingen auch die zur „*Garberwerkstatt*“ gehörigen Handwerksrequisiten, darunter das erforderliche „*Zeug zum Leimsieden*“, in das Eigentum des Franz Hofer über. Der Verkäufer sicherte dem Käufer das Wasserrecht zu, das er mit dem Müller teilen musste und auf das er zu einem Drittel Anspruch hatte. Das gearbeitete rohe Leder, das sich noch in der Gerberwerkstatt befand, hatte der Käufer dem Verkäufer bar zu bezahlen. Zeugen der Verkaufsurkunde sind auf Seite des Verkäufers der Bruder Caspar Hueber, zugleich Schreiber des Kaufvertrags, und der Vater des Käufers, Johann Hofer aus St. Lorenzen. Bemerkenswert ist bei der Aufschlüsselung der Kaufsumme die Angabe, der Verkäufer habe zwei Gulden Gottesgeld zur eigenen Disposition abzuführen. Dahinter verbirgt sich der Gedanke, bei bedeutenden Kaufhändeln auch die Armen zu bedenken.

Erst dieser Kaufbrief erlaubt die Festlegung der Gerberei auf die Lage „*in des Mitterlinders Grund*“ beim Brugger in Steinhaus. Die räumliche Beziehung oder Nähe zum Brugger lässt sich indes bereits etwas früher nachweisen.

In den Steuerfessionen von 1747 gaben Anton und Joseph Niderkhofler an, dass zur „*pruggerischen Paurschafft zu Linden in Steinhaus*“ neben einer Feuer- und Futterbehausung auch die Hofstatt von zwei Zuhäusern, Badstuben, Backofen, Mühle und Stampfe gehörten.

Leider wird darunter nicht die Garbstube ausdrücklich erwähnt, vermutlich weil sie grundrechtlich nicht relevant war und noch immer im Verbund zum Mitterlinder stand.

Die Gerber aus der Hoferschen Familie

Mit dem Aufzug des Lederergesells Franz Hofer in Steinhaus 1788 beginnt eine eigene Familien- und Handwerksgeschichte, die sich bruchstückhaft bis 1611 zurückverfolgen lässt. Der erste nachweisbare Rotgerber der Familie Hofer hieß Matheus (geb. 1611 in Niederrasen). 1649 erwirkte er von dem Hof-Pfalzgrafen Dr. Andreas Styr-Neidheimb, der zugleich salzburgischer Hofrat und Notar des kaiserlichen Kammergerichts zu Speyer war, ein Wappen für sich und seine „ehelichen Leibserben“. Das Wappen wird wie folgt beschrieben (in heutiger Schreibweise):

„Einen Schild, dessen Feldung oder Grund gelb oder goldfarben, darin zu unterst drei schwarze Berglein in einer Höhe gleich, nebeneinander und darauf ein schwarzer zum Springen aufgerichteter und gegen der rechten Seite (zu) stehender Steinbock mit seinen gekrümmten, abwärts gegen den Rücken geneigten und zumal schwarzen Gehörn stehend, welcher mit beiden vorderen Klauen einen dazwischen und mit spitzigen Teil über sich gerichteten sechsspitzigen Felsen oder Stein begreift“.

Die Wappenverleihung beweist, dass Matheus Hofer mit Maria Pasler verheiratet war, in Niederrasen das Gerberhaus an der Lahn besaß, bereits ein achtbarer und vermutlich auch ein vermöglicher Mann war, der sich kaum in den engen räumlichen und sozialen Grenzen seiner Heimat einfangen ließ. Er legte mit dem Wappen förmlich den Status eines Seldners ab und rechnete sich fortan zur Gruppe der Bürger. Er ist der Begründer der Hoferschen Gerberdynastie, die in Niederrasen erstmals aktenkundig wird, in St. Lorenzen einheiratete und schließlich 1788 ins Ahrntal kam.

Franz Hofer (geb. 1752), der Urenkel des Matheus Hofer, erwarb 1788 vom Rotgerbermeister Johann Hueber die Gerberei in Steinhaus für 1305 Gulden. Damit er sein Handwerk nach den allgemeinen Handwerksbestimmungen auch „ordentlich“ ausüben konnte, heiratete er 1789 Maria Mutschlechnerin aus Stegen. Als diese 1806 starb, wurde eine so genannte Verlassenschaftsabratung,



d. h. eine gerichtliche Vermögensfeststellung und Erbaufteilung vorgenommen. Aus dieser Vermögensabhandlung sind Einzelheiten über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie zu erfahren. Die Verstorbene hinterließ ihren vier unmündigen Kindern Maria Anna (13 Jahre), Johann (9 Jahre), Anna Maria (6 Jahre) und Franz Michael (3 Jahre) ein Vermögen in Höhe von 2177 Gulden, für die damalige Zeit eine nicht unbeträchtliche Summe. Wer annimmt, dass die Kinder nun ein reiches Erbe angetreten hätten, irrt. Denn innerhalb weniger Jahre war das Vermögen zerronnen. Krieg, Geldentwertung, Hungersnöte infolge wiederholt auftretender Missernten, im Gefolge davon Anstieg der Lebenshaltungskosten

und Stillstand der Gewerbe hatten die wirtschaftlichen Verhältnisse so erschüttert, dass Franz Hofer Ende 1823 Konkurs anmelden musste. Seine Gläubiger, allen voran der Kaufmann Johann Winding aus Sand in Taufers, erlösten bei der Versteigerung 1407 Gulden 19 Kreuzer. Sie waren aber damit zufrieden, da sich mit Franz Hofers Sohn Johann nur ein einziger Käufer gefunden hatte.

Johann Hofer (geb. 1797) war bei seinem Vater in die Lehre gegangen und hatte anschließend auf der Wanderschaft seine Kenntnisse und Fähigkeiten vervollständigt. Stationen seiner Wanderschaft waren Linz und Wien sowie 1821 Pettau an der Drau im Herzogtum Steyr (heute Ptuj in Slowenien), wo ihm die Meister des Ledererhandwerks einen Handwerkspass ausstellten. Darin heißt es, dass Johann Hofer sich über 17 Wochen hier aufgehalten und sich während dieser Zeit treu, „*fleißig und friedsam*“ verhalten habe.

In der Rezession nach 1848/49 kam auch der Absatz der Häute und Felle ins Stocken. Johann Hofer musste sich nach neuen Abnehmern umsehen und fand in dem Bozner Kaufmann Carlo Franzini einen solchen Geschäftspartner, der sich bei ihm allerdings 1859 brieflich über Differenzen zwischen Lieferung und Rechnung beschwerte. Statt der angeblichen 194 Pfund Felle habe der Ballen nur 186 Pfund enthalten, was wertmäßig 10-12 Gulden Verlust bedeute. Man einigte sich auf ein offizielles Nachwiegen in Gegenwart beider Partner. So lange sollte Carlo Franzini den Ballen in seinem Magazin wohlverschlossen aufbewahren. Wie die Sache ausging, ist nicht überliefert. Sie zeigt jedoch, dass der Gerber Johann Hofer mit Erfolg versuchte, die Absatzmöglichkeiten, die sich über den Handelsplatz Bozen boten, zu nutzen und den Kreis seiner Handelsbeziehungen zu erweitern.

Vielleicht eine Folge dieser neu erschlossenen Handelsbeziehungen ist das Gesuch vom 29. Jänner 1861, eine Knoppernmühle auf der von ihm benützten Lohnniederlage in Steinhaus errichten zu dürfen. Das Bezirksamt Taufers genehmigte dies allerdings mit etlichen Auflagen: dem Kaisermüller Johann Kofler durfte das für den Mühlenbetrieb erforderliche Aufschlagswasser aus der Wiere nicht entzogen werden, es war ein Steg zu bauen, damit Johann

Kofler einen bequemen Zugang zum Abeisen seines Rinnwerks und Wasserrads im Winter erhielt, und das Gebäude musste zur größeren Feuersicherheit aus Stein und Ziegeln errichtet werden. Die neue „Lohmühle“ ist ein Beweis dafür, dass man sich in Steinhaus Gedanken darüber machte, wie man die teure Lohe effektiver im Gerbprozess einsetzen konnte. Es ist ein Versuch, die gestiegenen Rohstoffkosten zu senken und möglicherweise durch Anordnung neuer Gerbgruben die Rohlederherstellung insgesamt zu beschleunigen.

Als Johann Hofer 1866 in Steinhaus starb, hinterließ er einen wohl geordneten Betrieb. Sein Sohn Johann (geb. 1828) führte die Gerberei mit Erfolg fort und kaufte 1869 von Johann Winding, dem ehemaligen Kofler hinter der Veste (Schloss Taufers), den Brugger. Der Kaufpreis betrug immerhin 12.000 Gulden. Abgezogen wurden die Passiva, die in Höhe von 4.200 fl auf dem Hof lasteten. Warum Johann Hofer den Brugger erwarb, ist nicht bekannt. Denkbar ist, dass er beabsichtigte, die trotz bürgerlicher Gleichstellung anhaltende soziale Benachteiligung als Soldhäsler mit dem Erwerb des Hofes zu beseitigen und als Angehöriger der bäuerlichen Führungsschicht sein Ansehen in der Gemeinde St. Johann zu festigen. Offenbar hatte er Erfolg damit, denn von nun an sind Familienangehörige in kommunalen Ehrenämtern nachweisbar, so 1899 ein Kirchpropst. Inzwischen machten sich auch im Pustertal die ersten Anzeichen der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eingeführten Methoden der Schnellgerbung (Fassgerbung, Einsatz chemischer Mittel wie Chrom und Alaun) bemerkbar. Sie führten zur fabrikmäßigen Gerbung der Häute und Felle mit der Folge, dass die Preise verfielen, manche Handwerksbetriebe dem wachsenden Konkurrenzdruck nicht mehr standhielten und aufgaben. Um sich dagegen zu wappnen, trafen etliche Gerber Absprachen über Preise und Arbeitslöhne. So verabredeten sechs Gerber bei einem Treffen am 27. August 1871 in Sand in Taufers Preise für verschiedene Sorten gegerbtes Leder und für Felle. Auf Ehrenwort verpflichteten sie sich künftig die Preisabsprachen einzuhalten. Damit war aber nur ein Aufschub erreicht, waren aber keineswegs die Existenzprobleme der Kleinbetrieblichen,

kapitalschwachen Gerbereien gelöst, die in einem sich öffnenden Markt nur durch Kosteneinsparungen und größeren Umsatz zu überwinden waren. Johann Hofer starb 1887 im Alter von 59 Jahren. Er hinterließ die Ehefrau Maria Hofer und die drei minderjährigen Söhne Johann (geb. 1867), Franz und Vinzenz.

Wiederum übernahm der älteste Sohn die Gerberei, obwohl er noch nicht volljährig und nicht verheiratet war. Geheiratet hat er erst 1895, und zwar die Hutmannstochter Anna Steger von der Schmelzhütte in der Gisse. Noch einmal schien sich das Glück dem Tüchtigen zuzuwenden, denn 1893 erwarb er das Kaisermüllerhaus bei der Gerberei, mit dem man das Antriebs- und Brauchwasser zu teilen hatte. 1896 spendeten die drei Brüder die kleinste Glocke des neuen Geläutes in der Pfarrkirche zu St. Johann. Die Glocke wurde dem hl. Franz von Assisi geweiht, wofür ihnen Pfarrer Johann Holzer im Namen der Pfarrgemeinde den Dank aussprach. Zwei Jahre später (1898) kam es dann zur Erbschafts- und Vermögensteilung unter den drei Brüdern. Johann erhielt den Hof, Franz die Gerberei, Vinzenz ließ sich seinen Erbanteil ausbezahlen. Der nunmehrige Bauer Johann Hofer baute das Wohnhaus des Bruggers neu, wozu er allerdings 1899 den Kaisermüller an seinen Bruder Franz, den Gerber, verkaufen musste.

Franz Hofer starb 1902 überraschend an Typhus im Alter von erst 34 Jahren. Das Testament zu Gunsten der Witwe Notburga Innerhofer focht aber der Schwager Vinzenz Hofer vom Oberbrugger in Luttach an, der für die drei unmündigen Kinder Franz, Anna und Josef die gerichtliche Vormundschaft übernommen hatte. Die Witwe und ihr Schwager führten den Betrieb weiter, doch geriet er mehr und mehr in wirtschaftliche Schieflage. Man machte Schulden und hoffte, die Probleme in den Griff zu bekommen, wenn erst der Sohn Franz ausgelernt hätte. Es kam aber anders. Der Erste Weltkrieg und die eigene Misswirtschaft zehrten das restliche Vermögen auf und schließlich kam es 1926 zum Konkurs. Die Gerberei wurde vom Bruggerbauern Johann Hofer erworben, dem Schwager der Witwe und Erstgeborenen der oben genannten drei Hoferbrüder, der sie wieder in den alten Familienstamm zurückführte: er übergab



sie seinem Sohn Johann, der 1897 noch im alten Garberhaus geboren worden war.

Ein letztes Mal wurde in die Gerberei investiert und die alte Grubengerbung zu Gunsten der moderneren Fassgerbung aufgegeben. Aber zwei Jahrzehnte später waren die wirtschaftlichen Umstände im neuen Wirtschaftsraum des Königreichs Italien nicht so, dass sich der kleine Familienbetrieb hätte fortentwickeln können. Man verkaufte das gegerbte Leder (meistens Sohlenleder) an die Bauern, die es benötigten, um sich von den Störschustern Schuhe machen zu lassen. Zu diesem Zweck gab es im Wohnhaus des „Garba“ einen Verkaufsraum, in dem neben dem Rohleder auch die feineren Oberledersorten und Formen (die „Schäftlan“, die aus Bozen bezogen wurden) sowie die erforderlichen „Zutaten“ angeboten wurden, wie Plattkopfnägel für die genagelten Schuhe und verschiedenfarbiger Zwirn. Johann Hofer, investierte bei der Modernisierung auch in eine eigene Weißgerberei, um Gäms-, Reh- und Schaffelle verarbeiten und anbieten zu können. Jedoch die erhoffte langfristige Stabilisierung des Betriebs gelang wegen der politischen Verhältnisse und der Weltwirtschaftskrise nur unvollkommen. Zwar baute der „Garba“ noch die Kaisermüller-Behausung neu, um darin auch Zimmer für die ins Ahrntal kommenden Touristen zu haben. Der sommerliche Zuerwerb aber reichte nicht

aus, um die Gerberei am Leben zu erhalten: dem handwerklich gefertigten Leder war inzwischen auch im billigen Kunstleder der großen Fabriken eine übermächtige Konkurrenz erwachsen. Die Zukunft galt dem Fabriksleder. Die Option von 1939 war da gleichsam der Schlusstrich unter eine vielhundertjährige Handwerksgeschichte im Ahrmtal, wengleich nach 1945 die Not noch

einmal für kurze Zeit zur Fortsetzung des alten Handwerks zwang.

1953 kam dann das endgültige Aus. Der letzte Rotgerber Johann Hofer, der Fünfte dieses Namens in der Generationenreihe, starb 1965 in Steinhaus. Die baulichen Reste der Gerbereianlage verschwanden mit dem Neubau der Talstraße und den Um- und Anbauten am alten „*Garba*“.

Streiflichter zur Geschichte des Gewerbes und des Handels

Schon ein kurzer Blick auf die Häusernamen im Ahrntal liefert uns eine kleine Auswahl der im Tal einst ausgeübten und zum Teil noch lebendigen Gewerbe. So finden wir in einem Häuserverzeichnis aus den 50er- Jahren dieses Jahrhunderts in St. Peter beispielsweise die Namen „Müllerhäusl“, „Wollemühle“, „Lindermühle“, „Schuster“, „Sagiler“, „Tischler“, „Gasserschmied“ und „Kohler“, in St. Jakob „Körber“, in Steinhaus „Rader“, „Maurer“, „Metzger“, „Garber“, und „Pfanner“, in St. Johann „Grattermühle“, „Zimmerer“, „Schlosser“, „Klamperer“, „Oeler“, „Müller“, „Gratter“, „Bäckerei“ und „Lehmgrube“ und schließlich in Luttach „Weber“, „Tennigler“, „Raderhaus“, „Saghäusl“ und „Schmiedhäusl“.

Die wirtschaftliche Grundlage des Ahrntales bildete jedoch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein die Landwirtschaft mit Ackerbau, Viehzucht, Milch- und Holzwirtschaft. Vor allem im Mittelalter und in der frühen Neuzeit waren die einzelnen Bauernhöfe bestrebt, so weit als möglich unabhängig zu sein. Dies bezog sich nicht nur auf die Erzeugung der täglich benötigten Nahrungsmittel, sondern auch auf die gewerbliche Produktion. Je weiter wir uns jedoch der Gegenwart nähern, umso stärker lässt sich eine gewerbliche Spezialisierung feststellen. Ab einer gewissen Betriebsgröße war es nicht mehr möglich und ökonomisch sinnvoll, die in der Landwirtschaft benötigten Geräte selbst herzustellen. Gewerbliche Betriebe wie Wagner, Rädermacher oder Schlosser gewannen so immer mehr an Bedeutung und lassen sich auch für das Ahrntal in großer Zahl nachweisen. Dabei handelte es sich sehr oft um „gemischte Wirtschaften“, d. h. das Gewerbe wurde neben einer kleinen Landwirtschaft betrieben, von der allein man nicht leben konnte; wobei je nach Jahreszeit und Auftragslage bald die eine, bald die andere Wirtschaftsform überwog.

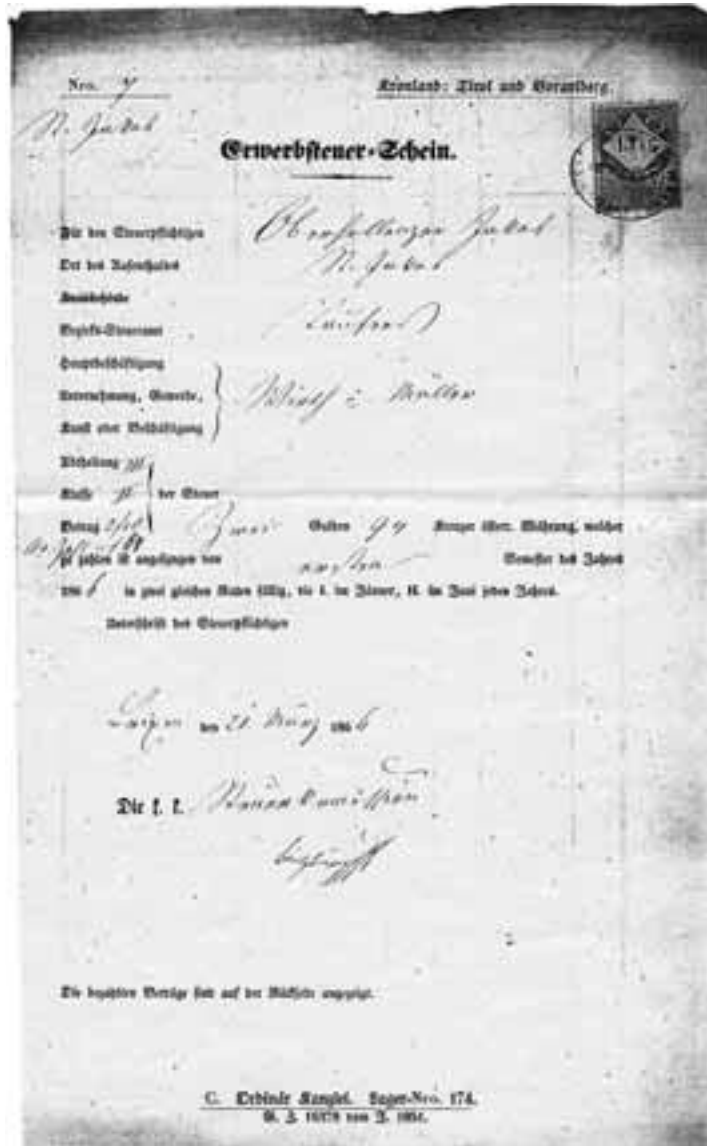
Die Haupteinnahmequelle der Tiroler Wirtschaft bestand bis

ins 19. Jahrhundert im Handel. Der Transit- und Fernhandel vom deutschen Sprachraum nach Italien führte über die Alpenpässe und begünstigte die Menschen, die entlang der großen Handelswege lebten. Das waren nicht nur die Händler, sondern auch Fuhrleute, Sattler, Schmiede, Wirte und andere Gewerbetreibende. Durch das Ahrntal führte keine der Transitrouten, der Warenaustausch über die Jöcher nach Norden war zwar rege, konnte auf Grund der geografischen Begebenheiten insgesamt jedoch nur ein sehr bescheidenes Maß erreichen. Wirtschaftlicher Fortschritt und allgemeiner Wohlstand ließen somit hier länger auf sich warten als vergleichsweise in anderen Landesteilen und stellte sich zum Teil wohl erst in diesem Jahrhundert ein.

Das Gewerbe

Der Prettau Bergbau bot den Bauern des Ahrntales schon seit dem 15. Jahrhundert die Möglichkeit eines willkommenen Nebenerwerbs, zumal sie mit ihren Fuhrwerken das in großen Mengen benötigte Brenn- und Grubenholz, Kohle, Kalk und andere Waren lieferten. In jedem Dorf befanden sich weiters mindestens zwei Kohlplätze - in Weißenbach sind deren sieben nachgewiesen -, in denen Köhler Holzkohle für das Bergwerk brannten. Verschiedene Handwerker fanden auch eine direkte Anstellung bei den Bergwerksbetreibern. So waren um 1840, also zu einem Zeitpunkt, als die Erzgewinnung in Prettau schon stark an Bedeutung eingebüßt hatte, im Schmelzwerk Arzbach in St. Johann neben zweiunddreißig Arbeitern drei Zimmerer, zwei Schmiede und ein Maurer beschäftigt.

Andere Formen des bäuerlichen Nebenerwerbs waren neben den Arbeiten für das Bergwerk u. a. die Terpentin- und Harzgewinnung („Lergetbohren“), das Schüsseldrehen aus Zirbenholz, das



Schmieden von Messern („Ahrnerpaxe“) sowie die Herstellung von Schatullen, Kämmen und anderen Gegenständen aus verziertem Rinderhorn. Die daraus erzielten Einnahmen waren insbesondere für landwirtschaftliche Betriebe mit geringer Größe unverzichtbar.

Aber auch das Entstehen zahlreicher Söllhäuser oder Zulehen (d.h. Häuser mit keinem bzw. zu wenig Grund um einen Hof zu führen) und die große Zahl weichender Erben machten einen Zuerwerb für immer mehr Menschen notwendig.

Große Bedeutung erlangte besonders nach dem Niedergang des Bergbaues das Spitzenklöppeln, das in erster Linie - aber nicht nur - von Frauen ausgeübt wurde. Klöppelten im Landgericht Taufers in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts rund 300 Personen, so waren es um die Mitte des 19. Jahrhunderts über 500. Durch die Konkurrenz böhmischer und belgischer Fabrikware, die nach dem Bau der Brennerbahn 1867 und der Pustertalbahn 1871 günstig importiert werden konnte, kam es zu massiven Einbrüchen in diesem Hausgewerbe: 1890 klöppelte im gesamten Ahrntal nur mehr eine einzige Familie. Der Prettaufer Pfarrer Johann Pescosta versuchte diesem Trend entgegenzuwirken, indem er drei Mädchen aus seiner Pfarrgemeinde zur Ausbildung nach Wien schickte, um vor allem die Qualität der Spitzen zu verbessern. 1891 wurde in Prettau eine Klöppelschule gegründet, 1908 ein staatlicher Spitzenkurs. Bis zum Ersten Weltkrieg dauerte der Kurs acht Monate mit einer täglichen Unterrichtszeit von sieben Stunden. Der letzte Lehrgang fand 1965 statt, als in Prettau an die 170 Personen klöppelten und im Ahrntal knapp 30, letztere alle nebenberuflich.

In das Klöppeln setzte man auch deshalb große Hoffnungen, da das Ahrntal im ausgehenden 19. Jahrhundert eine wirtschaftliche Krisenzeit erlebte (das Tiroler Bauerntum war insgesamt stark verschuldet). In einem Bericht der Handels- und Gewerbekammer Bozen aus dem Jahre 1880 heißt es:

„Mit rührender Zähigkeit hängt die arme Bevölkerung an ihrer kargen Scholle und trotz, mit Entbehrungen jeder Art ringend, den wilden Elementen, welche die im Hintergrunde des Thales aufgethürmten Eisberge von Zeit zu Zeit in das stille Thal hinaussenden.“

Gemeint ist die Überschwemmungskatastrophe vom Sommer 1878, die im Ahrntal besonders die Dörfer Luttach, Weißenbach, St. Jakob und St. Johann schwer verwüstete. Große Schäden entstanden an

den zahlreichen Sägen und Mühlen. Völlig verschüttet wurde das Marmorwerk von Sand in Taufers, arg in Mitleidenschaft gezogen das Bergwerk von Prettau. Der Rohrbach übermürte das Schmelzwerk in Arzbach, das nicht wieder aufgebaut wurde. Viele Arbeitsplätze gingen verloren, weshalb die Handels- und Gewerbekammer prognostizierte, dass sich für das Klöppeln „zahlreiche und genügsame Arbeitskräfte“ finden würden, denn „Hunger thut weh.“

Eine weitere Zuspitzung erfuhr die schon angespannte wirtschaftliche Lage im Jahre 1893, als das Kupferbergwerk in Prettau seinen Betrieb einstellte. Nun wandten sich selbst die Männer verstärkt dem Klöppeln zu.

Die schwierige wirtschaftliche Lage fand auch Ausdruck in der Bevölkerungsentwicklung des Ahrntales. Erfolgte zwischen 1817 und 1835 noch ein Bevölkerungsanstieg um 2,5%, so gab es zwischen 1835 und 1900 einen Bevölkerungsrückgang um 20%, in St. Jakob sogar um 30%, wobei er ab 1869 besonders stark war. Zurückzuführen sind diese Einbrüche in erster Linie auf die wirtschaftliche Notsituation, die zum einen Haushaltsgründungen erschwerte und damit die Geburtenrate senkte, zum anderen zu einer Berg- und Landflucht führte.

26. Jahrgang. 1913.

Jubiläum-Ausgabe der Brixner Chronik.

Luttacher Gipswerk

Gesellschaft mit beschränkter Haftung

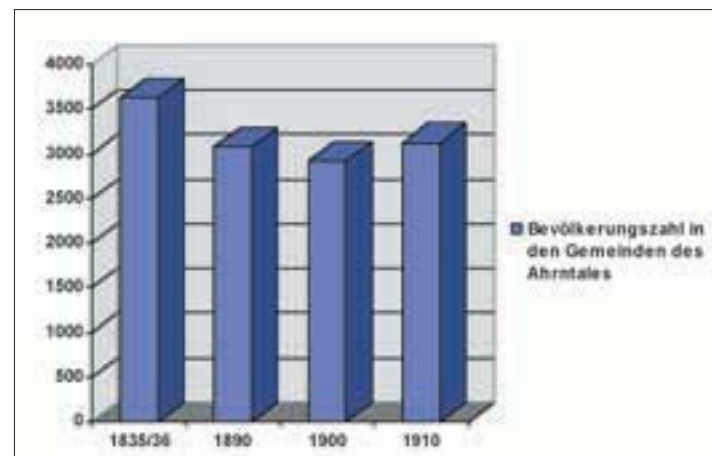
Gand im Tauferertal

Werbung der Luttacher Gipsfabrik in der "Brixner Chronik" im Jahre 1913

Tabelle 1: Bevölkerungsentwicklung in den ehemaligen Gemeinden des Ahrntales zwischen 1835/36 und 1910 (Steinhaus gehörte zur Gemeinde St. Johann, Weißenbach zu Luttach)

GEMEINDEN	1835/36	1890	1900	1910
St. Johann	1469	1297	1199	1329
Luttach	790	728	691	712
St. Jakob	884	626	623	665
St. Peter	484	426	403	420

Grafik 1 veranschaulicht die Bevölkerungsentwicklung in allen vier Gemeinden zusammen:



Zu einer stärkeren Migration aus wirtschaftlichen Gründen kam es wiederum nach dem Zweiten Weltkrieg, als zahlreiche meist junge Männer ihre Heimat verließen, um sich auswärts den Lebensunterhalt zu verdienen. Noch 1969 waren 355 Ahrntaler im Ausland erwerbstätig, 70% davon in Deutschland und dort zumeist in Bayern und Baden-Württemberg. Vor allem durch die Industrie Gründungen in Bruneck und Mühlen sowie durch den aufstrebenden

Fremdenverkehr wurde diese Entwicklung weitgehend gestoppt. Bis zum heutigen Tag aber gibt es im Ahrntal praktisch keine Zuwanderung.

Wie aus der Tabelle 1 ersichtlich kam es erst nach 1900 wieder zu einem Bevölkerungsanstieg. Südtirol erlebte zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Zeit der Hochkonjunktur, die sich auch im Ahrntal bemerkbar machte. In dieser Zeit wurde vor allem sehr viel gebaut. So schreibt „Der Tiroler“ am 18. Juni 1914, also kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges:

„Selten einmal in einem Jahre dürfte die Bautätigkeit in unserem Tale so lebhaft gewesen sein, wie heuer; überall erblicken wir heute Neuerungen und Verbesserungen. In Luttach hat Frau Walburg Oberhollenzer eine hübsche Villa vollendet und in derselben eine Krämerei eröffnet. – Im Hotel ‘Schwarzenstein’ des Herrn Jakob Oberhollenzer werden zurzeit bedeutende Adaptierungen durchgeführt. – In Steinhaus befindet sich das neue Volksschulgebäude im Bau und ist bereits bis zum ersten Stocke gediehen. Etwas oberhalb arbeitet Herr Johann Reichegger an dem Bau eines großen Elektrizitätswerkes und einer damit verbundenen Tischlerei. – Herr David Plankensteiner hat einen sehr geräumigen villenartigen Neubau vollendet. – In St. Jakob wird von Frau Schulleiter Agnes Niederkofler an der Erweiterung und Verbesserung ihres Gasthofes ‘am Pichl’ gearbeitet. – Sehr hübsch ist der Neubau nächst dem Garberwirthshause geworden.“

Vor allem vom Fremdenverkehr gingen zahlreiche Impulse aus. So baute allein der 1910 verstorbene Baumeister Johann Eppacher aus St. Johann gleich mehrere Schutzhütten, wie z. B. die Schwarzensteinhütte 1894 und die 1907 feierlich eröffnete Neu-Gersdorfer Hütte am Krimmler Tauern, finanziert von der Sektion Warnsdorf des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Die Maskenschnitzer fanden neue Abnehmer, ebenso die Mineraliensammler. Vom regen Stellwagenverkehr (ab 1902 gab es täglich eine Verbindung Sand-Kasern) profitierten nicht nur Lohnkutscher, sondern

auch Wagner, Rädermacher, Sattler und andere Handwerker. Neue Berufe wie jener des Bergführers entstanden. So wurde beispielsweise der Schmied Johann Voppichler im Jahre 1913 zum behördlich autorisierten Bergführer der Gemeinde St. Johann ernannt. Die Infrastruktur, wie z. B. das Strom- und Telefonnetz (1908 Telefonleitung Steinhaus-Kasern), erfuhr einen verstärkten Ausbau und zahlreiche Männer fanden Anstellung beim Anlegen von Steigen und Wegen.

Bedeutendster Fremdenverkehrsort war Luttach mit dem Gasthof „Unterstock“ und vor allem mit Jakob Oberhollenzers 1904 erbautem Hotel „Schwarzenstein“. Der gleichnamige Berg soll 1913 von 500 Personen bestiegen worden sein. „Das Aufblühen von Luttach wird für das ganze Ahrntal von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein“, meinte „Der Tiroler“ 1904. Der Tourismus hielt jedoch nicht in allen Gemeinden Einzug. So stellte dieselbe Zeitung 1910 fest: „In St. Jakob auf dem Bühel ist, wörtlich genommen, keine Spur von einem Fremdenverkehr.“ Tatsächlich entwickelte sich dieser Wirtschaftszweig im Ahrntal im Vergleich zu vielen anderen Südtiroler Fremdenverkehrsregionen nur sehr zögernd. Die Hoffnungen, die man in ihn besonders nach der Inbetriebnahme der Lokalbahn von Bruneck nach Sand in Taufers im Sommer 1908 setzte, erfüllten sich nicht. Das Ahrntal blieb vor allem vom ansonsten in Südtirol weit verbreiteten Nobeltourismus eines zahlungskräftigen Publikums ausgeschlossen. Die Bilanz des „Tirolers“ zur Sommersaison 1910 fiel dementsprechend negativ aus und konnte sich schwere antisemitische Entgleisungen nicht verbeißen:

„Wenn man über die heurige Saison ein gerechtes Urteil abgeben müßte, so müßte man sagen, dieselbe war in Bezug auf Quantität der Gäste gut, auf Qualität derselben miserabel. Von diesen Leuten hätte so mancher Knicken und Sparen erlernen können. Der Troß der wohlgezeichneten Hebräer hatte sich auffallend stark eingeknistet, das schöne Fleckchen am Ahrstrande ähnelte so manche Woche einem knoblauchduftenden Neu-Jerusalem en miniature.“



Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs stoppte die Entwicklung des Tourismus abrupt. Bescheidene Anfänge waren erst wieder nach 1945 zu verzeichnen.

Welche Gewerbebetriebe gab es nun insgesamt in den vier Gemeinden des Ahrntales? Nach einem Verzeichnis der Handels- und Gewerbekammer Bozen sah die Situation beispielsweise im Jahre 1888 folgendermaßen aus:

- In der flächen- und bevölkerungsmäßig größten Gemeinde St. Johann gab es einen Zimmerer (den schon erwähnten Johann

Eppacher), zwei Glaser mit einer Spenglerei, einen Metzger, einen Bäcker, zwei Schuster, einen Wagner und zugleich Tischler, zwei Müller mit einer Schmiede, einer davon war zusätzlich noch Sagschneider, zwei reine Müller, eine Säge, einen „Strutzer“ mit einer Säge, einen Wolle verarbeitenden Betrieb („Wollenkartatsch“) und fünf Gasthäuser, vier davon mit Fremdenzimmern. Im zu St. Johann gehörigen Steinhaus finden wir eine Säge, einen Gerber, einen Schuster, einen Müller und einen Gastbetrieb mit Übernachtungsmöglichkeit.

- Die flächen- und bevölkerungsmäßig zweitgrößte Gemeinde Luttach hatte einen Wagner, einen Schmied, einen Zimmerer, einen Schneider und einen Gastbetrieb. Die Fraktion Weißenbach verfügte über einen Sägemüller, eine Säge, einen Schmied und ein Gasthaus mit Fremdenzimmern.
- Die drittgrößte Gemeinde St. Jakob besaß einen Schmied, einen Sagschneider, eine „Bötin“, eine Säge, einen Glaser, einen Müller, einen Metzger und drei Wirte.
- In St. Peter schließlich gab es einen Schmied, einen Sagschneider, eine Säge, einen „Binder“ und ein Gasthaus mit Fremdenzimmern.

Zu berücksichtigen ist bei all dem, dass nicht wenige Gewerbetreibende zwei, manchmal sogar drei Gewerbe ausübten oder nebenbei einen Handel betrieben. Frauen scheinen als Besitzer von Betrieben nur fünfmal auf. Schneider, Weber und Schuster, übten ihr Gewerbe zumindest teilweise auf der Stör aus. Die Handwerker arbeiteten direkt auf den Bauernhöfen und fertigten die gewünschten Waren vor Ort an, zumeist gegen Kost und Logis. Auch hatten nicht alle Gewerbetreibenden das ganze Jahr über Arbeit, weshalb sie im Sommer oft eine Stelle als Knecht bei einem Bauern antraten, als Fütterer auf die Almen oder zur Wein- und Obsternte ins Etschtal gingen.

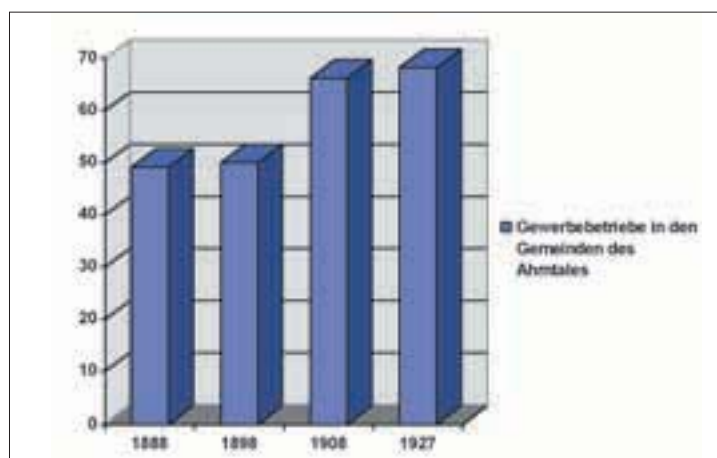
Folgende Tabelle zeigt die Entwicklung des gesamten Gewerbes im Ahrntal über einen Zeitraum von 40 Jahren, d.h. von 1888 bis 1927. Dieser Zeitraum ist deshalb so interessant, weil er die Wirtschaftskrise des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die Konjunkturphase zu Beginn dieses Jahrhunderts, den Ersten Weltkrieg und schließlich die Angliederung Südtirols an Italien umfasst.

Tabelle 2: Zahl der Gewerbebetriebe in den ehemaligen Gemeinden des Ahrntales in der Zeit von 1888 bis 1927 (Betriebe, die mehrere Gewerbe ausübten, werden als ein Betrieb gezählt; Steinhaus fällt teils unter St. Johann teils unter St. Jakob, Weißenbach unter Luttach.)

GEMEINDEN	1888	1898	1908	1927
St. Johann	25	20	32	29
Luttach	9	15	17	17
St. Jakob	10	10	10	13
St. Peter	5	5	7	9

Die Zahlen bestätigen, dass sich der wirtschaftliche Aufschwung zu Beginn des Jahrhunderts auch auf das Gewerbe positiv auswirkte und sich die Angliederung Südtirols an Italien eigentlich nicht negativ bemerkbar machte. Weiters wird deutlich, dass St. Johann das wirtschaftliche Zentrum des Ahrntales bildete.

Grafik 2 zeigt die Gesamtentwicklung in allen vier Gemeinden zusammen auf:



Die Entlohnung im Gewerbe war durchwegs höher als in der Landwirtschaft. So betrug beispielsweise im Jahre 1856 der durchschnittliche Tageslohn eines Knechtes bzw. landwirtschaftlichen Arbeiters im Gerichtsbezirk Taufers 12 Kreuzer plus Verpflegung (60 Kreuzer = 1 Gulden), der eines Handwerksgejellen jedoch 20 Kreuzer, zuzüglich Verköstigung und Unterkunft. Im Südtiroler Durchschnitt war das aber relativ wenig. Nur in Enneberg und Schlanders waren die Löhne gleich niedrig, in allen anderen Bezirken lagen sie zwischen 25 und 32 Kreuzern. Dies bestätigt wiederum die These von der vergleichsweise wirtschaftlichen Rückständigkeit des Tales.

Das Ahrntal wurde von der Landwirtschaft dominiert und in dieser patriarchalisch-archaischen Gesellschaft nahm der Bauer einen entsprechend hohen Stellenwert ein. Er besaß Grund und Boden, den schon seine Ahnen jahrhundertlang bewirtschaftet hatten, und er konnte durch seine harte Arbeit die Ernährung für sich und seine Familie sicherstellen. Der Gewerbetreibende, war er noch so reich und auch wohlhabender als die Bauern, konnte dieses Ansehen in der Bevölkerung nie erreichen. Die folgende Geschichte einer Schneiderfamilie aus dem Mühlwaldertal verdeutlicht dies insofern, als sie das Wunschziel aufzeigt, unter allen Umständen „bodenständig“ zu werden:

Um 1820 kam ein Schneider nach Unterluttach, wo er unter größten Schwierigkeiten ein kleines Grundstück erwarb und sich ein Häuschen baute. Das Futter für seine drei Ziegen erwarb er sich durch „wildheuen“. Neben seinem Schneiderhandwerk führte er einen kleinen Laden, den er bald ausbaute, da die Geschäfte gut liefen. Mit der Zeit wurde der Schneider finanzkräftiger als die Bauern in der Umgebung und er investierte seine Gewinne in Grund und Boden. Zuerst kaufte er etwas Grund vom Maiergut in Oberluttach, wodurch er zwei Kühe halten und ein kleines Futterhaus bauen konnte. Um 1860 kam vom Stockmaier ein Waldstück hinzu, das gerodet und „Weinbergl“ genannt wurde. Die Überschwemmung von 1878 vermurte auch einige Felder der Höfe Maurlechen und Stockmaier. Die Schneiderfamilie kaufte von den beiden Bauern

etwas Grund, verbesserte ihn, bekam dadurch Futter für fünf bis sechs Kühe und vergrößerte deshalb Stall und Stadel. Der Schneiderhof hatte aber bis 1890 nur so wenig Grund um das Haus herum, dass er gerade einen Krautgarten anlegen konnte. Das änderte sich in den folgenden Jahren: 1912 wurde ein Waldstück und eine Bergwiese erworben, 1924 kam noch ein großes Stück des Steinerhofes dazu. So entstand in 100 Jahren ein großer Bauernhof.

Der Handel

Für die wirtschaftliche Entwicklung des Tales, insbesondere für den Handel über seine Grenzen hinaus, war die verkehrsmäßige Erschließung von großer Bedeutung. Bezeichnenderweise waren es die Bergwerksbetreiber, die den Straßenausbau förderten. So wurde der erst 1814 ausgebaute Fahrweg von St. Peter durch die Klamme nach Prettau von den Gewerken Graf Enzenberg und Graf Tannenberg finanziert. Die Einheimischen durften den Weg nur unter der Voraussetzung benutzen, dass sie sich an dessen Instandhaltung beteiligten. Das Vieh musste aber weiterhin über die alten Wege getrieben werden. Die Straße von Sand taleinwärts wurde 1819 neu gebaut und von den Bergwerksbesitzern mitfinanziert. Wichtig waren auch der Straßenbau von Sand nach Drittelsand im Jahre 1837, der den umständlichen Weg über den Schlossberg von Taufers ersetzte, und der 1870 angeblich durch die österreichische Kaiserin Elisabeth eröffnete Neubau der Verbindung von Sand nach Luttach. Zu nennen ist schließlich noch die schon erwähnte und am 20. Juli 1908 eröffnete Lokalbahn von Bruneck nach Sand, die für wirtschaftliche Impulse sorgen sollte. In der Presse hieß es dementsprechend:

„Sowohl für den Ort (gemeint ist Sand) als die ganze Umgebung wird diese Bahn der Anfang einer neuen, hoffentlich glänzenden Entwicklung sein.“

Die Viehtransporte wurden nun ab Sand mit der Bahn durchgeführt, jedoch waren die Händler über die hohen Frachtsätze sehr aufgebracht: Ein Wagon Vieh kostete für die 15 km von

Sand nach Bruneck 32 Kronen, für die 82 km lange Strecke von Bruneck nach Bozen waren aber für dieselbe Fracht nur 22 Kronen zu bezahlen. Für die Bauern des Ahrntales war dies sehr zum Nachteil, denn die Viehzucht war ihre Haupteinnahmequelle. Im Eröffnungsjahr der Bahn gab es in St. Johann drei Viehhändler, in Luttach/Weißenbach vier und in St. Jakob einen. Aus St. Peter, der Gemeinde mit den verhältnismäßig größten und reichsten Bauern, ist kein Händler bekannt. Allerdings bestand hier eine Viehzuchtgenossenschaft, die 1888 rund 21 Mitglieder zählte und möglicherweise den Verkauf regelte.

Neben der Viehzucht bildete der Holzhandel ein zweites wirtschaftliches Standbein der Ahrntaler Bauern. Sie versorgten die Stadt Bruneck mit Bau- und Brennholz, hauptsächlich belieferten sie aber bis zu seiner Schließung im Jahre 1893 das Prettau Bergwerk und seine Schmelzwerke. Der Holzverbrauch des Bergwerkes war so hoch, dass jahrhundertlang ein regelrechter Raubbau am Ahrntaler Wald betrieben wurde. Bereits um 1500 war man bemüht, alles Holz dem Bergbau zukommen zu lassen und jegliche Ausfuhr des so dringend benötigten Rohstoffes zu unterbinden. In der Folge wurden sehr strenge Waldordnungen erlassen, die einen Holzschlag erst nach Genehmigung durch den Bergrichter erlaubte. Nach 1570 kamen die meisten Holzlieferungen aus St. Johann, Luttach, Weißenbach, Rein und Mühlwald. Im 19. Jahrhundert wurde Brenn- und Grubenholz aber auch aus Pflaurenz, Antholz, Prags und Gsies zugekauft.

An Sägen und Mühlen war das Ahrntal reich ausgestattet. Viele Bauernhöfe verfügten über einfache Gattersägen und allein am Hollenzbach in St. Jakob befand sich eine Reihe von fünf bis zehn Mühlen. 1898 gab es in St. Johann/Steinhaus, Luttach/Weißenbach und St. Jakob je drei und in St. Peter zwei gewerbsmäßige Sägewerksbetreiber bzw. Holzhändler. Die Gewerbezahlungen von 1888 und 1908 weisen ähnliche Zahlen auf. Im Adressbuch für Handel und Industrie der Provinz Bozen ist 1927 ein signifikanter Anstieg in der Holzverarbeitung bzw. im Holzhandel festzustellen: in St. Johann/Steinhaus arbeiteten ein Holzhändler und fünf Sägewerke,

in Luttach zwei Holzhändler und zwei Sägewerke, in St. Jakob zwei Sägewerke und in St. Peter ein Holzhändler und zwei Sägewerke. Tatsächlich erlebte die Südtiroler Forstwirtschaft nach der Angliederung an Italien mit dem Ende des Ersten Weltkrieges einen regelrechten Boom. Schon vor 1918 hatte das im Allgemeinen holzarme Italien Holz aus Südtirol importiert. Mit dem Wegfall der Zölle stieg der Holzverkauf nun um ein Vielfaches.

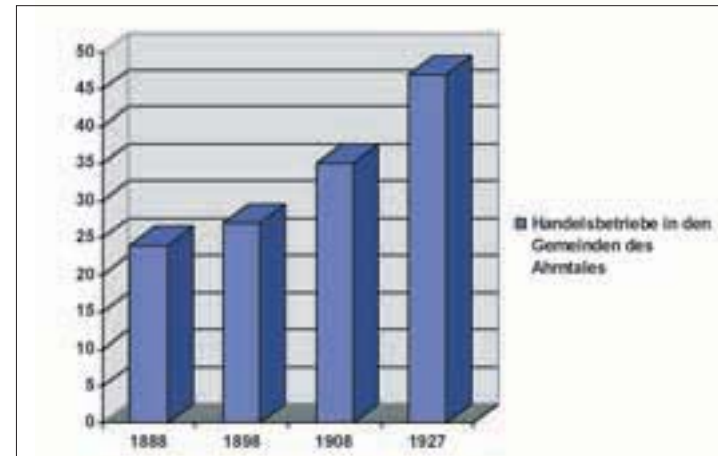
Nehmen wir den gleichen Zeitraum wie oben bei den Angaben zum Gewerbe, also 1888 bis 1927, so lauten die Zahlen der Handelsbetriebe folgendermaßen:

Tabelle 3: Zahl der Handelsbetriebe in den ehemaligen Gemeinden des Ahrntales in der Zeit von 1888 bis 1927 (Steinhaus fällt unter St. Johann, Weißenbach unter Luttach.)

GEMEINDEN	1888	1898	1908	1927
St. Johann	11	12	16	16
Luttach	3	4	9	12
St. Jakob	7	7	7	13
St. Peter	3	4	3	6

Die Zahlen zeigen, dass sich die Konjunkturphase zu Beginn unseres Jahrhunderts hinsichtlich des Handels anfänglich nur auf die Gemeinden St. Johann und besonders Luttach positiv auswirkte. St. Jakob und St. Peter wurden erst später vom wirtschaftlichen Aufschwung erfasst, dann jedoch umso stärker: Zwischen 1908 und 1927 verdoppelte sich die Zahl der Handelsbetriebe beinahe. Im Vergleich zur Entwicklung des Gewerbes fällt gerade dieser starke Anstieg nach 1908 auf, denn die Zahl der Gewerbebetriebe blieb von 1908 bis 1927 annähernd gleich.

Grafik 3 veranschaulicht die Gesamtentwicklung in allen vier Gemeinden zusammen:



Der größte Teil der Handelsbetriebe fiel in den Bereich des Gemischtwarenhandels, der fast alles für den täglichen Gebrauch Notwendige anbot. Beträchtliche Konkurrenz erwuchs den Krämern aber durch den Wanderhandel, der vor allem abgelegene Gegenden versorgte. Die Hausierer durften ihre Waren nicht nur auf den Märkten anbieten, wie z. B. dem großen Jahrmarkt in St. Martin am 11. November, ein Hausiererpass erlaubte ihnen auch den Verkauf von Haus zu Haus. Es war ihnen aber verboten, die Waren anders als mit Traggeräten, wie z. B. Kraxen, zu transportieren, wodurch die verlangte Einschränkung des Sortiments gesichert war. Zumindest im Ahrntal waren die Hausierer aber laut Zeitungsberichten so gut organisiert, dass sie diese Vorschriften in der Ausübung ihrer Geschäfte nicht sonderlich behinderten. Die „Brixner Chronik“ schrieb im November 1908:

„Unsere talbekanntesten Hausierer haben einen amerikanischen Trust gebildet. Sie ließen sich schwerbeladene doppelspannige Fuhren ins Tal nachführen und haben dann ´mit de Kraxele´ ihre Ware bis in die höchsten Höfe hinaufgetragen und einen Gesamtverkauf von Kr. 7000 erzielt.“

Die Kaufleute hielten daraufhin in Steinhaus eine „Krämerprotestversammlung“ ab, über die „Der Tiroler“ folgendermaßen berichtete:

„Von 25 Krämern erschienen 18. Es ist ungemein lebhaft hergegangen und wo der Schuh am meisten gedrückt hat, hat man kräftig genug gehört: Abschaffung der Hausiererei, weil sie unter den jetzigen Verhältnissen keinen Wert mehr hat. Sind ja im kleinsten Neste wenigstens zwei Krämer. ... Auch sollte auf die Bevölkerung eingewirkt werden, daß in erster Linie doch bei den eigenen Krämern eingekauft werden soll, da die fremden Hausierer die Leute vielfach mit wertlosen und auch bei billigsten Preisen noch zu teuren Plunder nur schädigen.“

Kopfzerbrechen bereiteten den Krämern nicht nur die Hausierer, sondern auch die „Agenten“, d. h. Vertreter von Firmen, die neben der Belieferung von Geschäften auch privat verkauften. Eine Form, sich vor solcher Konkurrenz zu „schützen“, bestand in einer verleumderischen, zutiefst antisemitischen Berichterstattung in der Presse. Immer im Jahre 1908 schrieb „Der Tiroler“ beispielsweise:

„Schon oft wurde bitterlich geklagt über das aufdringliche Benehmen der ohnehin meistens sehr lästigen Agenten. Aber vor solchen Agenten, wie der jüdische Schwitzhemdenagent Walder einer Berliner Firma, bewahre uns, o Herr! Dieser jüdische Agent hat sich schon auf dem Wege erkundigt, wo für die Nacht etwa die saubersten Mädln zu erfragen wären. Über die Wegkreuze hat er sich so gotteslästerlich geäußert, daß der Kutscher, obwohl in dieser Beziehung ein wenig abgehärtet, diese saubere Israölkanne am liebsten über die Kutsche hinausgeschmissen hätte. In einem Widum unseres Tales illustrierte er die Güte seiner Schwitzwäsche in frechster Art. Er brüstete sich, daß er bei den 'Pfaffen' die allerbesten Geschäfte mache. Über die St. Peterer Bittprozession äußerte er sich, was denn das für ein faules Gemurmel sei, es wäre besser, die Leute würden arbeiten. ... Heraus mit dem praktischen Antisemitismus! Christen, kauft nur bei Christen! Christliche Firmen, inseriert eure Schwitzwäsche!“

Die Handels- und Gewerbekammer Bozen sprach sich jedoch immer für das Hausiererwesen aus, freilich mit den schon zum Teil genannten Einschränkungen. Der Grund dafür ist insbesondere darin zu suchen, dass die Hausierer auch Abnehmer der Produkte des Hausgewerbes waren wie z.B. der Teppiche aus St. Sigmund, der Hüte aus Sexten oder eben der Klöppelspitzen aus dem Ahrntal und vor allem aus Prettau.

Doch auch die Ahrntaler selbst waren als Wanderhändler tätig. Bekannt sind die sogenannten „Grattler“ oder „Karrenzieher“: Sie fuhren mit einem Karren, der von einem Pferd oder einem Esel gezogen wurde, beladen mit Käse und Butter z.B. ins Inntal und brachten auf dem Rückweg Salz und Getreide mit, aus dem Etschtal oder Überetsch Obst und Wein, seit Mitte des 18. Jahrhunderts auch Mais.

Wenn wir in der „Beschreibung des Thales Ahrn und der Bewohner desselben 1842“ des St. Johanner Pfarrers Christoph von Elzenbaum lesen, dass „Weibsleute“ gezwungen waren, im Frühjahr nach Kitzbühel, Kufstein und in andere Gegenden des Unterinntales zu wandern, um sich als Flachs- und Getreidejäterinnen zu verdingen, so drängt sich die Feststellung auf, dass heute auch durch Handel und Gewerbe, die zwei wichtige Eckpfeiler der Wirtschaft des Ahrntales bilden, ein noch nie da gewesener Wohlstand erreicht worden ist.

Diesen Nachweis liefert ein kurzer Blick auf die Entwicklung des Gewerbes und des Handels in den letzten 50 Jahren. Auch in diesen wirtschaftlichen Bereichen hatte der Zweite Weltkrieg durch die Abwesenheit vieler Männer zu Notsituationen und Engpässen sowohl in der Produktion als auch in der Versorgung geführt. Nach dem Krieg war die allgemeine wirtschaftliche Situation im Tal ausgesprochen schlecht, ein eklatanter Mangel an Arbeitsplätzen führte, wie schon erwähnt, zu einer starken Abwanderung. Dieser Trend hielt bis in die 70-er Jahre an, so dass die Gemeinde Ahrntal beispielsweise allein in den zehn Jahren zwischen 1962 und 1971 einen überdurchschnittlich hohen Wanderungsverlust von 13,7% verzeichnete. Dadurch stieg die Bevölkerungszahl trotz eines

Geburtenüberschusses von knapp 20 % nur von 4366 auf 4630 an. (Heute beläuft sich die Einwohnerzahl des Ahrntales auf ca. 5500.)

Die Industrie Gründungen in Bruneck und Mühlen in den 60-er Jahren brachten einerseits eine Entspannung auf dem Arbeitsmarkt mit sich, andererseits kam es dadurch gerade im Handwerk zu einem massiven Abbau an Arbeitsplätzen. Vor allem durch die Schließung kleiner Betriebe reduzierte sich die Zahl der Stellen von 128 im Jahr 1961 auf 85 im Jahr 1971. Die Zahl der Unternehmen verminderte sich von 77 auf 41. So ging beispielsweise die Zahl der Schuster von acht auf zwei zurück, jene der Schneider von elf auf drei. Eine der wenigen Branchen, die expandierten, war das Baugewerbe: Hier erhöhte sich die Zahl der Betriebe von vier auf dreizehn, jene der Beschäftigten allerdings nur von 56 auf 62. Einen starken Aufschwung hatte das Gastgewerbe zu verzeichnen. Im genannten Zeitraum erhöhte sich die Bettenzahl um 160%. Die Nächtigungen nahmen gar um 419% zu, allerdings entfielen davon nur 51% auf das herkömmliche Gastgewerbe. Dies hängt mit einer Besonderheit des Ahrntaler Fremdenverkehrs zusammen, der sich zum Teil bis weit in die 80-er Jahre hinein auf bundesdeutsche Jugendgruppen spezialisierte, die nur selten in Gasthäusern und Pensionen Quartier bezogen. Sie wohnten vornehmlich in Jugendherbergen und ähnlichen Einrichtungen, die es in großer Zahl gab (13 im Jahr 1967, 27 mit insgesamt 1300 Betten im Jahr 1980).

Eine Folge, zugleich aber auch Ursache der beschriebenen wirtschaftlichen Veränderungen, war eine Halbierung der in der Landwirtschaft Beschäftigten von 1254 im Jahr 1961 auf 609 im Jahr 1971 (bis 1995 verringerte sich die Zahl weiter auf 530). Der Übergang von einer relativ rückständigen und kapitalschwachen Agrarwirtschaft zu einer modernen Wirtschaftsstruktur, die von Gewerbe und Industrie, Handel und Dienstleistung dominiert ist, erfolgte im Ahrntal somit entscheidend in jenen Jahren.

Einen sehr wichtigen Impuls für die wirtschaftliche Entwicklung des Ahrntales und für die Schaffung von neuen Arbeitsplätzen im Tal bot die Errichtung der Gewerbezone auf der „Gisse“ in

St. Johann. Der erste Betrieb, der sich dort niederließ, war das Drahtwerk „Elektrisola Atesina GmbH“ im Jahre 1972. Heute beschäftigt das Werk ca. 90 Arbeiter. Einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor stellte auch die Erschließung des Schigebietes Klausberg in Steinhaus im Jahre 1971 dar.

Die letzte Arbeitsstättenzählung aus dem Jahre 1991 führt in der Gemeinde Ahrntal 41 Betriebe im verarbeitenden Gewerbe (Handwerk und Industrie) an, 28 im Bauwesen, 53 im Handel und 284 im Gastgewerbe (inkl. Privatzimmervermieter). Gewerbe und Handel erlebten besonders in den 80-er Jahren starke Zuwachsraten, wie folgende Tabelle verdeutlicht:

Tabelle 4: In den Jahren 1981 und 1991 in der gewerblichen Wirtschaft und im Handel beschäftigte Ahrntaler:

WIRTSCHAFTSZWEIG	1981	1991	Zuwachs
Gewerbe und Industrie	304	368	21,0%
Handel und Gastgewerbe	526	707	34,4%
Summe	830	1075	29,5%

Allerdings hatten und haben Hunderte von Ahrntalern ihren Arbeitsplatz nicht in der eigenen Gemeinde. Die von Einheimischen besetzten Arbeitsplätze innerhalb der Gemeindegrenzen beliefen sich 1995 im Bereich Gewerbe/Industrie auf 242, im Handel und Gastgewerbe nur auf 376. Insgesamt pendelten in diesem Jahr 1061 Ahrntaler zur Arbeit, davon 368 nach Sand in Taufers, 306 nach Bruneck und 139 nach Bozen. Außerhalb der Provinzgrenzen hatten 84 Personen ihren Arbeitsplatz. Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung in Südtirol sowie ein hohes Maß an Mobilität machten es möglich, daß viele Leute zwar außerhalb der Gemeinde Ahrntal arbeiten, ihren Wohnsitz deswegen aber nicht verlegen müssen.

Auf der Stör

Das Störhandwerk war im Ahrntal noch bis in die Mitte der 50-Jahre dieses Jahrhunderts weit verbreitet. Vor allem Weber, Schuster und Schneider, aber auch Seiler und Sattler fertigten ihre Produkte direkt vor Ort an. Josef Tasser aus St. Peter, Jahrgang 1919, übte ab 1948 noch fast zehn Jahre lang das Schusterhandwerk auf der Stör aus. Sein Bericht von der damaligen Arbeit gibt interessante Einblicke in die allgemeine gesellschaftliche und wirtschaftliche Situation jener Zeit:

„Die Gesellenprüfung habe ich in Bruneck beim Acherer noch vor dem Krieg gemacht. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist es noch gut gegangen auf der Stör, die Leute haben ein Bedürfnis gehabt an Schuhen, die haben ja nichts mehr gehabt im Krieg. Es war nur schwierig, das Material zusammen zu kriegen, das Leder und das ganze Zeug, so viele Aufträge sind gewesen.

Bei den Bauern hat man zehn bis fünfzehn Paar Schuhe gemacht, je nachdem wie viele Leute gewesen sind. Meistens sind große Familien gewesen, sie haben viele Kinder gehabt, zehn Kinder sind keine Seltenheit gewesen. Die Knechte, die sehr hart arbeiten mussten, die haben zwei Paar Bergschuhe in einem Jahr gebraucht. Und die Leute haben ein Paar Sonntagsschuhe und ein Paar Bergschuhe gebraucht, auch die Schüler. Die mussten weit gehen in die Schule, und da haben sie anständige Schuhe gebraucht. Die Kleineren haben meistens Holzschuhe gehabt. Die Bauern haben die Holzsohlen aus Lärchenholz selber gemacht, das Oberteil hat dann der Schuster gemacht, auch die Nägel haben wir geliefert. Im Sommer sind die Leute barfuß gegangen.

Zu Frühjahrsbeginn ist es schon los gegangen, da hat man schon Aufträge bekommen für den Herbst und für den Winter. Das ganze Jahr war man belegt. Das ganze Jahr ist man gegangen. Nur hie und da ist man eine Woche zu Hause geblieben, weil da hat man auch Aufträge gehabt, zum Beispiel von den Finanzern. Für die Financer haben wir die Schischuhe gemacht. Da musste man oft Überstunden machen. Besonders so vor den Feiertagen war in der Werkstatt viel zu tun. Bei den Weibsleuten musste man die Schuhe so machen, dass sie ein bisschen gequitscht



haben, damit sie gesehen worden sind, wenn sie in die Kirche gekommen sind. Das waren so die Extravaganzen.

Wir haben auch eine Kuh, einige Schweine und Geißen gehabt und ein Feld, deshalb musste man im Sommer auch zu Hause etwas tun. Meistens haben die Frauen die kleine Landwirtschaft erledigt, im Sommer - so beim Heu - musste man aber schon aushelfen. Ohne das bisschen Vieh und so weiter wäre es nicht gegangen. Jeder musste schauen eine Kuh zu halten, damit man Milch und Butter gehabt hat, weiters waren Kartoffeln unbedingt notwendig. Das musste man selber zuwege bringen. Um halb fünf ist man gegangen, damit man um sechs Uhr bei den Bauern war. Wenn es weiter war hat man das Fahrrad genommen, wenn es nur hier im Dorf war ist man zu Fuß gegangen. Werkzeug musste man viel mitnehmen. Die Leisten, fast alle Nummern, da waren ja oft zehn bis fünfzehn Leute, und das ganze Werkzeug. Da hat es viel gebraucht, weil der Geselle hat etwas gebraucht, der Lehrbub hat etwas gebraucht und du hast etwas gebraucht. Alles war dreifach. Transportiert wurden die Sachen mit einer Kiste: Oben war das Werkzeug und unten die Nägel. Die Kiste hat man in einen Korb getan, den Stuhl hat man unterm Arm getragen. Schusterstuhl war bei den Bauern keiner. Man ist in der Früh hingekommen, die Buben (der Geselle und der Lehrbub) haben ausgepackt, dann ist ein Brett hergekommen, meist ein



'Krapfenbrett', und ein Stuhl, und da sind die Sachen drauf geklaubt worden. Die Bauern haben genau gewusst, was sie bringen müssen. Sie haben das Leder gebracht, dann ein Schaff, wo das Wasser drinnen war; auf einem Bachstein hat man das Leder geklopft. Das war für den Schuster hergerichtet. Dann hat man Maß genommen. Dann musste man genau einteilen und schauen, dass man genug Leder hat und nichts verschneidet. Manchmal musste man aber auch ein Paar weniger machen, weil das Leder fertig war. Der Schuh musste ein Jahr lang halten. Wenn er nicht gehalten hat, dann hast du Reklamationen gehabt.

Das Leder haben die Bauern meistens selber gehabt. Jede Haut ließen sie gerben, in der Gerberei in Steinhaus. Das Leder war sehr unterschiedlich, oft besser und oft schlechter. Bei einigen Bauern musste man auch das Leder mitbringen: bei Kleinbauern und Kleinhäuslern. Da haben sich meistens zwei bis drei zusammengetan, und dann ist man zu einem hingegangen und hat dort für zwei oder drei Familien gearbeitet. Gearbeitet hat man in der Stube. Der Tisch wurde in die Mitte gerückt und wo das beste Licht war, sind wir gesessen. Die ganze Stube war da beansprucht. Auf der Stör hat man bei den Bauern übernachtet, außer man ist heimgegangen zur Nähmaschine. Die hat man nämlich nicht mitgenommen, weil sie zu schwer war. Der Geselle und der Lehrbub sind immer bei den Bauern gelegen. Beim Ofen in der Stube hat man geschlafen.

Weber auf der Stör (30-er Jahre)



Wenn bei den Bauern kein Platz zum Übernachten war, ist man auch heim gegangen.

Um sechs Uhr in der Früh ist man schon auf dem Stuhl gesessen. Dann erst ist der 'Vormaß' gekommen. Sie haben gebetet und wenn sie dann beim Essen waren, hat man sich dazugesetzt und mitgegessen. Beim Essen wäre schon recht gewesen, wenn man sich ein bisschen beeilt hätte. Schon vor dem Beten ist man wieder gegangen und ist wieder auf dem Stuhl gesessen. Man musste weitermachen, die Leute haben einem auch alle zugeschaut. Dem einen und dem anderen musste man auch ein bisschen etwas zeigen, damit sie selber kleine Reparaturen machen konnten. Ein Schuster musste alles können. Manchmal war ein Regenschirm zu flicken, oder sogar ein Schwein abzustechen. Wenn eine Kuh gekälbert hat, hat man den Schuster um Hilfe gebeten. Die großen Bauern haben sehr viel auf die Traditionen gehalten. So ein Bauernhof war ja damals ein Heiligtum.

Zwei Paar Schuhe pro Tag musste man machen. Verdient hat man wenig, 700 Lire hat man pro Tag bekommen. Dem Gesellen hat man etwas gegeben, der hat ja auch nicht viel verdient. Man hat aber besser verdient als ein Knecht. Es war schon besser als wie vor dem Krieg. Die Bauern haben einem aber auch geholfen, wenn man beim Haus etwas zu tun gehabt hat. Die Verpflegung war bei den Bauern gut. Wenn die Handwerker

Der Schuster Josef Tasser vom Pipprig in seiner Werkstatt

auf dem Hof waren, dann haben sie besser gekocht.

Bei den Bauern war es oft eine Hetz, da hat man die Leute kennen gelernt. Weil man überall gewesen ist, hat man alles gewusst, was passiert ist. Viele Sachen hat man gewusst, denn bei einem Schuster war immer ein Betrieb. Man hat dann ja auch gefragt. So Liebschaften und so hat man mehr gewusst als andere. Da ist man nicht ungern auf die Stör gegangen.

Am Abend wurde manchmal getanzt, eine Mundharmonika hat man oft mit gehabt. Wenn die Handwerker gekommen sind, dann haben sich die Weibsleute schon schöner angezogen. Die Schustersachen wurden in der Stube auf die Seite gerückt und dann wurde bis elf, zwölf mit den Weibern gefeiert.

Auf der Stör ist man manchmal mit der Schneiderin zusammengekommen. Oft hat man das schon so eingerichtet. Das war dann eine Unterhaltung, dass es dann auch mit der Arbeit ein bisschen schlechter gegangen ist. Vor lauter Quatschen hat man dann schon für ein Paar Schuhe länger Arbeit gehabt. Mit dem Weber ist das aber nicht gegangen, denn mit ihm hat man in der Stube nicht Platz gehabt wegen des Webstuhles. Man musste warten, bis der Weber fertig war.

In jedem Dorf war ein Schuster, der auf die Stör gegangen ist. Jeder wollte der Beste sein. Jeder Schuster hat einen anderen Stil gehabt. Da musste man sich befleißigen, dass der Schuh, den man selber gemacht hat, ein bisschen herausgestochen hat. Keiner war eigentlich billiger, der Unterschied bestand aber darin, was man von den Bauern als Trinkgeld bekommen hat. Sie haben einem Brot mitgegeben, oder Krapfen, Weizen, Mehl, Butter; das haben sie einem einfach geschenkt, wenn sie zufrieden gewesen sind.

Als dann die Fabriksschuhe gekommen sind, dann ist es schon ein bisschen anders, schlechter geworden. Damit konnte man nicht konkurrieren. Ich habe dann eine Handelswanderlizenz bekommen und in Bruneck hat man schon so Sandalen usw. zu kaufen bekommen. Ich habe diese Sachen auf die Stör mitgenommen und den Leuten angeboten, wenn sie es wollten. Dann sind die Leute aber selber auf den Markt gegangen und haben sich dort Schuhe gekauft.

Dann bin ich zur Wildbachverbauung gegangen und habe die Schusterei ganz aufgegeben. Dort habe ich mehr verdient. Später habe ich dann aber wieder damit angefangen und heute arbeite ich den ganzen Tag in der Werkstatt.“

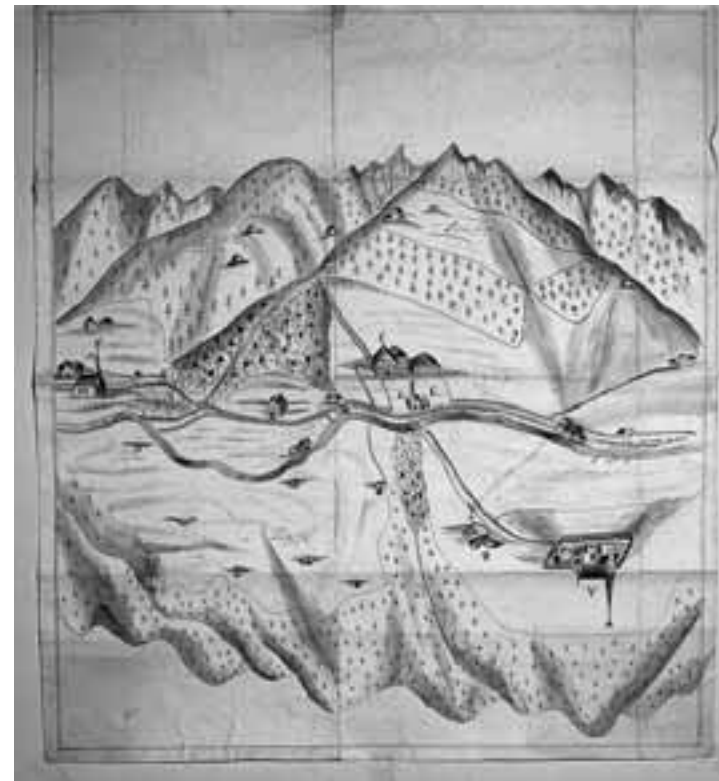
Kirchenkunst im Ahrntal

Romanische Bauten, von denen es noch mehrere in Taufers und im Ahrntal gibt (Gais, Burg Uttenheim), finden sich im hinteren Talabschnitt nicht mehr. Die alte Pfarrkirche von St. Johann, die einmal in örtlicher Nähe zum heutigen St. Martin lag und auch diesem Heiligen geweiht war, wurde um 1340 durch einen Murenabgang erheblich beschädigt, dann abgetragen, und in der Nähe des heutigen Dorfes neu errichtet. Die Weißenbachkapelle zeigt noch den Platz an. Auch von den Vorgängerbauten der übrigen Kirchen ist nichts mehr erhalten. Burgenbau ist so gut wie unbekannt. Die im 12. Jahrhundert genannten Ministerialen von Ahrn dürften im Bereich von St. Martin ihren befestigten Sitz gehabt haben, doch sind von ihm keine Spuren mehr sichtbar. Der Sitz der Herren von Luttach ist in den Höfen des Ansitzes Stock in Luttach in ebener Lage zu suchen. Ebenso wenig gibt es Zeugnisse bildnerischen Schaffens, keine romanischen Wandmalereien, keine Skulpturen.

Die Gotik

Der größte und vom künstlerischen Anspruch her am aufwändigsten gestaltete Kirchenbau der Gotik war zweifelsohne die **Pfarrkirche von Ahrn**. Der Bau steht nicht mehr. Beim Neubau der Johanneskirche wurde er abgetragen. Ein Dorfplan aus dem 18. Jahrhundert überliefert das Aussehen der Kirche. Der Ansicht ist zu entnehmen, dass die gotische Struktur im Barock verändert worden war. Die westseitigen Eingänge schlossen mit geraden Stürzen, darüber lag ein Lünettenfenster, auch das nordseitige Langhausfenster schloss im Rundbogen. Da die Proportionen zwischen Langhaus und dem nordseitigen Turm nicht den gotischen entsprechen, mag der Bau sekundär erhöht worden sein. An die Westmauer des Turmes war

eine Kapelle angebaut, an die Ostmauer die Sakristei. Die kleine Totenkapelle lag westseitig vor der Eingangsfront. Von der gotischen Kirche blieben Steinrippen und Pfeilerbasen erhalten. Mit der Altarweihe durch den Brixner Weihbischof Johannes am 9. November 1516 dürfte die spätgotische Umgestaltung der Kirche abgeschlossen worden sein.



Eine Beschreibung der gotischen Kirche von Ahrn gibt der Visitationsbericht von 1645. Danach hatte die Kirche drei Altäre, an der

St. Johann im 18. Jahrhundert vor dem Bau der heutigen Pfarrkirche, die anstelle der beiden Kapellen unterhalb des Steinpenthofes (heute Widum) errichtet wurden. Die alte Pfarrkirche stand im Weißenbachfeld.



Evangelien­seite befand sich das Sakramentshäuschen mit einem kupfernen Ziborium (Speisekelch) und einer silbernen Pyxis (Hostien­behälter). Der Taufstein stand inmitten der Kirche, er wurde zum linken Seitenaltar hin verlegt. An der Rückseite des gotischen Hochaltars war das Schweiß­tuch der Veronika angemalt, dieses wies allerdings Kratzspuren frommer Wallfahrer auf. Das Anbringen des Kommuniongitters sollte den Zugang zum Altar unterbinden. Kultur­geschichtlich interessant sind die Bemerkungen zu den Seitenaltären: der linke war Maria geweiht, der rechte den Nothelfern. Alle Statuen waren mit *tunicelli* (Stoffröcken) bekleidet. Als der Visitator 1650 wiederkommt, befindet sich der Tabernakel schon am Hochaltar. Das Sakramentshäuschen sollte abgebrochen und an seine Stelle der Taufstein versetzt werden. In der Zwischenzeit muss es zu einem Neubau des Nothelferaltars gekommen sein, der nun als Nikolausaltar geführt wird. An der Evangelien­seite der Kirche hing eine Tafel mit der Darstellung der zehn Gebote, die den Tadel des Visitators heraufbeschwor, da ihre Darstellungen allgemein Ärger­nis gaben. 1610 bemerkt der Pfarrer bei der Visitation, dass ohne seine ausdrückliche Erlaubnis Cyriak Prayer und

der Faktor Julius von Tavon beim Eingang der Johanneskirche ein Epitaph (Gedenktafel) eingemauert hatten. Da aber von ihnen keine Stiftungen gemacht wurden, sollte der Stein entfernt werden.

Die Kunst der Gotik ist in mehreren architektonischen Strukturen fassbar. Die Überschwemmung von 1878 hat zwar an **St. Martin** Schäden angerichtet, den Bau als solchen aber nicht in Mitleidenschaft gezogen. Ein mehrfach gekehltes aus Tuffstein gehauenes Spitzbogenportal mit überkreuzten Stäben führt in den Innenraum, eine kleinere Seitenpforte unter dem breiten Spitzbogenfenster in der Nordmauer ist schon seit längerem geschlossen. Im Innern hat keine Barockisierung stattgefunden, auch keine Kirchenerweiterung, sodass die 1502/03 vielleicht durch den Baumeister Sigmund von Stegen (siehe Werkzeichen am Triumphbogen) errichtete Kirche heute als das beste Beispiel spätgotischer Architektur im Ahrntal gilt. Georg Tinkhauser hat in einem begeisterten Anflug romantischer Empfindung die Kirche schlechthin als eine der schönsten des Landes bezeichnet. Von den Maßwerksteinen, die einmal in den Spitzbogenfenstern saßen, ist nichts mehr erhalten mit Ausnahme des Rautenfensters im Fassadengiebel und des vermauerten Chorscheitelfensters hinter dem Hochaltar (mit Fischblasendekor). Der Weg muss einmal an der Nordmauer der Kirche vorbeigezogen sein. Dort gibt es noch kümmerliche Reste einer riesigen, die gesamte Kirchenhöhe einnehmenden Christophorusdarstellung. Auch an der Westfassade gab es links vom Hauptportal ein großes Freskofeld, der Darstellungsinhalt ist vollkommen unleserlich geworden. Die angemalten Rippen und feinen Rankenmalereien in Chor und Langhaus stammen aus der Erbauungszeit. Die Wappen an den Schilden des Langhauses sind z. T. unleserlich geworden (Reichsadler, Brixen, Tirol). Zwei skulptierte Neidköpfe sitzen als Konsolsteine an den Triumphbogenecken. Die Kirche ist im erwähnten Visitationsbericht von 1645 beschrieben. Auch hier gab es an der Rückseite des Hochaltars eine Vera Ikon (Schweiß­tuch der Veronika). Insgesamt standen in der Kirche drei Altäre, der dem hl. Martin geweihte Hochaltar, an der Evangelien­seite der Kreuzaltar und rechts der Florian- und Katharinenaltar. Das Sakramentshäuschen an der Nordwand des Chores blieb erhalten.



Die vielleicht von Andrä Viertaler hochgezogene spätgotische **Kirche von Luttach** erfuhr im 18. Jahrhundert eine Erweiterung nach Westen. Dabei kam es zu einer Veränderung der Raumproportionen. Die Gewölbestruktur ist erhalten, auch das rautenförmige Freskofeld im Chorraum, das eine Maria mit Kind zeigt, eine Arbeit der Pacher-Schule. Am 21. September 1496 wurde die Kirche durch Weihbischof Konrad mit zwei Altären geweiht. Der Hochaltar hatte seitdem Sebastian zum Patron, der Seitenaltar die hl. Barbara.

Kirche von St. Martin

Die dem hl. Jakobus geweihte **Kirche von Weißenbach** ist urkundlich schon 1434 genannt, um 1479 wurde sie jedoch neu erbaut und am 11. Juli 1480, durch den Brixner Weihbischof Johann Perger mit zwei Altären geweiht. Der Chorraum schließt polygonal ab, im Westen lag das spitzbogige Eingangsportal, das bei der Kirchenerweiterung entfernt wurde, darüber eine Maßwerkrosette. Innen überspannt das Netzgewölbe mit einem runden und drei viereckigen Schluss-Steinen den dreijochigen Raum, Licht bezog er über die drei Spitzbogenfenster an der Südwand und die vier schmalen Chorfenster. Im engen Chor steht an der Nordwand das spätgotische Sakramentshäuschen aus weißem Marmor, ein heute rar gewordenes Ausstattungstück, das es im späten Mittelalter in beinahe jeder Kirche gab. Im Häuschen wurde die Eucharistie für das Viatikum verwahrt. Auf einem achteckigen Fuß sitzt ein über Eck gestelltes Häuschen mit zwei vergitterten Öffnungen auf. Der hölzerne Aufsatz mit Spitzbögen, krabbenbesetzten Wimpergen und Kreuzblumen tragenden Fialen



nimmt in zwei Zonen Figuren auf, unten sind es Barbara und Jakobus, Katharina und Georg, oben der Schmerzensmann. Eine Minuskelinschrift in fehlerhaftem, italianisiertem Latein ist an Maria gerichtet: „*sancta virgine maria mater deu ora pro me.gr.*“ Bei der Kirchenrestaurierung 1980 wurden die für die Görzer Bauhütte typischen in Drei- und Vierpassfelder eingepassten spätgotischen Gewölbefresken im Altarraum und die Christophorusdarstellung an der Nordfassade freigelegt. In den Chorfresken ist die Handschrift von Friedrich Pacher zu erkennen. In Pässen sind die Evangelistensymbole eingebettet, der runde Schlussstein nimmt das Haupt des Kirchenpatrons mit dem Muschelattribut auf. Die Christophorusdar-

Darstellung der Maria mit Kind im Chor der Pfarrkirche von Luttach



stellung an der äußeren Nordwand des Langhauses ist ebenfalls von einer pacherisch beeinflussten Werkstatt ausgeführt. Im Wasser, durch das der Riese schreitet, tummeln sich Fabeltiere, jedes eines der sieben Hauptlaster symbolisierend.

Die ebenfalls dem Pilgerpatron geweihte **Kirche von St. Jakob** (erstmalig ist sie 1434 genannt) entstand ebenfalls im Zuge des sakralen Baubooms der ausgehenden Gotik. Da sich Ablassverleihungen gerade um 1500 häufen, dürfte die Kirche zu diesem Zeitpunkt fertig gestellt worden sein. Ein dichtmaschiges Netzgewölbe saß einmal auf dünnen Diensten auf und überspannte den dreijochigen Raum, der im Barock bei der Kirchnerweiterung seiner Rippen entledigt wurde. Der Zubau selbst ist durch das einfache Tonnengewölbe markiert. Von einer spätmittelalterlichen Weihe der Kirche ist nichts bekannt, aus stilistischen Gründen wird die Fertigstellung der Kirche um 1500 angenommen. Die nordseitig angebaute Friedhofskapelle

*Kirche von Weißenbach mit dem Zubau von Arch. Erich Pattis (späte 50-er Jahre)
Darstellung des hl. Christophorus auf dem Altar der Kirche in Weißenbach*



des Ortes ist etwas jünger. An der Eingangswand öffnet sie im erweiterten Rundbogen, an Stelle der Rippen treten hier die einfachen

Grate. St. Jakob hatte noch 1650 das wandgebundene Sakramentshäuschen. Die Kirche hatte zwei Altäre mit tuffsteinernen Mensen: der Hochaltar war den Heiligen Jakobus und Vitus, der evangelienseitige Seitenaltar der hl. Anna geweiht. Als der Visitator 1704 die Kirche betritt, findet er den Hochaltar unter dem Titel der Apostel Jakobus des Älteren, Jakobus des Jüngeren und Philippus vor. In der Zwischenzeit muss es demnach zu einer Erneuerung gekommen sein. Der Tabernakel befand sich zu diesem Zeitpunkt schon am Hochaltar.

Die **Kirche von St. Peter** ist erstmalig im Ablassbrief von 1434 genannt. Der Turm in der Südwestecke des geosteten Baues stammt noch aus dem 15. Jahrhundert. Beim Umbau der Sakristei will man 1858 eine gotische Gewölberippe aus Tuffstein entdeckt haben. Der Chor der Kirche lag zunächst an der turmseitigen

Kirche von St. Jakob



Mauer und wurde dann beim Kirchenumbau im späteren 16. Jahrhundert an die entgegengesetzte Seite verlegt. Die Friedhofskapelle in St. Peter ist ein einfaches Werk der späten Gotik. An der im spitzen Bogen geöffneten Eingangswand gibt es Reste von barocken Wandmalereien, einen Kreuzweg (allerdings nicht in der 1731 approbierten Form), ein gotisches Vesperbild (ergänzt) und eine Stadtdarstellung in Rötelskreide. Im Innern greift ein zentral gesetztes Wandbild den spätmittelalterlichen Stiftungsbrauch auf: Die Darstellung der Schutzmantelmadonna und des Auferstandenen über dem Gruftaltar hatte Bernhard Puperger 1514 gestiftet, wie die Inschrift bezeugt: „das gemald hat las mach bernhart puperger xiiii iar.“ 1650 werden in St. Peter drei Altäre verzeichnet, der Hochaltar war den Apostelfürsten geweiht, der eine Seitenaltar dem Apostel Bartholomäus, der andere den Heiligen Barbara und Florian. Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts besaß die Kirche den spätgotischen Wandtabernakel.

Flügelaltäre hat es im Ahrntal wohl in derselben Dichte gegeben, wie sie für andere Landschaften an Etsch und Eisack bezeugt ist. Nur ein Altarwerk steht, wenn auch nicht unverändert, noch an



Kirche von St. Peter

Ort und Stelle. Der Flügelaltar in der dem hl. Jakobus geweihten Kirche von Weißenbach musste zwar eine entstellende Überfassung durch den Dekorationsmaler Josef Barth und den Einbau eines Tabernakels (1884) über sich ergehen lassen, ansonsten ist er in großer Ursprünglichkeit erhalten geblieben. Im Schrein stehen die Skulpturen der Heiligen Jakobus (in der Mitte, wo man gewöhnlich Maria mit dem Kinde findet), flankiert von Andreas, dem früheren Kirchenpatron von Luttach, und dem Ritterheiligen Georg. An den Flügelinnenseiten haften die Reliefs der Heiligen Oswald und Hippolyth von Rom. Sind die Flügel geschlossen, kommen die gemalten Bilder der Heiligen Christophorus und Florian zum Vorschein. In der Predella befindet sich die Anbetung des Kindes, an den Flügelinnenseiten die Anbetung der Könige und der Bethlehemische Kindermord, an den festen Seitenteilen die Heiligen Barbara und Katharina, an den Flügelaußenseiten die Knappenheiligen Anna selbdritt und Magdalena. Das Gesprenge beherbergt die Kreuzigungsgruppe. Der mit 1516 datierte Altar entstand in der Werkstatt des in Brixen ansässigen Malers Andre Haller. Noch im 19. Jahrhundert hatte man Michael Pacher als den ausführenden Meister angenommen, was durch Hans Semper 1891 mit dem Hinweis auf die Jahreszahl 1516 widerlegt wurde.

Durch Kauf gelangten 1910 zwei Altarflügel mit der Darstellung Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten aus St. Johann ins Brixner Diözesanmuseum. Simon von Taisten hatte sie noch in den 90er-Jahren des 15. Jahrhunderts ausgeführt. Von einem kleinen Flügelaltar aus St. Johann stammen zwei bemalte Predellenflügel. An der Festtagsseite sind vor Goldgründen die Heiligen Katharina und Barbara vorgestellt, an der Werktagsseite die hll. Sebastian und Florian. Erich Egg hat eine Zuschreibung der Malerei



Das Martyrium des hl. Paulus

(Altartafel, gemalt von Hans Schick im Jahre 1592 für die Pfarrkirche St. Peter)

an den aus Kiens stammenden Maler Wolfgang Prachner vorge schlagen. Ansonsten blieb von der Ausstattung der gotischen Martinskirche bis auf den Taufstein in Becherform, der in die neue Kirche übertragen wurde, nichts erhalten.

Renaissance

Die Kunst der Renaissance, die nach 1530 langsam Fuß fasst, ist im Ahrntal in mehreren Bildwerken vertreten. Die 1564 entstandenen Fresken im südöstlichen Erkerzimmer des Faktorhauses von Steinhaus zeigen Themen aus der Bibel und aus der griechischen Mythologie. So ist die Szene des Sündenfalls und der Vertreibung der Stammeltern aus dem Paradies neben einer Begebenheit aus Ovids Metamorphosen zu sehen. Den Auftrag zu den Malereien hatten Hieronymus Mor und dessen Ehefrau Apollonia Kern von Sonnegg gegeben. Im Ansitz Sonnegg in Dietenheim gibt es Malereien, die sich stilistisch gut daneben stellen lassen. Kupferstiche des Nürnbergers Virgil Solis (1514-1562) hatten als Vorlagen gedient, diese nehmen seitenverkehrte Verarbeitungen des Sündenfalls und der Paradiesvertreibung von Albrecht Dürer auf. Die weite Verbreitung dieser Stichwerke lässt sich bis zum Fieger-Epitaph im Ansitz Neumelans in Sand in Taufers verfolgen. Auch im Ansitz Sonnegg in Dietenheim, den Hieronymus Mor ausschmücken ließ, dominieren Szenen aus dem Alten Testament. Wenn sich der Auftraggeber auf seinem Epitaph (heute im Volkskundemuseum Dietenheim) in kniender Haltung vor dem Kruzifix darstellen lässt, so entspricht dies einer kryptoprottestantischen Ikonographie, die sich bis ins frühe 17. Jahrhundert hinein hält. Der Verzicht auf katholische Madonnenbilder, auf Heiligendarstellungen und Vitenzyklen gilt als untrügliches Kennzeichen einer protestantischen Gesinnung, die in diesem Fall vor einer katholischen Ritualisierung nicht Halt macht. Der Maler des Steinhauser Faktorhauses ist unbekannt. Entsprechende Signaturen fehlen.

Die beiden Steinretabel (Altaraufsätze) in St. Martin sind ein gutes Beispiel der um 1600 bevorzugten Steinplastik. Die Signatur

am 1580 entstandenen Kreuzaltar ist in Silvester Huber aufzulösen. Dieser stammte wohl aus dem unteren Inntal, wo er 1570 einen Wappengrabstein in Kufstein meißelt. In den späten 70er-Jahren arbeitet er im Pustertal. Er bezeichnet ein Jahr vor seinen Ahrntaler Werken ein großes Steinrelief an der Kirche von Aufhofen, das der Form und dem Programm nach auch einmal als Retabel gedient haben mag. Hier ist ihm ein „Lapicida“ mit den Initialen F.D. zur Hand gegangen. 1568 schuf er das Epitaph für Dionys von Rost in Aufhofen und 1579 jenes für den Freiherrn Bernhard von Künigl in Kiens. In St. Martin bezeichnet die Stifterinschrift den Aufbau als Altar:

„ALTARE HOC VENE/RAB(ILIS): DOCTVS AC DE/VOTVS
HIERONI/MVS SCHÜSSLER LAND/SP(ER)G D(OMI)NICI
GREGIS PAST(OR) / AVRAE VALLIS ET CAN(ONICVS) /
INTICENSIS EXORNAVIT / ANNO DOMINI MDLXXX.“

Der sich in der Inschrift als Hirte des Ahrntales bezeichnende Hieronymus Schüssler kniet in der Tracht eines Innichner Chorherrn in der Predellenzone, von seinen Händen geht ein Schriftband aus mit dem Gebetstext *FILI DEI MISERERE MEI*. Daneben finden sich Inschrifttafel und der von einem Engel gehaltene Wappenschild. Der Aufbau selbst ist ein Mixtum renaissancehafter und noch gotischer Formen: Auf flachen Balusterpilastern sitzt ein Maßwerkaufbau, der im geschweiften Auszugsfeld das Brustbild des segnenden Gottvaters aufnimmt, im Hauptfeld den stehenden Schmerzensmann mit den Leidenswerkzeugen.

Der zweite Steinaltar zeigt in der Predella die Stifterfamilie des Bergwerksverwesers am Rettenbach Hans Pfarrkircher, dabei die Signatur des Steinbildhauers Silvester Huber. Zum Zeitpunkt der Retabelstiftung sind von den 14 Kindern schon zwei Söhne verstorben, ebenso die erste Ehefrau Maria Treyer mit ihren beiden Töchtern. Von den Kindern der zweiten Ehefrau Maria Thalhammer leben noch drei Töchter, fünf Töchter sind nicht mehr am Leben. Zudem erscheinen in der Predella die Reliefs der Maria mit Kind zwischen der hl. Barbara und der hl. Katharina, im Hauptfeld die Auferstehung. Gleichzeitig hatte Pfarrer Schüssler den Brixner Maler Georg

Greiter mit der Erstellung eines neuen Hochaltars beauftragt, den dieser bis Ende August 1580 fertig zu stellen hatte. Die Inschrifttafel hält die Stiftermemoria fest:

„Gott dem Allmechtigen zü Lob und Eer – hat diesen Altar lassen ziern – Des wolgeborenen Herrn - / Herrn Christophen Freyherrn zü Wolckhenstain und Rodnegg etc. diener und Verweser des / ganntzen Perckwercks am Retenpach allhie in Täufers. Der Ernvest Fürnem Hannß Pfarr-/khircher – Ime auch den Erntugentsamen Maria Treyerin seines erstern Häusfraüen Seligen - / Vnnd Anna Maria Thahamerin seiner yetzigen Lieben Häusfraüen-. Auch Iren Khündern / und Nachkhümen Zw ainer gedechtnüs. Amen. 1580“

Altäre aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gibt es selten. Die großen Aufträge dauern bis gegen 1530 an. Danach verlagert sich die Produktion mehr hin zur Auftraggeberschaft des lokalen Adels. Altärchen für private Kapellen entstehen. Dort können in einem noch umfangreicheren Maß die eigenen Wappen und Bilder angebracht werden.

Von einem Renaissancealtar, der mit Flügeln bestückt war, haben sich Reste im Ansitz Stock in Uttenheim und in Gassegg in Steinhaus erhalten. Der Maler Hans Schick hat eine Szene 1592 signiert. Der Thematik nach mag es sich um Altartafeln etwa aus St. Peter gehandelt haben. Zu sehen sind Szenen aus dem Leben des hl. Petrus: die Errettung des Petrus vor dem Ertrinken, die Schlüsselübergabe, die Befreiung Petri aus dem Gefängnis und die Kreuzigung Petri. Stilistisch ist eine Anlehnung an den Stil von Friedrich Pacher zu konstatieren, wenn auch als Zwischenglied manieristische Kupferstiche anzunehmen sind. Pachers Fresken in der Burgkapelle von Taufers waren Petruszenen gewidmet. Die Knappenkirche Heiliggeist in Kasern erhielt um 1600 einen Flügelaltar, an dem die Mehrzahl der Bilder auf niederländische Kupferstiche zurückzuführen ist.

Die Form des Flügelaltars hält sich im Bistum Brixen bis Anfang des 17. Jahrhunderts. Auch der 1600 im Auftrag des Kardinals

Andreas von Österreich und Koadjutors des Fürstbischofs von Brixen vom Maler Hans Schmid und dem Bildhauer Hans Reichle ausgeführte Hochaltar des Brixner Münsters folgte dem Muster eines Flügelaltars, hatte die Flügel allerdings an den Altarsäulen befestigt. Gerade im Pustertaler Raum gibt es aus dieser Zeit mehrere Flügelretabel, so in Innichen, wo Hieronymus Schüssler später die Pfarrrerstelle innehatte. Die Frage, wie der oben erwähnte Flügelaltar von St. Peter in seinem Schrein gestaltet war, lässt sich nur über Vergleiche beantworten. Es ist eher an eine gemalte Haupttafel zu denken, als an eine räumliche Schreinlösung mit Skulpturen. Die Werkgemeinschaft mit Bildhauern war im späten 16. Jahrhundert von den Malern nicht mehr gesucht. Auch der zeitgleiche Altar für St. Walburg in Antholz hatte eine gemalte Haupttafel. Nur der kleine von Petrus Rist gestiftete Altar in der Innichner Mehlhofkapelle birgt einen geschnitzten Schrein, wobei die Qualität der Schnitzereien nicht nennenswert erscheint. Von Rist, der zuvor Arnbergscher Benefiziat in Taufers war, gibt es eine weitere Stiftung aus der Innichner Nothelferkapelle in der Florianskapelle von Unterplanken (1590).

In einem Punkt sind die datierten Flügel aus St. Peter selbst für den Kirchbau von Bedeutung: Sie setzen dessen Fertigstellung voraus, die von Josef Weingartner um 1600 angenommen worden war. Allerdings muss es sich dabei um eine Kirchenerweiterung gehandelt haben, da die Bauformen am Turm für das 15. Jahrhundert sprechen und sich aus dieser Zeit auch die 1493 gegossene Glocke erhalten hat. Der Kirchenbau, immer noch in gotischen Formen, allerdings ohne aufwändige Detailbehandlung, kann um 1580 angesetzt werden.

Mit der Barockisierung der Kirche sind auch die Mörtelrippen verloren gegangen. An den Fenstern ist kein Maßwerk mehr feststellbar, allein die Spitzbogentür in der Südmauer führt noch eine Steinrahmung. Der Turm und damit auch Teile des Langhauses scheinen allerdings schon zuvor bestanden zu haben: Fensterschlitze führen Licht in das Kircheninnere. Am Opferstock findet sich die Jahreszahl 1616.

Barock

Während man im Eisacktal und im Vinschgau schon im 17. Jahrhundert einer regen sakralen Baufreudigkeit begegnet, gibt es im Ahrntal kaum kirchliche Kunstwerke aus diesem Zeitabschnitt. Das Fresko an der nördlichen Langhauswand der Sebastianskirche von Luttach zeigt eine Schutzmantelmadonna aus der Zeit nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. Die Stifterinschrift verweist auf die Stifterin: *Dises gemal hat lasn machen Urse Schusterin 1649*. Die Kirche in Luttach hatte 1650 zwei Altäre, der Hochaltar war dem hl. Sebastian geweiht, der Seitenaltar der Gottesmutter. Eine von ihrer Ikonographie her bemerkenswerte Leinwandtafel hält die Erinnerung an die von Georg Schiechl Kuratiegründung von 1687 wach. In der Mitte einer Dreiergruppe steht Veronika und präsentiert die Vera Ikon, das Schweißstuch Christi. Mit einem Tuch lindern Engel die Wunden des von Pfeilen durchbohrten hl. Sebastian und links wird dem König Abgar das Bildnis Christi gebracht, das ihn von seiner Krankheit zu heilen vermag. Im späteren 17. Jahrhundert muss es auch zu einem Altarneubau gekommen sein, wovon sich noch die Statuetten der Pestpatrone erhalten haben.

Es gibt im Ahrntal lediglich einen von Grund auf neu errichteten hochbarocken Sakralbau. An die Stelle einer früheren Loretokapelle, die 1649 erbaut und 1650 durch Weihbischof Simon Feuerstein geweiht worden war (eine Glocke von 1652 mit gotisierenden Reliefs der Kreuzigungsgruppe, der Maria mit Kind und der Pfarrheiligen Martin und Nikolaus stammt noch von diesem Bau), setzten die Inhaber des Ahrner Handels Joseph von Tannenberg und Franz Andreas von Sternbach 1704 einen Neubau in Kapellengröße, die heutige Kirche von Steinhaus, eine barocke Landkirche *en miniature* etwa nach dem Baumuster der Delai.

An den rechteckigen Chor schiebt sich ein nur wenig breiteres Langhaus, das westseitig als Fassade ausgebildet ist. Über dem Eingangportal findet sich das steinerne Wappen der Erbauer, flankiert von Nischen mit den Steinfiguren der Bergwerkspatrone Daniel und Florian. Auch die Südseite ist durchfenstert, an der



Emporeseite kündigt ein Wandbild in einer vertieften Rechtecknische von der wunderbaren Überfahrt des Hauses von Nazareth nach Loreto. Im Innern gelingt den Wandpfeilern eine Raumrhythmisierung. Die Nordwand ist im Chor und im Langhaus in Emporen aufgebrochen. Die Deckenbilder bleiben auf Bildfelder beschränkt, die von profilierten Stuckrahmen eingefasst sind. Die Thematik der guten Malereien zielt auf Maria ab: Die im Chor abgebildete Heiliggeisttaube im Engelskranz bildet mit der Verkündigungsgruppe am Hochaltar eine Einheit, Szenen der Marienkrönung durch die



Dreifaltigkeit finden sich im Langhaus, solche der Himmelfahrt Mariens über der Empore und ein Puttenkranz umgibt das Heiliggeistloch. Es sind dies die einzigen im Tal erhaltenen barocken Deckenbilder in einem Sakralraum.

Der Altar ist in den rigorosen Formen einer Klassikkopie entstanden. Der marmorne Säulenaufbau umschließt eine Kopie des Gnadenbildes von Loreto, seitlich knien der Verkündigungengel und Maria. Dem Schnitzer des mit Akanthuslaub besetzten Kommunionsgitters und der Kirchenbänke ist zudem der kunstvolle

Sakristeischrank zu verdanken. Geschnitzte Blattkranzrahmen haben auch die Rosenkranzmedaillons am Triumphbogen, die möglicherweise von einem früheren Altarbau herrühren. Die Bilder an den noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichteten Seitenaltären zeigen links die Bergwerkspatronin Barbara mit ihrem Turmattribut, rechts den hl. Florian. 1704 waren der linke Seitenaltar dem hl. Joseph und dem hl. Franziskus, der rechte dem hl. Antonius und dem Bergwerkspatron Daniel geweiht.

Abgesehen von der Kirche in Weißenbach wurden in der Regel im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts barocke Altäre aufgestellt. Für St. Peter schuf der Innichner Bildhauer Schranzhofer 1740 zwei Seitenaltäre. Im späteren 18. Jahrhundert kam es in St. Martin zu einem Altarneubau. Der Säulenaufbau selbst ist verloren, das Altarblatt von Martin Kachler mit der Darstellung der Heiligen Martin und Leonhard im neugotischen Rahmenaufbau hat sich erhalten. Martin Kachler (1719-1779) stammte aus St. Georgen und ist der Stammvater der bis ins 19. Jahrhundert hinein tätigen Malerdynastie der Kachler. Das Blatt aus St. Martin ist das einzige bekannte Werk seines bisher unerforscht gebliebenen Lebenswerks. In St. Jakob haben sich aus dem Barock noch die lebensgroßen Skulpturen einer Dolorosa und eines Ecce homo in der Friedhofskapelle erhalten.

Der späte Barock setzt mit dem Neubau der Pfarrkirche von St. Johann in Ahrn ein einheitliches Kunstwerk. Zeitgleich zur Domvorhalle von Jakob Pirchstaller in Brixen begegnen hier klassizistische Formlösungen, die über den Baumeister und Bildhauer Philipp Santer und den Freskomaler Joseph Schöpf vorgebracht werden. Bis auf geringfügige Veränderungen späterer Zeit verkörpert die Kirche immer noch den Eindruck bestechender Stileinheit. Erst im 19. Jahrhundert wurde die geschnitzte Kanzel neu gesetzt, die Vorsatzbilder an den Seitenaltären kamen neu hinzu, ebenso die Glasfenster mit den Apostelbrustbildern. Den Plan zum Kirchenbau entwarf Baumeister Josef Abenthung (1719-1802) aus Götzens, ein Schüler von Franz Singer, der in den Neubauten von Niederdorf, Bruneck, Meransen und St. Jodok am

Brenner Beweise seines Könnens geliefert hatte. Das System der Deckenmalerei nimmt die einzelnen Flächenkompartimente für getrennte Raumeinheiten, die sich in eine illusionistische Weite erschließen. Über dem Altarraum findet die Anbetung des Lammes, zugleich jene des Kruzifixus statt. Thematische Erinnerungen an Trogers Ausmalung des Brixner Domes werden wach. Die Kirchenpatrone, Johannes der Evangelist und Johannes der Täufer, verehren im Kreise der drei göttlichen Tugenden und unzähliger Engel das apokalyptische Lamm, hinter dem visionär das Kreuz erscheint. Der Glaube ist zugleich mit den Attributen der Ekklesia ausgestattet. Außerhalb der Kirche nämlich, so der Kirchenvater Augustinus, gebe es kein Heil. Diese Aussage ist gerade im Ahrntal, wo es über die Jahrhunderte hinweg immer wieder protestantische Splittergruppen gegeben hat, in ihrer propagandistischen Bedeutung verständlich. In den beiden Kuppeln des Langhauses folgen je eine Szene aus der Vita der beiden Geschwisterheiligen Johannes. Zunächst die Predigt des Täufers, die in ihrer Komposition Bezug nimmt auf Franz Zeillers Deckenbilder in der Toblacher Pfarrkirche, dann die Vision des Evangelisten, der auf Patmos die Immaculata als Erscheinung beschreibt: Eine Frau, von der Sonne umgeben, den Mond zu ihren Füßen.

An den Altarblättern greift Joseph Schöpf 1787 zunächst die Taufe Christi auf. Diese sichert dem Täufer den Primat vor dem Evangelisten, der Bozzetto dazu befindet sich in den Kunstsammlungen von Stift Stams, die Figur des Täufers wiederholt Schöpf an einem Altarblatt in Klausen. Die Szene der Taufe Christi war zunächst für die erste Langhauskuppel gedacht gewesen. Die beiden Seitenaltarbilder entstehen erst 1795. Der Tod des hl. Martin am rechten Seitenaltar, eine Erinnerung an das frühere Kirchenpatrozinium, folgt formal einem Altarblatt Martin Knollers von 1767 in der Trienter Martinskirche. Martin haucht gerade seine Seele aus, während ein Geistlicher die Totengebete spricht. Cignarolis Vorbild mag bei Knoller die Ikonographie angeregt haben, die sich in Varianten am Tod des hl. Joseph findet (vgl. Assisi und Mals, letzteres für Gries gedacht). An den zweiten Altarpatron gemahnt das

Nikolausrelief im Altarauszug. Der linke Seitenaltar ist der Himmelfahrt Mariens geweiht. Über der Hintergrundszene der um das leere Grab versammelten Apostel erhebt sich Maria in den Himmel. Wie an Trogers Himmelfahrt in Brixen ist sie von Engeln nach oben geschoben. Die Figur der Assunta hatte Schöpf im Altarblatt für Asbach 1784 vorgebildet, später in den Arbeiten für die Brunecker Stadtpfarrkirche, für Brixen im Thale und Schwaz wiederholt. Den Auftraggeber des Kirchenneubaus, Pfarrer Franz Xaver Wierer, hatte Schöpf im Sommer 1786 porträtiert. In Händen hält er den Plan der Pfarrkirche, zu deren Bau er mit einer Schenkung von 1500 Gulden beigetragen hatte.

Altaraufbauten und Reliefs entstanden nach Entwurf und Ausführung durch den Bildhauer und Architekten Jakob Philipp Santer (1756-1809) aus Bruneck. Am rechten Seitenaltar findet sich das Brustbild des hl. Florian im Auszug, am rechten jenes des hl. Nikolaus. Die Altarausstattung von St. Johann zählt zu den besten klassizistischen Arbeiten in der Tiroler Kunst. Santer hatte eine umfassende Ausbildung zunächst bei seinem Lehrer Johann Georg Silly in Bruneck, später an der Augsburger Akademie, in Stuttgart und bei André Brenet, Joseph Broche und Jean Michel Moreau in Paris erhalten. Nach seiner Rückkehr ließ er sich als Plastiker und Baumeister in Bruneck nieder. Als Architekt errichtete er die Pfarrkirche von Antholz, als Bildhauer schuf er das Epitaph für die Bischöfe Spaur im Brixner Dom.

Joseph Schöpf hat im Ahrntal noch ein zweites Mal gearbeitet: in der Sebastianskirche von Luttach. Leider befindet sich das 1787 entstandene ehemalige Altarblatt, das den Heiligen im Moment der Pfeilemarter zeigt, seit 1892 im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. Auch die alte Altarraumung von Philipp Santer ist verschwunden, der Entwurf liegt im Tiroler Landesmuseum. Demnach handelte es sich um einen strengen zweisäuligen Aufbau mit gerade abschließendem Gebälk mit Kreuz und Blumenvasen. Seitlich vom Tabernakel waren Skulpturen der Heiligen Andreas und Barbara aufgestellt. Schöpfs Sebastiansmarter nahm jene von Anton Zoller in Telfs von 1752 zum Vorbild. Santers Altar wurde mit der

Anschaffung der neuen Einrichtung zerstört. Für die Kirche von Prettau malte Schöpf 1805 den hl. Ignatius von Loyola, Namenspatron des Gewerken Josef Ignaz Graf von Tannenberg.

In Taufers und im Ahrntal begegnet man einer auffallenden Verdichtung klassizistischer Kunst. In der Pfarrkirche von Sand in Taufers ist es erst um 1840 zum Neubau großer klassizistischer Seitenaltäre gekommen. Der Hochaltar mit dem Blatt von Carl Henrici ist später durch den neugotischen Entwurf von Hans Schmid ersetzt worden. Man sieht, dass gerade im Pustertal, angeregt durch den Neubau der Brunecker Stadtpfarrkirche, die Kunstströmung des Klassizismus breiten Anklang gefunden hat. Heute sind viele dieser gewiss handwerklichen Produktionen verloren.

Bauernfrömmigkeit

In fast allen Kirchen des Tales trifft man auf eine Kopie des Gnadenbildes von Genazzano, wohin es 1467 von Skutari in Albanien gelangt sein soll. Der Kult war von den Augustiner Chorherren, allen voran durch Andrea Bacci, der zeit seines Lebens 70.000 Kopien verteilt haben soll, verbreitet worden. In St. Jakob ist die Maria vom Guten Rat selbst in den Hochaltar eingelassen, in anderen Kirchen trifft man sie am Seitenaltar. Viele dieser Kopien wurden am Originalbild in Genazzano berührt, so eine von 1758 im Ansitz Mühlegg.

Gerade der Spätbarock bringt den gegenreformatorischen Andachtsstil bis in die kleine Bauernkapelle am Berg. In der Gemeinde Ahrntal gibt es eine Vielzahl solcher Kapellen, die nicht so sehr durch ihre künstlerische Ausstattung, als vielmehr durch die darin über Jahrhunderte praktizierte Frömmigkeit beeindrucken. In der Wahl des Patroziniums wird in den meisten Fällen auf Maria zurückgegriffen. 1679 wird eine Maria-Schnee-Kapelle neben dem Pfarrhaus in Ahrn vermerkt, die zwei Altäre hatte: einen „in honorem B.M.V. Maioris“ den anderen zu Ehren der Maria Dolorosa. Kirchweihfest war am Sonntag in der Fronleichnamsoktav. Diese von Christoph Rämblmayr errichtete Kapelle ist wohl mit dem 1704

genannten Zentralbau einer Dolorosakapelle in Steinpointe identisch, die auch noch 1745 keine Glocke hatte. 1688 fordert der Visitator eine Restaurierung des Fastentuchs in St. Martin. Auch der Boden beim Hochaltar sollte eben gemacht werden.

Die Nepomukkapelle beim Ansitz Mühlegg wurde im frühen 18. Jahrhundert erbaut. Der Bau selbst wurde 1734, also wenige Jahre nach der Kanonisierung des Johannes Nepomuk, hochgezogen, die Einweihung durch Fürstbischof Caspar Ignaz Graf von Künigl fand am 29. September 1743 statt. Die gleichzeitig entstandene Liste der bäuerlichen Heiligtümer berücksichtigt außer der Nepomukkapelle noch St. Florian in Arzbach und St. Anton in Prettau. Der Motivgrund liegt in der nahe vorbeifließenden Ahr, durch welche damals Wege und Straßen hindurchführten. Vieles von der originalen Ausstattung ist verloren gegangen. Um 1830 kam es zur Errichtung eines neuen Kapellenaltars, in den die alte Plastik des knienden Altarheiligen übernommen wurde. Der Opferstock neben der Tür trägt die Jahreszahl 1847. Von den alten Motivbildern ist nichts mehr erhalten. Die umfangreichste Motivbildersammlung befindet sich in der Friedhofskapelle von Luttach, wo eine bekleidete Madonna als Kultbild verehrt worden war. Viele Täfelchen geben heute Auskunft zur Tracht der Zeit, über Unglücksfälle und deren glückliche Abwendung. Die älteste Motivtafel datiert von 1766, ein erheblicher Teil gehört noch dem Barock an.

Neben zahlreichen Bauerngehöften stehen auch Bauernkapellen. Die Inventare dieser bäuerlichen Heiligtümer bergen keinerlei Kunstwerke im akademischen Sinne. Sie sind als Denkmäler religiöser Vorlieben zu betrachten. Ein beeindruckendes Beispiel stellt die Josefskapelle beim Moser in Steinhaus dar, deren Altar eine thronende Skulptur des Kapellenpatrons birgt.

Für lange Zeit beherbergte St. Johann die vom Brixner Fürstbischof Franz Karl von Lodron (1791-1828) an den Zillertaler Bildhauer Franz Xaver Nissl für die Kapelle der Brixner Hofburg in Auftrag gegebene Weihnachts- und Fastenkrippe. Seit 1956 wird das insgesamt 16 Szenen zählende Werk in der Krippensammlung des Brixner Diözesanmuseums ausgestellt. Die Nissl-Krippe war über den Ahrner



Pfarrer Christoph von Elzenbaum, der sie um 1830 als Frühmesser von St. Lorenzen erworben hatte, nach St. Johann gelangt.

Historismus

Die historistischen Stile gehen um die Mitte des 19. Jahrhunderts Hand in Hand mit einer bemerkenswerten Spendenfreudigkeit der Bevölkerung. Ein erstes Beispiel dieser neuen Stilströmung entsteht am Hochaltar von St. Martin. Unter Kaiser Joseph II. war die Kirche 1783 gesperrt worden, 1847 wurde sie wieder dem Kult zurückgegeben. Der geschnitzte neugotische Rahmen umgibt ein spätbarockes Leinwandbild von Martin Kachler. Auch die Kirchen- und Chorstühle sind aus dieser Zeit, ebenso das Kommuniongitter.

In St. Jakob kommt es gewissermaßen zweimal zu einer neugotischen Ausstattungscampagne. Um 1846 wurde die Kirche regotisiert, das Gewölbe erhielt wieder die Rippen, die im Barock entfernt worden waren. Eine bauliche Korrektur nahm 1865 Baumeister Johann Pfeifhofer aus Innichen vor, im darauf folgenden Jahr schuf Franz Plattner aus Steinach die heute übermalte Dekorationsmalerei, der Tischler Franz Sillinger schreinerte Chorstühle und Kirchenbänke. Schon 1854 hatte Anton Bachlechner einen neuen Hochaltar in neugotischen Formen errichtet. Dieser umschloss in seinem Hauptfeld ein von dem aus St. Lorenzen gebürtigen Nazarener Franz Hellweger (1812-1862) gemaltes Bild mit der Enthauptung des hl. Jakobus, die Tischlerarbeit übernahm Johann Elzenbaum aus Mühlwald, die in den seitlichen Nischen aufgestellten Statuen der Heiligen Philipp und Jakob d. J. schnitzte Josef Müller. Die beiden Seitenaltäre kamen 1882 neu hinzu. Die Schreinerarbeit verrichtete Anton Ortner aus Dietenheim, die Skulpturen der Bündnispatrone Aloysius und der Mutter Anna stammen von Dominikus Trenkwalder aus Innsbruck. Zehn Jahre später wurden der Hochaltar verändert und die Seitenaltäre erhöht. Diesmal ergänzte der Bildhauer den Altar mit zwei musizierenden Engeln, den Apostelfürsten und den Evangelisten. Zuletzt arbeitete Trenkwalder 1895 an der Kanzel, für die er die Reliefs der Kirchenväter und den Guten Hirten schuf, für den Schalldeckel einen Engel mit den mosaischen Gesetzestafeln. Die figuralen Glasfenster seitlich des Hochaltars mit den Bündnispatronen Notburga und Josef entstanden in der Tiroler-Glasmalerei-Anstalt in Innsbruck.

Von den Zeitgenossen geschätzt wurden die Schnitzarbeiten des aus Prägratten gebürtigen Bildhauers Josef Gasser, Ritter von Valhorn (1816-1900), der sich nach 1848 für drei Jahre in Taufers von einer Fieberentzündung erholte, die er sich in Rom zugezogen hatte. Luttach besitzt aus seiner Hand zwei Prozessionsstatuen und das Ablasskreuz im Chor, Auftragswerke für den Kuraten Peter Gasser. Der hl. Josef ist ein Frühwerk des Plastikers, die Mutter Anna ein Werk seiner Reifezeit. In St. Jakob gibt es die Skulptur der auf der Weltkugel stehenden Unbefleckten und einen Schutzengel aus seiner Hand.

Franz Xaver Pendl, der in Meran seine Werkstatt hatte, schnitzte 1872 ein Vesperbild für St. Jakob.

In Luttach war es 1884 zu einer neuen Kirchengestaltung gekommen. Jakob Reichegger aus St. Jakob schnitzte den Hochaltar mit dem Relief des hl. Sebastian, den gerade fromme Frauen bergen (vgl. Sebastiansrelief in Lengstein am Ritten), flankiert von den Seitenfiguren der hl. Barbara und des hl. Andreas, Letzterer in Erinnerung an den alten Kirchenpatron. Die Seitenaltäre sind heute deponiert. Die Kanzel birgt an den Brüstungsfeldern Reliefs der Kirchenväter.

Selbst in der spätbarocken Pfarrkirche von St. Johann gibt es Veränderungen im Zeitgeschmack. Dominikus Trenkwalderschnitzte den neuen Hochaltartabernakel und die Schutzengelgruppe.

Auch in St. Peter kam es in den 70er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf Betreiben des Kuraten Franz Haller (1869-1883) zu einer neuen Altarausstattung, die die alten Barockaltäre zum Verschwinden brachte. Die Altäre sind eine Gemeinschaftsarbeit von Tischlermeister Wirth aus Egg und dem Grödner Bildhauer Johann Moroder, von dem sich noch Altäre in Wolkenstein erhalten haben. Die Altarfassungen besorgte Heinrich Kluibenschädl. Der Hochaltar folgt dem Typus des neugotischen Nischenaltars. Den Tabernakel flankieren die Skulpturen der Apostelfürsten Petrus und Paulus, in der Mittelnische steht die Madonna mit dem Kind, Arbeiten von Dominikus Trenkwalders. Der linke Seitenaltar birgt ein farbiges Relief mit den weiblichen Heiligen Barbara, Agnes, Katharina und Helena, in der Sockelzone das Brustbild des Herzens Jesu zwischen Aloysius und einer heiligen Nonne. Der rechte Altar ist als Baldachinretabel gestaltet. Unter dem Baldachin steht der Schutzengel, an den Flanken die Bündnispatrone Aloysius und Josef. Er löste den alten Michaelsaltar ab, von dem sich das Altarblatt an der Turmwand erhalten hat. Das Kirchweihfest in St. Peter wurde nämlich am Sonntag nach dem Michaelstag begangen. Die Abstimmung auf die Landespatrone ist auffällig. Dies entspricht der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gepflegten Ständefrömmigkeit, die an die Stelle der abgekommenen Bruderschaften trat. Auch die

beiden farbigen figürlichen Glasfenster im Chor mit der Darstellung der Evangelisten unter Maßwerkbaldachinen gehen auf diese Ausstattungscampagne zurück. Es sind frühe Arbeiten der Tiroler Glasmalereianstalt in Innsbruck, die 1887 Teppichfenster für Luttach und Weißenbach geliefert hatte. Die Kanzel zeigt Reliefs der Kirchenväter, im Zentrum Christus als Lehrer. Die Kreuzwegstationen sind, wie es der Grödner Tradition entspricht, als Reliefs gestaltet. Der Kirchenrestaurierung von St. Peter setzte Fürstbischof Vinzenz Gasser mit der Neuweihe der Altäre am 9. Dezember 1876 einen Abschluss.

Am Beginn des 20. Jahrhunderts ist die Ausmalung der Pfarrkirche von St. Peter die einzige nennenswerte Kirchengestaltung. Nachdem Heinrich Kluibenschädl, ein Schüler und Mitarbeiter von Albrecht Steiner von Felsburg, schon 1883 Szenen aus dem Leben des Kirchenpatrons geschaffen hatte, setzte Johann Matthias Pescoller in den 30er-Jahren die Darstellung der neun Engelschöre am Kirchengewölbe und der hl. Cäcilia an der Empore in den zeitgemäßen Formen des Jugendstils hinzu. Die Darstellung der an der Orgel spielenden Heiligen sieht sich wie ein Triumph des liturgischen Kirchengesangs über den durch Jahrhunderte geübten Bauerngesang, der in der Amtszeit (1894-1897) des Kuraten Franz Huber abgeschafft worden war. Nach der Ausmalung der Pfarrkirche von Mals durch Emanuel Raffener und jener von Mauls (zerstört) sind diese Wandbilder in St. Peter äußerst rare Zeugnisse dieses Kunststils in Südtirols Kirchenkunst. Erst später entsteht die Raumfassung der Friedhofskapelle von Olang durch Johann Matthias Peskoller. Peskoller hatte zudem 1914 und 1919 Dekorationsarbeiten in der Loreto-Kirche von Steinhaus und in St. Jakob durchgeführt.

Moderner Kirchenbau setzt im Ahrntal mit der Kirchengestaltung in Weißenbach ein. Die Kirche war für die wachsende Ortsbevölkerung zu klein geworden, sodass Pfarrer Anton Steger sich genötigt sah, 1956 erste Schritte zu unternehmen. Den Plan entwarf Architekt Erich Pattis in Bozen in Form eines achteckigen Anbaues. 1959 wurde die Kirchweihe vorgenommen.



1971 ließ Pfarrer Franz Niederegger in Luttach von Architekt Clemens Holzmeister ein Kirchenprojekt entwerfen, das nicht verwirklicht wurde. Der gedachte Entwurf stellt das beste Beispiel eines modernen Sakralraumes in Ahrn dar. Der Gemeinderaum war so konzipiert, dass alle Gläubigen einen guten Blick auf den Volksaltar hatten, der das Zentrum der Anlage bildet (Pläne in Luttach erhalten).

Der Neubau der Mariahilfkirche von Steinhaus ist ein von der architektonischen Wirkung wie von der Ausstattung her funktionales



Produkt unserer neuen Zeit. Der Entwurf stammt von Architekt Albert Colz aus Wengen. Den Tabernakel schuf der Bruder des Architekten Joseph Colz. Die Kreuzigungsgruppe an der Altarwand ist ein ausdrucksstarkes Werk des Bildhauers Jakob Oberhollenzer. Die Erzstufe im Sockel erinnert an die lange Tradition des Bergbaus. Das Glasfenster mit der Mariahilf-Darstellung gestaltete die Glasmalerin Ursula Huber-Peer. Der Grundstein wurde am 25. April 1992 gelegt, die Weihe nahm Diözesanbischof Wilhelm Egger am 17. Oktober 1993 vor.

Kultur im Ahrntal

Die Spannweite der geistigen und künstlerischen Tendenzen und Leistungen im 20. Jahrhundert ist groß. Im Ahrntal finden sich bemerkenswerte Ausprägungen wenn auch von sehr gegensätzlicher Art: Rückwärts Gewandtes und Innovatives, Bewahrendes und nach außen Offenes hinterlassen gleichermaßen ihre Spuren.

Bedingt durch seine Abgelegenheit konnten sich im Ahrntal Traditionen länger halten als in den Haupttälern. Als Beispiel sei das Theater genannt. Bis weit in unser Jahrhundert herein wurden Stücke wie „Faust“ und „Don Schuan“ in Stuben und Gasthäusern gespielt. Die Schnitzkunst, vor allem das Schnitzen von Masken stand in enger Verbindung zu den Stubenspielen und Fastnachtsveranstaltungen. Neben dem Weiterführen der traditionellen Schnitzkunst haben sich in jüngster Zeit im Bereich der bildenden Kunst erstaunlich avantgardistische Tendenzen herauskristallisiert. Diesen gilt einer der drei Schwerpunkte der folgenden Ausführungen.

Die Auseinandersetzung mit literarischen Spuren hat auch mehr Gegensätzliches als Verbindendes erbracht: zum einen streng Bewahrendes bei Joseph Georg Oberkofler, der in seinen Werken dem Ahrntal ein Denkmal gesetzt hat, zum anderen neue Formen und Inhalte bei Schreibenden der Gegenwart. Es sind im Ahrntal nicht wenige, die mit schriftstellerischen Arbeiten an die Öffentlichkeit gehen; so haben Eduard Gartner, Markus Ausserhofer, Lucie und Almut Oberhollenzer in literarischer Hinsicht auf sich aufmerksam gemacht. Den inzwischen größten Bekanntheitsgrad hat Josef Oberhollenzer erreicht, auf dessen Texte ich mich in diesem Rahmen beschränke.

Joseph Georg Oberkofler

Joseph Georg Oberkofler gehört nach wie vor zu den bekanntesten Tiroler Autoren - wenigstens dem Namen nach. Gelesen wird er

kaum noch, wie eine Nachfrage in einigen Südtiroler Stadt- und Dorfbibliotheken ergab: Seine Werke gehören zum Archivbestand, ausgeliehen wurden sie in den vergangenen fünf Jahren kein einziges Mal - so die häufigste Antwort. Zeugnis von Oberkoflers früherem Bekanntheitsgrad gibt die Fülle von Sekundärliteratur. Den Menschen Oberkofler hat wohl sein Schriftstellerfreund Hubert Mumelter in der Gedenkrede am treffendsten charakterisiert. Für Leser, die nach detaillierten Angaben suchen, hat Elmar Oberkofler eine gründliche und kenntnisreiche Biografie verfasst samt vollständigem Werkverzeichnis mit Entstehungsgeschichte und allen Auflagen. Die folgenden Ausführungen beschränken sich deshalb auf einige vielleicht immer noch wichtige Fragen zu diesem Autor und zu seinem nicht unumstrittenen Werk.

Joseph Georg Oberkofler wurde am 17. April 1889 in St. Johann als Sohn des dortigen Pfarrmesners geboren. Er besuchte das Vinzentinum in Brixen. Nach Unstimmigkeiten mit Professoren nicht zuletzt seiner ersten schriftstellerischen Versuche wegen wechselte er nach Trient, wo er 1910 die Matura ablegte. Anschließend hörte er an der Universität Innsbruck an der medizinischen, staats- und rechtswissenschaftlichen und philosophischen Fakultät, ohne sich für eine dieser Studienrichtungen entscheiden zu können. Literarisch fand er in dieser Zeit Zugang zum „Brenner“-Kreis. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs meldete er sich als Kriegsfreiwilliger. Nach Kriegsende wechselte er nach einem einjährigen Studium am Priesterseminar Brixen wieder an die Universität Innsbruck, wo er 1922 an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät promovierte. Er arbeitete als politischer Redakteur und als Schriftleiter beim Tagblatt „Der Tiroler“ in Bozen. Nach dessen Verbot übersiedelte er 1924 nach Innsbruck, wo er bis 1940 als Lektor der Verlagsanstalt Tyrolia und später als freier Schriftsteller tätig war. Joseph



Georg Oberkofler starb am 12. November 1962 in Innsbruck. Seine Grabstätte befindet sich im Friedhof von Mühlau.

Seit 1996 gibt es im Geburtshaus Joseph Georg Oberkoflers in St. Johann ein Museum. Dem Dichter ist ein Raum gewidmet, den Rest füllen die Bilder des Bruders Johann Baptist. Das in diesem Raum Versammelte und Ausgestellte (der eigentliche Nachlass befindet sich im Bischöflichen Gymnasium Paulinum in Schwaz) zeugt von der Schwierigkeit und auch von einer gewissen Hilflosigkeit im Umgang mit Oberkofler. Erstausgaben seiner Bücher und die Wiederauflagen in den Buchgemeinschaften, Fotografien, ein paar Briefe, Zeitungsartikel. Die Letzteren spiegeln das gespaltene Verhältnis zu diesem Schriftsteller. Neben Würdigungen finden sich die Reaktionen auf die Kontroversen um die Benennung der Mittelschule 1983 und auf die Diskussionen, die 1990 ein von der Öffentlichen Bibliothek veranstalteter Informationsabend ausgelöst hatte.

Über Joseph Georg Oberkofler wird im Ahrntal wieder geredet. Ein Zeichen für Aufgeschlossenheit und einen bewussten Umgang mit Tradition. Denn Oberkofler ist ein Teil dieser Tradition geworden als der „Dichter des Tales“, auf den man stolz sein möchte, und als einer, der Zeugnis gibt von einer Zeit, über welche lange geschwiegen worden ist. Ein Ausstellungsobjekt im Museum sticht ins Auge: Die gerahmte Preisurkunde des „Volkspreises für Deutsche Dichtung 1939“ mit ausführlicher Begründung. Ein fragwürdiges Herzeigeobjekt, es führt sofort zum dunkelsten Punkt. Klar stellt es vor allem

eines: eine erfolgreiche Schriftstellereexistenz in den finsternen Zeiten der nationalsozialistischen Diktatur oder um es mit n.c.kaser zu sagen: ein Schriftsteller, „dem leider die Lorbeeren der Nationalsozialisten den Nachruhm verpatzt haben.“ Muss man eine Auseinandersetzung mit dem Schriftsteller damit beginnen? Kann man die literarische Qualität seines Werks unabhängig davon beurteilen? Wohl kaum.

Joseph Georg Oberkofler als Erfolgsautor

Die Fragen nach den Gründen dieses Erfolgs müssen gestellt werden. Die Literaturwissenschaft hat es getan; zu einem vorläufigen Ergebnis gelangt der Germanist Klaus Amann:

„Die öffentliche Präsenz eines Autors im Literaturbetrieb des Dritten Reiches ist ... wohl in der überwiegenden Zahl der Fälle das Resultat eines komplexen, schwer durchschaubaren, zuweilen auch irrationalen Wechselspiels zwischen politischer Selbstdeklaration des Autors, seiner Bereitschaft und Fähigkeit, die gängigen Genres und Medien zu bedienen und den Förderungs- und Lenkungsmaßnahmen durch Staat und Partei.“

Wie steht es um die politische Selbstdeklaration Oberkoflers? Joseph Georg Oberkofler war nie Mitglied der NSDAP, aber er bekannte sich zum österreichischen Ständestaat wie viele Schriftsteller seiner Zeit. Ob das für den 10. April 1938 verfasste Anschlussgedicht mehr war als eine verlangte Pflichtübung, vermögen wir nicht mehr zu beurteilen. Ebenso wenig wie Oberkoflers Bekenntnis und Versprechen „als Genosse eines Grenzvolkes, mit besonderen Pflichten und Erfahrungen ausgestattet, am Baue des großen Reiches mitzuwirken.“ Jedenfalls gehörte Oberkofler wie viele katholische Dichter damals zum „Österreichischen NS-Parnaß“: er veröffentlichte 1938 in dessen Bekenntnisbuch, stand an der Spitze der von Kurt Pichler im NS-Gauverlag veröffentlichten Anthologie „Lebendiges Tirol“ und war in zahlreichen weiteren Anthologien jener Zeit vertreten. Trotz seines Katholizismus erhielt er eine massive Förderung: in den vom Propagandaministerium erstellten Vorschlagslisten für Dichter-

lesungen 1938-1942 gehörte er ebenso zu den empfohlenen Autoren wie in jenen für die NS-Schrifttumsverzeichnisse. Die Publikationsmöglichkeit im Jenaer Eugen-Diederichs Verlag verhalf seinen Romanen zu hohen Auflagen; über einhunderttausend Exemplare waren es bei dem mit dem NS-Literaturpreis ausgezeichneten „Bannwald“.

Lesungen in vielen deutschen Städten und Reden im Rundfunk gehörten zur Verlagswerbung. Die Wissenschaft interessierte sich für seine Romane; die Literaturbetrachtung, die in der Diktatur an die Stelle der Literaturkritik getreten war, widmete ihm Aufmerksamkeit. Der finanzielle Erfolg gab dem Autor Freiraum und befreite ihn von der Broterwerbsarbeit als Lektor und Redakteur, einer ihn sehr belastenden Tätigkeit, wie man aus vielen Briefen weiß. Der lang gehegte Wunsch von der schriftstellerischen Arbeit leben zu können war in Erfüllung gegangen.

Keine Frage, Joseph Georg Oberkofler hatte die Fähigkeit und die Bereitschaft die gängigen Genres zu bedienen. Gängige Genres waren historische und bäuerliche Romane und ganz allgemein die als Ausläufer der Heimatkunstbewegung wiedererstarkte Regionalliteratur mit neuromantischen und irrationalistischen Tendenzen. In Österreich und Deutschland wurde in der Zwischenkriegszeit der „Asphaltliteratur“ der Kampf angesagt. Das durch das Ausschalten unliebsamer literarischer Strömungen entstandene Vakuum wurde mit Provinzliteratur gefüllt. Es entstand eine „Südtirolmode“, wie sie Claus Gatterer lakonisch nennt, die auch Autoren wie Anton Bossi-Fedrigotti und Karl Springenschmid zugute kam. Zudem war der Rückzug auf die ländliche Umgebung eine Reaktion auf den Faschismus in Südtirol: der Bauer als „Bewahrer des Deutschtums“ erhielt eine wichtige Rolle auch in der Literatur. Und weil NS-Ideologie und NS-Germanistik „*im Bauerntum den Lebensquell der nordischen Rasse*“ sahen, ist es nicht verwunderlich, dass vor allem die Bauernromane Oberkoflers dem System sehr gelegen kamen. Da gerade sie für die heutige Literaturwissenschaft Anlass zu Kritik sind, soll hier kurz darauf eingegangen werden.

„*Im Werk Oberkoflers erreicht die österreichische Blut- und Boden-Literatur ihren Höhepunkt*“, so ist es in dem von Walter Killy 1990 herausgegebenen Literaturlexikon nachzulesen, das allerdings auch einige falsche biografische Angaben enthält. „*Totale Realitätsflucht*“ bescheinigt Viktor Zmegac in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ den Bauernromanen Oberkoflers. Es stimmt: konkrete geschichtliche Ereignisse spielen keine Rolle, die Bergbauern sind zu Heroen stilisiert, mythisch und visionär rollen ihre Geschicke ab, die Sprache ist überhöht, die Figuren und die Landschaft sind ins Monumentale gesteigert.

Die Bergbauerntriologie „Das Stierhorn“ (1938), „Der Bannwald“ (1939), „Die Flachsbraut“ (1942) ist in rascher Folge erschienen, inhaltlich vorbereitet wurde sie durch die Erzählung „Das rauhe Gesetz“ (1937). Der Erzähler verkündet eine ewige Ordnung, der sich der Einzelne zu unterwerfen hat. Nur die Bindung an Hof und Sippe garantiert ein sinnerfülltes Dasein und gibt das Lebensgesetz. Die Menschen, die an diesem Gesetz schuldig werden, gefährden den Weiterbestand des Hofes. Im „Stierhorn“ und in der „Flachsbraut“ sind es Frauen, die gegen die heilige Ordnung verstoßen, indem sie sich über den Mann erheben: aber sie sind zur Sühne bereit und retten die bedrohte Bauernwelt. Der Bannwald wird im gleichnamigen Roman zu einer gottähnlichen Macht: der Hoferbe Wolfgang opfert Liebe und Leben um den Wald ganz in den Besitz der Sippe zu bringen.

Was kann ein heutiger Leser mit diesen Romanen anfangen? Selbst wenn man aus den bäuerlichen Einzelschicksalen nicht in erster Linie völkische Lebensgesetze herausliest und sie nicht als Beitrag zur „*politischen Indoktrination der Bevölkerung*“ (Peter Zimmermann) versteht (die Bauern selber haben die Romane sicher nicht gelesen), die Lektüre gestaltet sich trotzdem schwierig. Zugegeben, Oberkoflers Sprachgewalt beeindruckt noch immer: die Stofffülle, die er bewältigt, die literarische Gestaltung mit Hilfe von Vorausdeutungen, die Symbolik für die existenzielle Bedrohtheit der Menschen, die Intensität des Erzählens. Aber die sprachliche Wucht hat auch etwas Gewalttames, dem man sich schwer entziehen kann. Man wird als Leser unerbittlich in seine Welt und sein Welt-

bild hineingezogen, die dumpfe Wucht des Unausweichlichen, Ewiggültigen scheint jegliche Reflexion mit einem Schuldspruch zu beladen. Man legt diese Romane wahrscheinlich der autoritären Erzählhaltung und erdrückenden Monumentalität wegen bedrückt aus der Hand. Selbst Opfer geschehen immer nur aus Stärke. Wenn Auflehnung Schuld und Schwäche bedeutet, gibt es keinen Raum mehr für individuelles, menschliches Handeln; auch nicht für persönliche Überlegungen, Zweifel, Fragen. Für heutige Leser können diese Romane deshalb nicht mehr als eine dokumentarische Bedeutung haben. Sie sind Dokumente eines Bekenntnisses: „Gott und Vorin lebt“ lauten Credo und Ende im „Bannwald“.

Joseph Georg Oberkofler als Bekenntnisdichter

Heimat und Glauben sind ineinander verwoben, ziehen sich durch Oberkoflers Schriftstellerexistenz selbst dort, wo der Katholizismus einer allgemeinmythischen Religiosität weicht wie z.B. in den Bauernromanen.

Oberkofler verließ nach dem Verbot des Südtiroler Tagblattes „Der Tiroler“ seine Heimat und wurde Lektor im Innsbrucker Tyrolia-Verlag. Mit „Ade mein Land Tirol“ hatte er sich schon 1923 in der Zeitung verabschiedet. Ein Bekenntnis zu Land, Volk und Glauben verfasst in einer Sprache, die dem Geschmack der Zeit entsprach:

*„Den Väterglauben, der tausend Kirchen und Kapellen
gebaut, den tausend Glocken über alle Lande rufen, den
tausend Wegkreuze an den Straßen bekennen und den
unser gesunder, ehrlicher, gerader familien- und herdreiner
Stamm bezeugt, diesen Väterglauben kann man uns
nicht nehmen!“*

Der Schmerz der Abtrennung Südtirols von Österreich wird aufgefangen durch Geborgenheit in der Religion. Der katholische Glauben war für Joseph Georg Oberkofler prägendes Lebenselement. Das Aufwachsen im Pfarrmesnerhaus und in einer bäuerlichen Umgebung mit strengen katholischen und patriarchalischen Regeln sowie existenzielle Krisen in seinen Studienjahren ließen den Glauben

auch zu einem Grundthema seiner Werke werden. Wirkt dieser in seinen späteren Schriften, z.B. in den Erinnerungsbüchern „Wo die Mutter ging“ (1960) und „Ehe der Schatten fiel“ (1964), auf den heutigen Leser manchmal verklärend erstarrt oder erdrückend in seinem Absolutheitsanspruch als „*das aus dem Unendlichen schwebende Antlitz einer uralten und einer göttlichen Ordnung*“ („Selbstporträt“, 1961), so spricht die Religiosität seiner frühen Werke immer noch an. Die Gedichtsammlungen „Stimmen aus der Wüste“ (1918), „Gebein aller Dinge“ (1921) und „Triumph der Heimat“ (1927) enthalten eine konfliktreiche, vielen Zweifeln abgerungene Gottsuche. Es ist ein schweigender Gott („Wanderschaft zu Gott“), nach dessen Zeichen Oberkofler in der sichtbaren Welt sucht in einer zeittypischen visionären Sprache und in expressionistischen Bildern. Auch der 1926 erschienene Roman „Sebastian und Leidlieb“ muss in erster Linie als ein religiöser Roman gelesen werden: „*Wie ein Balken, an den ich gekreuzigt war, ging mir die Vorstellung dieses Werkes durch die Seele*“ sagt Oberkofler im Vorwort. Und am 24. November 1925 schreibt er an seinen Bruder Franz:

*„Ich habe vor einigen Minuten ‘Sebastian und Leidlieb’
vollendet. ... Gott sei Dank. Mir ist leichter und schwerer.
Es ginge nicht mehr lange so weiter...“*

In drängender Sprache schickt er Sebastian, einen Tiroler Parzival, auf die Suche nach Erlösung. Der stark symbolisch aufgeladene Seelenroman handelt von der Gefahr sich in der Fremde und Gottesferne zu verlieren und von der Rückkehr in die Heimat und zu Gott.

Ist Joseph Georg Oberkofler in seinen Bekenntnissen ein Heimatdichter? Es ist wahrscheinlich notwendig, etwas zu seinem Verständnis von Heimat zu sagen und dabei Zeitumstände und Lebensgeschichte mit zu berücksichtigen.

Die politischen Ereignisse der Zwischenkriegszeit in Südtirol und die daraus resultierende Gefährdung des Deutschtums verstärkten das Bedürfnis nach Beständigkeit und Zugehörigkeit. Nie entstanden so viele Landschaftsgedichte wie in den 30-er Jahren. Hinter ihnen steht die Grundaussage: Südtirol ist ein schönes, ein deutsches Land. 1932 verfasste Oberkofler eine Rede für den Südwestdeutschen

Rundfunk über die Entstehung und die Hintergründe des Gedichtbandes „Triumph der Heimat“:

„Um den scheinbar festen Damm des Geistigen, Kulturellen, Religiösen, des Sozialen, Politischen und Wirtschaftlichen stießen ganz neue Strömungen von unerhörter Gewalt. ... Vor dem Dunklen und Ungewissen stehend hielten wir Ausschau. Jeder kämpfte im wilden Gewoge der Trümmer um ein rettendes Eiland.“

Für Oberkofler wurde seine Ahrntaler Heimat zum rettenden Eiland. „Heimat, du Haus, Wohnung und Welt“, heißt es im Gedicht „Die Heimkehr“ (in „Triumph der Heimat“). Er zog vom Land in die Stadt, sehnte sich aber immer nach seinem Herkunftsort zurück. Er ging zum Studium nach Brixen, dann nach Innsbruck, meldete sich als Kriegsfreiwilliger, arbeitete in Bozen und lebte später in Sistrans; im Ahrntal verbrachte er nur mehr seine Ferien. Briefe und Zeugnisse von mit ihm befreundeten Schriftstellern bezeugen, dass er sich in der Stadt oft fremd und ausgeschlossen fühlte.

„Wüst und nichts sagend“ war sie ihm. *„Grad die verfluchte Stadt, grad diese verfluchte Kleinigkeit dieser Menschentierlein ringsum sollte man über die Schulter werfen können.“*

Das Tal und der Gföllberg wurden ihm zum Inbegriff von Schönheit und Geborgenheit. Im Leben der Bergbauern sah er menschliche Würde und Größe. Das Idealbild seines Herkunftsortes, an dem er ein Leben lang festhielt und über welches er ein Leben lang schrieb, entstand aus existenziellen Krisen, die in Briefen an Ludwig v. Ficker bezeugt sind, aus finanziellen Nöten, aus beruflichen Erwartungen, die er nicht zu erfüllen vermochte. Die auf existenzieller Notwendigkeit gründende und persönlich ehrlich empfundene Heimatliebe verwandelte er in etwas Naturnotwendiges, das sich Hingezogenfühlen zu Land und Leuten in einen künstlerischen Auftrag. Sein vielzitiertes schriftstellerisches Credo war und blieb: *„Ich bin nur die Stimme der Väter, die aufgewacht ist in mir.“*

Der *„geistigen und seelischen und damit wirklichen Wiedergewinnung der Heimat“* (Rede für den Südwestdeutschen Rundfunk) verdanken

wir literarisch qualitätvolle Gedichte. „Nie stirbt das Land“ (1937) ist mehr als nur der Titel eines Gedichtbandes, es enthält auch ein Retten- und Bewahrenwollen. Die schlichten und herben Paarreime handeln vom Leben auf den Höfen, von Geburt, Tod, Hochzeit, Arbeit, Jahreszeiten und werden dem Anliegen Oberkoflers gerecht, *„das Wesen der Dinge hinter der äußeren Erscheinung“* zu suchen, zu finden und zu gestalten.

Hier greift der Begriff Heimatdichter sicher zu kurz. Oberkofler wurde auch erst in der Nachkriegszeit zum „Dichter der Heimatliebe“ gemacht. Als solcher fand er sich in den Lesebüchern unserer Volksschulzeit und als solcher verstand er sich zunehmend auch selber. In sein Werk trat zunehmend ein sehr verklärender Blick. „Verklärter Tag“ heißt der 1950 erschienene Gedichtband, der in Kurzversen eine heitere und helle Welt schildert. Eine ebenso überschaubare, harmonische bäuerliche Welt beschreibt die Erinnerung an die Kindheit *„Wo die Mutter ging“*. Die Vergangenheit wird als etwas Unvergängliches beschworen und mit großer, ja übergroßer Bedeutung aufgeladen.

Heimat ist *„Urerlebnis“*, *„Schickung und Fügung“*, *„Erbe und Vermächtnis“* („Ehe der Schatten fiel“) - Aussagen dieser Art finden sich in seinem Spätwerk in Hülle und Fülle. Ebenso in den Erwiderungen auf die zahlreichen Ehrungen und Würdigungen in den 50-er und 60-er Jahren: *„Heimat ist eine absolute Größe“* (Dankesrede zur Ehrung durch den Südtiroler Künstlerbund, 1953). Aber gerade durch die ständige Wiederholung laufen die Aussagen letztlich ins Leere und erstarren zu Formeln. Oberkofler wurde zu einem Denkmal. Die Bekenntnisse haben sich verbraucht.

Abschließende Überlegungen

„Ich kann mich eben schwer in den Rahmen einer Zeit passen, die mich ganz einzwängen will.“ schrieb Joseph Georg Oberkofler 1913 in einem unveröffentlichten Brief an Ludwig von Ficker. Politisch und literarisch stand er damals dem Lager der liberal-nationalen Jungtiroler näher als jenem der konservativen Alptiroler, zu welchem

etwa Bruder Willram und Josef Weingartner gehörten. Die Veröffentlichung seiner Sonette im „Föhn“ und im „Brenner“ wiesen ihn als begabten Dichter aus durchaus empfänglich für neue literarische Wege, wenngleich Innovatives nie wirklich seine Sache war. Zur Zeit des Nationalsozialismus hat sich Joseph Georg Oberkofler jedoch einzwängen lassen von den Ideologen. Im Spätwerk wendet er sich den kleinen Dingen des bäuerlichen Lebens zu. Eine bewusste Abwendung von der Monumentalität? Vielleicht - liest man mit wohl wollenden Augen.

Die Bedeutung Oberkoflers als Lyriker wird erhalten bleiben. Vor allem die frühen Gedichte verdienen einen neuen Zugang. Durch den zunehmenden Bekenntnischarakter wurde dieser Zugang verschüttet. Am Ende dieses Jahrhunderts sind wir Bekenntnissen gegenüber skeptisch geworden.

Das Werk Joseph Georg Oberkoflers hat vielen Menschen etwas bedeutet. Wenn Gertrud Fussenegger schreibt:

„ ... ich glaube, das Wichtige war damals, daß Oberkofler dem Land seine Stimme verlieh. Er war vielen Menschen unendlich teuer: Sie fanden bei ihm ihre Welt genannt!“,

so war dieses Nennen ein Verdienst, das jenseits der ideologischen Verirrungen in politisch schwierigen Zeiten seine Berechtigung hatte.

Heute sind Oberkoflers Bücher zu einem historischen Dokument geworden. Dort, wo sie ohne Überhöhung von einer untergegangenen Welt handeln noch weitgehend unbeschadet von den Auswüchsen der Zivilisation, der Anhäufung von Überflüssigem und oberflächlicher Betriebsamkeit, gibt es auch für heutige Leser Bedenkenswertes - selbst wenn es nur eine Hand voll Gedichte wäre, deren Bilder zu Sinnbildern werden für den Reichtum der Menschen in einem kargen und oft schweren Leben.

Josef Oberhollenzer

Josef Oberhollenzer ist am 22. November 1955 in St. Jakob geboren. Er besuchte das Wissenschaftliche Lyzeum in Brixen, studierte an

der Universität Innsbruck zuerst Rechtswissenschaften dann Germanistik und promovierte mit einer Arbeit über Lebensläufe in der Literatur der 70er-Jahre. 1990 zog er nach 15 Jahren Abwesenheit wieder nach St. Peter, seinen Herkunftsort. Seit 1997 lebt Josef Oberhollenzer als Mittelschullehrer in Bruneck.

„st. peter, heimat“ lautet der Titel eines in der Kulturzeitschrift „Das Fenster“ 26/1980 veröffentlichten Gedichts:

„ ...
gegenüber am hang
schafe / fremde wo immer mein auge

touristen
schafe
rennen zur fütterung

& so weiter / so
weiter der tag &
: nicht weiter so !

wenn ich aufwach
am morgen
am abend
bin ich zu hause“

Hier wird Heimat nicht idyllisiert, der Blick des Autors ist scharf und kritisch, die Geborgenheit ist nur eine vermeintliche. „dorf, ging“ heißt ein anderes um diese Zeit entstandenes Gedicht:

„ ...
so ging ich denn durch 1 dorf, 1 dorf
mit neuen fassaden, zeit
gemäßes dorf: es lebt fetter von fremden, mit fremdem nicht/ für fremde
lebt es & und stirbt
an ihnen. innen
ist alles tot
... “

Das Neue ist nur Fassade, wirklich Neues bleibt draußen, so sieht der Autor seinen Herkunftsort.

Nachdem er 1990, wie er sagt, „*als wirklich Fremder heimgekommen war*“, hatte er das Bedürfnis, sich mit dem Land zu beschäftigen und mit den Leuten zu reden. Erst die Distanz machte einen Zugang möglich und auch eine neue Auseinandersetzung mit der Tradition. Es gibt Erinnerns- und Bewahrenswertes; davon zeugen die Ausgaben 1995, 1998 und 1999 des Kalenders „Der Ahrntaler“ für die Josef Oberhollenzer jeweils 13 Fototexte verfasst hat. Was aber nicht bedeuten soll, dass das Ältere immer und unbedingt das Bessere sein muss. In „Relationen“, einer Glosse zu den Michael-Pacher-Feierlichkeiten, nimmt er z. B. den Umgang mit der kulturellen Tradition kritisch aufs Korn, für welche oft diese Devise gilt. Aber auch für die Auswüchse der Gegenwart, für die Absurditäten in Wirtschaft und Tourismus findet der Autor in den Glossen, die er in der zweiwöchentlich erscheinenden Beilage der Tageszeitung „Dolomiten“, „do puschtra“, regelmäßig veröffentlicht, eine pointiert-anekdotische Sprache.

Oberhollenzers Schreiben ist jedoch alles andere als lokal gebunden. Enge, Begrenztheit und Wortlosigkeit sind zwar häufige Themen, sie stehen aber in bewusstem Gegensatz zur sprachlichen Gestaltung, zur Bewegung im Satzrhythmus, dem offenen Beginn und dem offenen Ende, den kreisenden Textstrukturen. „*Hinter den Bergen ist die Erde rund*“ lautet ein Text zu einer Ausstellung von Ingrid Mair-Zischg, er könnte sich auch auf die Schreibweise des Autors beziehen.

Seit 1978 veröffentlicht Josef Oberhollenzer in vielen Zeitungen und Kulturzeitschriften. Er ist Mitverfasser des Kriminalromans „Espresso mortale“, der in Fortsetzungen vom April bis zum November 1997 in der „Neuen Südtiroler Tageszeitung“ veröffentlicht wurde. 1994 erschien sein erstes Buch „in der tasse gegenüber“. Früher Geschriebenes, vorwiegend Lyrik, ist in teils veränderter



Fassung dort wieder zu finden; ein Kennzeichen von Oberhollenzers Arbeitsweise: Themen, Motive, Textabschnitte fließen in neue Texte ein; fließend sind auch die Grenzen zwischen den Gattungen, zwischen mündlicher und schriftlicher Sprache. Die dramatischen Texte enthalten viele lyrische Partien. Die Prosatexte nehmen Gehörtes, Gesagtes auf.

„scheitern“, „gelingen“, „erinnern“, „vergessen“ heißen die vier Teile des jüngsten Prosa-zyklus. Damit sind auch Motive genannt, die sich durch Oberhollenzers Schreiben ziehen. „*als ob der himmel mir/das fallen lehrte, als ob ich mitten/im gedächtnis, am erinnern säß*“, beginnt der

Text „erinnern I“; ein zentrales Motiv auch in „*orpheus nachtgesang*“ und in „*fliegen & falln. Monodram eines glücklichen menschen*“. Oberhollenzer arbeitet mit den Mitteln der paradoxen Umkehrung und der Übertreibung. Er nähert sich schreibend dem Punkt, wo sich gelingen und scheitern, vergessen und erinnern treffen, sich aufheben oder ins Gegenteil verkehren. Der Text zur Aktion „überGehen“ endet mit den Worten: „... *und steh jetzt da, schau in die erinnerung hinein, schau meiner großmutter nach ins vergessen zurück.*“ Gelingen kann nur der Tod, im Scheitern hingegen kann etwas Neues entstehen. „scheitern“ heißen auch das handgeschriebene, von Luis Seiwald illustrierte und als Einzelexemplar 1996 versteigerte Buch sowie ein Text zur Ausstellung Architektur-Myst. Folgender Ausschnitt daraus ist 1998 als Beilage der Zeitschrift „Kulturelemente“ erschienen:

„*seit wochen nun schon, berichtete gestern, nachdem in den lokalen medien längst die sprache hysterisch sich überschlägt & auseinanderbricht und ein jedes wort vom blanken entsetzen diktiert zu sein scheint-, seit wochen nun schon, berichtete in ihrer gestrigen ausgabe unter der rubrik 'Curiosities' die New York Times, sei das ahrntal ('formerly a very nice valley in South Tyrol, Italy') wie von*

einer epidemie befallen, die dort ansässigen legten ein äußerst seltsames und scheinbar durch nichts erklärbares Verhalten an den Tag, indem sie, einer nach dem anderen, die Balkone von ihren Häusern schnitten ('with power says') und zu Kleinholz machten und die Häuser dann, eines nach dem anderen, in den verschiedensten, immer aber dem jeweiligen Blau des Himmels nachempfundenen Blautönen anstrichen, die lokalen Behörden ('local authorities') sahen sich außerstande, 'Balconvernichtung and Blauraush' zu stoppen oder auch nur einzudämmen, ein jegliches Zureden sei wie ein Reden gegen den Wind ('like talking into the wind'), man versuche jetzt nur noch, indem man das Tal vollkommen zu isolieren und von der Außenwelt vollkommen abzuschneiden versuche, die 'Zerstörungswut and Kulturvernichtung' auf das Ahrntal zu begrenzen, von mehreren Seiten werde aber auch ein radikaleres Vorgehen verlangt, nämlich: 'to bomb the valley'."

Der Text hat mit neuen und oft heftig kritisierten Formen von Architektur zu tun, aber nicht nur. Er ironisiert auch die nicht immer wohlwollenden Reaktionen auf die Initiativen von „Kunstmyst“. Josef Oberhollenzers Schreiben steht teilweise in engem Zusammenhang mit dieser Gruppe. Neben Texten zu Ausstellungen sind es vor allem zwei Theaterstücke: „Heinrichstag“ und „Orpheus. Nachtgesang“. Aufgeführt wurden die Künstlerdramen durch das Freie Theater Bozen 1995 in Steinhaus und 1996 im Bergwerk von Prettau.

„Heinrichstag“, die Textcollage Kleist/Oberhollenzers, ein Tag aus dem Leben des Dichters Heinrich J. Feso in einer kalten Provinz, vom Frühstück bis zum Grab, „eine Welt, in der das Glück seinen Lauf nimmt, naturgemäß katastrophal“, sorgte für aufregendes Theater. Noch mehr positive Resonanz erhielt die Aufführung im Bergwerk im Jahr darauf. Die Mischung aus antiker Mythologie und moderner Beziehungstragödie fand im Inneren der Erde den genau passenden Raum. Was im Programm zur gleichzeitigen Ausstellung BergMYSTwerk steht, gilt programmatisch für die Arbeit des Vereins:

„Kunst-Myst als Kunst-Müß! Kraft zur Erinnerung: darum flehen wir die Muse(n) an. Mit den Mythen der Vergangenheit gegen die (Kunst-)Feinde der Gegenwart. Während ringsherum Freilicht-Amüsier-Theater und Hobby-Mal- und Schnitz-Kurse fröhlich Urständ feiern, arbeiten wir uns lautlos von den Rändern ins Innere.“

Der kämpferische Ton weist auf den Versuch hin Neues auszuprobieren. Einen kurzen Überblick über diese Versuche soll der übernächste Abschnitt geben.

Johann Baptist Oberkofler

Der Maler Johann Baptist Oberkofler ist zweifelsohne der „volkstümlichere“ der beiden Künstlerbrüder Oberkofler. Wenn er auch den Großteil seiner Schaffenszeit entweder im Atelier in der Brixner Runggadgasse oder in vielen Südtiroler Orten bei Kirchenmalereien verbracht hat, er ist den Ahrntalern vertraut. Sie konnten bei ihm ein Bild "bestellen", eine Möglichkeit, die mehr als ausgiebig genutzt wurde. Seine Werke wurden zu den unterschiedlichsten Anlässen verschenkt und so hat er vor allem in der Zwischenkriegszeit und in den 50-er Jahren hunderte von Auftragsarbeiten fertig gestellt; oft in großer Eile, was seinen Bildern einen serienmäßigen Charakter verleiht. Die vorwiegend religiösen Motive wiederholen sich in leicht abgewandelter Form, die Ausführung in Öl und später zunehmend in Pastell trägt eine leicht wiedererkennbare Handschrift: die vorwiegend flächige Malweise, der erzählende Gestus, die rötlichen Brauntöne, die mit einem kühlen, satten Blau kontrastieren. 1959 erschien das Bildwerk "Marienlob und Gloriasang". Die Texte dazu schrieb sein Bruder Joseph Georg Oberkofler verfasst. Im ersten Gedicht spricht er vom "frommen Meister" und spielt damit auf die Frömmigkeit des Priestermalers an, dessen Frömmigkeit tatsächlich als Wesenszug allen seinen Werken zu Grunde liegt.

Johann Baptist Oberkofler studierte von 1918 bis 1922 in Innsbruck und Brixen Theologie. Nach kurzer Kooperationszeit wurde er vom damaligen Fürstbischof Johannes Raffl nach München



an die Kunstakademie gesandt: er sollte sich dort zum Kirchenmaler ausbilden lassen. Das Handwerkliche lernte er bei den Realisten Hermann Gröber und Franz Klemmer, vor allem durch das Kopieren bekannter Kunstwerke. In seiner Kunstauffassung wurde er aber stärker geprägt von den Spätnazarenern im Umkreis der von Gebhard Fugel 1893 gegründeten „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.“ Gebhard Fugel hatte vor allem durch seine in der Zwischenkriegszeit weit verbreiteten Bibelbilder die religiösen Darstellungen weitgehend bestimmt: Vermenschlichung gepaart mit dogmatischer Verkündigung. Die Richtung "Christliche Kunst" in München verstand sich in erster Linie als Seelsorge. Auch Johann Baptist Oberkofler betrieb auf seine Art Seelsorge, als er nach

dreijähriger Ausbildungszeit nach Brixen zurückkehrte und von der damaligen Diözesanverwaltung „hauptberuflich“ zum Kirchenmaler bestellt wurde.

Ein Blick in Josef Weingartners Kunsttopografie „Die Kunstdenkmäler Südtirols“ zeigt die erstaunliche Produktivität des Malers. Neben Fresken in den Kirchen von Lüssen, Kaltern, Kardaun, Schenna, Mals, Bozen, Buchenstein finden sich landauf landab zahlreiche Altarbilder, Stationsbilder, Bemalungen auf Bildstöcken und Hauswänden. Fahnenbilder und Bretterkrippen gehörten ebenso zu seinen Aufträgen. Er hat überdies seine Tätigkeit auf Osttirol ausgedehnt, wo zu den künstlerisch interessantesten Werken sicher die Fresken in der Kirche von St. Jakob in Deferegggen zählen. Im Pustertal und Ahrntal wurden inzwischen vor allem die Dekorationsmalereien bei Restaurierungen wieder entfernt. Zeigen die Heiligen- und Christusdarstellungen der Kirchenfresken in Kolorit und Komposition manche Anklänge an den Spätbarock, so tritt in den 1951 gemalten Arkadenfresken im Friedhof von St. Johann deutlich der spätnazarenische Einfluss hervor. Die 19 großflächigen Darstellungen mit empfindungsvollen Umrisslinien haben illustrativen Charakter, sie dienen nach Art der Volksbibel der erbaulichen Betrachtung und huldigen dem Ideal einer kindlichen Religiosität, die teilweise ins Sentimentale abgewandelt wird.

Johann Baptist Oberkofler hat keinen wirklich eigenständigen Stil entwickelt; es war dies auch nicht sein Anliegen. „Gesunde Hausmannskost“ wollte er nach eigener Aussage bieten und das Gemüt des Betrachters ansprechen. In seinen Arbeiten äußert sich diese Absicht als Mischung von idyllisierender Malerei und realistischen Zügen. Er befasste sich vorwiegend mit neutestamentarischen Themen: neben Szenen aus der Leidensgeschichte Jesu malte er immer wieder Marienbilder, die häufig in eine heimische Landschaft hineingestellt sind. Die sanften, oft halbfigurigen Madonnen mit einem um den Kopf erstrahlenden Lichtnimbus erinnern an Idealbildnisse nazarenischer Weiblichkeit. Die Körperhaltung in den Mutter-Kind-Darstellungen ist der Wirklichkeit abgeschaut, wie eine den Bildern zugrunde liegende Serie von Fotografien im



Oberkofler-Museum bezeugt. Oft wird die Madonna von betenden Bauern, Hirten und Kindern umgeben, deren Gesichter realistische Züge tragen, sich dem Porträt nähern.

Das Porträtieren gehörte sicher zu Oberkoflers Stärken, bereits die „Studienköpfe“ aus der Akademiezeit zeigen die Begabung für dieses Genre. Handwerkliche Fertigkeit stellte er in den Selbstbildnissen aber auch in den Porträts von Verwandten und Bekannten, sowie in den Landschaftsbildern unter Beweis. Die Profanmalerei blieb jedoch Nebensache. Mit seinem Namen verbunden bleiben die zur Andacht rufenden sakralen Werke.

Alte Volksschule, Michael-Pacher-Verein und Kunstmyst

„Nichts geschieht in der Stadt. Alles geschieht auf dem Land. Die Stadt erzählt nur, was auf dem Land geschehen ist.“ (Gertrude Stein)

Die Avantgarde auf dem Land: So könnte man schlagwortartig die Bestrebungen der Gruppe Kunstmyst umreißen.

„Ein Anfang ist gemacht: Daß ein Reden im Tal sei, ein Träumen: Leben“. So ist es nachzulesen im Programm zur Eröffnung der Alten Volksschule 1995. Geschrieben von Josef Oberhollenzer, der auch einen Text verfasst hat zur Geschichte dieses Gebäudes von 1905 bis 1995:

„Vor dem Haus gabs die Zeit, als der Acker nichts wußte vom Haus und das Haus nichts von sich: Mist, jedes Frühjahr, wurde aufgetan: Damit etwas wurde, damit etwas war.“

Das Stichwort fällt: befruchtender Mist. In Verbindung mit Kunst und Mysterium wird er nicht ganz ohne Ironie zu einem Programm kultureller Tätigkeit, welches in der heimischen Landschaft für besseres Wachstum sorgen soll.

Als Gebäude ist die Alte Volksschule in Steinhaus in erster Linie Ausstellungsraum: sie hat einheimische Künstler (z. B. Kunstmyst I und II) und Gastkünstler beherbergt. Das von der „Europäischen Künstlergruppe Frequenzen“ 1996 veranstaltete Symposium ist ein bezeichnendes Beispiel für die Einbindung einheimischer Künstler in weiträumigere Versuche.

Die Alte Volksschule und Kunstmyst stehen für die Idee, Menschen, die nach künstlerischem Ausdruck suchen, miteinander ins Gespräch zu bringen, die Ergebnisse ihrer künstlerischen Arbeit nach außen zu tragen und möglichst viele zu erreichen, Isolation zu überwinden und neue Perspektiven zu öffnen.

Vor diesem Anfang gab es bereits andere Anfänge. Vor 25 Jahren wurde die Schnitzschule in St. Jakob als Einrichtung des Landes gegründet. Einheimische und Gast Schüler erhalten dort

eine gediegene Ausbildung, die nicht wenige Absolventen an Kunstakademien im Ausland fortsetzen. Geleitet wird die Schnitzschule von Jakob Oberhollenzer, selbst bildender Künstler und mit zahlreichen Werken (z. B. Kreuzigungsgruppe in der Kirche von Steinhaus) im Ahrntal präsent. Von der Schnitzschule gingen und gehen wichtige kulturelle Impulse aus. 1984 gaben Almut und Jakob Oberhollenzer die Anregung zur Gründung eines Vereins. Ehemalige Schüler schlossen sich zum „Schnitzverein St. Jakob“ zusammen, der sich später in „Kunstverein Michael Pacher“ und schließlich in „Kunstmyst“ umbenannte. Er ist nicht nur für ehemalige Absolventen offen, zählt an die 30 Mitglieder und organisiert viele Aktivitäten im kulturellen Bereich, wie Kurse, Symposien und Ausstellungen.

Mochten die Initiativen aber auch noch so vielfältig und vielseitig sein, die Gefahr der Erstarrung war wie in allen kulturellen Initiativen dieser Art nach einer bestimmten Zeit gegeben. Der Wunsch nach Neuerung ging Anfang der 90-er Jahre von einer Gruppe junger Ahrntaler Künstler aus. Neuerung bedeutete mehr Öffnung nach außen, Öffnung in jeder Hinsicht: zu anderen Künstlern außerhalb des Tales und des Landes und vor allem hin zu anderen Kunstsparten. An Stelle der üblichen Veranstaltung wollen die Organisatoren nun das „Kunstereignis“ inszenieren. Bildende Kunst, Fotografie, Architektur, Literatur, Theater und Musik sind zum Teil ungewohnte und interessante Verbindungen eingegangen.

„Symphonic art“ nannte sich eine Veranstaltung im September 1998. Sie zeigte die Vielfalt der Kunstsprachen und ihr mögliches Zusammenspiel besonders nachdrücklich auf. Andere Kunstbereiche, wie z. B. Musik, oder bildende Kunst antworteten auf Texte von Südtiroler Schriftstellern: Sepp Mall, Kurt Lanthaler, Josef Oberhollenzer und immer wieder Norbert C. Kaser. Ästhetische Sprache ist ja auch Klang, Bild, Schrift und Zeichen. Literatur wurde erlebbar als sinnliches Klanggebilde in der Alten Volksschule aber auch in der Kirche von St. Martin; Installationen bildender Künstler mischten sich ein. Die Rockband „Still Blind“ und die Electronicband „Near to Zero“ spielten mit den Verfremdungsmöglichkeiten

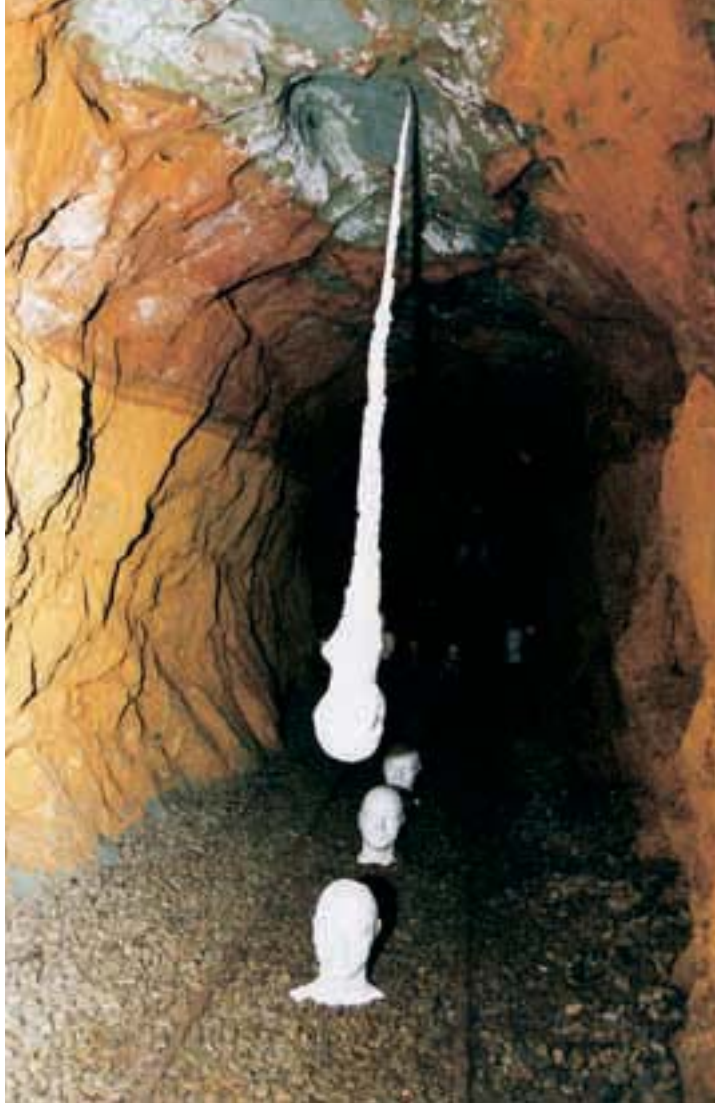


elektronischer Musik; das Ensemble „ars cantandi“ und Eduard Demetz entwickelten die Sprache der Lyrik zu einer selbstständigen Musiksprache weiter. Die Texte wurden Teil von Kunstobjekten: Schriften auf einer Glasplatte, Glossen in Einweckgläsern, Schriftzeichen als Bildinhalte.

Weil „Kunstmyst“ von den bildenden Künstlern ausging, verdienen einige ihrer Gemeinschaftsaktionen eine besondere Erwähnung. Auf die individuellen Wege der künstlerisch Tätigen kann in diesem Rahmen nicht eingegangen werden. Am stärksten distanziert von der Gruppe hat sich inzwischen Friedrich Sebastian Feichter, der vor allem mit seiner Ausstellung „homo solaris - geklonte Bergbauern“ (1997) in der Kunstwelt einiges Aufsehen erregte.

Zu den wichtigsten Anliegen der bildenden Künstler gehörten von Anfang an die Auseinandersetzung mit der Geschichte, der Bezug zum Ort, zur Landschaft. Sie hat immer wieder - wie könnte es im Ahrntal anders sein - mit den Bergen zu tun; zur Landschaft gehören die Gletscher, aber auch kulturhistorische Orte und historische Wege.

Zum ersten Mal aufhorchen ließ im Sommer 1994 die Aktion „Gletscherblut“. Den Kern der Gruppe bildeten zu dieser Zeit Alois Steger, Paul Feichter und Friedrich Sebastian Feichter. Mit sieben



weiteren Künstlern aus dem Ahrntal, dem Pustertal und dem Gadertal gestalteten sie auf der Schwarzensteinhütte einen Künstlertreff eigener Art. Mit Materialien, die vorwiegend die Natur bereitstellt, und unter Einbeziehung von deren Vergänglichkeit, wurde die Sehweise auf die Berglandschaft intensiviert, verfremdet, mit einer zusätzlichen Perspektive angereichert.

„BergMystwerk“ und „überGehen“ waren zwei weitere Aktionen. Der St. Ignaz-Stollen im Prettaufer Bergwerk samt unmittelbarer

Installation von Friedrich Sebastian Feichter für die Aktion „Bergmyst“ (1996)



Umgebung war 1996 Ort eines Symposions mit abschließender Ausstellung von Werken der drei Ahrntaler Künstler und von sieben Gästen aus Italien, Frankreich, Deutschland, Österreich und der Schweiz. In Form eines „offenen Arbeitens“, bei dem die Ideen im Kopf sich während der Arbeit im Stollen zu einem gemeinsamen Ganzen verbinden sollten, wurden unterschiedlichste Ergebnisse „zu Tage gefördert“: Kupferimplantate im Felsen, handbearbeitete Platten aus Kupfer-Eisen-Schlacke und Rauminstallationen. „Spurensicherung“ nannte Alois Steger seinen Beitrag, der unter anderem einen Bezug zum Wasserspeicher am Stollende herstellte. „Schwarz weiße Zeit“ hieß die Installation mit Gipsfiguren von Friedrich Sebastian Feichter.

Um Spuren ging es auch bei der Aktion „überGehen“ im Juli 1997, die von der Bibliothek Ahrntal und der Jugendgruppe Aggregat mitorganisiert wurde. Ein fast vergessener Abschnitt Tiroler und damit auch Ahrntaler Geschichte wurde nicht nur geschichtswissenschaftlich bearbeitet, sondern auch künstlerisch gestaltet: der jüdische Exodus über den Krimmler Tauern in den Jahren 1946/47. Überlebende des Holocaust, die aus österreichischen Sammellagern nach Palästina auswandern wollten, benützten diesen Grenzübergang. An das seinerzeit von der Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommene Geschehen erinnerten Objekte und Installationen

Installation von Alois Steger für das Projekt „überGehen“ (1997)

entlang des Weges, unter anderem 50 „Gedenkstationen“ und Urnen. An alten Wegweisern sollte Erinnerung markiert werden; überdies wurden Möglichkeiten erprobt, sich mit der Sprache von politischer Propaganda künstlerisch auseinander zu setzen.

Das mit viel Engagement verwirklichte Konzept des Vereins „Kunstmyst“ ist bisher aufgegangen; die Öffentlichkeit hat die Initiativen und Anregungen weitgehend angenommen. Die belebende Wirkung nicht nur für die Beteiligten, sondern vor allem für das Publikum, konnte persönlich erfahren werden.

Eine Vielfalt von Ideen ist ausgestreut, üppigeres Wachstum von einigem davon könnte noch folgen.

Ahrntaler Rock

Es gibt zurzeit im Ahrntal nicht weniger als acht Rockmusikgruppen, die sich nach eigener Definition der „Jugendkulturszene im Ahrntal vor der Jahrtausendwende“ zugehörig fühlen. Diese Gruppen sehen sich als Alternative zu Volksmusikvereinen und verschaffen sich bei zahlreichen Auftritten Gehör. Die Szene ist bewegt: bestehende Gruppen lösen sich auf, setzen sich wieder zusammen, neue entstehen. Sie tragen klingende Namen wie „Double Trouble“, „Bad



Rock'n Toul 1998, Veranstaltung der Jugendgruppe Aggregat



Jockers“, „Chupa Chups“, „Blue Appels“, „The Big Bang Square“, „Die Richter“, „Red Shadows“ oder „Der Grüne Heinrich“. Farbig wie ihre Namen zeigt sich auch das von Ulli Tasser gestaltete Booklet einer gemeinsam produzierten CD, die im Sommer 1998 aufgenommen wurde und sich „Rock'n Toul“ nennt wie das der Aufnahme vorausgegangene Openairfestival.

Die Rockmusik versteht sich als Massenkultur, die eine breite Schicht von Jugendlichen ansprechen will. Dementsprechend stellen qualitative Feinheiten nicht das wichtigste Kriterium dar. Musik und Text werden weitgehend übernommen, ebenso die Richtungen wie Crossover, Hardcore, Jungle Funk oder Deutsch-Rock. Daneben gibt es Ansätze zu Eigenständigem: Mitglieder der Gruppen verfassen Texte selbst und komponieren die dazugehörige Musik. Neben der gängigen Besetzung mit Gitarren und Schlagzeug gibt es exotische Einsprengsel, werden bekannte Schlager ironisch verfremdet.

Die Jugendgruppe „Aggregat“ fördert die musikalischen Aktivitäten und ist als Organisator bei Festivals und Auftritten in Jugendtreffs im In- und Ausland tätig.

Cover der CD „Rock'n Toul“

Von der Schiefertafel zum Computer

Geschichte der Ahrner Schule

Von der ABC-Tafel zum Computer scheint es ein weiter Weg zu sein. Wenn man die Geschichte der Schule verfolgt, drängt sich dieser Gedanke zwangsläufig auf, denn der Unterricht ist genauso geprägt von jenen Mitteln, Möglichkeiten und Rahmenbedingungen, die auch die Alltagswelt bestimmen. Über viele Jahrhunderte hinweg hat die genau geregelte bäuerliche Kultur das Dorfleben bestimmt. Das Bedürfnis nach Kenntnissen wurde im Wesentlichen von der Großfamilie gestillt, in die Schule gingen die Kinder, um lesen, schreiben und rechnen zu lernen. Heute setzt man auf zunehmende Verschulung und glaubt, alles im organisierten Unterricht lernen und erleben zu müssen. So zeigen sich die geänderten Anforderungen an die Schule auch daran, dass vor 200 Jahren noch 16 Wochenstunden ausreichten, während heute schon doppelt so viel Unterrichtszeit benötigt wird. Es soll nicht der Eindruck entstehen, dass irgendwann in den letzten dreihundert Jahren in der Schule alles gut oder alles schlecht war. Vielmehr gilt es im Auge zu behalten, wie unterschiedlich die Erwartungen waren und wie man dem Bedürfnis nach Bildung zu entsprechen versuchte. Aus der Dokumentation der Schulgeschichte im Ahrntal geht klar die eingangs angesprochene Entwicklung der Schule hervor: vom Ort, wo Kinder lesen lernen, zu einer Institution, die sie auf die multimedialen Herausforderungen vorbereiten soll.

Die Anfänge

Der Beginn der Schule im Tal geht wie in ganz Tirol auf Initiativen der Kirche zurück. Die ersten Schulen entstanden bei den Pfarrstellen: im 16. Jahrhundert in Ahrn (St. Johann), ab 1700 in den neu errichteten Kuratien St. Jakob, St. Peter, Luttach, später in Weißenbach und Steinhaus. Hauptgrund für die regelmäßige Unterweisung

der Jugend über religiöse Inhalte war die Absicht, dem aufkommenden Luthertum im ganzen Lande entgegenzutreten. Das Konzil von Trient (1545-1563) hatte die „katholische Reform“ eingeleitet, durch die neben der Seelsorge auch die katholische Glaubenslehre gegenüber der protestantischen präzisiert wurde. Vor allem richteten sich die Reformbestrebungen auf das Schulwesen mit dem Ziel, den Nachwuchs im katholischen Geist zu erziehen. Die Richtlinien verlangten, dass die Geistlichen nicht bloß den Erwachsenen das Evangelium in der Muttersprache vermittelten. Es entstanden Pfarrschulen, in denen vor allem Religion, aber auch elementares Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurde. Zur erfolgreichen Unterweisung wurde für den Religionsunterricht ein Katechismus verordnet, der 1566 als „Catechismus Romanus“ erschienen war. Die Lernmethode war einfach: die einzelnen Themenbereiche wurden in Fragen mit vorgegebenen Antworten gegliedert, die die Schüler auswendig lernen mussten.

Oberstes Ziel der Erziehung war Religiosität als lebendige Glaubensregel und sittliches Handeln nach den Geboten der Religion. Das verlangte Willensstärke und religiöse Motivierung. Demut und Gehorsam waren die wichtigsten Tugenden des einfachen Menschen. Daraus erklärt sich, warum der Disziplinierung so große Bedeutung zukam: man wollte den „Irrlehren“ durch Belehrung und Anleitung zu christlicher Lebensführung entgegenzutreten.

Für Tirol hat Erzherzog Ferdinand II. im Jahre 1586 eine Schulordnung erlassen, in der die führende Rolle der Kirche bei der Errichtung von Schulen festgeschrieben wurde. Religion wurde zum Hauptfach deklariert, das - wie heute - den ersten Platz im Zeugnis einnahm. Der Schulbesuch war für die Kinder nicht Pflicht, auch mussten sie Schulgeld bezahlen. Den Gemeinden wurde jedoch nahe gelegt, für arme Kinder den Schulpfennig zu entrichten.

Die Geschichte der Ahrntaler Schule ist in den Anfängen nur durch spärliche Eintragungen in den Pfarrchroniken belegt. Im 16. und 17. Jahrhundert dürften Privatlehrer im Einsatz gewesen sein. Andererseits muss es auch rechtmäßig eingesetzte Lehrer gegeben haben, denn im Jahre 1688 richteten die vier Lehrer der Pfarre Ahrn ein Schreiben an ihre Obrigkeit, worin sie gegen "Extra-Schulhalter" Klage führten und forderten, man möge den ungeprüften Lehrern verbieten, Unterricht zu erteilen.

Vom Ahrner Pfarrer Georg Schiechl, der ab 1646 im Amt war, wird berichtet, dass er im Widum Schule gehalten und manchmal auch einen Kooperator damit betraut habe. Die Schule in St. Johann durften auch Kinder aus anderen Ahrner Dörfern besuchen. Es wird von Schülern aus St. Peter und St. Jakob berichtet, die dieses Angebot tatsächlich genutzt haben. Von einem geregelten Schulwesen nach heutigen Vorstellungen dürfte die damalige Schule allerdings weit entfernt gewesen sein, nicht nur weil der Schulbesuch freiwillig war, sondern auch weil der Pfarrer einen „Gehilfen“, etwa den Mesner, mit dem Unterricht beauftragen konnte.

Als im 18. Jahrhundert die verschiedenen Ortschaften zu Kuratien erhoben wurden, mussten die Kuraten für den Unterricht sorgen. Im Stiftsbrief von St. Jakob wird der jeweilige Kurat verpflichtet, jeden Winter 10-12 Wochen Schule zu halten und die Jugend nicht nur in der Hl. Schrift zu unterweisen, sondern ihr auch „Lesen, Schreiben und gute Sitten“ beizubringen. Dem Kuraten war es freigestellt, einen Lehrer anzustellen, wenn er nicht selbst Schule halten wollte. Für die Kinder gab es noch keine andere Schulpflicht als die des Gewissens. Die Eltern jedenfalls scheinen großes Interesse an der Bildung ihrer Kinder gehabt zu haben, denn im Jahre 1713 beklagte sich die Gemeinde in einem Schreiben an den Bischof darüber, dass der Kurat Johann Adolf Pok nicht Schule halten wollte.

In Luttach wird der erste Schullehrer 1743 erwähnt. Er musste zur Winterzeit 17 Stunden in der Woche unterrichten. Im selben Jahr scheint auch schon ein Lehrer für Weißenbach auf. In St. Peter wurde die erste Schule neben der Kirche in einer Schulstube einge-

richtet. Sie war anfangs halbjährig und wurde von St. Jakob aus betreut. Später unterrichtete ein Lehrer am Vormittag in St. Jakob, am Nachmittag in St. Peter. Erst 1785 wurde in Steinhaus die Notwendigkeit erkannt, eine Schule zu errichten. Der Kurat Mathias Prackwieser übernahm gegen ein wöchentliches Schulgeld den Unterricht. Als Schulhaus diente „seit Menschengedenken“ das Haus Nr. 167, Eigentum der Loreto-Kirche. Im Ahrntal bekannten sich im 18. Jahrhundert nicht wenige Bewohner zu nichtkatholischen Bewegungen, sie wurden „Lutherische“ genannt. Wohl aus diesem Grund hat man es mit dem religiösen Bekenntnis der Lehrer besonders genau genommen. Jeder weltliche Lehrer, der die Erlaubnis zum Unterrichten anstrebte, musste das katholische Glaubensbekenntnis ablegen und versprechen, keine „sektischen“ Bücher mit den Kindern zu lesen und ihnen „*allerhand abergläubisches Zeug*“, das sie in die Schule brächten, abzunehmen.

Die Einführung der Volksschule durch Kaiserin Maria Theresia

„*Das Schulwesen ist und bleibt allzeit ein politicum.*“ Mit diesem Satz hat Maria Theresia im Jahre 1770 nachdrücklich die staatliche Schulhoheit betont. Die Reform der Schule erstreckte sich auf die zum Deutschen Reich gehörenden Erblande, zum Teil auch auf nicht deutsche Länder und ist im Gesetz vom 6. Dezember 1774 detailliert beschrieben. Es sah die Einführung der allgemeinen Schulpflicht, eine methodische Ausbildung der Lehrer, die Regelung der Unterrichtsmethode und die Herausgabe von Schulbüchern vor. Die Durchführung des Gesetzes war nur auf dem Weg eines radikalen Zentralismus möglich und so wurden alle Schulangelegenheiten von der „Studienhofkommission“ behandelt.

Die „Allgemeine Schulordnung“ brachte einen Fortschritt für das ganze Land, weil überall dort eine „Allgemeine Volksschule“ errichtet werden musste, wo im Umkreis von einer Stunde Fußweg mehr als vierzig schulpflichtige Kinder wohnten. Die Bauvorschrif-

ten bestimmten, dass das Schulhaus 2-3 Stufen höher sein musste als der Erdboden, das Schulzimmer mindestens eine Höhe von 3,16 m (10 Schuh) und einen Lichteinfall von links aufzuweisen hatte. Für 40-50 Schüler waren 39-43 m² Raumfläche vorgesehen. Die Lehrerfamilie sollte ein geräumiges Wohnzimmer, eine Küche und eine Kammer zur Verfügung haben. Unter Berücksichtigung dieser Vorgaben wurde in der Folgezeit ein dichtes Netz von Elementarschulen errichtet. Zum Großteil waren es allerdings nur einklassige Schulen.

Die thesianische Schulreform erhöhte die Schulpflicht auf sechs Jahre, sah für die Lehrer eine Berufsausbildung an Lehrerbildungsanstalten vor und übertrug die Schulaufsicht weltlichen Kreisschulkommissaren.



Schulzeugnis aus dem Jahre 1819: Dieses Schulzeugnis, das Anton Mittermayr seinem Ansuchen an den „Ahrner Handel“ um eine Stelle beim Bergwerk beigelegt hat, ist deswegen besonders interessant, weil es die Schulaufsicht der Geistlichen in Tirol noch lange nach der Schulreform Maria Theresias bestätigt. Der Lehrer Thomas Pursteiner bescheinigte dem Schüler viel Fleiß und Fähigkeit und bezeichnete den Schulbesuch als beständig. Der Kurat Jakob Meßner korrigierte das Urteil des Lehrers, strich „viele“ und „beständig“ durch und schrieb darüber „wenig Fähigkeit“ und „unbeständig“. Anton Mittermayr bekam trotz dieser negativen Zeugnisrekorrektur eine Stelle beim Bergwerk.

In Tirol wurde das Volksschulgesetz in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts mit Erfolg umgesetzt, denn spätestens zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren auch in den entlegensten Tälern Volksschulen mit weltlichen Lehrern oder pädagogisch geprüften Geistlichen eingerichtet.

Vor der Reform hatte jeder des Lesens, Schreibens und Rechnens kundige Mensch den Lehrerberuf ausüben können, nachher wurden keine Junglehrer mehr ohne Ausbildung angestellt. Ältere Lehrer wurden in Umschulungskursen mit den neuen Methoden vertraut gemacht. Solche Kurse fanden in Innsbruck, Bozen und Meran statt. Die Gemeinden des Landes waren verpflichtet, die Lehrer zur Fortbildung zu schicken.

Ab 1782 werden die Aufzeichnungen über Schulausgaben häufiger. So hat der Schulvisitator Ignaz Mantinger im Protokoll über eine Besprechung mit den Gemeinden in Ahrn am 14. März 1782 festgehalten, dass für die über 100 schulpflichtigen Kinder von St. Johann zwei Schulräume eingerichtet werden sollten.

Für die Buben wurde der von Mantinger geprüfte Schullehrer Florian Oberschmidt angestellt und für die Mädchen sei „gleichfalls eine taugliche Schullerfrau“ zu suchen, die ihnen Nähen, Stricken und andere Handarbeiten beibringe. Der Pfarrer erhielt die Aufsicht über die Schule und das Katechetenamt. Auch sind die Lehrergehälter angeführt. Zum weltlichen Schulaufseher wählte man den Platterbauern.

In St. Jakob ist die älteste Aufzeichnung über Ausgaben zur Einrichtung der Schule in der Gemeindeabrechnung vom Jahre 1782 zu finden. Im Jahr darauf scheint ein hoher Betrag für Bücher auf, wobei der Chronist kommentiert: „Um dieses Geld kann man viele Büchlein bekommen haben.“ Ferner ließ man ein „ABC Täfele“ und eine „Tabelltafel“ machen.

Auch wenn bei der Errichtung der einzelnen Schulen des Tales Berufslehrer eingestellt wurden und von Entlohnung die Rede ist, so sind die finanziellen Zuwendungen doch so gering gewesen, dass kein Lehrer und schon gar nicht einer mit Familie davon leben konnte. Die Lehrer und Schulgehilfen hatten stets mehrere Zusatz-

beschäftigungen. Oft versahen sie den Mesnerdienst und waren gleichzeitig Organisten. Aber auch schulferne Berufe waren üblich. So weiß die Schulchronik von Steinhaus über eine Lehrerfamilie Folgendes zu berichten:

Georg Pipperger, Schullehrer von 1830-1854, hielt im Winter Schule; die übrige Zeit betrieb er wie sein Vater das ehrliche Handwerk eines Malers. Manchmal wurde auch ein Bauer, der ja versorgt war, mit dem Unterricht der Kinder betraut, so etwa um 1845 Josef Obermair, Obermoar, der über Jahrzehnte hinweg den Schuldienst in seinem Heimatdorf St. Jakob versah. Von ihm wird erzählt, dass er sich nach der Vormittagsschule mit dem Fuhrwerk nach St. Johann begab, um am Nachmittag die dortige Schuljugend zu unterrichten.

Noch nach 1900 muss die wirtschaftliche Lage der Lehrer schlecht gewesen sein.

Aus Steinhaus ist eine über Jahre dauernde Auseinandersetzung zwischen Kaplan Peter Agreiter und Lehrer/Mesner Isidor Plankensteiner bekannt. Agreiter wollte den Mesnerdienst vom Lehrerberuf trennen, um so einen Harmoniumspieler zu versorgen. Doch Plankensteiner widersetzte sich und rief alle Instanzen bis zum Kultusministerium in Wien zu Hilfe.

Der Streit wurde in verschärfter Weise auch auf der Ebene Wirtschaftlerin-Lehrersfrau ausgetragen und endete 1909 mit einem salomonischen Urteil:

man trennte von Amts wegen Mesnerdienst und Schuldienst, versetzte den Lehrer Plankensteiner und übergab dem Kaplan Agreiter die Pfarre Gsies.

Ein Ende hatte die Not der Tiroler Volksschullehrer erst 1910, als mit Landesgesetz die Landesverwaltung die Ausgaben für Gehälter und Pensionen der Lehrer übernahm.

Die Reform des Bildungswesens unter Maria Theresia und ihrem Sohn Joseph II. hatte - wie schon erwähnt - der Schule neue Impulse gegeben und durch strengere Kontrollen die Qualität des Unterrichts für kurze Zeit gesteigert. Allerdings setzte sich bald wieder der alte Schlendrian durch.

Die Schulordnung nach dem Reichsvolksschulgesetz

Ab 1869 galt eine neue Schulordnung, welche bis nach dem Ersten Weltkrieg in Kraft blieb. Die Schulpflicht wurde gegen den Widerstand der Bevölkerung von 6 auf 8 Jahre erhöht und galt für alle Kinder vom 6. bis zum 14. Lebensjahr. Für die 14-16-Jährigen wurde eine Wiederholungsschule eingerichtet, welche an allen Sonntagen im Winter im Ausmaß von zwei Stunden abgehalten wurde. Das Schuljahr begann am 1. Mai; an diesem Tag erfolgte auch die Einschulung der Erstklassler. Die Sommerschule dauerte vom 1. Mai bis 30. Juli, die Winterschule vom 3. November bis 30. April. Unterrichtet wurde an fünf Wochentagen jeweils fünf Stunden; der Donnerstag war schulfrei für die Buben, die Mädchen erhielten an diesem Tag von 8-10 Uhr Unterricht in Handarbeit. Die Lerninhalte sind in den Protokollen der Lehrerkonferenzen nachzulesen. Als Beispiel seien die Unterlagen über die Besprechungen der Lehrer und Katecheten des Tales aus dem Jahre 1898 angeführt.

Der Ablauf der Konferenz war geregelt. Sie begann mit der Lektüre und Besprechung eines Lehrstückes aus dem Katechismus. Anschließend wurden die Aktivitäten im Zusammenhang mit dem für das jeweilige Schuljahr vorgesehenen Erziehungsziel erörtert. Im Jahr 1898 war es das Thema: „*Wie kann die Schule zum Sparen erziehen?*“ Dazu referierte der Schulleiter Friedrich Oberhollenzer mit folgenden Schwerpunkten:

1. Warum sollen die Kinder sparen?
2. Wie sollen die Kinder sparen?
3. Wie kann die Schule zum Sparen anleiten?

Der Kooperator Josef Wieser lenkte das Gespräch dann aber auf das Gebet in der Schule und forderte ordentliches Vorbeten. Es müsse so lange geübt werden, bis in der Kirche, in der Schule und zu Hause „*im gleichen Tempo*“ gebetet werde.

Über die Lerninhalte in Rechnen erfahren wir einiges aus den Wünschen, die Lehrer Johann Kugler an ein neues Rechenbuch hatte. Für die Unterstufe sei das Zifferblatt vom Lehrer Emil Thun

ausreichend, für die Oberstufe wünsche er ein Rechenbuch mit folgendem Lehrstoff:

1. das Rechnen mit Ganzen und Dezimalen
2. die Prozent- und Zinsrechnung
3. die allereinfachsten Umfangs- und Körpermaße
4. vermischte Aufgaben mit besonderer Berücksichtigung der Landwirtschaft und Haushaltung.

In einem weiteren Abschnitt könnte noch die einfache Buchführung erläutert werden. Auch Musterbeispiele für Rechnungen, Quittungen usw. würden besser in ein Rechenbuch als in ein Sprachbuch passen. Zum Sprachunterricht formulierte der Lehrer Vinzenz Niederkofler folgende Grundsätze:

1. Der Unterricht in der Sprachlehre soll nicht getrennt von den übrigen Zweigen des Deutschunterrichts erteilt werden.
2. Die Übungen in der Sprachlehre sollen nicht in Sätzen ohne Zusammenhang, sondern wo möglich an einem Sprachganzen vorgenommen werden.
3. Die zur Förderung des Sprachgefühls geeigneten Kapitel sind eingehender zu behandeln.

Aus den ersten zwei Grundsätzen ergab sich die Folgerung, dass Übungen hauptsächlich an den Musterstücken des Lesebuches erfolgen sollten. Wie dies geschehen könnte, wurde an Beispielen gezeigt. Die Aufgaben müssten vom Lehrer vorbereitet werden, denn nicht jedes Lehrstück sei zu einer Übung, die man gerade brauche, in gleicher Weise geeignet. Doch ohne Mühe kein Lohn, ohne Anstrengung kein Preis!

Aus der Dokumentation der Schule im 19. Jahrhundert wird ersichtlich, dass sich die Lehrer intensiv mit der Vermittlung von Lerninhalten auseinander gesetzt und nach geeigneten Methoden des Unterrichts gesucht haben. Man muss ihnen ein hohes Berufsethos bescheinigen, auch wenn sie oft als arme Schulmeister belächelt wurden. Am Ende des Schuljahres, also um den 30. April wurden nach Festgottesdienst und Kaiserhymne die Zeugnisse verteilt und die besten Schüler prämiert. Die Vergabe von Preisen war seit der Theresianischen Schulreform üblich, denn Maria

Theresia und vor allem ihr Sohn Joseph II. hielten nicht viel von Disziplinierung durch körperliche Strafe. Vielmehr müssten „*der Gewinn von Ehre und die Vermeidung von Schande als Triebfeder für richtiges Verhalten genügen.*“

Verletzungen der Schulordnung wurden durch die Aufstellung einer Ehren- und einer schwarz angestrichenen Strafbank geahndet. Durch die Einrichtung eines „*Buches der Ehre*“ und eines „*Buches der Schande*“, wo z.B. die nicht gemachten Aufgaben vermerkt wurden, versuchte man ebenso wie durch Preisvergaben die Schüler zum erwünschten Verhalten zu motivieren.

Das Prüfungsritual mag älteren Menschen noch in Erinnerung sein. Vor allem die jährliche Religionsprüfung im Beisein des Dekans oder gar des Bischofs und unter den strengen Blicken aller wichtigen Personen der Gemeinde hat vielen Kindern Herzklopfen und Ärgeres beschert.

Die Beurteilung erfolgte mit den Prädikaten sehr gut, gut, mittelmäßig, ungenügend für die Fächer Religionslehre, Lesen, Rechnen und Schreiben. Der Schulbesuch wurde als sehr fleißig, fleißig oder minder fleißig bewertet. Die Notenvergabe verlief ziemlich gleichmäßig. Auffallend sind relativ viele „ungenügend“ in Religionslehre und eine verhältnismäßig strenge Beurteilung in „sittlichem Betragen“.

Eine Änderung brachte das Reichsvolksschulgesetz vom Jahre 1869 auch hinsichtlich der Schulkompetenzen. Hatte das österreichische Konkordat von 1855 die Volksschulen hinsichtlich der katholischen Kinder noch der Kirche unterstellt, was allgemein begrüßt wurde, so sah das Reichsvolksschulgesetz nun die Einsetzung von staatlichen Inspektoren vor. Vor diesem Hintergrund ist der ungewöhnlich vehemente Widerstand der Ahrntalerinnen gegen den weltlichen Schulinspektor Alois Urthaler im Jahre 1870 zu sehen. Die allgemeine Ablehnung des Beauftragten der Schulbehörde ist in mehreren Aufzeichnungen dokumentiert. Während die um den Glauben der Kinder besorgten Mütter in den übrigen Schulen des Tales ihren Unmut verbal äußerten, verwehrte eine Gruppe von Frauen aus St. Peter mit Gewalt dem Inspektor den Zutritt zum

Im Schuljahr 1923/24 begann man in allen ersten Klassen mit dem Unterricht ausschließlich in italienischer Sprache. 1927/28 sollte also die fünfklassige Volksschule völlig italienisiert sein. Zumindest war es so geplant. Die deutschen Lehrpersonen schieden nach und nach aus dem Schuldienst aus. Sie wurden in den Süden versetzt oder entlassen. Nach Auflösung der Bezirksschulräte unterstanden die Ahrntaler Schulen dem Direttore Didattico von Bruneck. Viele italienische Lehrpersonen unterrichteten in den Schulen des Tales. Die wenigsten blieben über längere Zeit und gar manche Lehrerin äußerte sich dahingehend, dass sie ihren Lehrauftrag im Ahrntal eher als Strafversetzung, denn als Mission empfinde.

Klagen wie die von Pietro Ceschini im Schlussbericht zum Schuljahr 1928/29 in St. Johann sind in den Klassenbüchern aus der damaligen Zeit häufig:

„Ich befinde mich als Lehrer von St. Johann mittlerweile in einem berüchtigten Ort, denn es genügt, diesen Namen nur auszusprechen, und jedem Lehrer läuft ein Schauer über den Rücken. Nicht ohne Grund: ich bin seit Jahren in diesem Dorf und sah viele Lehrer kommen und gehen, nachdem sie einige Monate lang unterrichtet hatten. Es versteht sich, dass die mangelnde Stabilität nicht dazu beigetragen hat, dass die Schüler Fortschritte in Italienisch hätten machen können.“

Der Schulbesuch muss sehr unregelmäßig gewesen sein, denn der Lehrer berichtet, dass zeitweise von 49 Schülern nur 19 in der Schule waren. Die Kinder beschreibt er als ungehorsam und undiszipliniert, und doch meint er:

„Oh, wenn man es nur mit den Kindern zu tun hätte, könnte man früher oder später auf Erfolg hoffen. Aber es sind die Eltern, besonders die Frauen, die sich der Obrigkeit mit aller Kraft widersetzen!“

Viele weitere Quellen schildern den Widerstand der Mütter vor allem gegen die Einschreibung ihrer Kinder in die faschistische Jugendorganisation der Ballila. Doch ihre Proteste gegen die Italie-



nisierung der Schule fruchteten genauso wenig wie die Kritik des damaligen Gemeindefarztes Dr. Josef Kiener, der auf die Insel Ponza verbannt wurde, oder der Einspruch der Kirche, der ungehört verhallte. Das Ziel war "die Austilgung des Südtiroler Deutschtums", wie es "Der Tiroler" am 16. Juli 1923 umschrieb, und dieses Ziel wollte man über die Schule durch die Erziehung der Kinder erreichen.

Dass außer der Italienisierung auch kriegerische Ziele verfolgt wurden, berichten Zeitzeugen, die damals zur Schule gingen: Der Schultag begann mit dem Fahnengruß und mit dem Absingen der faschistischen Lieder.

„Einer hat die Fahne halten müssen, die Fahne war wohl immer hinter dem Kasten bereit. Ein Bub hat sie heraus-holen und dann im Schulgang auf- und niedertragen müssen. Ein Opfer hat der Lehrer schon gefunden, doch die meisten weigerten sich, die Fahne anzugreifen, weil einem da die Hand herunterfault. Der Lehrer und wir mussten hinter der Fahne hermarschieren und italienische Lieder singen.“

Wie schwierig die Verständigung zwischen Lehrern und Schülern war, kann nur erahnt werden. Rosa Gruber erinnert sich an eine Begebenheit, die sie selbst als Schülerin der ersten Klasse erlebte:

„Die italienische Lehrerin sagte: 'Andate a casa', und wir warteten auf den Kas, denn Hunger hatten wir immer. Daheim hat mir die Mutter die Bedeutung der Aufforderung erklärt, und von da an stand ich immer zum Heimgehen bereit, wenn das Wort 'casa' fiel.“

In guter Erinnerung blieb so manchem Schulkind das Fach Turnen:

„Man durfte ins Freie gehen. Auch wenn wir im Schulhof auf Kommando im Gleichschritt marschieren mussten, so war das doch eine angenehme Beschäftigung! Manchmal gingen wir in den Wald, und der Lehrer erzählte von Bäumen und Tieren. Besonders schön waren Wettspiele und Skirennen. Nachher bekam man einen Preis. Der erste Preis war ein ganzer Struze, der zweite ein halber und als dritter bekam man auch noch ein Stück.“

Rosa Gruber erzählt, dass sie gern die Geschichte der Griechen, Etrusker und Römer gelernt hat

„... und die Geographie, da haben wir Briefe an Schulklas-sen in verschiedenen Städten geschickt und die Kinder um Ansichtskarten gebeten. Wir haben ihnen erzählt, dass wir ganz im Norden neben der Vetta d'Italia zu Hause sind, und da haben sie uns Karten geschrieben. Denen haben wir halt erbarmt wegen der Kälte.“

Als sie ein gutes Zeugnis heimbrachte,

„gab es lange Gesichter und geschimpft haben sie, weil ich zu den Walischen halte. Das Zeugnis musste man kaufen, 1 Lira kostete es. Unsere Lehrerin hat wohl vie-le selber bezahlt, denn sie hat sich schwer getan, das Geld einzusammeln.“

Die Lehrerin Giuseppina Fanciulli hatte dafür eine bessere Methode. Sie ging nach dem Sonntagsgottesdienst in die Gaststube beim Bühelwirt in St. Jakob und kassierte dort von den Bauern das Zeugnisgeld.

Ab dem Schuljahr 1931/32 wurden in St. Johann bei einer Mindestanzahl von 15 Teilnehmern Abendkurse in italienischer Sprache abgehalten. Lerninhalte waren Allgemeinbildung, Sprache, Geschichte Italiens, Geschichte des Faschismus sowie Themen aus den Lebensbereichen Landwirtschaft, Handwerk und Verarbeitung von Leinen und Wolle. Die „Abendschule“ hatte das Erlernen von Lesen, Schreiben und Rechnen zum Ziel. Die Besucher mussten mindestens 15 Jahre alt sein. In St. Johann gab es sogar 50-jährige „Schüler“, die nach der Abschlussprüfung das Zeugnis über die absolvierte Pflichtschule erhielten.

Die Katakombenschule

Der Beginn des illegalen Unterrichts, heute in Südtirol als Katakombenschule bezeichnet, geht auf das Jahr 1923 zurück. Damals hat der Lehrer Alfons Seeber in Luttach einer Gruppe von sieben Kindern Deutschunterricht erteilt. Im Jahr darauf begannen die Lehrerinnen Rosa Innerbichler und Antonia Oberhollenzer in St. Johann mit der geheimen deutschen Schule; in St. Peter war Rosa Steger ab 1925 eingesetzt, in St. Jakob Maria Brugger. Steinhaus folgte im Jahr 1930. Dort engagierten sich Marianne Heiß, Maria Oberkofler und Notburga Hofer. In Weißenbach hielt Aloisia Niederkofler ab 1931 deutsche Schule. Insgesamt unterrichteten zwischen 1923 und 1940 in den Ahrntaler Dörfern rund 30 Lehrpersonen 350-400 Kinder und brachten ihnen Grundkenntnisse der deutschen Sprache bei.



Als Schulraum diente eine Stube oder öfter noch ein versteckter Nebenraum, denn Lehrer und Schüler fühlten sich bedroht, da die staatliche Behörde bekanntlich mit allen Mitteln diese illegale Form der Schule zu unterbinden suchte. Lehrmittel waren kaum vorhanden; deshalb wurden Fibeln und deutsche Lesebücher unter abenteuerlichen Bedingungen über die Jöcher geschmuggelt. So brachten Südtiroler Studenten wie Friedl Volgger und Vinzenz Oberhollenzer die Bücher von Innsbruck über den Zillergrund bis zur Hundskehle oder zum Hörnle, wo sie von Vertrauensleuten in Empfang genommen und beim Parrain in St. Jakob oder beim Stockmair in Luttach gelagert und schließlich verteilt wurden. Um nicht so viel Verdacht zu erregen, brachten auf Ahrntaler Seite größere Schulmädchen die deutschen Bücher ins Dorf herunter. So erinnert sich Maria Steger daran, daß sie öfters von ihrem Vater Kajetan aufs Hörnle mitgenommen wurde, um Schulmaterial abzuholen. Sie sei wohl beobachtet aber nie durchsucht worden.

„Mit deutschen Schulbüchern durfte man sich wirklich nicht erwischen lassen“, erzählt die Lehrerin Maria Obermair, die von 1929-39 „deutsche Schule“ gehalten hat, „denn das wäre ein eindeutiger Beweis für die verbotene Schule gewesen“. Sie habe sich immer neue Wege und Methoden suchen müssen, um das behördliche Verbot zu umgehen; sie habe mehrere Standorte gehabt, die man immer wieder wechselte. Die Kinder wurden von ihren Eltern mit harmlosen Aufträgen losgeschickt und falls jemand nach ihrem Ziel

fragte, antworteten sie: „Ich bringe der Nachbarin den Krauthobel“, oder ähnliches.

Die „hoamlan“ Schule, wie sie im Tal hieß, fand an den schulfreien Donnerstagen und an Sonntagen statt. Gelernt wurde Lesen, Schreiben und Singen. Oft wurden auch Theaterstücke vorbereitet, um sie dann in einer Bauernstube für Eltern und Bekannte aufzuführen. Noch heute wissen ältere Leute von solchen Theaterabenden zu erzählen, von Notburga-Spielen usw. Eine besondere Aufgabe sah man in der Weitergabe des deutschen Liedgutes. Deshalb wurde der Gesang von Kinder- und Volksliedern gepflegt.

Trotz aller Bemühungen gelang die Alphabetisierung jedoch nicht in ausreichender Weise und die in der Zwischenkriegszeit geborene Generation hat die in der Kindheit versäumte Schulbildung mit viel Mühe nachholen müssen.

Lehrerinnen in den Katakombenschulen und Sprachkursen

Rosa Enz-Außerhofer (1901-1983)

unterrichtete 1923-1926 in Luttach.

Maria Brugger (1893-1929) unterrichtete 1925-1929 in St. Jakob.

Margareth Eder-Lechner (1914-1960)

unterrichtete 1932-1938 in St. Peter.

Notburga Hofer-Brugger (geb. 1912)

unterrichtete 1930-1939 in den Katakombenschulen und ab 1940 in den Deutschen Sprachkursen in Steinhaus.

Maria Gasteiger-Marcher unterrichtete 1937-1949 in Weißenbach.

Maria Gruber-Notdurfter (1911-1989)

unterrichtete 1937-1940 in Weißenbach.

Marianne Heiß-Kiener (1896-1978)

unterrichtete 1930-1937 in Steinhaus.

Aloisia Hofer (1888-1971)

unterrichtete zwischen 1927 und 1939 einige Jahre in St. Peter.

Rosa Innerbichler (1889-1956)

unterrichtete 1923-1926 in St. Johann.

- Anna Kirchler-Obermair** (1907-1986)
 unterrichtete 1930-1935 in St. Jakob.
- Theresia Mittermair** (geb. 1912)
- Rosa Niederkofler** Wwe.Kichler, Wwe.Niederkofler (geb. 1913)
 unterrichtete 1928-1930 in Weißenbach.
- Aloisia Niederkofler-Mairhofer** (1909-1966)
 unterrichtete 1931-1940 in Weißenbach.
- Maria Niedermair** (geb. 1911)
 unterrichtete in den 30er-Jahren für kurze Zeit in St. Jakob.
- Marianna Oberhollenzer** (geb. 1912)
 unterrichtete 1928-1930 in St. Peter.
- Walburga Oberhollenzer** (geb. 1905)
 unterrichtete 1930-1933 in St. Peter.
- Antonia Oberhollenzer-Abfalterer** (1907-1995)
 unterrichtete 1924-1939 in St. Johann.
- Anna Oberkofler-Mitternöckler** (1922-1956)
 unterrichtete 1936-1940 in St. Johann.
- Maria Oberkofler-Mayr** (1909-1998)
 unterrichtete 1930-1939 in Steinhaus.
- Maria Obermair** (1909-1997) unterrichtete 1929-1939 in St. Jakob.
- Kathi Oberschmid** (1905-1971) unterrichtete 1937 in St. Johann.
- Alfons Seeber** (1878-1929) unterrichtete 1923-1928 in Luttach
- Erna Seeber-Brunner** (geb. 1919)
 unterrichtete 1937-1940 in Luttach.
- Rosa Steger** (1910-1929) unterrichtete 1925-1929 in St. Peter.
- Katharina Steger-Rauchenbichler** (geb. 1915)
 unterrichtete 1931-1940 in St. Peter.
- Schw. Sieglinde (Maria) Tasser** (geb. 1921)
 unterrichtete 1936-1940 in St. Peter.

Deutsche Sprachkurse und Schule für Optanten

Ein neuer Abschnitt für die deutsche Schule in Südtirol begann mit dem Berliner Abkommen von 1939. Als sich die Bevölkerung entscheiden musste, ob sie deutsch bleiben und die Heimat verlassen

oder italienisch werden und hier bleiben wollte, entschloss sich der Großteil für die erste Lösung. Für die Kinder der Optanten wurden Deutschkurse eingeführt, in denen die Grundvoraussetzungen für den späteren Besuch der reichsdeutschen Schule erworben werden sollten. Also fand in den Dorfschulen am Vormittag die italienische Schule statt und am Nachmittag erteilten andere Lehrer von 14-16 Uhr Unterricht in deutscher Sprache. Die Lehrerin Rosa Auer schreibt in der Schulchronik von St. Jakob:

„Die so lang verbotene deutsche Sprache klang wieder durch die Schulräume und Lehrer und Schüler waren glücklich und lehrten und lernten mit Feuereifer.“

Der Lehrplan für die Deutschen Sprachkurse umfaßte die Lernbereiche Sprechen, Lesen und Sprachlehre. Besonders großer Wert wurde auf die Erlernung der sogenannten Kurrentschrift gelegt, auch gotische Schrift genannt. Das Fach Schönschreiben wurde erneut zu einem wesentlichen Faktor der Schulleistung. Die Lerninhalte waren lebensnah und reichten von der Besprechung alltäglicher Lebensregeln bis zu Kriegsthemen.

Parallel zu den Sprachkursen für Kinder wurden Abendkurse für Erwachsene abgehalten. Doch der im Dezember noch fleißige Besuch ging im Lauf des Schuljahres stark zurück, sodaß bei Kursende im April die Teilnehmerzahl auf etwa die Hälfte abgesunken war.

Im Oktober 1943 war in allen Ortschaften des Ahrntales die „Deutsche Schule für Optanten“ eingerichtet. Voraussetzung für die Einschreibung war ein Zeugnis über den Besuch der Deutschen Sprachkurse im vorausgegangenen Schuljahr. Kinder, die bisher die italienische Schule besucht hatten, wurden in die nächsthöhere Klasse eingeschrieben, ohne Rücksicht darauf, ob sie dem Unterricht folgen konnten.

Alle Schulen für Optanten gehörten zur Zone Ahrntal und waren dem Kreislehrer von Bruneck, Dr. Friedrich Zingerle unterstellt. Betreut wurden sie vom Zonenlehrer Dr. Emil Niederkofler, der etwa die Schule in St. Johann während des Schuljahres 1943/44 nicht weniger als 15mal besuchte. Den Klassenbüchern der Optan-

tenschule von St. Johann liegen die Schlußberichte der Lehrpersonen bei. Otto Nottorfer schrieb:

„Abschlußbericht. Im allgemeinen war der Erfolg im heurigen Schuljahre gut. Im Rechnen konnten wir das Programm sogar überschreiten. Im Rechtschreiben allerdings ist die ganze Klasse etwas schwach. Der Erfolg im Aufsatz war zufriedenstellend. Den größten Erfolg hatten wir in Leibeserziehung zu verzeichnen. Aber auch in allen anderen Fächern, besonders in Erdkunde bzw. Heimatkunde, konnten wir gute Fortschritte verzeichnen. Wenn man berechnet, daß in dieser Klasse zwei Drittel Jungen waren, die in der heutigen Zeit in der Landwirtschaft eingesetzt werden müssen, so kann man sagen, daß der Schulbesuch und die Mitarbeit der Eltern gut waren. ... Wir sammelten Eier, Butter u.a. Lebensmittel, sowie Geldbeträge für unsere Frontsoldaten und erzogen so die Kinder zur Opferbereitschaft, die Voraussetzung für den Sieg gegen (sic!) Deutschland ist. So kann ich mit Genugtuung feststellen, daß mir das heurige Schuljahr viel mehr Freude als Leid brachte.

Heil Hitler! St. Johann i. A., den 30. Juni 1944.“

Die Schule nach dem Krieg

Nach dem Sturz des Faschismus im Juli und dem Einmarsch deutscher Truppen im September 1943 kam es zur Wiedereinführung der deutschen Schule. Die ehemals entlassenen Lehrpersonen wurden wieder in den Schuldienst aufgenommen und viele Katakombenlehrerinnen neu eingestellt. Nach Kriegsende wurde Italienisch als Pflichtfach von Lehrpersonen italienischer Muttersprache unterrichtet. Im Schuljahr 1944/45 unterrichteten in der heutigen Gemeinde Ahrntal 17 Lehrpersonen 694 Schüler: es entfielen also etwa 40 Volksschüler auf einen Lehrer. Die Situation zeigte sich 1997/98 um vieles günstiger: für 350 Schüler gab es nun 46 Lehrkräfte, das sind im Schnitt 7,6 Schüler für einen Lehrer. Das

Unterrichten war in der Nachkriegszeit sicher keine leichte Arbeit, denn praktisch alle Lehrer führten Abteilungsunterricht. Man war wohl allgemein froh, dass die deutsche Schule gerettet war, doch bewirkte diese Freude erst Jahrzehnte später, dass die Gemeindevertreter für bessere Rahmenbedingungen sorgten. Und so saßen weiterhin viele Kinder auf engstem Raum zusammengepfercht in Bänken, die noch aus dem 19. Jahrhundert stammten:

„Die Mäuse liefen während des Unterrichts in den Klassen herum, die Kloverhältnisse waren auch nicht gerade einladend, aber gestorben sind wir natürlich nicht an solchen Verhältnissen.“

so eine Lehrerin aus St. Peter. Wer eine Stelle in Weißenbach oder St. Peter hatte, musste sich an lange Fußmärsche gewöhnen, denn weder die Straßen- noch die Finanzverhältnisse ließen eine Motorisierung zu. Dafür gab es in den Schulhäusern eine Wohnmöglichkeit für Lehrer, bescheiden zwar aber dafür billig bis unentgeltlich.

Lehrmittel waren nach 1945 kaum vorhanden, also musste man sich irgendwie behelfen mit Zeichnungen, alten Büchern und viel Phantasie. Oft wurden noch alte Fibeln verwendet, einzelne Schulbücher aus der Schweiz tauchten auf und auch das eine oder andere Buch aus der Nazizeit wurde weiterhin benutzt. Erst in den 50-er Jahren gab es passende Schulbücher, die unter der Leitung der Inspektorin Luise Waldner entstanden.

Wenigstens einmal im Monat waren die Lehrpersonen in die Direktion nach Sand in Taufers zur Konferenz geladen. Unterrichtet wurde am Vormittag und am Nachmittag, am Donnerstag war schulfrei. Von den Lehrern wurde aber auch erwartet, dass sie täglich um 7 Uhr mit den Kindern die Schulmesse besuchten. Die Lehrer hatten schon eine gewisse Genugtuung, denn die Schüler schätzten und ehrten die Muttersprache und den muttersprachlichen Unterricht, die in den Jahren des Faschismus verboten gewesen waren. Deshalb arbeiteten sie gut mit, sodass viele das Klassenziel erreichten und z. B. in den ersten Klassen am Schulende fast alle Kinder lesen und schreiben konnten. In der Folgezeit verbesserte sich allmählich die Situation der Schule. Durch den Um-, Aus- oder Neubau von Schulgebäuden schuf man in allen Ortschaften



genügend Raum, die Schülerzahl je Klasse nahm stetig ab und die gesamten Rahmenbedingungen gestatteten einen zeitgemäßen Unterricht. Mitte der 80er-Jahre waren praktisch alle Schulhäuser neu. Auch Kindergärten waren errichtet worden, sodass die behelfsmäßigen Übergangslösungen überwunden waren.

Die Grundschule wurde außer durch die Einführung der Pflichtmittelschule durch die Reformgesetze von 1977 und 1990 stark verändert. Das erste sah die Integration der Schüler mit Behinderung vor, das zweite eine strukturelle Reform, nämlich die Einsetzung von Lehrerteams. Die Integration aller Schüler des Jahrgangs in eine Klassengemeinschaft bewirkte eine stärkere Differenzierung im Unterricht, eine ganzheitlichere Sicht des Kindes und führte zu einer neuen Lernkultur, nicht zuletzt durch die gemeinsame Planung.

Die Reform von 1990 definierte die Schule nicht mehr nur als Ort des Lernens von Kulturtechniken sondern als Ort der Erziehung, die Einfluss nimmt auf die Persönlichkeitsentwicklung, soziale Verhaltensweisen vermittelt und einübt. 1993 wurde schließlich die Änderung der Unterrichtszeit verfügt, wodurch für die größeren Schüler wieder Nachmittagsunterricht eingeführt wurde. Jede Klasse wird heute von einem Lehrerteam unterrichtet. Die Kinder haben nicht mehr „ihren“ Lehrer sondern mindestens drei, öfter aber vier oder fünf Lehrer, die sich Arbeit und Verantwortung teilen.

Die Mittelschule

Eine tief greifende Umgestaltung der Pflichtschule erfolgte durch die Einführung der Einheitsmittelschule mit Staatsgesetz vom 31. Dezember 1962. Alle Grundschüler sollten vom 11. bis zum 14. Lebensjahr die neue Mittelschule besuchen, die sechsten, siebenten und achten Klassen der Volksschule wurden abgeschafft. Die Mittelschule erhielt eine neue erzieherische und didaktische Zielsetzung: Wissensvermittlung, aber auch Ausbildung der Fähigkeiten und Anlagen sowie die ethische Bildung der Schüler waren nun angesagt mit Akzent auf der Persönlichkeitsbildung, wobei Lehrinhalte und Lehrmethoden in den Dienst dieses Ausbildungsauftrags gestellt wurden. Durch Fortbildung wurden dem Lehrkörper die neuen didaktischen und pädagogischen Schwerpunkte vermittelt. Durch Festlegung der Erziehungs- und Lernziele sowie durch angemessene Stoffauswahl nach dem Gesichtspunkt der geeigneten Bildungswerte versucht die Mittelschule die Schülerinnen und Schüler in religiöser, ethischer, sozialer und kreativer Hinsicht zu betreuen. Einheitliches Planen, einheitliches pädagogisches Handeln und Bewerten gehören zu den Aufgaben des Klassenrates. Ganzheitliche Erziehung erfordert auch die Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule.

Mit diesem Bildungsauftrag startete am 1. Oktober 1963 die neue Mittelschule St. Johann zunächst als Außenstelle der Mittelschule Sand in Taufers mit den Klassen 1a und 1b, die von 73 Schülern besucht wurden. 1965 traten die ersten Ahrner Schüler zur Abschlussprüfung an und im selben Jahr wurde die Schule selbstständig mit eigener Direktion und Verwaltung.

Mit dem Aufbau der Mittelschule St. Johann ist der Name des Seelsorgers zu erwähnen, der sich unermüdlich für sie eingesetzt hat. „20 Jahre Einheitsmittelschule, 20 Jahre Mittelschuldienst von Pfarrer Franz Pipperger“ - unter diesem Motto stand 1984 eine Feier zur Verabschiedung des Jubilars, der als einzige Lehrkraft über 20 Jahre dem Lehrerkollegium der Mittelschule angehört hatte.

Die ersten zwei Jahrzehnte waren von permanenter Raumnot

gekennzeichnet. Zunächst wiesen die Gemeindervertreter die Mittelschule in das Volksschulgebäude ein. ab 1971 stand auch die bescheiden renovierte alte Volksschule zur Verfügung. Dann folgte der Ausbau des Dachbodens der neuen Volksschule und schließlich wurden Räume in der Umgebung gemietet. Man kann die Freude des Direktors Dr. Johann Josef Müller nachempfinden, der bei der Einweihung des neuen Mittelschulgebäudes im Jahre 1984 sagte:

„Die neue Mittelschule bietet von ihrer Raumstruktur her den Lehrern die Voraussetzung für guten und effizienten Unterricht, den Schülern die Möglichkeit für besseres, freudigeres Lernen. Die Zeit der räumlichen Provisorien, wo Schüler in dunklen Kellerräumen, engen und kleinen Klassen, in mehreren Gebäuden untergebracht waren, wo Leibeserziehung nur im Herbst und im Frühjahr möglich war, wo Lehrmittel verstauben mussten, weil Räume für deren Einsatz fehlten, wo Ölöfen Kopfweh bewirkten, wo Zu- und Umbauten das Raumproblem immer wieder vorläufig und notdürftig lösten, all diese und auch andere Provisorien gehören nunmehr der Vergangenheit an.“

Es fehlte jedoch nicht nur an Räumen sondern wie an allen Mittelschulen vor allem in den ländlichen Gebieten auch an ausgebildeten Lehrkräften. Mit wenig Erfahrung und viel Idealismus haben sich junge Leute in den Dienst der Schule gestellt und durch Einsatz und Arbeitsfreude die oft fehlende universitäre Ausbildung wettgemacht. Der häufige Lehrerwechsel war jedoch ein großes Problem und erschwerte in manchen Fächern, wie z.B. in Italienisch, einen kontinuierlichen Unterricht. In den letzten Jahren sind beinahe alle Lehrpersonen pragmatisiert worden und damit ist große Stabilität eingetreten.

Die Freude über die Chance, dass nun alle Kinder einen Mittelschulabschluss erwerben können, hielt sich in den 60er und 70er Jahren bei der Bevölkerung in Grenzen. Manche Kinder weigerten sich beharrlich, außerhalb ihres Dorfes in die Schule zu gehen. Eltern sahen nicht ein, warum die Volksschule auf einmal nicht mehr ausreichend sein sollte und warum die größeren Kinder nicht



von der Schulpflicht befreit werden konnten, wenn sie im Mai und im Oktober daheim zum Arbeiten gebraucht wurden. Doch sind viele später wohl eines Besseren belehrt worden, wenn sie den Mittelschulabschluss zur Ausübung ihres Berufes gebraucht haben. In der Abendschule erhielten junge und ältere Erwachsene noch einmal eine Chance, sich auf die Abschlussprüfung vorzubereiten.

Inzwischen erfreut sich die Mittelschule einer breiten Akzeptanz, weil sie die Voraussetzung für den Besuch weiterführender Schulen oder für den Einstieg ins Berufsleben bietet. Aus heutiger Sicht hat die Schulreform zu einer Bildungsexplosion geführt, wie es ihr Direktor Dr. Josef Duregger nennt. Die Bildungsfreudigkeit hatte einen Anstieg der Berufsausbildung sowie eine Zunahme der Maturanten und Universitätsstudenten zur Folge. Für das Interesse an der Schulbildung spricht auch die Gründung des "Förderkreises Ahrntaler Schule" mit dem Ziel der Förderung der schulischen Entwicklung aller Schüler im Pflichtschulbereich durch gezielte Beratung und durch die Umsetzung von entsprechenden Initiativen und Projekten.

In den letzten beiden Schuljahren erregte die Schule Aufsehen durch die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft. Um den Jugendlichen die spätere Berufswahl zu erleichtern, boten Ahrntaler Betriebe den Schülerinnen und Schülern der dritten Klassen die Möglichkeit,

Arbeitsbereiche in Industrie und Handwerk zu erkunden. Die Schule stellte sich den neuen Herausforderungen z.B. durch die Einrichtung eines neuen Computerraumes, durch die Einführung der Fremdsprache Englisch oder durch die Anbahnung von Klassenpartnerschaften mit italienischen Schulen in Reggio Emilia, Verona, Venedig und Treviso.

Wenn die Schule auch nie von Problemen frei sein wird, weil sie ständig auf den Wandel der Gesellschaft reagieren muss, so zeigt sie sich heute doch recht menschlich und scheint den Anforderungen gewachsen, wenn auch noch mancher Wunsch offen bleibt.

Die Schnitzschule

Seit 25 Jahren besteht in St. Jakob eine Schnitzschule, an deren Aufbau und Ausgestaltung der Bildhauer Jakob Oberhollenzer wesentlich beteiligt war. Lag das Ziel zu Beginn noch vorwiegend in der Fortführung der alten Tradition des Schnitzens, die im Ahrntal seit Jahrhunderten gepflegt wird, so steht heute eine gediegene Berufsausbildung mit gültigem Schulabschluss im Mittelpunkt. In der dreijährigen Vollzeitschule erwerben die Schüler theoretische Kenntnisse und erhalten eine praktische Grundausbildung in Zeichnen, Modellieren und Schnitzen. Im Rahmen der Fachpraxis werden auch Grundkenntnisse im Schreinern, Drechseln und Fassmalen vermittelt.



„Nach Abschluß der Schule sollen die Absolventen fähig sein, ein beliebiges Modell frei, bzw. originalgetreu zu kopieren. Sie sollen imstande sein, eine Figur zu beizen bzw. ansprechend zu fassen und sie sollen ein selbstentworfenes Objekt ausführen können.“

Am Ende der Ausbildung steht eine Facharbeiterprüfung. Die Absolventen können dann zur Gesellenprüfung antreten, eine weiterführende Fachschule besuchen oder einfach das Schnitzhandwerk ausüben. Die Schule bietet einen guten Start für den Einstieg in kreative Berufe, die heute bei den Jugendlichen immer beliebter werden.

Hans Rieder

Kinder malen und schreiben für Kinder und Erwachsene



Ich wäre gern ein Adler,
der hoch oben durch die Lüfte kreist.
Ich würde am steilen Felsen
mein Nest erbauen,
im Sturzflug mir die Beute packen,
wenn ich nur ein Adler wär.
Ich hole die Beute, flieg zum Nest
empor und denke:
Was tät ich ohne die Berge!
Was tät ich ohne den Fels!
Schutz geben mir die Alpen,
die Täler, die Hänge!
Was wäre ich ohne das Gebirge?
Was tät ich ohne die Gipfel,
die stolz zum Himmel ragen herauf?

Was ohne den Frühling, den Winter, den Herbst? Ohne dies alles hätte ich keine Kraft, keinen Stolz! Ein hilfloser Vogel ich wär!

Und plötzlich komm ich mir vor als ehrenvolles Geschöpf! Ach, wenn ich nur ein Adler wär!

Wie ein Schmetterling sein kann



Das Riesengrab

Man erzählt sich, dass beim Winkler in St. Peter ein Kapaun (kastrierter Masthahn) gehalten wurde.

Dieser legte zur größten Verwunderung der Winklleute ein riesengroßes Ei.

Nach einigen Wochen stellten die Winkler mit Entsetzen fest, dass aus dem riesengroßen Ei ein Riese geschlüpft war.

Dieser Riese konnte viel Außergewöhnliches vollbringen. Er trank die Milch aus Kübeln, verspeiste ganze Kühe, mähte mit seinen Fingernägeln das Feld, riss Bäume aus und lehrte somit die Bewohner das Fürchten.



Angeben war seine Lieblingsbeschäftigung. Eines Tages wollte er die Peterer von seiner unheimlichen Schrittlänge überzeugen. Er begab sich auf die Sonnenseite oberhalb des Locherhofes, "Sam" genannt und schickte sich an, auf die gegenüberliegende Schattenseite zu schreiten. Er überschätzte dabei aber gewaltig seine Schrittlänge. Bei diesem Versuch riss es den Riesen mitten entzwei. Die eine Riesenhälfte wurde auf der Sonnenseite begraben, die andere auf der Schattenseite.

Vorbei war es nun mit der Prahlerei. Heute noch finden wir am "Sam" einen gewaltigen Erdhügel, ebenso auf der gegenüberliegenden Schattenseite - das Riesengrab also.

Ahrntaler Wappen

*Wir haben
diese Wappen gezeichnet,
weil uns die Natur sehr gefällt.*



*Es gibt im Ahrntal
viele Bäume, viele Felder,
viele Häuser und viele
glückliche Kinder.*



Frühling Sommer



*Ich bin der Frühling,
es wird langsam grün.*

*Ich bin der Frühling,
ich lasse die Vögel zwitschern.*

*Ich bin der Frühling,
die Tiere erwachen aus dem Winterschlaf.*

Ich bin der Frühling.

*Ich bin der Sommer,
und lasse die Sonne warm scheinen.*

*Ich bin der Sommer,
die Kinder haben viel Zeit zum Spielen.*

*Ich bin der Sommer
und komme mit Blitz und Donner.*

Ich bin der Sommer.



Herbst Winter



*Ich bin der Herbst,
ich lasse die Blätter von den Bäumen fallen.*

*Ich bin der Herbst,
die Mutter erntet im Garten Gemüse.*

*Ich bin der Herbst,
die Vögel fliegen nach Süden.*

Ich bin der Herbst.

*Ich bin der Winter,
ich lasse den Schnee kommen.
Ich bin der Winter,
ich male Eisblumen an die Fensterscheiben.
Ich bin der Winter,
die Kinder bauen Schneemänner.
Ich bin der Winter.*



Lebensader Ahr

Projekt an der Mittelschule Ahrn

Die Ahr hat nicht nur dem Ahrntal ihren Namen gegeben, sie ist trotz gewaltsamer Eingriffe auch heute noch wichtige Lebensader und bedeutender Lebensraum. Wild und gefährlich kann sie sein, aber auch ruhig und zum Träumen verleitend.

Da bereits viele Bäche ökonomischen Interessen geopfert wurden, ist die Erhaltung der noch verbliebenen Flusslandschaften eine unabdingbare, durch keinen angeblichen Sachzwang zu widerlegende und dem Selbstschutz des Menschen dienende Pflicht.

Im Bewusstsein der durch die fortschreitende Umweltzerstörung drohenden Gefahren und der arterhaltenden Funktion der Fließgewässer stellten sich im Schuljahr 1996/97 die Schüler der zweiten Klassen der Mittelschule von St. Johann unter der Anleitung ihrer jeweiligen Naturkundelehrer die Aufgabe, sich mit „ihrem Fluss“ näher zu befassen und dazu eine Ausstellung zu organisieren.

Die Schüler haben sich in vielfältiger Weise mit dem Thema beschäftigt, verschiedenste Aspekte analysiert und nachstehende Schwerpunkte reflektiert:

- Der geografische Aspekt
- Die Bedeutung des Wassers für den arbeitenden Menschen in der Vergangenheit (Sägewerke, Mühlen, Bewässerungsanlagen, Wasserleitungen, Bergwerk)
- Das Wasser als Ökosystem (Wasserfall, Uferzone, Teich, Tier- und Pflanzenwelt, Quellen, Auen)
- Wassernutzung
- Wasser als Naturerlebnis
- Wasserverschmutzung

In vielstündiger und intensiver Arbeit wurden verschiedenste Quellen und Unterlagen durchforstet, Bildmaterial gesammelt, Zeichnungen gefertigt, Texte am Computer geschrieben, Kartenskizzen ausgeführt und Plakate gestaltet.

Die Ausstellung fand vom 21. April - 3. Mai 1997 in der Mittelschule Ahrn statt und zeigte, wie Direktor Dr. Josef Duregger in seiner Eröffnungsrede sagte, „in idealtypischer Weise, wie man sich mit einem Stück Heimat beschäftigen kann“. Auch Bürgermeister Dr. Hubert Rieder fand anerkennende Worte für das Projekt, das ein Hinführen zu den Quellen des Tales darstelle. Auf Quellen- und Spurensuche im wörtlichen wie im übertragenen Sinne begaben sich auch viele Ahrntaler, die durch den Besuch der Ausstellung ökologische Sensibilität und die Bereitschaft zum Umdenken erkennen ließen. Letzteres wird nicht nur die Ahr und das Ahrntal brauchen. Ein Fluss nämlich hat zwar keine Seele, spiegelt aber mit Sicherheit das Befinden der menschlichen Seele wider.

*Für die Fachgruppe Mathematik/Naturkunde an der Mittelschule Ahrn
Anna Maria Klammer*

Das Tal der Ahr

Eindrucksvolle Bilder und Texte lassen die Höhenstufung des Ahrntales erkennen. Über dem intensiv genutzten Land um die Bergbauernhöfe folgt der Waldgürtel. Er lockert sich zur Höhe mehr und mehr auf und klingt schließlich in letzten Wetterlärchen und -zirben aus. Die nächsthöhere alpine Stufe ist nutzungsmäßig durch die Almwirtschaft gekennzeichnet. Im höheren Gelände zeugen die zahlreichen Sturzhalden ebenso wie die "Sandraine", hinterlassenes Moränenmaterial zurückgeschmolzener Gletscher, von der intensiven physikalischen Gesteinsbildung.

Diese Schülerarbeiten stellen die einzelnen Seitenbäche des Ahrntales vor. Auf der orographisch rechten Seite sind dies der Weißenbach, der Schwarzenbach, der Rohrbach, der Trippach, der

Frankbach, der Keilbach, der Wollbach, der Hollenzbach, der Walcherbach und das Griesbachl.

In ihrer Arbeit haben die Schüler weiters versucht, den Ursprung der Namen einzelner Bäche und Ortschaften zu erklären. So ist z.B. der Weissenbach nicht weißer als andere schäumenden Bergbäche, Bach hat hier wie oft die Bedeutung von Tal. Die älteste bekannte Urkundenform lautet „Wizental“, also Weißental. Den Namen hat es sicherlich davon, weil sein Hintergrund von einem Gletscherkranz umstanden ist, vom Turnerkamp bis zum Schwarzenstein. Daher das weiße Tal, so schön grün auch der Weissenbacher Talboden und seine Almen sind. Und die Birnlücke leitet sich nicht von „Pirra“, dem vordeutschen Namen der Rienz ab, sondern bedeutet nur die Lücke „in Birgn“, in den Gebirgen.



Gefahren, Überschwemmungen

Die Schüler dieser Arbeitsgruppe haben sich mit dem Thema „Überschwemmungen im Ahrntal“ auseinandergesetzt. Das Ahrntal ist überaus niederschlagsreich und wurde deshalb oft von Unwetterkatastrophen heimgesucht.

Überschwemmungen unterschiedlichsten Ausmaßes gab es beispielsweise im 20. Jahrhundert in den Jahren: 1928, 1948, 1957,

Das Tal der Ahr

1970, 1987, 1990.

Die Schüler sammelten Chronikberichte. Zwei davon zu den Überschwemmungen von 1466 und 1878 sollen hier wiedergegeben werden:

1466:

„Es gab eine solch furchtbare Wasserflut, wie man von einer solchen seit den Tagen der Sintflut nicht mehr gehört hatte, dieselbe nahm alle Brücken mit, ferner die meisten Mühlen, zahlreiche Futterhäuser, und es herrschten Gefahren aller Art im Tale.“

1878:

„Der Rohrbach schwellte die Ahr zurück, so dass in St. Martin ein großer See entstand. Rohrbach, Schwarzen- und Weissenbach wetteiferten in der Anrichtung von Schäden an Häusern, Äckern und Feldern. So wurden sämtliche Verhüttungsanlagen gegenüber vom Großarzbachhof dutzende von Metern tief verschüttet und konnten nicht mehr ausgegraben werden, das war ein Hauptgrund zur Auflassung des Bergwerkbetriebes.“



Gefahren, Überschwemmungen

Wasser als Naturerlebnis

Wasserverschmutzung – ein brennendes Problem

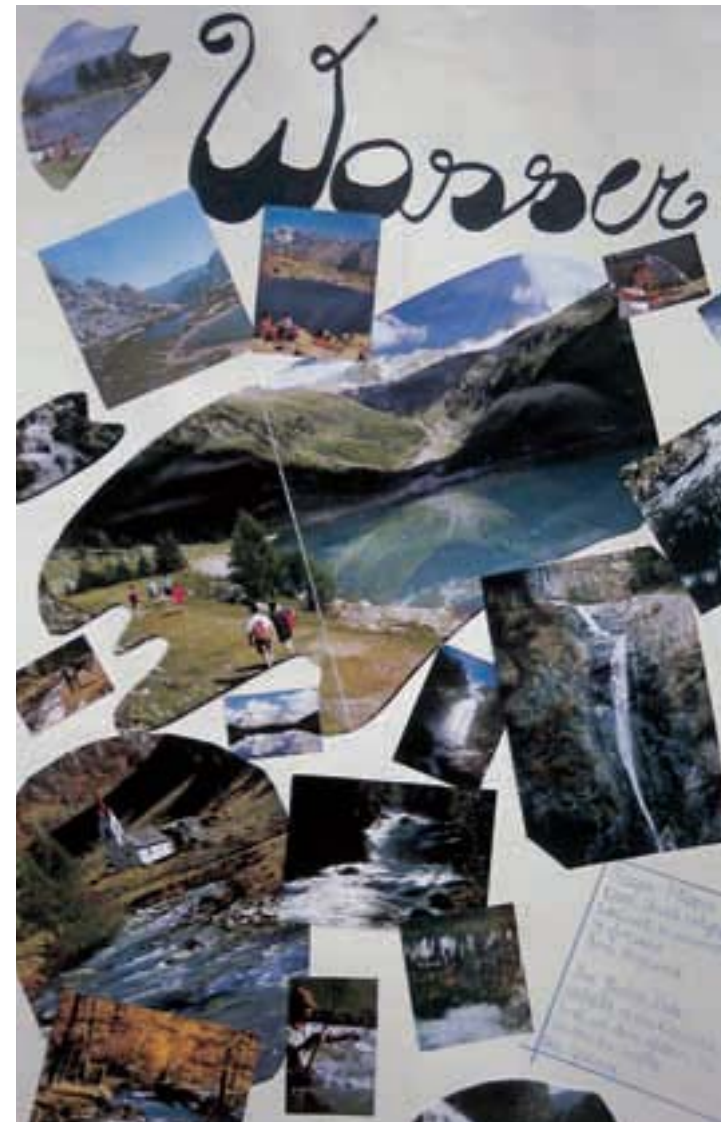
Diese Arbeiten sollen in einer Gegenüberstellung einerseits Wasser als Naturerlebnis, andererseits Wasserverschmutzung als brennendes Problem darstellen.

Einige Gedichte stellen Vergleiche her zwischen dem Leben des Menschen und dem Lauf des Wassers, z. B.

*„Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder zur Erde muss es,
Ewig wechselnd.“*

Im Gegensatz zu anderen Gewässern in Südtirol ist die Ahr mäßig belastet. Bis Kasern ist die „Lebensader“ nicht verschmutzt. Die größtenteils gering verschmutzten Seitenbäche Reinbach und Mühlwalder Bach belasten die Ahr nicht weiter.

Mit dem Bau der Abwasserleitung hat sich der Zustand der Ahr erheblich verbessert. Möglicherweise wird sie wieder zu einem Fischparadies wie noch vor 100 Jahren.



Nutzung des Wassers

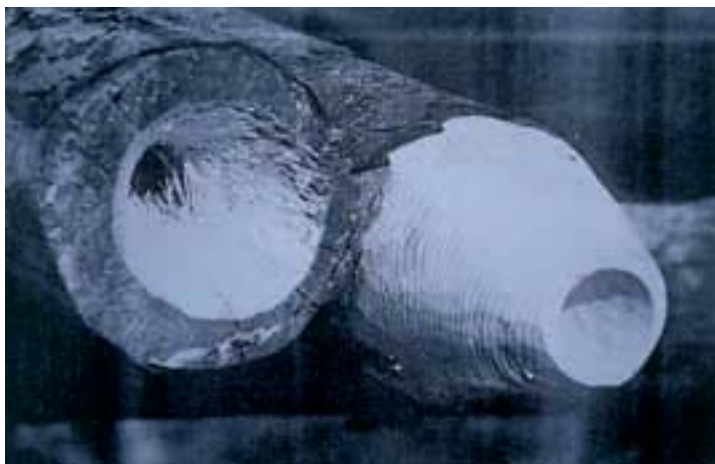
Landwirtschaft

Die Zeiten, in denen sprudelnde Wasserläufe durch sorgsam angelegte schmale Kanäle, „die Waale“ oder zahlreiche aneinander

gereichte Holzrinnen und Holzrohre flossen, sind fast überall vorbei.

Viele Werkzeuge waren notwendig, um dünne, geradwüchsige Lärchenstämme auszuhöhlen:

- meterlange Rohrbohrer (bis zu 4 m lang),
- Reißer, um die Öffnung konisch zu vergrößern, damit die Holzrohre ineinander gesteckt werden konnten.
- Mit dem Schnitzmesser wird das Holzrohr am dünnen Ende zugespitzt.



Nutzung des Wassers

Schmieden

Das reichlich vorhandene Wasser der Ahr wurde bis herauf in unsere Zeit auch genutzt, um verschiedenste Arbeiten auszuführen. Verdeutlicht wird dies an den vielen Schmieden, Sägewerken und Mühlen. Der Schmied gehörte zu den ältesten Handwerkern und zu den unentbehrlichsten zugleich.

Auch er behalf sich mit der Wasserkraft, um die schweren Hämmer und den Blasbalg zu bewegen.



Mühlen

Früher hatten die Mühlen in unserem Land eine große Bedeutung, dies ist aber heute nicht mehr so, denn als der Getreidebau zurückging, wurden die Mühlen unrentabel. Dazu kam noch die Verbauung und Ableitung der Bäche, das Umbauen der Mühlen zu Unterkünften und vor allem die Umstellung der bäuerlichen Lebensweise vom Selbstversorger zum spezialisierten Landwirt. All dies hat diesen wertvollen Zeugnissen einer jahrhundertealten Volkskultur beinahe den Garaus gemacht. Dank der Hilfe des Verbandes für Heimatpflege und des Landes gelang es jedoch, der Nachwelt noch einige alte Mühlen zu erhalten. Die mühlenreichsten Gegenden unserer Heimat waren früher das Pustertal und Osttirol.

Schmieden



Sägewerke

Im 17. Jahrhundert waren allerorten mit Wasserkraft getriebene-Sägewerke in Betrieb. Sie arbeiteten mit mehreren Sägeblättern, die Baumstämme zu Brettern schnitten.



Bachsegen und Brückenheilige

Johannes von Nepomuk (16. Mai; der „Bochhailigo“) ist – wie

Mühlen, Sägewerke



die vielen Darstellungen in Bildstöcken und Kapellen bezeugen – als Schutzpatron vor Hochwasser, einer der volkstümlichsten Heiligen.

Die feierlichen Prozessionen mit Bachsegen sind in den Dörfern noch immer ein gepflegter Brauch.

„Lebensader Ahr“

Über den Hintergrund eines gemalten Gedankens

Im Rahmen der unterrichtergänzenden Tätigkeiten entstand zum Thema „Lebensader Ahr“ ein Wandbild im Stiegenhaus der Mittelschule Ahrn. Mit zeitloser Symbolik motiviert es, über Dinge nachzudenken, die das Erscheinungsbild dieses Flusses prägen, über Dinge nachzudenken, die in sein Muster einfließen, tatsächlich einfließen.

Eine Arbeit entsteht zuerst im Kopf. Wir haben die Wand gesehen und das Licht, das von oben kommt, wir haben Zeit verstreichen und eine Idee wachsen lassen. Wir haben viel geredet und gemeinsam nachgedacht. Später haben wir Linien gezogen und Flächen gesetzt und das Licht und den architektonischen Raum in die

Bachsegen und Brückenheilige



Komposition miteinbezogen. Wir haben der stummen Wand Farbe gegeben und damit Leben.

Wir haben

- den Entwurf mit einem Raster an die Wand projiziert,
- die Technik der Seccomalerei kennen gelernt,
- Pigmente und Bindemittel zusammengemischt,
- Farben aufgewalzt und aufgemalt,
- einfach die Geburt dieses Wandbildes und das Ausblühen der Farben miterlebt.

Einer hat Regie geführt und dem Ganzen den Stempel aufgedrückt.

Das Ergebnis erklären wir so:

Die Ahr ist am Ursprung jungfräulich rein, eben ursprünglich wie der Berg. Nichts ahnend bahnt sie sich im wahrsten Sinne des Wortes den Lauf mitten durch intakte Naturlandschaft, später durch mehr oder weniger kultivierte Flächen. Wild und ursprünglich. Wir haben sie dann verbaut (schreckliches Wort), so wie wir uns alles verbauen ... und wir haben ihren Lauf zum Symbol gemacht.

Ein letztes Spiel mit dem Wasser, bevor sie aufgibt, das zu sein, was sie am Anfang war: jungfräulich und rein. Braun mischt sich ihr zu. ...

Das Bild ist bewusst nicht zu Ende gebracht und vor allem nicht zu Ende gedacht. Dies zu tun ist Aufgabe des Betrachters.

ST- Josef Steger

Elisabeth Abfalterer

Geistliches und weltliches Liedgut in St. Jakob Füchse, Schmolzarische und Kirchensinger

Die „Jakober Kirchensinger“

Unter dem Begriff „*Kirchensinger*“ versteht man eine kleine Gruppe von Sängerinnen und Sängern in einem Dorf, welche die Aufgabe hat, liturgische Feiern in der Kirche sowie Prozessionen außerhalb der Kirche musikalisch zu gestalten.

Das Kirchensingen ist eine Familientradition, d. h. es wird von einer Familie übernommen und über Generationen weitergegeben. Die Melodien der Lieder werden mündlich überliefert, die Texte handschriftlich in eigene Liederbücher eingetragen. Der Vorsinger stimmt ohne Hilfsmittel (Instrument, Stimmgabel) die Lieder an. Er hält das Liederbuch, die anderen Sänger scharen sich um ihn.

Noch bevor die „*Kirchensinger*“ unter diesem Begriff in St. Jakob sangen, gab es eine Gruppe von Sängern, die den Namen „*die Füchse*“ trugen. Diese Gruppe bestand ursprünglich aus den Brüdern Jakob Parrainer (1851-1918), Friedrich Parrainer (1855-1936) und Konrad Parrainer (1856- kein Sterbedatum auffindbar) sowie Georg Maurberger (Garba Haisl Jörgl 1863-1928). „*Die Füchse*“ hatten ihren Namen vom Heimathof „*beim Fuchs*“ in St. Jakob. Der Hof fiel einem Brand zum Opfer, die Familie Parrainer musste Grund und Boden verkaufen. Michael Lempfrecher, der Vater der Geschwister Lempfrecher, kaufte den Grund und errichtete dort einen Hof, den „*Schmolza*“.

Lange Zeit sangen die vier Männer allein, doch schon bald war ihnen die Gruppe zu klein, und sie suchten weitere sangesfreudige Mitglieder. In der Familie Lempfrecher gab es junge Leute, die gern sangen. Und so kamen zu den „*Füchsen*“ folgende Frauen hinzu: Maria Lempfrecher verh. Innerbichler (1884-1959), Agnes Lempfrecher verh. Gruber (1886-1940) und Katharina Lempfrecher verh. Jungmann (1907-1945).



Maria und Agnes Lempfrecher hatten ihren ersten Auftritt mit den „*Füchsen*“ am 1. Fastensonntag im Jahr 1900. Von da an begann eine rege Tätigkeit. An allen Sonntagen kam die Gruppe zusammen, um die hl. Messe in St. Jakob mit ihrem Gesang zu verschönern. Dabei wurde aus jenen handschriftlichen Liedersammlungen gesungen, die noch heute im Besitz von Frau Rosa Steinhauser sind.

Maria Lempfrecher war Magd beim Brunnkofler in Steinhaus und ging jeden Morgen nach St. Jakob, um mit den übrigen Kirchensingern die Messe zu gestalten. 1911 heiratete sie den Voppichlerbauern Franz Innerbichler. Ein Mädchen starb nach einem Jahr, ein Bub kam tot zur Welt, dann blieb die Ehe kinderlos. Frau Lempfrecher starb 1959 im Krankenhaus von Bruneck, kurz nachdem sie in der Kapelle das Lied „*Blick herab von Deinem Throne*“ gesungen hatte.

Katharina Lempfrecher war, nachdem ihr Mann im Krieg gefallen war, mit den beiden Töchtern nach Bregenz gezogen. Dort heiratete sie ein zweites Mal. Als sie nach den Kriegswirren zurück in die Heimat wollte, wurde sie zusammen mit ihrem Mann auf dem Hundskehljoch (dem seit alters viel benutzten 2607 m hohen Übergang zwischen dem Zillertal und dem Ahrntal) von einem Schneesturm überrascht. Die beiden starben an Kälte und Erschöpfung.

Agnes Lempfrecher war die Mutter von Rosa Steinhauser, der derzeitigen Chorleiterin der „*Jakober Kirchensinger*“, und von Peter Gruber, dem Hauptgewährsmann der „*Schmolzarischn*“ von St. Jakob. Nach und nach kamen noch andere Mitglieder dazu: Maria Steger verh. Wechselberger (1892-1948), Gertraud Lempfrecher verh. Steger (1897-1984), Anna Lempfrecher (1898-1939), Rudolf Lempfrecher (1904-1976), Johann Lempfrecher (1909-1979). Die so entstandene Gruppe sang hauptsächlich in der Kirche, weshalb der Name „*die Fühse*“ durch den Begriff „*Jakober Kirchensinger*“ abgelöst wurde.

Da die „*Jakober Kirchensinger*“ hauptsächlich in der Kirche singen, möchte ich ganz kurz auf die Geschichte der Pfarrkirche von St. Jakob eingehen.

Man vermutet, dass der Ort St. Jakob um 1400 herum entstand und die Kapelle zum hl. Jakobus in der Zeit zwischen 1389 und 1434 erbaut wurde. Diese Kapelle stand dann etwa ein Dreivierteljahrhundert. Die jetzige gotische Kirche wurde wahrscheinlich in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts erbaut. Dafür sprechen folgende Gründe: Der Bau fällt in die Zeit der Spätgotik. Dies ist am deutlichsten am Netzgewölbe erkennbar. In älteren Akten von 1434 und 1477 wird die Kirche zum hl. Jakob „*Kapelle*“ genannt. In zwei Ablassbriefen von 1468 und 1500 spricht man bereits von einer Filialkirche. Solche Ablassbriefe wurden nur bei besonderen Gelegenheiten ausgegeben, z. B. beim Bau oder Umbau von Kirchen, Kapellen usw. Daher kann als Grund für den Erlass der beiden Ablassbriefe der Bau der Kirche zum hl. Jakob angenommen werden. Am Hochaltar der Kirche befindet sich ein Bild der vielverehrten

„*Maria zum guten Rat*“, im Volksmund „*die Routmüito*“ genannt. Die „*Jakober Kirchensinger*“ haben seit jeher Volksandachten musikalisch mitgestaltet.

Das Stundengebet

Während der Aussetzung des Allerheiligsten am Faschingsdienstag betete das Volk Rosenkränze. Zwischen den einzelnen Gesätzen sangen die Kirchensinger Sakramentslieder, ab und zu auch ein Marien- oder ein Herz-Jesu-Lied. Manchmal trat ein dreistimmiger Frauenchor auf, der sich aus Mitgliedern der „*Jakober Kirchensinger*“ zusammensetzte. Seit Ende der 80-er Jahre singt während der Stundengebet-Andacht das Volk, also nicht mehr die Gruppe der Kirchensinger, Marienlieder, die Mutter-Gottes-Litanei und die Christ-König-Litanei.

Das 40-stündige Gebet

Diese Andacht wird auf drei verschiedene Tage aufgeteilt: auf den Faschingsdienstag, den Fastensonntag und den Stefanstag. Zwischen den Gebeten wird die Andacht von den Kirchensingern musikalisch umrahmt.

Die Maiandacht

Bis 1988 sangen die „*Jakober Kirchensinger*“ bei jeder Maiandacht, d. h. an allen Sonn- und Werktagen. Seither wird nur mehr am Sonntagmorgen um 8.30 Uhr, d.h. eine Stunde vor der hl. Messe gesungen. Die Kirchensinger gestalten diese Andachten mit verschiedenen Marienliedern: so z. B. „*Maria Jungfrau Königin*“ und „*Sei gegrüßt Maria voll der Gnaden*“.

Der Kreuzgang nach Ehrenburg

Einer der ältesten und weitesten Kreuzgänge ist der Kreuzgang nach Ehrenburg. Die Legende erzählt, dass das Gnadenbild der „*Kornmutter*“ aus der St. Martinskirche in St. Johann bei einer Überschwemmung durch den Trippach bis nach Ehrenburg getragen wurde. Die Überschwemmung muss in der Zeit zwischen 1324 und 1342 geschehen sein, denn am 18. April 1342 erbat der Priester Herman von Bamberg einen Ablass für die Besucher und Unterstützer der Pfarrkirche St. Martin. Seitdem ziehen die Männer des Tales alljährlich am Freitag nach Christi Himmelfahrt zur „*Kornmutter*“

nach Ehrenburg. Der Kreuzgang beginnt in Hl. Geist im hintersten Ahrntal. In jedem Ort ziehen die Männer in die Dorfkirche ein, wo eine kurze Andacht gefeiert wird. Bei diesem Kreuzgang sind immer auch Männer der Kirchensinger mitgezogen und haben durch ihren Gesang die Andachten verschönert. Heute ist dies aus Arbeitsgründen leider nicht mehr der Fall.

Die Andacht zu „Maria vom guten Rat“ gehört zu den alten Volksandachten, fällt auf den Sonntag nach dem Seelenonntag und wurde bereits vor 1850 eingeführt. Hier werden vor allem Marienlieder gesungen, z. B. „Mutter vom guten Rat, ach sei gegrüßt“ oder „Maria, o Maria, du Himmelskönigin“ und

*„Sei gegrüßt in diesem Gnadenbilde,
sei vom guten Rat uns hier gegrüßt!
Mächtig zieht uns an die hohe Milde,
die aus deinem Auge sich ergießt.
O, wie wohl ist mir zu jeder Stunde,
da ich klage dir der Seele Schmerz,
Balsam gießest du in meine Wunde
und Erquickung in das bange Herz.“*

Da die „Kirchensinger“ nicht nur in der Kirche singen, sondern auch bei außerkirchlichen Anlässen, möchte ich hier einige lustige Begebenheiten aus dem Gruppenleben der Sänger erzählen.

Bei einem Ausflug zum Großglockner war auch der damalige Seelsorger Hartmann Winkler (gest. 1989) mit von der Partie. In Heiligenblut wurde eine Messe gestaltet. Nachher traf man sich auf dem Kirchplatz. Einer der Sänger holte seine Ziehharmonika und spielte ein paar schneidige Tänze auf. Da gab es für die Sänger kein Halten mehr. Sie tanzten auf der Straße und der ganze Verkehr kam zum Stillstand. Pfarrer Winkler zückte sofort seinen Fotoapparat: er machte einige Schritte nach rückwärts, um das ganze Geschehen ins Bild zu fassen, als er stolperte und hinfiel. Daraufhin stimmten die Sänger prompt das Lied „Wer im Dezember geboren ist, steh' auf, steh' auf, steh' auf“ an, da sie wussten, dass dies der Geburtsmonat ihres Pfarrers war.



Sehr lustig ging es auch bei den Hochzeiten zu, bei denen nach altem Brauch das „Brautstehlen“ nicht fehlen durfte. Die „Kirchensinger“ waren natürlich dabei. In den 50er-Jahren wurde einmal eine Braut durch das Klofenster „entführt“. Dabei zerrissen ihre Strümpfe. Doch das kümmerte weder die Braut noch die „Brautstehler“. Jene wurde auf ein von zwei Pferden gezogenes Fuhrwerk „verladen“, und die „Kirchensinger“ fuhren mit. Sie sangen dabei lustige Lieder und hatten allergrößten Spaß.

Einmal geschah es auch, dass ein Bräutigam zu viel ins Glas geschaut hatte und nicht mehr im Stande war, selbst nach Hause zu gehen. Die Braut wusste auch nicht, wie sie ihren eben ange- trauten Mann heimbefördern sollte. Doch da boten die „Kirchensinger“ Hilfe. Sie begleiteten die Jungvermählten wohlbe- halten nach Hause, wobei sie fröhliche Lieder sangen. Dadurch wurden einige der Dorfbewohner aufgeweckt und auf diesen lustigen Zug aufmerksam gemacht, was am nächsten Tag zu scherzhaften Bemerkungen und Gelächter unter der Dorfbewölkerung führte. Nicht ungerne wurden bei Hochzeiten auch Witze und manch wahre Begebenheit erzählt: So soll ein Bräutigam einmal bei einem Schneider seinen Hochzeitsanzug in Auftrag gegeben haben. Als er zur Probe erschien, paßte alles wie angegossen. Doch eine Frage

hatte der Schneider noch an seinen Kunden: „Soll ich drei oder vier Knöpfe ans Hosentürl nähen?“ Der zukünftige Ehemann überlegte nicht lange und antwortete: „Nähe mir drei an, den mittleren Knopf lässt du jedoch aus!“

Folgendes Lied singen die „Kirchensinger“ oft bei Hochzeiten:

*„Kimm i um neina hoam, sog s'Weibal zin Monn:
Weil i di wiedo hear, bin i schun froah,
steig s'Barometer beständig af schön.
Schönwetter war schun recht, dürft es nur gehn.*

...

*Kimm i um oans hoam, obo nocha isch aus.
Ziacht do Wind übos gonze Haus.
Do sieg i va weitn die Besnstiel fliegn,
warsch lei gscheida gonz außsibliehn ,
warsch a nimma viel schod.“*

Der „Pfeifa Vescht!“

Unter den „Kirchensingern“ ist besonders ein Mann zu nennen, der seine Aufgabe als Sänger sehr ernst nahm: der „Pfeifa Vescht!“ (Silvester Mair 1899-1960). Er wurde nach dem 2. Weltkrieg Mitglied der „Jakober Kirchensinger“. Immer wieder erhielt er den Auftrag allein in der Kirche zu singen. Damals war es noch üblich, in der Fastenzeit täglich Andachten zu halten. Der „Vescht!“ sang bei solchen Anlässen das Bußlied: „Sei mir gnädig, o Gott ob Deiner Huld, nach Deiner großen Barmherzigkeit tilge meine Schuld“. Jedoch nicht nur zum Singen wurde er beauftragt, sondern auch zum Vorbeten. Dafür erhielt er das „Betakorn“, d.h. Korn und Getreide als Lohn für den Dienst als Vorbeter.

Warum der „Pfeifa Vescht!“ so gut singen konnte, hatte seinen Grund. Er sollte auf Wunsch seiner Eltern unbedingt Priester werden und begann auch mit dem Studium. Doch lange hielt er es nicht aus und so kehrte er bald wieder nach Hause zurück. Das Singen hat er während der kurzen Studierzeit erlernt und konnte sein Können nun in seinem Heimatdorf unter Beweis stellen. Einmal



geschah jedoch auch dem „Vescht!“ ein Missgeschick. Er hatte die Brille zu Hause vergessen und war nun gezwungen, ohne sie vom Blatt zu singen. In der Mutter-Gottes-Litanei heißt eine Textstelle: „Sie reißen vom Weinstock die Reben“. Doch der „Vescht!“ sang: „Sie reißen vom Weinbock die Reben“. Die versammelte Gemeinde brach in schallendes Gelächter aus.

Als der „Veschtl“ Mäher auf den Bergwiesen am Sam (2011 m) nordöstlich oberhalb St. Peter war, musste er einen Fußweg von zwei Stunden zurücklegen, um zu den Proben nach St. Jakob zu gelangen. Doch das machte ihm nichts aus, denn er war sehr fleißig und fehlte kaum bei einer Probe. 1957 und 1958 war er Knecht in „Gruben“, im Heimathaus des Peter Gruber. Am Abend nach der Arbeit wurde oft zusammengesessen und gesungen. Einige Lieder mochte er besonders gern und sang sie daher auch sehr oft:

„Mir hobn schiane Madlan ghob, de uns iatz nimma megn,
weil mir unto do Nosn alleweil voll Tabak sein gwesn.

Mir hobns a net gfrog und hobn glei selbo gsog,
daß uns viel liaba isch do Schnupftabok.

Der Tubakwak, der Tubakwak, der Tubak isch mei Leben,
der Tubakwak, der Tubakwak, der Tubak isch mei Freid.“

Das folgende Lied, so erzählte mir Peter Gruber, durfte der Pfarrer ja nicht zu hören kriegen:

„Komm, komm, du gspäßiges Ding,
gleich wie sie beim Pforra in Goschtn (Garten) ummaspring.

Am Kopf isch er grau, am Bauch isch er weiß.

Holla, ban Teifl, do Heilige Geischt!“

Solche Scherzlieder hatte der „Veschtl“ genug auf Lager, und die Geschwister Gruber hingen an seinen Lippen, wenn er einige davon zum Besten gab.

„Wie lustig, wie ledig, wir brauchen koa Predigt,
wir brauchen koa Omt, und wearn decht net verdommt.

Wie lustig, wir Olten hobn s'Gsicht voller Folten,
an Kopf die graun Hoor, iatz gehns um, die schian Jahr.

Und weil i ka Baur net bin, weart mir ka Kuah net hin,
schießt mir ka Spotz ins Korn, krieg i koan Zorn.

Und aus isch und gor isch und iatz isch Advent,
iatz hon i mein Diandl in Rach aufhäng.“

Einige Lieder, die der „Veschtl“ gesungen hat, singen auch heute noch die „Schmolzarischn“, z. B.:

„Du bisch a fescho Bui, i kann di sehr quit leidn,
wenn du mir a Bussal gibsch, konnsch du bei mir bleibn,

konnsch di einalegn zu mir ins Fedobett,
obo dreckig mochn derfsch mo's net.“

„I hon wol a Haisl am Roan,
dos Haisl isch nett und net z'kloan,
die Aussicht isch prächtig,
segn tuit man weit mächtig,
obo i, i bins ollweil alloan.

Dos Diandl do drunt von do Gmoan,
dos war schun die Recht, wie i's moan,
zum Weibal hob is gnummen
vor etliche Summon,
seit daher bin i's nimma alloan.

Iatz sitz i do druntn afn Stoan,
mir weard schun des Haisal bold z'kloan,
die Kindo fliegn umma
wies Schwalbal in Summo,
obo i, i wars liaba alloan.

I waoß schun, was i iatza tua,
i gibs dem Herrn Pforra retur,
der Pforra hot mos gebn,
iatz soll er domit leben,
obo i, i bleib liaba alloan
in mein Haisal am Roan.“

Die „Schmolzarischn“

Die „Schmolzarischn“ sind eine Singgruppe von vier Männern: Peter Gruber (geb.1932, Grüiba Peato), Rudolf Lempfrecher (geb.1936, Schmolza Rudl), Konrad Steger (geb.1936, Porroana Konrad) und Johann Steger (geb.1937, Porroana Hansl). Sie singen hauptsächlich weltliche Lieder und treten bei verschiedenen Feiern und Anlässen auf, wie z. B. bei Tirolerabenden, Adventsingen, Weihnachtssingen,

Heimatfernentreffen usw. Geistliches Liedgut gehört ebenfalls zum Repertoire dieser beliebten Singgruppe, die vor allem im Tal, aber auch in ganz Südtirol und im In- und Ausland bekannt ist. Sehr viel wird bei Hochzeiten gesungen, sowohl in der Kirche während der Trauung:

„Gott, erteile deinen Segen diesen Brautpersonen hier“ und „Donkn für an jedn Tog, der oan gsund isch gschenkt“, als auch nachher bei der Feier im Gasthaus: „Hoch, hoch, hoch solln sie leben“ und „So frisch, so hell wie Bergesquell“.

Seit 15 Jahren singen die „Schmolzarischn“ bei Tirolerabenden in Mittelschulen, Vereinshäusern, im Hallenbad Luttach und im Tschurtschenthaler Park in Bruneck. Bei diesen Abenden treten auch Schuhplattler- und Volkstanzgruppen, Heimatdichter, Haus- und Tanzmusikanten auf. Hier ein paar Beispiele aus dem weit gespannten Repertoire der Sängerguppe: „Steffl, muasch gschwind aufstiahn“, „Winternächtliches Schweigen hüllet rings die Fluren, Wald und Feld“, „Wir kommen vom Gebirg“, „Die Kopler Alm“, Jodler, „Wenn's amol schian oper weart“, „Über die Olma gib's Kolbma“, „Wenn amol do Schnea vo da Olm weggeaht“, „Wißts wo mei Hoamat isch, drobn auf der Leitn“, „Mei Haisl steaht am Wiesnroan“, „Dort, wo der Ortler steht“ u.a.m.

Peter Gruber ist Hauptgewährsmann der „Schmolzarischn“. Er hat bereits mit vier Jahren angefangen zu singen. Seine Vorfahren waren Kirchensinger und auch er und seine Geschwister leben diese Tradition weiter. Seine Schwester Rosa Steinhauser ist, wie bereits erwähnt, Leiterin der „Jakober Kirchensinger“. Auch zwei seiner



Kinder (Margareth und Andreas Gruber) und eine Enkelin seiner Schwester (Katharina Steinhauser) sind bereits Mitglieder der „Kirchensinger“ in St. Jakob, die ja bekanntlich eine Familientradition darstellen.

Der Name die „Schmolzarischn“ geht auf Peter Grubers Ur-

großvater zurück. Ihn nannte man den „Schmolza“. Der „Schmolza“ kaufte Schmalz von den Bauern und verkaufte es an den Kerzenmacher in Pflauren. Daher der Hofname „Schmolza“ und die Bezeichnung die „Schmolzarischn“ für dessen Bewohner. Damit hatte die Singgruppe auch schon ihren Namen. Peter Gruber ist ein Cousin zu den anderen Mitgliedern der „Schmolzarischn“, denn die Mutter von Peter Gruber, die Mutter von Konrad und Johann Steger und der Vater von Rudolf Lempfrecher waren Geschwister und ihr Zuhause war der „Schmolza“.

Das Singen ist auf dem Hof eine alte Tradition. Nach dem Abendessen wurde zusammengesessen und gemeinsam gesungen, auch wenn manchmal die Zeiten nicht so rosig waren. Die Kinder erbten das geistliche wie weltliche Liedgut, indem sie bereits im frühen Kindesalter (4-6 Jahre) zwei- und dreistimmig sangen. Peter Gruber erinnert sich:

„Zuerst haben wir die Lieder vom Hören nachgesungen. Dabei kamen der erste und zweite Tenor, dann erst der erste und der zweite Bass dazu. Der Zitherspieler (unser erster Bass) hat uns von vornherein begleitet. Wir wissen nicht mehr so genau, wann wir die Lieder alle gelernt haben. Viel Liedgut haben wir vom Pfeifa Veschtl übernommen.“

Manchmal haben die „Schmolzarischn“ auch Noten bekommen. Rudolf Lempfrecher kann Noten lesen, die anderen Mitglieder kennen die Noten nicht. Sie singen nach Gehör oder orientieren sich am Notenbild. Die Liedtexte werden sofort niedergeschrieben, jedoch nur bei Liedern, die den „Schmolzarischn“ gefallen. Sind einige Textstellen unklar, nimmt man Kontakt zu jener Gruppe auf, die dieses Lied vorgetragen hat. Nach Konzerten wird immer zusammengesessen und gemeinsam gesungen. Dabei kommt es zum Austausch von Texten und Noten unter den teilnehmenden Gruppen. Die „Schmolzarischn“ sind immer an Neuem interessiert. Geprüft wird einmal pro Woche und dann oft zwei Stunden, „wenn es uns taugt“, erzählt Peter Gruber. „Wir sind dann streng zueinander“. Oft wird schon beim Kirchgang am Sonntag ausgemacht, was bei der nächsten Probe gesungen wird.

Hilfsmittel gibt es sehr wenige. Die Lieder werden vorwiegend auswendig, nur bei umfangreichen Texten vom Blatt gesungen. Sehr oft werden Aufnahmen in Radio und Fernsehen abgehört und sofort nachgesungen.

Die außerkirchlichen Verpflichtungen der „Schmolzarischn“ im Jahreslauf beginnen schon am Neujahrstag. Gesungen wird auch am Dreikönigstag: „Erschienen ist ein wunderschöner Stern“. In der Faschingszeit treten die „Schmolzarischn“ verstärkt bei verschiedenen Veranstaltungen auf. Die Lieder, die dabei gesungen werden, sind z. B. „Wenn es wellt wos singen hearn, müaßts a wian stater wearn“ oder

*„Wenn oaner af d'Nocht zi sein Diandl will giahn,
dreia, vier Stund af do Loato muß stiahn,
bis ihm die Oarwaschl zommgfriarn as wia a Drum Brett,
a so muaß er hin wearn,
ob er will oder net.“*

Ein wichtiger Singbrauch ist das „Pitschilesingen“. Gemeinsam mit den „Kirchensingern“ gehen die „Schmolzarischn“ von Haus zu Haus. Sie sind verkleidet, ihre Gesichter verhüllt, damit niemand erkannt werden kann. Vor jedem Haus werden ein Seelenlied und ein Heimat- oder Tirolerlied gesungen. Für ihr Singen bekommen die

Sänger von den Hausleuten Brot (die „Pitschilan“). Das „Pitschilesingen“ beginnt in der Seelenwoche ab dem Allerheiligentag. Leider ist dieser Brauch heute nicht mehr so üblich. Nur manchmal bildet sich noch eine Gruppe zum „Pitschilesingen“, wobei meist folgendes Seelenlied gesungen wird:

*Erwäg einmal o Menschenherz,
Du lebst in schnöden Freuden,
welch unerhörte Qual und Schmerz
die armen Seelen leiden,
mit was für Grimm und was für Pein
in Flamm' die Seelen reißen,
daß sie im Feuer so glühend sein
als wie ein glühend Eisen.*

*Oh Schmerz, es brennt Dein Vater dort,
er weinet heiße Tränen.
„Mein lieber Sohn“, sind seine Wort',
„Du willst mich nicht mehr kennen!
Ich leide ein so harte Buß',
Du lebst in schnöden Freuden!
Ich, Dein verlass'ner Vater muß
Im Fegfeuer grausam leiden!“*

*„Oh liebe Kinder helfet mir,
ich bitt' mit g'schloss'nen Händen,
laßt mich nicht länger leiden hier
in grausamen Tormenten!
Vergeltet mir mein Lieb' und Treu,
ich bitt', laßt Euch erweichen,
springt Euren treuen Vater bei!“
Die Mutter ruft desgleichen:*

*„Wie Du geweint hast als ein Kind,
bin ich vom Schlaf aufg'standen,
habe' Dich erquickt, war allzeit g'schwind*

LUTTACHER PISCHILELIED aufgezeichnet von Ivo Ingram Beikircher

Ich hab' dich gekostet, o her-schön-ster, du lebst in selm-den
 Freu-dich, wach auf er-der-le und schmerz-liche Trän-ken
 Ich - den? Mit was-er Gei-ster und was-der Fein- die
 Flam-m' der-er-er, das-er-er
 alle-und-er-er alle-und-er-er glück-liche-er-er

Das Luttacher Pischilelied, aufgezeichnet von Ivo Ingram Beikircher

zu Deinem Trost vorhanden.
 Hab' Dich gespeist, ernährt, getränkt,
 versorgt und Kleidung geben.
 Ich hab' mich Dir zum Trost geschenkt,
 bis ich vollend't mein Leben.

Und lasset Du mich braten hier
 In unerhörten Schmerzen.
 Herzliebste Tochter helfe mir,
 ich bitt' Dich recht vom Herzen!
 Mein liebes Kind, Dein Mutter brennt
 als wie das Feuer im Ofen.
 Ach bet' für mich und flieh die Sünd',
 laß mich Dein Gnad noch hoffen.“

Hilf Deinem Bruder aus der Not,
 heil Deiner Schwester Schmerzen,
 Dein Eh'gemahl, so längst schon tot,
 klopft noch bei Deinem Herzen.
 „Ach reiche mir noch jetzt die Hand,
 zeig mir noch Deine Güte,
 für mich ins himmlische Vaterland,
 mein Eh'gemahl, ich bitte.“

Seht Jesum an dem Kreuze hang'
 mit ausgespannten Armen.
 Er will die armen Seeln umfang',
 die ihm so höchst derbarmen.
 Er ladet Euch zu helfen ein,
 er wartet mit Verlangen,
 weil wir alle seine Schäflein sein,
 die ihm so höchst derbarmen.

„Herzliebste Freunde helft zusamm',
 laßt mich nicht länger leiden.

*Wir bitten Euch durch Jesu Nam',
schickt uns zu Himmelsfreuden.
Mit jenem Maß ihr messet ein,
wird Euch auch ausgemessen.
Wir werden ewig dankbar sein
Und niemals Euch vergessen.*

Bei den weltlichen Liedern standen mehrere zur Auswahl, z. B. „Do Summa ischt aus“ oder „I steig so gern auf die Alm hinauf“. Lieder vom Kriege sangen hauptsächlich Kriegsheimkehrer, z. B.:

*Beim Stollaz auf der Hö'
bei dunklem Abendschein
Da stand ein Kaiserjäger
So einsam und allein*

...

*Er hielt ein kleines Brieflein
Fest in der kalten Hand,
worauf geschrieben stand:
„Grüß mir Weib und Vaterland“.*

Wie wir sehen, besteht zwischen den „Füchsen“, den „Kirchensingern“, dem „Pfeifa Veschtl“ und den „Schmolzarischn“ ein enger Zusammenhang. Seit alters her prägen sie Brauch- und Sängertum in St. Jakob. Altes Liedgut aufzeichnen, niederschreiben, die damit

verbundenen Bräuche und Sitten beobachten und vor allem an Ort und Stelle mit den Menschen zusammenkommen, die diese Kultur leben und weitertragen, was gibt es Anregenderes!

Die „Jakober“ und die „Schmolzarischn“ singen noch heute bei verschiedenen Feiern und Veranstaltungen. Die „Kirchensinger“ gestalten nach wie vor die Gottesdienste in der Kirche zum hl. Jakob. Noten gibt es keine, denn die Melodien werden noch immer von Generation zu Generation weitergegeben. Nur die Texte sind nach alter Tradition des Kirchensingens in Textbüchern aufgezeichnet.

Angefangen hat alles im Dezember 1991, als ich Frau Rosa Steinhauser, Chorleiterin in St. Jakob, kennen lernte. Sie war es, die mir auf alle meine Fragen Antwort gab, und so kam dann auch im November 1992 meine Diplomarbeit zum Thema „Die 'Jakober Kirchensinger' aus dem Ahrntal in Südtirol“ zu Stande. Seitdem verbindet mich eine innige Freundschaft mit Frau Steinhauser und den Menschen in St. Jakob.

Mein größter Wunsch ist es, dieses Kulturgut des Kirchensingens so weit als möglich zu erfassen, da es immer mehr verdrängt wird. Diese Besonderheit des mehrstimmigen Chorsingens ohne Orgelbegleitung wird nur mehr in wenigen Orten Tirols gepflegt. Im Ahrntal jedenfalls ist die Tradition, altes Liedgut von Generation zu Generation weiterzugeben, auch heute noch lebendig und wird es hoffentlich immer bleiben.

Vom Natursingen und vom Pitschilesingen im Ahrntal

Wenn ich mich heute zurückerinnern soll an das Ahrntaler Pitschilesingen, so wie ich es selbst viele Male miterlebt habe im Raum von Luttach und Weißenbach, von St. Jakob und St. Peter, dann ist diese Erinnerung untrennbar mit dem Andenken an jenen Mann verbunden, dem es wohl in erster Linie zu danken ist, wenn dieser eigentümliche Volksbrauch nicht wie so manche andere Tradition ein Opfer des großen Umbruches der Nachkriegszeit geworden ist.

Ich meine den Luttacher Kunstschmied und Natursänger Jakob Parainer (1901-1995), im Ahrntal und auch darüber hinaus gemeinhin als „*Schmied Jaggl*“ bekannt. (Die Schreibung des Namens folgt in diesem Beitrag der von ihm benutzten Schreibweise. Amtlich ist der Familienname als Parrainer verzeichnet.) Meine erste Begegnung mit ihm geht zurück auf das ferne Jahr 1956, auf einen jener gemütlichen Abende, wie man sie wohl nur mit ihm erleben konnte, wo ausgiebig gefeiert und getrunken, vor allem aber viel gesungen wurde bis in die frühen Morgenstunden hinein. Der Ort unserer ersten Begegnung war das gastliche Wirtshaus zum Oberstock, wohin mich mein Schulfreund Josef Reichegger gebracht hatte und wo man seinerzeit dem eben beschriebenen Tun mit ganz besonderem Eifer nachzugehen pflegte. Die behagliche Gaststube war immer dicht besetzt. Der geräumig gewölbte Hausflur, ein letztes Refugium für Spätheimkehrer, wurde zu vorgerückter Stunde nicht selten zur Sängerhalle. Der „*Schmied Jaggl*“ war damals 55 und drauf und dran sich auch überregional einen Namen zu machen als Kunstschmied und als Kupfertreiber, ich selbst war gerade 19 und noch weit davon entfernt, an eine künftige Laufbahn als Opersänger zu denken. Es war ohne Zweifel der Gesang, der uns trotz des bestehenden Altersunterschiedes gleich von Beginn an einander nahe brachte, so nahe, dass aus der Bekanntschaft sehr bald schon eine herzliche Freundschaft wurde, die uns über vier Jahrzehnte hinweg verbinden sollte.



Neben einer angeborenen stark ausgeprägten Musikalität besaß Jakob Parainer eine gut sitzende, angenehm gefärbte Naturstimme, einen schönen Bariton, der sich auch zum Jodeln eignete. Schier unerschöpflich schien der Schatz an Volks- und Nationalliedern, an Jodlern und Gstanzln, die er beherrschte. Und ich habe es im Laufe der vielen Jahre nie erlebt, dass dem „*Schmied Jaggl*“ auf irgend ein Stichwort hin sozusagen zum „Draufsetzen“ nicht noch ein passendes Lied oder Schnaderhüpfli eingefallen wäre.

Das musikalische Talent hat er von seinen Eltern geerbt: seine Mutter war zeitlebens eine geschätzte Chorsängerin zu St. Johann, sein Vater, selbst Schmied und Freizeitmaler, entstammte der letzten Ahrntaler Natursängerfamilie, welche unter dem merkwürdigen

Namen „die Fuchse“ landauf und landab bekannt geworden war. Merkwürdig deshalb, weil man Meister Reinecke nicht so ohne weiteres mit Gesang und Wohlklang in Verbindung zu bringen pflegt. So kann sich dieser Beiname eigentlich nur auf den Heimathof der „Fuchse“, den Jagererhof zu St. Jakob, beziehen. Es war der Stammhof der Parainer und einer jener Höfe, die schon von alters her die Kirchensänger des Ortes zu stellen hatten.

Die „Fuchse“ waren ein dreifaches Quartett zwölf sangestüchtiger Brüder, mit denen der Hof dazumal gesegnet war. Jaggls Vater, der spätere „Schmied in der Au“ zu St. Johann im Volksmund „Schmied Daniel“ genannt, war der zweitälteste dieser munteren Sängerschar.

Mit dem Kirchengesang fing es an, doch dieser genügte den zwölf Buben schon bald nicht mehr, sodass sie sich frühzeitig dem Tiroler Volksgesang zuwandten, so wie er damals noch allenthalben in Schwung war in unserem Lande. An geeigneten Anlässen mangelte es nicht:

Kirchtage, Hochzeiten, „Kiëkemma“ boten die willkommene Gelegenheit für erste öffentliche Auftritte. Mit diesen stieg der Bekanntheitsgrad der „Fuchse“ zusehends und nichts lag deshalb näher, als sich den damals noch recht regen Brauch des Natur- oder Nationalsingens zu Nutze zu machen, um die außerordentlichen musikalischen Fähigkeiten in klingende Münze umzusetzen.

In den Jahren zwischen 1875 und 1890 unternahmen die „Fuchse“ eine Reihe ausgedehnter Sängerfahrten, welche sie weit über die Grenzen Tirols hinaus bis tief in das Schwäbische und Bayerische hinein führten auf Pfaden, die vor ihnen schon zahlreiche Tiroler Sängerfamilien begangen hatten.

Bereits im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, also unmittelbar nach den Tiroler Freiheitskriegen und der durch den Wiener Kongress eingeleiteten Befriedung Europas, hatten sich die ersten Tiroler Sängergesellschaften gebildet. Sie durchzogen vornehmlich zur Winterszeit die deutschen Lande um die Zuhörer in Städten und Märkten mit ihren Liedern und Jodlern zu erfreuen. Gesungen wurde in der Regel in Wirtshäusern; die Zuhörer spendeten den Sängern Bares, der Wirt kam für Kost und Quartier auf. Man

bezeichnete diese halbberufliche sängerische Tätigkeit als Natur- oder Nationalsingen. Bei vernünftiger Planung des Unternehmens konnte dieses recht Gewinn bringend sein. Und so legte sich jede Sängergesellschaft mit der Zeit ihre eigene Reiseroute fest, die sie dann alljährlich zur selben Zeit antrat.

In der Regel handelte es sich bei den Tiroler Natur- oder Nationalsängern um sesshafte Bauersleute, die nur während des Winters „zum Singen“ gingen, wenn die Arbeit am heimatlichen Hof ruhte. Dadurch unterschieden sie sich im vorteilhaften Sinn von allem übrigen umherziehenden Musikantenvolk. Je nach Fähigkeit und Beliebtheit der Sängergesellschaft konnte die Fahrt bis zu fünf Monate dauern. Es gab allerdings auch Natursängerfamilien, die den Rahmen dieses Brauches sprengten und auf Grund ihrer außergewöhnlichen musikalischen Leistungen das Nationalsingen zu ihrem Hauptberuf machten, so z. B. die beiden Zillertaler Sängerfamilien der Rainer und der Leo, die es zu Aufsehen erregenden Erfolgen auf gesamteuropäischer Ebene und dadurch zu ansehnlichem Wohlstand brachten. In der Tat konnten ihre abendfüllenden Konzertprogramme höchsten Ansprüchen genügen, sodass sie an den ersten europäischen Opernhäusern auftreten durften, wie etwa im Londoner Convent-Garden oder in der Hofoper zu Berlin. Von Publikum und Presse gefeiert sangen sie vor dem Kaiser in Wien ebenso wie an den skandinavischen Königshöfen oder vor dem russischen Zaren in St. Petersburg. Seinen Zenith erreichte dieser unerwartete Höhenflug des Tiroler Liedes, als Ignaz Moscheles, der Klaviervirtuose, Freund Beethovens, Mendelssohns und Webers, diese schlichten Alpengesänge eigenhändig verlegte und dem Zeitgeschmack entsprechend für die verschiedensten Salon- und Kammerbesetzungen bearbeitete.

Ähnlich Erfolgreiches wie von den beiden Zillertaler Sängerfamilien lässt sich auch vom Pfälzner Natursänger Josef Pitzinger und seinem Quartett berichten. Zu seinen besonderen Förderern gehörte neben Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg auch der dichterisch begabte Prinz Oscar von Schweden und König Maximilian von Bayern. Wie bereits erwähnt stellen die angeführten



Beispiele die Ausnahmen dar in diesem großen Konzert der Tiroler Nationalsänger. Der größere Teil von ihnen - und dazu gehörten auch die Jakober „Füchse“ - konnte nicht annähernd solche Erfolge aufweisen, hatte es aber auch gar nicht darauf angelegt.

Der Brauch, welcher mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges ein jähes Ende fand, bewirkte zweierlei: einmal wurde durch ihn das Tiroler Liedgut gepflegt und dadurch erhalten wie kein zweites, zum anderen aber wurde es einem ungeheuren Verschleiß ausgesetzt, denn die wiederholten Auftritte an denselben Orten zogen einen zwingenden Bedarf an neuen Liedern nach sich. Da sich dieser aus dem vorhandenen Vorrat auch nicht annähernd decken ließ, sahen sich die Sängergesellschaften gezwungen zur Selbsthilfe zu greifen und neue Lieder zu erfinden. Das Ergebnis war, wie sich leicht denken lässt, von sehr unterschiedlicher Qualität. Es entstand eine Vielzahl von Pseudo-Tirolerliedern, die man unter der irreführenden Bezeichnung „Tiroler Nationallieder“ zusammengefasst hat. Fast wahllos und nicht selten von ihrem jeweiligen Standort bestimmt, vermengten die einzelnen Sängergesellschaften Einhei-

misches mit Fremdem, sodass sich in diesen neuen Gesängen Elemente des Kärntner- und Steirerliedes ebenso finden, wie solche des Wiener Gassenhauers und Heurigengesanges oder des bayerischen und schweizerischen Alpenliedes. Vielleicht wurden gerade deshalb diese neuen Kreationen so beliebt, wengleich sie mit dem eigentlichen Tiroler Lied nicht mehr viel gemeinsam hatten. Man stand also bereits im vorigen Jahrhundert einem Phänomen gegenüber, wie es sich in den letzten Jahrzehnten mit dem Aufkommen der „Oberkrainer“ oder der „Kastelruther Spatzen“ gestellt hat.

Zur Verdeutlichung des Gesagten hier einige Textbeispiele von so genannten Nationalliedern, so wie auch ich sie im Ahrntal seinerzeit noch gehört habe. Das Folgende gehört mit Sicherheit zum Repertoire der Jakober „Füchse“, denn es wurde von ihrem direkten Nachkommen, dem „Schmied Jaggl“, des öfteren vorgetragen:

Solo: „Wir kommen vom Gebirg“

Chor: „Hat a jeder a frisks Bluat“

Solo: „Hat jeder a treues Herz“

Chor: „Krumpe Federn aufm Huat“

Aus dem weiteren Verlauf des Liedes wird klar, dass wir es hier mit einem Vorstellungslied der Nationalsänger zu tun haben:

Solo: „Jetzt wöll' mer giahn probiern“

Chor: „Die Länder zu passiern“

Solo: „Mit unsrer Wenigkeit“

Chor: „Wenn ihr zufrieden seid“

Alle: „Wir kommen vom Gebirge her und habm nix probiert,
mier kennen koane Notn net und habm nix studiert.“

Ebenfalls aus dem Repertoire der „Füchse“ stammt das folgende Nationallied, in welchem die jährlich eintretende Schneeschmelze mit folgenden Versen kunstvoll umschrieben wird:

„Es werfen die Berge ab die Mäntel von Hermelin,

hinab ins bunte Tal und kleiden sich wieder grün.

Mit Veilchen verziertem Hut ergreift der Schütz das G'wehr.

Es schreit das junge Blut den Frühling wieder her.“

Typisch für die Sprache dieser Nationallieder sind auch folgende Verse:

*„Von der Alpe ragt ein Haus still und öd ins Tal hinaus.
Drinne wohnt mit heiterm Sinn eine schöne Sennerin.“*

oder:

*„Mein Lieb ist eine Alpnerin gebürtig in Tirol.
Sie trägt, wenn ich nicht irre bin, ein schwarzes Kamisol.“
(Hemdchen).*

Viel gesungen wurde auch folgender Text:

*„Über Berg und Tal ist ein Wasserfall.
Dort steht in der Mitte eine kleine Hütte.
Dort sitzt mein Schatz auf dem Rasenplatz
Tut mich freundlich grüßen mit viel tausend Küssen.“*

oder auch dieser:

*„Dort auf der Alm, da isch a Kleaplatz,
Dort wohnt mein Diandl, ja des isch mei Schatz.
Wie i hin bin grennt, hat's mi am Jodeln kennt
hol-die -di -di- a- ho
Und sie wartet halt bis der Jodler schallt.
Hört sie fern den Ton, hüpf ihr Herzerl schon,
Läuft Berg auf Berg ab bis ins grüne Tal
Und durchs grüne Tal dringt der Liebe Schall.
Beim Diandl ihrer Hüttn, da singen die Schwalbm
Und da lafn die Gamslan schon her über die Alm.
Afn Abend, ja da sitz i vor der Hüttn schon draus
Und da klingeln und da klangeln die Küh schon
nach Haus.“*

Diese teilweise kitschig-sentimentalen Schilderungen einer Almidylle, die es so in Tirol nie gegeben hat, rief schon lange vor der Jahrhundertwende erste Kritiker auf den Plan. Die gewichtigste Stimme unter ihnen kam aus Wien und gehörte dem aus St. Valentin auf der Haide stammenden Hofrat Franz Friedrich Kohl (1851-1924), der als Mentor des echten Tiroler Liedes bittere Klage erhob über den Niedergang desselben und mit der vielbeachteten Herausgabe seiner Sammlung „Echte Tiroler Lieder“ aus dem Jahre 1899 ein

Gegengewicht zu schaffen versuchte gegen die immer seichter und ärmer werdenden Tiroler Nationallieder.

Warum ich so weit abschweife mit meinen Gedanken? Weil ich in jenem fernen Jahr 1956, dem Jahr meiner ersten Begegnung mit Jakob Parainer, mit einer Vielfalt von Tiroler Liedern konfrontiert wurde, die ich zum größten Teil noch überhaupt nie vernommen hatte. Dazu gehörten echte Tiroler Volkslieder im Kohl'schen Sinne ebenso wie die eben beschriebenen Tiroler Nationalgesänge, gehörten Ahrntaler Alm-, Jäger- und Liebeslieder ebenso wie so manches echt tirolerisch klingende Marienlied, so wie es wohl bei den Maiandachten beim Weißenbachl zu St. Johann dereinst erklingen sein mag. Natürlich lernte ich auch bald die beiden Ahrntaler Pitschileieder kennen, auf die ich in der Folge noch etwas näher eingehen werde.

Tatsache ist, dass sich mir eine neue nicht gekannte Welt eröffnete, die mich in meiner jugendlichen Begeisterung voll in ihren Bann schlug. Meine bisherige musikalische Ausbildung hatte sich nämlich in geregelten bürgerlichen Bahnen bewegt, so wie sie sich damals in einer noch „musikschullosen“ Zeit eben anboten. Zu meiner Volksschulzeit erhielt ich etwas privaten Klavierunterricht in meiner Heimatstadt Bruneck, dann war ich Sopransolist am Franziskanerchor in Bozen, zu meiner Gymnasialzeit Mitglied des Brixner Domchores unter Angelo Alverà und zu meiner Fachschulzeit schließlich Mitglied des Kammerchores Leonhard Lechner unter dessen Begründer Oswald Jaeggi. Bald schon sollte ich selbst einen Chor leiten und zwar den Männergesangverein Bruneck, für dessen Wiederbelebung ich mich tatkräftig eingesetzt hatte. Ich hatte mich bisher also sehr wohl mit dem Singen beschäftigt und vom Notenlesen bis zum Treffen der Intervalle, vom Erkennen der rhythmischen Vorgaben bis zur Aneignung eines Phrasierungsgefühles so manches gelernt, das dazu angetan war, eine möglichst partiturgetreue Wiedergabe niedergeschriebener Musik zu gewährleisten. Am Oberstock aber lernte ich eine völlig andere Welt des Musizierens kennen, eine Welt, die bar jeglicher musiktheoretischen Kenntnisse war und trotzdem ansprechend zusammensingen verstand. Hier

wurde drei- und vierstimmig gesungen frisch aus der jeweiligen Stimmung heraus und unbelastet von einengenden Korsetten.

Zum ersten Mal lernte ich jene freie Art des Singens kennen, die damals noch den Ahrntaler Volksgesang auszeichnete. Gesungen wurde nach bester Natursängerüberlieferung: mehrstimmig und immer frei nach Gehör. Dabei bewegte sich die erste und die zweite Stimme dem einfachen Volksempfinden entsprechend vorwiegend in Terzintervallen. Die dritte Stimme war kaum figuriert und hielt sich vorwiegend auf ein und derselben Tonhöhe, zumeist der Dominante, auf und wurde „*der Gerade*“ oder „*Aushalter*“ genannt. Der Bass als vierte Stimme dagegen machte größere Sprünge zwischen Tonika und Dominante, weshalb man ihn auch oft als den „*Krumpen*“ bezeichnete.

Diese freie Art des Zusammensingens vor allem aber auch des Zusammenhörens bereitete dem Sänger eine ungleich größere Freude als das strenge Chorsingen, da er immer das Gefühl hatte, seine persönliche Improvisationsgabe mit einbringen zu können. Tatsächlich erklangen dieselben Lieder an verschiedenen Abenden in unterschiedlichen, leicht von einander abweichenden Fassungen, selbst wenn sie in derselben Besetzung gesungen wurden und das ist es, was den einfachen Alpenliedern ungemain bekommt. Erwähnenswert erscheint mir in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass im Grunde genommen eine instrumentale Begleitung der Lieder eigentlich nicht erwünscht war, was aber nicht heißen soll, dass man einem fallweise dazustoßenden Gitarre- oder Zitherspieler nicht die ihm gebührende Anerkennung hätte zuteil werden lassen.

Wer aber hatte sich an meinem ersten Sängerabend am Oberstock in Luttach um den „*Schmied Jaggl*“, den natürlichen Mittelpunkt dieser frei zusammengewürfelten Sängergesellschaft geschart? Da ist vor allem der „*Stöckmawirt*“ Arnold Oberhollenzer zu nennen, gleichermaßen ausgestattet mit echter Begeisterung für den Gesang wie mit einem schier unerschöpflichen Erfindungsreichtum, wenn es galt dem einen oder anderen Sänger einen Possen zu spielen. Dann war da noch Oberhollenzers Schwager David Auer, nach seinem Berufsstand „*Lehrer David*“ genannt, eine stimmlich eben-

so präsenre wie zart besaitete Sängernatur. Es ist anzunehmen, dass ihm seine ausgedehnten Angelzüge in den fischreichen Gewässern der Ahr Ausgleich waren für so manche stürmisch bewegte Sängernacht.

Mit allen Eigenschaften der sogenannten „stillen Wasser“ ausgestattet war dagegen Georg Niederkofler, vulgo „*Lembach Jörgl*“, ein musikalisch fein empfindender sicherer Gestalter der zweiten Stimme und ebenso sicher einer der Allerletzten beim Heimgehen.

Vom Schneiderhof in Weißenbach stammte Engelbert Großgasteiger, der „*Schneida Engl*“. Seinem nach der Höhe hin einfach unbegrenzt scheinenden Tenor war die führende erste Stimme anvertraut und wer sein mit nicht mehr überbietbarer Begeisterung vorgetragenes „*Erwägeimaaaaalooooooooomennschenherz*“ - den Anfang des Luttacher Pitschileliedes „*Erwäg einmal, o Menschenherz*“ - auch nur einmal gehört hat, der wird diesen musikalisch erfüllten Augenblick kaum mehr vergessen.

Den Luttacher Sängerkreis verstärkte damals der im ganzen Ahrntal als verdienter Chor-, Volks- und Kirchensänger geschätzte Gruber Peter, „*Grüiba Peato*“ aus St. Jakob, ein ebenso unbeirrbarer Gestalter des „*Geraden*“ wie des „*Krumpen*“ in diesem Konzert der großen Naturbegabungen.

Gelegentliche extraterritoriale Hilfe wurde der Sängerrunde durch meinen Schulfreund Josef Reichegger aus Sand in Taufers und durch mich zuteil.

Adolf Oberhofer, der „*Weissner Adolf*“ und später als Träger des Brotkorbes unverzichtbares Mitglied der Pitschilesinger, war zu diesem Zeitpunkt erst knapp fünfzehn Jahre alt und deshalb noch zu jung, um sich längeren „Sängerrunden“ widmen zu dürfen.

Zu ausgedehnten musikästhetischen Diskussionen kam es, wenn gelegentlich der hochverdiente Chorleiter aus St. Johann David Mittermaier der Runde die Ehre gab. Der „*Meister David*“ und der „*Schmied Jaggl*“ waren profunde Kenner und Liebhaber des Ahrntaler wie des Zillertaler Liedes wenn auch mit leicht von einander abweichenden Auffassungen in Interpretations- und Stilfragen. „*Gilitzn däs*“ pflegte der „*Meister David*“ zu vorgerückter Stunde zu sagen,

ALLGEMEINES AHMTALER PITSCHILEIED
aufgeschrieben von Ivo Ingram Beikircher.

Christe wo bist, daß P du bist er-gebene-ten, ver-gelt in ein-Teu-ber etc
Ich-der, wo bist du den P-boden, du bist in der P-boden ein-Teu-ber etc
Ich-der, wo bist du den P-boden, du bist in der P-boden ein-Teu-ber etc
Ich-der, wo bist du den P-boden, du bist in der P-boden ein-Teu-ber etc
Ich-der, wo bist du den P-boden, du bist in der P-boden ein-Teu-ber etc

I. Ingram Beikircher
1911

Das Ahmtaler Pitschileied, aufgezeichnet von Ivo Ingram Beikircher

wenn er mit dem einen oder anderen Sänger auf dessen Wohl anstoßen wollte. „*Tu noar aa*“ hatte die entsprechende Antwort auf diesen althergebrachten Trinkspruch zu lauten.

„*Gilitzn*“ ließen es sich aber auch die Pitschilesinger zur entsprechenden Jahreszeit und damit komme ich zum Brauch des Pitschilesingens, wie ich ihn in den ersten Jahren meiner Bekanntschaft mit dem „*Schmied Jaggl*“ kennenlernte und zwar in einer Form, die der ursprünglich geübten sehr nahe gekommen sein dürfte.

Der Brauch hat sich um das Fest Allerseelen herum gebildet und fußt auf dem in unserem Volke stark verwurzelten Seelenglauben. Was man an diesem Tag dem Nächsten Gutes tat, kam den armen Seelen zugute. Und so wurde im Gedenken an sie und ihnen „*zu Hilf und Trost*“ seit jeher schon reichlich Almosen gespendet. Das Ritual nahm mit dem einstündigen „*Toteneinläuten*“ oder „*Armenseelenausläuten*“ um 12 Uhr Mittag des Allerheiligentages seinen Anfang. Es bestand nämlich der Glaube, dass die armen Seelen zu diesem Zeitpunkt das Fegefeuer verlassen dürften: einige für immer, um nach verbüßter Strafe in die ewige Seligkeit einzugehen, die anderen nur für eine kurz begrenzte Zeit, in welcher sie sich des freien Umherwandeln auf der Erde erfreuen konnten. Mit dem ersten Glockenton des darauffolgenden Tages jedoch mussten sie wieder in die Gluten des Fegefeuers zurückkehren. Es war jener Glockenton, der als „*Armenseeleneinläuten*“ bezeichnet wurde und der das erste Messopfers am Allerseelentag ankündigte.

Um nun den armen Seelen ihren kurzen Aufenthalt auf dieser Welt so angenehm als möglich zu gestalten, wurden am Abend des Allerheiligentages Speisen auf den Tisch gestellt, an denen sie sich laben konnten. Milch und Krapfen waren fester Bestandteil dieser Zehrung. Für jene Seelen, welche die Qualen der „*heißen Pein*“ erleiden mussten, wurde Fett auf den Tisch gestellt zur Linderung der Brandwunden oder eine mit Schmalz gefüllte und mit einem Docht versehende Lampe, die demselben Zweck diene. Für jene Seelen aber, welche den Qualen der „*kalten Pein*“ ausgesetzt waren - dies traf nach dem Volksglauben vor allem auf Geizhalse zu - wurde der Stubenofen die ganze Nacht hindurch geheizt.

Natürlich ließ man zu dieser Zeit auch besonders viele Messen lesen für die armen Seelen, denn man würde dereinst ja selbst auch dankbar dafür sein, wenn die eigenen Qualen des Fegefeuers dadurch gelindert oder verkürzt würden.

Ganz im Sinne dieses herrschenden Seelenglaubens war es, dass in der Woche vor Allerheiligen Brot gebacken wurde, das zur Verteilung an die Dorfarmen bestimmt war. Im Pustertal wurden in der Regel runde Roggenbrote gebacken, etwas kleiner als die üblichen aber immerhin ganze Brote, da man der Meinung war, dass ein noch so kleines ganzes Brot eine Gott wohlgefälligere Gabe darstelle, als ein geteiltes. Diese Armenbrote nannte man ursprünglich Seelenbrote, bis sich für sie im Laufe der Zeit die Bezeichnung „*Pitsche*“ durchsetzte und das kam so: Die Kunde von diesem wohlthätigen Brauch war allmählich in die nahen ladinischen und italienischen weit ärmeren Nachbartäler des Pustertales gedrungen. Und von dort, aus den Dörfern hinter dem Sextner Kreuzberg und aus Buchenstein, machten sich zum gegebenen Zeitpunkt ganze Scharen Bedürftiger auf den Weg ins Pustertal und gesellten sich zu den jeweiligen Dorfarmen. Sie haben das Wort „*Pitsche*“ geprägt, wie der Heimatforscher Johannes Baur herausfand. Die Armen aus „*Podl*“, „*Plodn*“ und „*Gamelgen*“ (gemeint sind die Dörfer des Padolatales und des oberen Comelico hinter dem Kreuzbergpass) bettelten um „*piccio pan*“, was soviel wie kleines Brot bedeutet. Aus den „*Pitschen*“ wurden schließlich „*Pitschilan*“, was auch auf eine weitere Verkleinerung der Seelenbrote schließen lassen könnte.

Leider wurde aber aus dem Brauch allmählich ein Missbrauch, denn der umherziehenden Bettelgruppen wurden immer mehr und mit ihrer Anzahl stieg auch ihre Zudringlichkeit, die sich nicht selten bis zur dreisten Forderung steigerte. Was Wunder also, wenn der Brauch allmählich abkam vielleicht auch deshalb, weil mit zunehmendem Wohlstand die Brotgabe allein die beschwerlichen Bettelgänge nicht mehr rechtfertigte. Entsprechende Nachfragen haben ergeben, daß die letzten Bettelgruppen in den späten 30er-Jahren unseres Jahrhunderts das Pustertal durchzogen. Es handelte sich um ältere Frauen, die ihrer Herkunft nach „*Podlaweibilan*“ genannt wurden.

Was jedoch für das Haupttal galt, musste auf das Ahrntal noch lange nicht zutreffen. Hier hat sich der Brauch erhalten, weil er seit eh und je in erweiterter und viel sinnvollerer Art ausgeübt worden war.

Zwar waren es auch hier zunächst die Dorfarmen, die von Hof zu Hof zogen um sich die „Pitschilan“ zu erbitten, aber sie hatten selbst auch etwas anzubieten, eben ein „Pitschilelied“. An den neun auf Allerheiligen folgenden Abenden zogen sie in der Dunkelheit von Hof zu Hof; unter ihnen einige Sänger und ein bis zwei Korbträger. Diese standen an der Haustüre, die oftmals auch vermummte Schar der Bittsteller etwas im Hintergrund - niemand wollte gerne öffentlich seine Armut bekennen. Um die jeweilige Bäuerin gütig zu stimmen, wurde nun eines der beiden Pitschilelieder angestimmt, die in eindringlicher und anschaulicher Form die Qualen schildern, welche die armen Seelen im Fegefeuer zu erleiden haben. In den meisten Fällen verfehlte das Lied seine Wirkung nicht und die Bäuerin warf „Pitschilan“ in den Korb.

Der Träger bedankte sich mit verstellter Stimme, um nicht erkannt zu werden und dann ertönte zum Dank noch ein lustiges Lied, das je nach Stimmung ein Alm- oder ein Jägerlied und nicht selten auch ein Liebeslied war. Anschließend zogen die Pitschilesinger weiter zum nächsten Hof.

Aus dem Tonfall der mit Fistelstimme vorgebrachten Danksagung des Korbträgers konnten die Bittsteller genau heraushören, ob sie nun reichlich oder weniger reichlich beschenkt worden waren. Traf Letzteres zu, weiß Johannes Baur auch von Spottversen zu berichten, die sich dann eine gar zu knauserige Bäuerin anhören musste. Diese konnten so lauten:

„Do hoafsts ban Klemmawischt, heint und morgn gebm se nicht.

Und gebatn se gearn, habm se selbo nicht!“

Da im Ahrntal seit jeher viel und gut gesungen wurde und das Lied immer im Mittelpunkt dieses Brauches stand, waren die Voraussetzungen für dessen Erhaltung gegeben. Längst gingen nicht mehr die Dorfarmen zum Pitschilesingen, sondern einzelne Gruppen brauchtwmsbewusster und sangesfreudiger Burschen und Männer.

So verhielt es sich auch bei jener Sängerguppe, die sich um den „Schmied Jaggl“ herum gebildet hatte. Es lag in der Natur der Sache, dass sich die Sängerschar im Laufe der Jahre vergrößerte und zwar vor allem durch Sänger aus dem Tauferer Raum bis nach Bruneck hin. Sie alle ließen sich anregen vom „Schmied Jaggl“ und von seinen Liedern, und zwar nicht nur zum Zeitpunkt der ersten Novembernächte, sondern auch den Rest des Jahres über zu den verschiedensten Anlässen. Dadurch war es Jakob Parainer vergönnt, das von seinem Vater übernommene reiche Liedrepertoire noch einmal weiterzugeben.

Wenn ich eingangs den „Schmied Jaggl“ als den letzten Tiroler Nationalsänger bezeichnet habe, so scheint mir dies durch die Tatsache gerechtfertigt, dass er als siebzehnjähriger Bub an der allerletzten Sängerfahrt der „Füchse“ teilgenommen hat. Im Kriegsjahr 1918 traf aus Innsbruck die traurige Nachricht ein, dass dort einer der Parainer-Brüder verstorben sei. Die noch überlebenden sieben Brüder kamen in der „Daniel Schmiede“ zusammen, von wo sie gemeinsam die Fahrt nach Innsbruck anzutreten gedachten. Wie sie nun so beisammen saßen in der Stube, wollten sie es doch noch einmal wissen und versuchten einen vierstimmigen Gesang. Der Vater des Jaggl war damals schon siebzig, die übrigen Brüder, der Simon, der Thomas, der Friedl, der Jakob, der Naz sowie der „oanseitate“ Rattl, waren nicht viel jünger. Der Gesang fiel zur vollen Zufriedenheit aller aus. Nur mit dem Jodeln wollte es nicht mehr so ganz „gien“. Da hieß der alte Daniel seinen Buben, den Jaggl, einspringen. Die Lieder kannte er ja alle und jodeln konnte er, dass er den ungeteilten Beifall der einstigen Nationalsänger erhielt und das wollte schon etwas heißen. So kam es, dass er die Fahrt nach Innsbruck mitmachen durfte.

Nachdem die „Füchse“ dort ihren toten Bruder zu Grabe getragen hatten, gingen sie, wie es Brauch war, zum „Grauen Bären“. Als sie nach genossener Stärkung einige Lieder erklingen ließen, lud sie der Bärenwirt zum Bleiben ein. Am Abend waren dann die Gaststuben dicht besetzt mit Zuhörern, die alle gekommen waren um die Ahrntaler Sänger zu hören. Bis spät in die Nacht hinein

erklangen die herrlichen Töldererlieder aus den Kehlen der betagten „Füchse“ und darüber hob sich die frische unverbrauchte Jodlerstimme des jungen Jaggl.

Wenn Jakob Parainer von diesem für ihn prägenden Erlebnis erzählte, so vermittelte er auch etwas von jener eigenartigen Stimmung, die ihn damals erfüllte: Da war einmal der traurige Anlass dieser letzte Sängerfahrt der „Füchse“ zu einer Zeit wirtschaftlichen Not und politischen Bedrängnis und da war zum anderen das für den jungen Buben so beglückende Gefühl mit seinem Vater und dessen Brüdern gemeinsam singen zu dürfen.

Doch zurück zu den Luttacher Pitschilesingern. Wie bereits erwähnt, vergrößerte sich ihre Schar zusehends. Bei einem Pitschilesingen, zu dem ich auf die Bitte meines Freundes Jaggl hin aus Deutschland angereist war, es mag wohl 1974 gewesen sein, begaben sich nicht weniger als 14 Mann auf den Weg: leider nicht mehr zu Fuß, sondern mit Autos, was mir einfach nicht gefallen wollte. Zudem ging die Gruppe nach Absingen der Lieder in die Bauernstuben, um dort noch ein bisschen weiterzufeiern. In Erinnerung blieb mir in diesem Zusammenhang eine Bäuerin in St. Jakob, der es sichtlich peinlich war, dass sie nicht über so viele „Stamperlen“ verfügte, wie Sänger in der Stube saßen.

Was die Autos betrifft, setzten die Weißenbacher ein Zeichen, indem sie diese „aufbockten“, während die Pitschilesinger am Feiern waren. Diese Vorkommnisse haben sicher auch dazu beigetragen, dass sich in der Folge das Pitschilesingen wieder dorthin entwickelt hat, von wo es einst seinen Ausgang genommen hatte. Und dies war sicher gut so.

Abschließend noch kurz auf die beiden Pitschilelieder, die ich seinerzeit gehört, mitgesungen und auch aufgezeichnet habe. Im Luttacher und Weißenbacher Raum wird vorwiegend das Lied „*Erwäg einmal, o Menschenherz*“ gesungen, während im übrigen Ahrntal häufiger das Lied „*Christ, wo bist*“ zu hören ist. Beide Liedtexte sind demselben Thema verpflichtet: in sprechenden und zu Herzen gehenden Bildern schildern sie den Gegensatz zwischen den Lebenden, die den irdischen, „schnöden“ Freuden huldigen,

und den armen Seelen, die in qualvoller Pein für ihre Sünden büßen müssen und allzu oft vergessen werden. In beiden Liedern wenden sich die armen Seelen an die Lebenden und bitten sie, durch gute Werke oder heilige Messen zur Verkürzung ihrer Strafen beizutragen. Um die Bitten noch eindrucksvoller zu gestalten, nehmen die armen Seelen die Gestalt naher Verwandten an, etwa des Vaters oder der Mutter.

Vergleicht man die beiden Texte miteinander, kann man unschwer feststellen, dass der Text von „*Christ, wo bist*“ viel unauffälliger und schlichter und deshalb auch volksnäher ist als jener des Luttacher Pitschileliedes. Mit Sicherheit ist es auch der bei weitem ältere Text. Gepaart mit einer innigen, zarten Melodie verschmilzt er zu einem echten Ganzen, dessen suggestiver Kraft man sich nur schwer entziehen kann.

Beim Luttacher Pitschilelied „*Erwäg einmal, o Menschenherz*“ hingegen stoßen wir auf gesuchtere Ausdrucksformen. Auch wirkt die Vertonung konstruiert und auf Effekt angelegt. Im Ganzen gesehen ist es dramatischer und trifft die Stimmung der Seelennächte bei weitem nicht so eindeutig wie das einfache Ahrntaler Pitschilelied. Die Sprache ist theatralisch, die Wortwahl hochgestochen, sodass man mit Sicherheit sagen kann, dass es sich hier keineswegs um ein Volkserzeugnis handelt. Worte wie „*Erwäg*“, „*schnöd*“, „*Torment*“ für Marter oder Qual, „*erquicket*“, „*gespeißt*“, „*vollendt*“ oder „*Ehgemahl*“ lassen eher auf einen Autor mit einem gewissen Bildungsgrad schließen. Er könnte durchaus auch dem geistlichen Stand angehört haben.

Um einen in diesem Beitrag bereits angestellten Vergleich noch einmal zu bemühen, könnte man sagen, dass der Unterschied zwischen den beiden Ahrntaler Pitschileliedern etwa jenem entspricht, der zwischen dem echten Tiroler Volkslied und dem Tiroler Nationallied besteht. Dieses Urteil darf aber keineswegs als einseitig abwertend verstanden werden, besonders nicht in einer Zeit, da das einst so reiches Tiroler Liedgut ernsthaft bedroht ist und deshalb in seiner Gesamtheit um so erhaltenswürdiger erscheint.

Die Tölderer und ihr Sprachleben

Eine dialektgeografische Skizze

Da die Ahrntaler Sprachlandschaft bereits wiederholt beschrieben wurde, ist es nicht leicht, ohne Vermeidung von Wiederholungen wesentlich Neues zu bieten. Wohl aber können einige Erkenntnisse genauer untersucht und untermauert werden. Der vorliegende Beitrag befasst sich mit folgenden Fragen:

1. Wie kam es zur Bezeichnung Tölderer und wer gehört zu den Tölderern?
2. Wie ist das Mundartgebiet der Tölderer im dialektgeografischen Bild des östlichen Tiroler Landesteiles gelagert?
3. Welche Innengliederung zeichnet sich in der Ahrntaler Dialektlandschaft ab?

Die Tölderer und ihr Lebensraum

Unter mundartlich *To(u)l* „Tal“ versteht man im Pusterer Haupttalbereich nur das Ahrntal von Sand in Taufers aufwärts, und auch die Bewohner dieses Talabschnittes bezeichnen ihre engere Heimat so. Man ist *in Toule*, sobald man von Sand talaufwärts wandernd, nach Luttach kommt. Von dort talabwärts ist man in Taufers und für das Pustertal und seine Talabschnitte gebraucht sowohl der Bewohner des *Touls* als auch der Tauferer die Bezeichnungen *Oberland*, *Bruneggen*, von *Bruneggen abwärts* u.a.

Man möchte nun erwarten, dass der im *Toule* Beheimatete mundartlich als *Toula* „Taler“ bezeichnet würde. Einen, der seine Wohnstatt im *Wält* „Wald“ oder am *Pâch* „Bach“ hat, nennt man bekanntlich *Wâlda* „Walder“, *Pâcha* „Bacher“. Warum ist also der im *Toule* Ansässige nicht ein *Toula* sondern ein *Töldra*? Dieser Lautform würde hochsprachlich nicht ein „Taler“ sondern ein „Tälerer“ entsprechen, also ein „Bewohner von Tälern“.

Wie bereits gesagt wurde, nennt man im Pustertal nur die Ahrntaler so, also die Leute von Sand talaufwärts. Aber ebenso

sind für die Unterinntaler die Oberzillertaler, für die Pinzgauer die Krimmler und für die Lienzer die Iseltaler die *Töldra*. In Sterzing kann man für die Pfitscher diese Bezeichnung hören. Im mundartlichen Tölder hat sich die Bedeutung der alt- und mittelhochdeutschen Mehrzahlform *teler*, nämlich „Tälernetz, zusammengehörende Täler“, erhalten. Zu den *Tölderern* gehört somit die gesamte Siedlergemeinschaft der durch Hochjöcher verbundenen Täler, die von Süden, Norden, Osten und Westen in den Gebirgsstock der Zillertaler Alpen und der Hohen Tauern führen. Dieses Tälernetz galt seit alters als ein in sich geschlossener Siedlungsraum, der erst durch die geänderten Verkehrsmöglichkeiten der Neuzeit und besonders durch die seit 1919 bestehende Staatsgrenze zwischen Österreich und Italien seine einstige Geschlossenheit verlor. Johann Jakob Staffler weist um 1840 in seiner Landesbeschreibung von Tirol wiederholt auf die damals noch verkehrsgeografisch wichtigen Verbindungen über die Hochjöcher hin:

„Von Heiliggeist gegen Norden zieht ein ziemlich besuchter Bergpfad, anfangs 3/4 St. bis an den Fuß des Taurn; dann immer, wenn auch nicht sehr steil, bergauf und ... in 3 St. auf das Krümmeler-Taurnjoch ... Von der Höhe senkt sich der Weg jenseits durch das Krümmelerthal ... nach Krümmel in Pinzgau hinab. ... Auf einem andern, jedoch ziemlich gefährlichen Pfade gelangt man östlich durch das Windthal ... und ... das Umbalthal nach Pregratten und Virgen im Gebiete von Windischmatrei.“
„Durch dieses Thal (das Umbalthal) führt ein rauher Pfad ... zum Tabereck ... von dort eine beträchtliche Strecke lang ... auf den Ahrnerkopf, ... von wo zwei Übergänge - das äußere und das innere Thörl - ... durch das Windthal nach Heiliggeist im Ahrnthale hinableiten. ... Einem

rüstigen Bergsteiger gelang es, mit Benützung dieses Weges und des Überganges über die Hundskehl vom Dorfe Pregraten in einem Tag Hall im Innthale zu erreichen. Auf dem ordentlichen Thalwege nach Lienz und dann auf der Poststraße werden von Pregraten nach Hall 60 Poststunden gerechnet.“

„Unfern des östlichen Ende des Zillergrundes ... klaffen zwei wüste Thäler entgegen, erst das Sonderthal ... mit einem Pfade auf das Hörnleloch und jenseits hinab nach St. Jakob im Taufersthal; dann etwas mehr östlich das Hundskehl-Thal in gleicher Richtung ... auf die Hundskehle und sohin nach St. Valentin im nämlichen Thale führt (das Ahrntal), von wo man entweder südwestlich nach Bruneck, oder nördlich bei dem Heiliggeist-Kirchlein vorüber auf den Krümmeler-Thaurn nach Pinzgau zum Dorfe Krümmel gelangt.“

Hinweise dieser Art, von denen wir in Stafflers Landesbeschreibung noch viele finden, zeigen die wichtige Verbindungsfunktion der Hochjöcher in alter Zeit, in der die Entfernung des Reiseziels noch nicht nach Straßenkilometern, sondern nach der dafür nötigen Gehzeit berechnet wurde. Man suchte den kürzesten Weg und umging die verkehrsfeindlichen Hochgebirgsgelände nicht.

Es kann im Rahmen dieses Beitrages nicht näher auf die verkehrsgeografische Lage in alter Zeit eingegangen werden. Mit den wenigen Andeutungen dürfte jedenfalls einigermaßen erklärbar geworden sein, dass das Siedlungsareal der Hochgebirgszone zwischen den Gebieten des Unterinntales im Norden und dem Pustertal im Süden in der Zeit, in der es weder Straßen- noch Schienenfahrzeuge gab, ein in sich geschlossener Lebens- und Wirtschaftsraum war, für den die Bezeichnung *Tölder* galt, der dessen Bewohner die Benennung *Tölderer* verdanken. Da sich die *Tölderer* selbst so nennen, ist es nicht berechtigt, in diese Bezeichnung die Bedeutung von „hinterwäldlerisch, zurückgeblieben“ hineinzunehmen, zumal die *Tölderer* seit alters alles eher als neuerungsfeindlich sind.

In diesem Zusammenhang dürfte es nicht unangebracht sein, einmal darauf hinzuweisen, dass sich die bodenständige Sprachform in unserem Gebirgsland, dessen Siedlungszonen fast ausschließlich die Täler sind, gegen den Gebrauch des Wortes Tal, mundartlich *To(u)*, in auffallender Weise sträubt. Unter *To(u)* versteht man, wie wir bereits gehört haben, im Pustertal nur das Ahrntal, im Lienzer Gebiet nur das Iseltal, im Unterinntal nur das Zillertal, im südlichen Wipptal nur Pfitsch und im Pinzgau nur den Raum von Krimml, und das Zusammen aller dieser Gebiete wird als *Tölder* bezeichnet. Auch in der Benennung der parallel zum *To(u)* laufenden Täler ist das Grundwort -tal nicht üblich. Man sagt z.B. nur *in Vals, Pfunders, Taufers, Antholz, Gsies, Prags, Sexten, Villgraten* u.s.w., ohne ein -tal anzuhängen. Nur in der Bezeichnung großer Täler scheint das Grundwort -tal auf, so z.B. in Ötztal, Pitztal, Sarntal und Pustertal. Aber selbst zur Benennung der einzelnen Abschnitte des Pustertales, gebraucht man, wie bereits angeführt wurde, Bezeichnungen wie Oberland, Brunecker Gegend u.a. Das gilt noch mehr für die großen Talfurchen der Etsch und des Inn. Die von Geografen des 19. Jahrhunderts geprägten Namen Etschtal und Inntal sind nicht bodenständig, denn der Einheimische unterscheidet im Inntal *Ober- und Unterland*, im Etschtal *Vinschgau, Burggrafenamt, Überetsch und Unterland*. Unter Land und Landler versteht z.B. der Pustertaler nur das Etschtal von einschließlich Meran abwärts und seine Bewohner. Im weitesten Sinne ist das *Land* nur das Siedlungsareal der Haupttalböden - z.B. ist für den Villgrater auch schon Sillian *zi Lânte* „zu Lande“ - ,und im Gegensatz dazu ist Berg das Gelände auf den Hängen über den Talböden. *Land* und *Berg* sind somit die äußersten Pole der sprachlichen Erfassung des Tiroler Siedlungsbildes, *Tal* wird hingegen in auffallender Weise gemieden und dient nur zur Benennung ganz bestimmter Täler, zu denen auch das als *To(u)* bezeichnete Ahrntal gehört.

Auch der Name *Ahrntal*, dem die Vorstellung „Tal der Ahr“ zu Grunde liegt, ist jung. Er wurde erst im 19. Jahrhundert geprägt. Ist die mundartliche Bezeichnung seit alters *Toul*, so galten für die Talabschnitte bis ins 19. Jahrhundert andere Benennungen.

Von Steinhaus abwärts bestand ursprünglich der Name *Ahrn*, mit dem heute noch der Bereich der Urpfarre St. Johann benannt wird; der Talabschnitt von Steinhaus aufwärts war der *Ahrnberg*, dessen oberster Teil, die *Prettau*, als eigener Bereich angesehen wurde. Die Kartografenerfindung *Ahrntal* setzte sich durch, und da viele Täler nach ihrem Wasserlauf benannt sind, konstruierte man auch noch den Flussnamen *Ahr*; Staffler schreibt um 1840 noch die *Ache*, fügt allerdings in Klammern an „nach einer anderen Benennung die *Ahr*“ woraus ersichtlich ist, dass dieser Name damals noch neu war. Im Sprachgebrauch der Einheimischen ist diese Erfindung landfremder Kartografen heute noch ungebrauchlich.

Auch in der Nomenklatur der Ahrner Seitentäler vermeidet der Einheimische geflissentlich das Grundwort *-tal*. Als Sammelname der meisten Seitengraben gilt *Pacho*, das der mittelhochdeutschen Mehrzahlform *bächer*, einer Nebenform von *bäche*, entspricht. Mit *päch* wird sowohl der Bach als auch dessen Tal bezeichnet. Folgende *Pacho* zweigen rechtsseitig ab: *Trattenbach*, *Weißbach*, *Schwarzenbach*, *Rohrbach*, *Trippach*, *Frankbach*, *Keilbach*, *Wollbach*, *Hollenzbach*, *Steinerbach*, *Walchenbach* und *Griesbach*; statt *Hollenzbach* hört man auch nur *Hollenze*. Linksseitig sind die Nebentäler *Ahrnbach*, *Klein- und Großklausen* und *Röte*. *-tal* als Grundwort verwendet der Einheimische nur in *Schöntal*, *Hasental* und *Pürschtal* (mundartl. *Schitóul*, *Håssntoul*, *Piischtoul*). Jedenfalls gilt für alle diese Seitentäler nur *Pacho*, niemals *Töldo*, worunter nur die großen Haupttäler im Bereich der Zillertaler Alpen und der Hohen Tauern verstanden werden.

Die Bezeichnung *Ahrnberg*, die früher für den Talbezirk von Steinhaus aufwärts üblich war, ist heute nicht mehr bekannt. Wohl aber finden wir in den Bezeichnungen der Talhangsiedlungen das Grundwort *-berg*: *Schönberg*, *Brunnberg*, *Rohrberg*, *Blosenberg*, *Holzberg*, *Kofelberg*, *Scheuchenberg*, *Hüttlberg*, *Kühberg*, *Traterberg*, *Amasberg*, *Waldnerberg*, *Wieserberg* am rechten Talhang; *Herrenberg*, *Gföllberg*, *Bachberg*, *Enzberg*, *Holzberg*, *Schönberg*, *Schotteberg* und *Kofelberg* am linken Talhang.

In Hochgebirgsgegenden, besonders im Ahrntal, bildet durchwegs *Tal* im Sinne von „Talboden“ neben dem bereits genannten *Land* den Gegenpol zu *Berg*. Eine Feststellung gilt für das ganze Gebirgsland: das Wort *Berg*, *-berg* bezeichnet nie einen Berggipfel, sondern immer die Siedlungen oder zumindest die wirtschaftlich genutzte Zonen über der Talniederung. Für die Berggipfel, die durchwegs nach tiefer liegenden Siedlungen, Almen, Bergmähdern, Weidegebänden und Wäldern benannt sind, findet man als Grundwörter der Namen allerlei Bezeichnungen, die den Gipfelformen entsprechen: *-kopf*, *-spitz*, *-nock*, *-schneide*, *-grat*, *-napf* u.a.

Das Mundartgebiet der Tölderer

Innerhalb des Pustertaler Gebietes, das zu den sprachlich beharrsamsten Kernräumen der südbairischen Dialektlandschaft gehört, zeichnen sich das Ahrntal und auch schon der innere Teil des Tales Taufers als besonders konservative Rückzugsschollen von Pustertaler Sprachaltertümern ab. Das zeigt schon die Fortentwicklung des mittelhochdeutschen Zwielautes *uo*, dem im Oberdeutschen mehrere lautliche Spielformen von *ua* und *ue* entsprechen, der jedoch im Pustertal *ui* lautet, z.B. *Pluit*, *Ruite*, *Muis* „Blut, Rute, Mus“.

Dieses *ui* finden wir nach Ausweis der Urkundenschreibungen um 1300 noch in allen Tiroler Hochtälern. Es wurde aber offenbar als rein mundartlich empfunden und deshalb wieder verdrängt. Bewahrt blieb es nur im Pustertal, gebietsweise im Wald- und Weinviertel, um Hartberg in der Steiermark und im Burgenland. Als Vorform von *ui* muss *üi* gelten, und diese Lautform gibt es nur mehr im Ahrntal, etwas abgeschwächt auch im Tale Taufers, in Mühlwald und Rein.

Wir finden ferner im Ahrntal eine Altertümlichkeit, die in die althochdeutsche Zeit zurückreicht und schon im Mittelhochdeutschen verschwunden war, nämlich die Fähigkeit, Silben mit langem Selbstlaut und darauf folgendem Doppelstarklaut zu bilden. Diese Eigenheit ist für das Lautsystem der Ahrner Mundart besonders charakteristisch: *hoassn* „heißen“, *Traaffe* „Traufe“, *schlouffn*

„schlafen“, *Sprouchche* „Sprache“, *raachchn* „rauchen“, *poazzn* „beizen“, *Pöezzn* „Bozen“, *Laappa* „Lappach“ usw. blieb der Doppelstarklaut sogar nach langem Vokal bestehen, so konnte er nach kurzem Vokal erst recht nicht verloren gehen: *Leffl* „Löffel“, *essn* „essen“.

Suchen wir im dialektgeografischen Bild von Tirol nach weiteren Besonderheiten des Ahrntales und des inneren Teiles von Taufers, so muss auch jene Eigenheit herausgegriffen werden, die von den Pustertalern als besonders auffallend empfunden wird. Man antwortet im Pustertal auf die Scherzfrage „Wie weit scheint der Muune?“: „Do Muune scheint bis Goas, noa schaint lai ma do Mååne - „Der Mond scheint bis Gais, dann scheint nur mehr der Mond“; dieses *åå* statt *uu* gilt also als Tölderer Spezialität: *Nååme* „Name“, *Fååne* „Fahne“, *ååne* „ohne“, *Rååme* „Rahmen“, *gitåån* „getan“ *Krååma* „Krämer“ usw.

Die Entsprechung *uu* für langes *a* vor *m* und *n* ist ein gemeinsames Merkmal der Mundarten des mittleren und östlichen Tirol; die Grenze zwischen *åå* und *uu* verläuft entlang der Achse Telfs-Meran. Dieses *uu* entstand um 1300 in Tirol und blieb bis heute auf den tirolischen Raum eingengt. Es scheint bald als charakteristisches Sprachmerkmal aller Talschaften geworden zu sein, die dem damals entstandenen Territorium der Gefürsteten Grafschaft Tirol angehörten. Während der Westen des Landes weitgehend bei der älteren Lautung blieb, nahm der östliche und mittlere Landesteil die Neuerung rasch an; das *uu* setzte sich sogar östlich der Linie Ziller-Mühlbacher Klause durch, also auch in dem erst 1500 zu Tirol gekommenen Gebiet. Nur im Ahrntal sowie in Vals, Pfunders und Sexten wurde es nicht heimisch. Das Ahrntal bildet also mitten im *uu*-Gebiet eine große *åå*-Insel und stimmt heute noch mit dem sprachlich konservativeren Tiroler Westen überein.

Mit Teilen Westtirols gemeinsam hat das Ahrntal die altertümliche Erhaltung des mittelhochdeutschen *mark* „Grenze“ als weibliches Hauptwort. In diesem Zusammenhang sei auch auf die Ahrntaler Bezeichnung *Bimwerch* hingewiesen, das eigentlich als *Pimärch* geschrieben und gesprochen werden müsste. In spätmittel-

alterlichen Schriften scheint dieses heute noch oft gebrauchte Wort für einen Gemeindeteil ausschließlich als *Pimerch* auf, d.i. das „rings umgrenzte, in einer Markung Liegende“. Erst im 17. Jahrhundert wurde *Pimerch* kanzleisprachlich zu *Pimwerch* verballhornt, und diese Lautung drang auch in die Mundart ein. Als Bezeichnung für den Gemeinde- oder Nachbarschaftsvorsteher ist *Pimwercher* auch zu einem Hausnamen in Ahrn geworden. Ferner ergab das Femininum die *Mårche* den Namen eines Ortsteils von St. Peter.

Das Ahrntal gehört zu den wenigen Gebieten innerhalb des bairischen Sprachraumes, in denen mittelhochdeutsch *hiute* „an diesem Tag, heute“ und *hînte* „in dieser Nacht“ auseinander gehalten werden. Allerdings ist die Unterscheidung *hoite/hai(n)te* nur mehr von Steinhaus aufwärts und in Weißenbach konsequent durchgeführt. Freilich hat *hai(n)te* nicht mehr die alte Bedeutung „in dieser Nacht“ oder genauer „am Beginn dieser Nacht, heute Abend“. Es wird aber noch unterschieden z.B. zwischen *hoit schai(n)ti Sunne* „heute scheint die Sonne“ und *hai(n)t znåchts schai(n)t to Mååne* „heute Abend scheint der Mond“ oder *hoit schnaips* „heute schneit es“, aber *hai(n)t znåcht giawo tånzn* „heute abends gehen wir tanzen“. Die lautgesetzlich richtige mundartliche Entsprechung von mittelhochdeutsch *hiute*, nämlich *hoite*, ist außerhalb wenigen beherrschten Kleingebieten, zu denen auch das Ahrntal gehört, überall von *hai(n)te*, *hait(e)* verdrängt worden.

In diesen Zusammenhang gehört auch das mundartliche *nachtn*, *nacht* „gestern Abend“, das noch im ganzen Pustertal westlich von Welsberg, vor allem aber im Ahrntal lebendig ist. Allerdings kommt es nur mehr in der Verbindung *nachtn gschnåchts* „gestern Abend“ vor.

Von den vielen lautlichen Altertümlichkeiten, die von der Ahrntaler Mundart wie von der anderer zentraltirolischer Hochtäler bewahrt wurden, sei auf die Erhaltung des alten Silbenreichtums hingewiesen. So fällt z.B. das *e* der Vorsilbe *ge* auch vor *h* und *f* nie aus: *gihöffft* „gehofft“, *gihåp* „gehabt“, *gifål* „gefallen“, *gifoung* „gefahren“ usw. Wie im Zillertal, in Pfitsch und im Iselgebiet ist das nachgestellte *du* in Fügungen wie „schläfst du?“, „bittest du?“

nur zu einem *te* abgeschwächt, während es anderswo bis zu einem *e* verkümmert oder ganz verschwunden ist: *schloufschte? pittischte?* Ebenso ist in diesen Gebieten das *t* in „ist“ und „bist“ nicht abgefallen: *hoit ischt schias Wätto* „heute ist schönes Wetter“, *pischtis ödo pischtis et* „bist du es oder bist du es nicht“ usw. Dadurch bekommt die Mundart eine eigene Färbung, die man vermisst, wenn man die angeführten Sätze in die Pustertaler (*haint isch schians Wäto, pischis ödo pischis et*) oder gar in die Bozner Mundart (*heint isch schians Weetr, pischs odr pischs net*) übersetzt.

Die Gemeinsamkeiten mit den Nachbargebieten im Norden, Osten und Westen zeigen immer wieder siedlungsgeschichtliche Zusammenhänge über die Hochjücher hin. Hier ist z.B. der Abfall des auslautenden *-n* bei Nasalisierung des vorhergehenden Selbstlautes zu nennen: *Wai* „Wein“, *Zau* „Zaun“, *hii* „hin“, *Pää* „Bahn“. Wir finden diese Eigenheiten im gesamten nordöstlichen Landesteil. Nach Ausweis der Urkundenschreibung war sie einmal gemeinobersdeutsch, wurde aber sicher schon im Spätmittelalter als rein mundartlich empfunden und deshalb in der übermundartlichen Sprachform vermieden. Heute ist die Nasalisierung nur mehr in den beherrschtesten Sprachlandschaften erhalten.

Wie im Zillertal und in Virgen wird auch im Ahrntal das auslautende *-m* nach Vokallänge zu *-ng*: *Zöong* „Zorn“, *plöong* „plärren“, *foung* „fahren“, *Köong* „Korn“ usw. Ebenso fällt in diesen Tälern das auslautende *-r* langer Silben weg: *Jou* „Jahr“, *Hou* „Haar“, *Foi* „Feuer“, *Pau* „Bauer“, *mio* „mir“, *wio* „wir“, *Pio* „Bier“ usw. Im Ahrntal und im Zillertal geht das *r* völlig in einem *sch* bzw. *ch* auf: *Käsche* „Kirsche“, *Päsch* „Bart“, *Hesch* „Herz“, usw. Auch die Lautgruppe *rkt* wurde in diese Entwicklung hineingenommen: *Mäsch* „Markt“, *Wesch* „Werktag“ usw. Außerhalb des Ahrntals und des Zillertals klingt das *r* noch an: *Wirsch*, *Kärsch*, *Märsch* „Wirt, Karte, Markt“.

Auf eine eingehendere Beschreibung des Lautstandes muss hier verzichtet werden. Angeführt sei noch, dass sich im Ahrntal von Uttenheim aufwärts wie in Nordtirol und im Pinzgau das alte Zeitwort *künnen*, *kunnen* erhalten hat, während im Pustertal und

im übrigen Südtirol (jedoch nicht im Wipptal) heute das jüngere *können* Allgemeingültigkeit hat.

Die Übereinstimmung mit dem nordosttirolischen Raum und dem Pinzgau wird besonders deutlich auf der Wortkarte „Sense“. Im Pustertal finden wir *Sengase*, *Segnsänt* und *Segnsan*, im Wipptal *Segnse* und im Brixner Raum *Seegsan*. In Nordosttirol, im Pinzgau und im Ahrntal von Uttenheim aufwärts ist mittelhochdeutsch *-ëge-* zu *-aa-* kontrahiert: *Saase*. Bei „Egge“ ist hingegen die Kontraktion von *-ege-* zu *-aa-* im Ahrntal nicht heimisch geworden. Warum hat die jüngere Kontraktionsform im einen Wort den Alpenkamm überschritten, im anderen dagegen nicht? Wahrscheinlich war die *Sense* schon früh ein Marktartikel, der häufig im Zillertal gekauft wurde, und mit der Sache übernahm man auch das Wort. Eggen wurden hingegen bis in unsere Zeit häufig auf dem Hof selbst hergestellt.

Gemeinsamkeiten mit Nordtirol zeigt auch das reiche Wortfeld der Tierzucht. Aus diesem rein bäuerlichen Vokabular seien nur drei Beispiele genannt: „wiederkäuen“, „verwerfen“ (Fehl- bzw. Frühgeburt) und „säugen“.

Für „wiederkäuen“ gelten in Tirol, außer im westlichsten Landesteil (Oberinntal und Obervinschgau), altmundartlich Wörter, die auf mittelhochdeutsch *it(e)rücken* zurückgehen. Wir haben es hier mit einem von der Hochsprache nie beeinflussten Bauernwort zu tun, dessen ursprüngliche Bedeutung, nämlich „wieder aufstoßen“, sicher schon seit dem Hochmittelalter nicht mehr verstanden wurde, sodass es zu „volksetymologischen“ Verdrehungen kam, aus denen das Bemühen der Mundartsprecher sichtbar wird, den Wortsinn durch lautliche Veränderungen zu deuten. Für uns interessant ist der Zusammenhang von Pinzgau und Ahrntal: in beiden Tälern sagt man (*h*)*iidruk*n und *di Küi ät an* (*h*)*iidruk* „die Kuh wiederkäut gut (hat einen guten Innendruck)“. Es ist dies ein Beispiel für das Schicksal eines Wortes, das nur in der Mundart lebt. Das Ahrntal hält wie das Zillertal und der Pinzgau - zumindest altmundartlich - am mittelhochdeutschen *iterücken* fest, während in den

übrigen angrenzenden Gebieten heute das jüngere „einkauen“ gilt.

Auf der Wortkarte „verwerfen“ zeichnen sich das Ziller- und Ahrntal als zusammenhängendes Gebiet ab, in dem das Wort *hiipuzn* „hinputzen“ vorherrscht. In den angrenzenden Gebieten finden wir *hinwerfn*, *verwerfn*, *hinschwing(en)*. Einzelne Reliktbelege lassen aber vermuten, dass *hinpuzn* einmal im gesamten Gebiet östlich der Achse Innsbruck-Bozen gegolten haben könnte.

Zu diesem Wortfeld gehören auch „saugen“ (die Jungtiere saugen am Euter) und „säugen“ (die Muttertiere säugen die Jungtiere). Für „saugen“ gilt in der westlichen Landeshälfte (westlich der Achse Innsbruck-Bozen) *saugn*, *saugē*; in der östlichen zeichnet sich eine stärkere Gliederung ab: im Iseltal *saagn*, im Inn-, Ziller- und Ahrntal *tai(d)n* und im übrigen Gebiet *tutl(n)*, eine Verbalableitung von *Tut(e)* „Zitze“ als das jüngste dieser Synonyme. Das Ahrntal hält mit dem angrenzenden Zillertal am alten *tai(d)n* fest, wenn auch das jüngere *tutl* vom Pustertal her langsam eindringt. Wir vergleichen nun dieses Synonym-Nebeneinander mit jenem der Karte „säugen“. Herrscht in Westtirol die mittelhochdeutsche Opposition *sügen/sougen* (mundartl.: *saugn/saagn*), so haben wir im östlichen Landesteil die von mittelhochdeutsch *tigen/teten* (mundartl. *taidn/töitn*), aber nur mehr im Ahrn- und Zillertal; *tutl lässtn* „tutteln lassen“ wird sonst zunehmend üblich.

Ferner zeichnen sich die *Tölder* als geschlossenes Geltungsgebiet von mundartl. *lisl* für „Kehricht“ ab. Wir haben hier das mittelhochdeutsche *üsel*, dessen Bedeutung „(Funken)asche, Aschenstäubchen“ war. Das Wort bezeichnet heute vornehmlich die am Boden der Küche oder des Brennholzraumes herumliegenden kleinen Hack- und Sägespäne und jeden hölzernen Kleinunrat. Der *lisl* wird ins Herdfeuer geworfen und verursacht bei kräftigem Rauchabzug meist einen starken Funkenflug; der Schritt von der alten Bedeutung zu unserer mundartlichen ist somit nicht groß. In beiden Bedeutungen ist die Vorstellung „Abfall, Wertloses“ enthalten, die z.B. in der Redewendung *dås ischt lai an lisl* „das ist nur ein Pöbelvolk“ hörbar wird.

Für die dialektgeografischen Zusammenhänge über die Hochjocher könnten noch viele Beispiele genannt werden, von denen wir noch eines auswählen, nämlich die mundartlichen Entsprechungen für „ein wenig“ („für kurze Zeit“) in Sätzen wie „bleib ein wenig da!“ oder „komm ein wenig zu mir“ u. Ä.. Das Ahrn- und Iseltal sowie das Lienzer Becken bilden mit dem nordosttirolischen Raum samt dem Pinzgau ein zusammenhängendes Gebiet: *a Poisl* (Ahrntal, Pinzgau), *a Poisle* (Iseltal, Lienzer Becken), *a Pois* (Inngebiet von Schwaz bis Breitenbach), *a Poisal* (Zillertal), *a Poisai* (Bez.Kitzbüchel). Im übrigen Tirol finden wir neben *a Wailile: a Readl* (Vinschgau), *a Prekl* (Sarntal, Tschöggberg), *a Schtikl* (Villanders, Barbian), *a Leggile* (Hochpustertal), *a Flekl* (Gsies), *a Kaidl* (östliches Pustertal) u.a. Ferner hört man überall auch *a pis(s)l* „ein bisschen“, sodass man geneigt ist, auch in *Pois(l)*, *Poisal*, *Poisai* eine lautliche Entstellung von *a pis(s)l* zu sehen. Hier liegt aber das der Bergmannssprache entlehnte *Pose* „Rast, Arbeitspause“ zu Grunde. Im *Pois(l)*-Gebiet befanden sich einst die großen Tiroler Bergwerksstätten wie Schwaz und Prettau, und die Annahme ist wohl berechtigt, dass Wendungen der Knappensprache in die Mundart einfließen konnten.

Auf vielen laut- und wortgeografischen Karten zeigt sich die Dynamik der Tiroler Sprachlandschaft, die deutlich in einen östlichen und einen westlichen Landesflügel gegliedert ist. Es fällt auf, dass die Mundart der *Tölderer* nicht selten mit der des westlichen Landesflügels übereinstimmt. Manche Eigenheiten der West-Ost-Gliederung haben somit ihre Ursachen darin, dass das beharrsamere Westtirol oft an älteren Sprachständen festhielt, während der östliche Landesteil bis auf die *Tölder* immer durchwegs neuerungsfreudig war.

Die Wortkarte „fensterlen“ (die Angebotete nachts am Fenster besuchen) lässt die ursprüngliche Tiroler West-Ost-Gliederung noch klar erkennen. In Westtirol finden wir: *auhnschtaign*, *Wälkn schtaign*, *inireedn*, *in Huangärt gian*, *di Nächt gian*, *afn Gitschwälkn gian* u.a.; ähnlichen Ausdrücken begegnen wir in den Sprachinseln: *afn Wälket gian*, *gian za püülan*, *püülan mitar Diarn* u.a. Im östlichen Landesteil galten ursprünglich Wendungen, die für jede Besuchsart gelten

konnten und somit „sinnhüllenden Charakter“ hatten: *gassl gian, ans Gassl gian, in die Gässe gian, uungåssn* u. Ä.. Allerdings dringt sowohl im Westen wie auch im Osten, besonders in den Haupttälern, das junge „fensterlen“ vor, - und selbst dieses Wort hört man heute nur mehr selten, weil die Mädchen nicht mehr heimlich und nächtlicherweilen besucht werden müssen.

Geschlossenheit und Innengliederung der Ahrntaler Dialektlandschaft

Aus den bisherigen Darlegungen geht hervor, dass die *Tölder* gleichsam Museen von Sprachaltertümern des östlichen Tiroler Landesteiles sind. Nun folgen einige Besonderheiten, die nur für das Ahrntal und für das innere Taufers charakteristisch sind. Auch über die Innengliederung dieses Raumes haben wir bereits einiges gehört, so über die dialektgeografische Grenze zwischen Steinhaus und St. Jakob. Eine Lautgrenze besteht noch - wenn sie auch heute zunehmend verschwindet - zwischen St. Peter und Prettau: hier sind die Laute des *u-* und *o-*Bereiches offener, jene des *e-* und *i-*Bereiches viel geschlossener. Geradezu als eine Kennmarke kann das Wörtchen *dånna* „dann, nachher, ferner“ gelten, das von Uttenheim aufwärts, aber vor allem von Sand aufwärts verwendet wird. Alle Nachbarmundarten haben dafür *nåcha(r), nåa* „nachher“. Bezeichnenderweise wurde in einem Pustertaler Ort einem zugewanderten Ahrntaler der Spitzname *do Dånna* angehängt.

Ein weiteres Kennwort ist *woadla* „schnell“ („weidlich“), das im Satz häufig zu *woadl* verkürzt wird: *dånna pine wö woadl gång* „dann bin ich wohl schnell gegangen“. Die Grundbedeutung vom altdeutschen *weidentliche* ist „jagdgerecht“, aber schon um 1200 finden wir auch die übertragene Bedeutung „frisch, wacker, stattlich“. Vielleicht haben wir hier ein Wort aus jener Zeit, in der die Ahrntaler den Edlen von Taufers bei der Jagd als Treiber helfen mussten. Wie in *weidlich* ist die Silbe *-ich* im Ahrntal ausnahmslos zu *-la* verkümmert: *entla* „endlich“, *migla* „möglich“, *redla* „redlich“, *schantla* „schändlich“, *schrekla* „schrecklich“ usw.

Die Zeitbestimmung „eben“ wird mit *iuscht* wiedergegeben. Wie dieses Wort war auch das mittelhochdeutsche *voucsam* „schicklich, passend“ als *fügsam* einst weit verbreitet, heute ist es jedoch nur mehr als *füigsâm* im Ahrntal zu hören, allerdings mit einem stark erweiterten Bedeutungsumfang: „vorteilhaft, geschickt, praktisch, handlich, dienstlich, günstig“ u.a.m. - es kann nahezu für jede positive Bewertung verwendet werden.

In vielen Ausdrücken weist sich das Ahrntal als Rückzugsgebiet älterer Lautungen und Wörter aus. Ein nur mehr als Erinnerungsform belegbares Ahrntaler Wort ist *Ålthaus*, die altbodenständige Bezeichnung für den Gletscher. Daneben gab es sicher schon seit der deutschen Landnahmezeit auch *Kees*, das heute das allgemein gültige Wort im Gebiet der Zillertaler Alpen und der Hohen Tauern ist. Wie kann man sich die Entstehung von *Ålthaus* vorstellen? Diese Bezeichnung ist eine Prägung der bairischen Bauern, die im Mittelalter die Ahrntaler Kulturlandschaft geschaffen haben. Erst in deren Gebirgsszenarie lernten die aus dem Alpenvorland eingewanderten Kolonisatoren die unheimliche Gletscherwelt kennen. Das bereits im Althochdeutschen vorhandene Wort *chës* „Eis“ - ebenso *îs* „Eis“ - empfanden sie offenbar für das ewige Eis zu wenig aussagekräftig und prägten den Namen *Alteiser*. *-eiser* ist die altmundartliche Mehrzahlform von *-eis*, und *Alt-* lässt den einst verbreiteten Volksglauben erkennen, der Berggipfel sei das allerälteste Stück des Landes. Die weitere Volksmeinung, dass die Eisriesen der Versammlungsort der Toten seien und somit mächtige Gebäude und Türme darstellten, in denen die Verstorbenen geborgen sind (Wortverwandtschaft von „Berg“ und „bergen“), dürfte zur Umdeutung von mundartl. *-aiso* „-eiser“ zu *-haiso* „-häuser“ geführt haben. Die Einzahlform *Althaus* wurde dann zur gängigen Bezeichnung des Gletschers. Heute können sich nur mehr die ältesten Leute an die Gletscherbezeichnung *Althaus* erinnern. In den Namen *Althaus-schneide* (am Dreiherrenspitz) und *Althauskees* (unter dem Fensterle- und Rauchkofel in den Rieserfernern) lebt das alte Wort noch weiter.

Unterhalb der Gletscherwelt beginnt bald die Vegetationszone der Legföhre, deren weite Bestände im Ahrntal von Uttenheim

aufwärts *Zaatn* (Mehrzahl; Einzahlform: *Zaate*) heißen; auch *Jöch-zaatn* hört man. In verschiedenen lautlichen Spielformen (*Zeetn*, *Zeedn*, *Zetn*, *Zättn*, *Zättn* u.a.) finden wir das aus mittelhochdeutsch *zâte*, *zate*, *zote* „Haarzotte, Flausch, Gerümpel, Niederholz“ entstandene Wort auch andernorts. Die Lautform *Zaate*, *Zaatn* ist aber nur im Ahrntal bodenständig.

Nur im Ahrntal erhalten sind die mittelhochdeutschen Wörter *hurte* und *reme*. Das mundartl. *Hu(r)schte* bezeichnet hauptsächlich die Umzäunung der Schafweide, die Schafhürde also. Die ursprüngliche Bedeutung von althochdeutsch *reme*, nämlich „Stützgestell, Balkengestell“ hat sich etwas geändert: man bezeichnet mit *Rääme* den als Blockbau errichteten Almstadel.

Das Festhalten der Ahrntaler Mundart am alten Wortschatz ersieht man auch aus dem folgenden Beispiel. Außer in den Sieben- und Dreizehn-Gemeinden hat sich nur im Sarntal und im Ahrntal das mittelhochdeutsche Wort *nuosch* „Rinne, rinnenartiger Trog“ unverstümmelt bewahrt. Der *Nüisch* ist die Traufrinne. Im übrigen Pustertal ist das Wort heute völlig vergessen, und nur die ältesten Leute können sich noch schwach erinnern, dass man die hölzerne Dachrinne einmal *Uisch* genannt hat.

Drei wortgeografische Beispiele sollen diesen skizzenhaften Überblick abschließen; wir betrachten die Synonymikkarten „Mehlbeere (*Vaccinium uliginosum*)“, „Schmetterling“ und „Lippen“.

Das innere Ahrntal hebt sich als geschlossene Insel ab, in der die Mehlbeere nur *Rauschgrante* heißt. Außerdem finden wir das Wort in dieser Bedeutung in Kastelruth, Seis, Völs und Tiers. Ähnlich lautende Bildungen sind *Rauschbeere* im Etschtal von Meran abwärts und im Eisacktal und *Rossgrante* im Villanderer Gebiet. Das Grundwort *-grante* bezeichnet bekanntlich im größten Teil Tirols die Preiselbeere (*vaccinium vitis idaeaea*), das Bestimmungswort *Rausch* ist das mittelhochdeutsche *rusch(e)* „Binsen, Stauden, Gestrüpp“.

In sich geschlossen zeichnet sich das Ahrntal von Sand aufwärts auf der Karte „Schmetterling“ ab, wobei allerdings eine enge Verwandtschaft mit Antholz und dem Iseltal sichtbar wird. Dort gilt nämlich *Flattermaus*, und im Ahrntal *Fledermaus*. Die Bedeutung

des alten deutschen Wortes *Fledermaus* wurde also stark erweitert, sodass damit nicht nur der nächtliche Hautflügler, sondern alle Schmetterlinge so benannt werden.

Etwas eingehender betrachten wir abschließend die Wortkarte „Lippen“ Wir sehen zwei große Geltungsgebiete: jenes von mittelhochdeutsch *triel* „Lippe, Mund“, das den nördlichen Landesteil, Schnals, das Sterzinger Becken, das östliche Pustertal, die Täler Martell und Ulten und die Sprachinseln umfasst, und jenes von mittelhochdeutsch *lefze* „Lippe“ im übrigen Tiroler Raum. Nur im Ahrntal finden wir auch altmundartlich nur *Lippe*, *Lippen*, das heute umgangssprachlich längst überall gebraucht wird und die altmundartlichen Entsprechungen verdrängt. *Lefzn*, *Triel*, *Triel(d)n*, *Trieler* u. Ä. kennt man zwar noch, empfindet diese Wörter jedoch als grob und vermeidet sie deshalb (zumindest als Bezeichnung der Menschenlippen). Im Ahrntal wissen aber auch die ältesten Leute kein anderes Wort als *Lippe*, *Lippm*, das aber noch um 1860 nicht allgemein gebräuchlich war. Völlig fremd war es auch dem Alt- und Mittelhochdeutschen und ist erst durch Luther als Lehnwort aus dem Niederdeutschen um 1520 eingeführt worden. Bezeichnenderweise musste es den oberdeutschen Zeitgenossen Luthers durch das damals allgemein gebräuchliche *Lefze* erklärt werden, das sich von der lutherischen Neuerung nur schwer verdrängen ließ. Das Absinken der bodenständigen Bezeichnung in die mundartliche Sprachebene und die Aufnahme des niederdeutschen *Lippe* begannen im Ahrntal bereits im 16. Jahrhundert, im übrigen Tirol aber erst vor knapp 150 Jahren. Warum dieser Zeitunterschied? Bekanntlich hat sich hier die Lehre Luthers besonders rasch ausgebreitet, und zudem hielten sich die Anhänger der Reformation im Ahrntal viel zäher als in Taufers und anderen Tiroler Gebieten. Durch die Knappen von Prettau kamen reformatorische Schriften in das Volk, das nun lesen lernte, um Zugang zu Luthers Bibel zu bekommen. So lernten die Ahrntaler schon früh das niederdeutsche *Lippe* kennen und da sie als Reformationsanhänger die lutherische Bibelsprache sicher schätzten, nahmen sie dieses Wort in ihren Sprachschatz auf. *Lefze* hatte im bairisch-österreichischen Raum um 1750 hoch-

sprachlichen Charakter und findet sich sogar in der von Geistlichen verfassten Gebetsliteratur („O Herr, öffne meine Lefzen, und mein Mund wird dein Lob verkünden“). Offenbar wollte man dadurch das Eindringen des lutherischen Wortes verhindern. Erst durch die Sprache der deutschen Klassik und Romantik bekam es Allgemeingültigkeit und begann nun auch - in Tirol allerdings erst seit ungefähr 1850 - in die mundartliche Ebene einzudringen; dem Wortschatz der Ahrntaler Mundart gehört es aber schon seit 400 Jahren an.

Mit diesem sprach- und kulturgeschichtlich so aussagekräftigen Beispiel beenden wir unseren Streifzug durch die Laut- und Wortgeografie der Ahrntaler Mundartlandschaft.

Nachwort

Wie bereits wiederholt angemerkt wurde, kann der vorliegende Beitrag die eingangs gestellten Fragen nur skizzenhaft andeutend behandeln. Er stellt mit wenigen Veränderungen und Ergänzungen eine Kurzfassung meines im Jahre 1978 erschienenen Aufsatzes „Zur Dialektgeographie des Ahrntales“ dar. Völlig neu in der Fachliteratur sind die Ausführungen über die *Tölder* und die *Tölderer*.

Anmerkung

Die Schreibung des Ausdrucks „bairisch“ mit -ai- bezeichnet im Gegensatz zu „bayerisch“, das sich auf den Freistaat Bayern bezieht, das bairische Dialektgebiet, zu dem der größte Teil von Bayern, ferner Österreich (ohne Vorarlberg), Südtirol und die südlich vorgelagerten Sprachinseln gehören.

„*argan - huagaschn - kitzböckn - zwougn*“

Ahrntaler Tunwörter

Rudolf Fischer
Konrad Steger

Der Dialekt ist die regionale Ausprägung der Hochsprache, von der er sich vor allem in der Aussprache und im Wortschatz unterscheidet. Beide verändern sich ständig. So hat sich auch der Ahrntaler Dialekt vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jhs durch äußere Einflüsse (Fremdenverkehr, Massenmedien, Fremdsprachen) und durch den Wandel in der Arbeits- und Lebensweise grundlegend verändert. Alte Wörter, die mit der bäuerlichen Arbeitswelt zusammenhängen, verschwinden zusehends, und für das moderne Berufsleben müssen neue Dialektausdrücke geprägt werden.

Die vorliegende Auswahl enthält in alphabetischer Reihenfolge Zeitwörter, die vom Vergessen bedroht sind und die vielleicht von jüngeren Generationen nicht mehr verwendet oder verstanden werden.

Dem Infinitiv des Verbs wird das Partizip Perfekt beigefügt, weil diese Form im Mündlichen häufig vorkommt. Darauf folgt eine kurze Bedeutungserklärung des Zeitworts. In einem Beispielsatz wird verdeutlicht, wie das betreffende Zeitwort im Ahrntaler Dialekt verwendet wird. Auf eine wissenschaftliche Schreibweise (Lautschrift) wurde bewusst verzichtet. Das Anliegen war in erster Linie den Dialekt so zu schreiben, wie er tatsächlich gesprochen wird.

argan, g'argascht: widerlich sein, zuwider sein, ein unangenehmes Gefühl hervorrufen bzw. empfinden. *Taifl, tüt mio dos argan, wenn du dou in do Pfonne asö krälsch!*

autaitschn, augitaitscht: jemandem etwas erklären, verständlich machen. *Ge'schto hon i gimisst an sian Fremm autaitschn, wou's dou zi do Piëtra Kirchn get.*

dachon, gidachoscht: Dach decken. *In Ahng hobm se iëz gimisst in Kirchtung noi dachon, wail's olbm ochagong isch.*

döktan, gidöktascht: sich ärztlich behandeln lassen. *Longe isch a gsund giwesn, obo iz müs a awi döktan.*

einton, g'eintoscht: nachahmen, nachäffen. *Wenn du mio nüemo asö eintoscht, na kunnat i di gallign amo richtig watschn.*

eischzn, g'eischznt: den Beruf eines Arztes (Heilpraktikers) ausüben. *Do Morcha Jougg! va San Piëto hot fria gourawi g'eischznt, vil hot a dohölf.*

eizzn, g'eizzt: ein Stück Feld oder Wiese zur Beweidung freigeben, beweiden lassen. *Dei Troute wewo hoire amo eizzn.*

erchn, g'ercht: herumwursteln, umständlich und ungeschickt arbeiten. *Dia ercht ba den Fäschtlan nu schu di längischte Waile umanondo.*

foggl, gfogglgg: mit Feuer spielen. *Ma liëba Kindo, tit neit foggl, sischt schischt dis gallign nö öppas ô!*

foirazn, gfoirazt: Funken sprühen. *Ge'schto san die Schtuane ocha, i soug do, es hot la gfoirazt.*

fratschl, gfratschl: viel reden, neugierig fragen. *Bische sischt a giluschtigis Meintsch, dass de la olbm öppas zi fratschl hosch.*

freggn, gfreggit: umständlich, ungekonnt (ohne scharfes Werkzeug) abschneiden, schnitzen oder mähen. *Wos freggische denn dou asö umanondo, ge amo zi tengl!*

gägn, gigägit: nörgeln, lästig sein. *Gäg neit olbm, du mudo Seikk!*

gaibm, gigaibb: betteln, nach etwas gelüsten. *Bol di Müito di Sonztige asö Kropfn bocht, tü i olbm richtig gaibm.*

gegl, gigelegg: viel (Unsinn, Unnützes) reden. *A tual Lait gegl in gonzn Tog; dass'n se la olbm wissn wos.*

giggazn, gigiggazt: stottern. *Dia tüt awi giggazn; ia bringg uafoch nicht ma aussa, wenn man in awi ôschaugg.*

gigl, gigiglgg: eine „unkeusche“ Sitzhaltung einnehmen (bei Mädchen und Frauen). *Tü di Hâxn zomm, Röüse, du tüsch awi gigl!*

gluggazn, gigluggazt: blubbern, beim Trinken ein blubberndes Geräusch erzeugen. *Dia sauft olbm va do Flosche aussa, as tüt la asö gluggazn.*

griggn, gigriggit: jemandem etwas unter die Nase halten, schmackhaft machen, aber doch vorenthalten. *Grigg in Leitzn neit olbm dos güite Zoig, wenn dis in decht neit gibsch!*

grîtn, gigrîtit: lange, weit ausholende Schritte machen. *Ba sia longa Hâxn dogrîtat is a wait!*

gröggazn, gigröggazt: einen Brechreiz spüren, würgende Geräusche erzeugen. *Bol dia asö umanondogirötzt hot, hat i wö bolle gimisst gröggazn.*

guamazn, giguamazt: gähnen. *Hait bische wö eippa faul, wail de asö guamazsch.*

gutschl, gigungschl: 1. kitzeln. *Gutschl mi neit olbm, dos tüt mio gonz loubb!* 2. jemanden auf etwas ansprechen, bohren, herausfordern. *Dia hot schu söü longe dogutschlt, bis as gsogg hot.*

heirbign, giheirbigit: wohnen, in der Herberge sein, beherbergt sein. *Wou tüt di Zenze dên Winto eippa heirbign, wuascht du öppas?*

himmlazn, gihimmlazt: blitzen, wetterleuchten. *Iz regng's nimma, iz tüt's lamme awi himmlazn.*

hössn, gihössst: auf und ab schaukeln, federn. *Bol man idos Bisch-tollmöss get, tüt's unto di Fiësse richtig hössn.*

höttl, gihöttlt: vom Weg abkommen, die Kontrolle über etwas verlieren, stürzen. *Bol wo fria asö oudon Pichl schlitegfoung san, hot's olba wido uan gihöttlt – augipasst howo wö a nicht.*

huagaschn, gihuagaschtit: sich gemütlich unterhalten. *Wuasche nö Rosl ban Meisobanklan, sebm howo recht gimietlich gihuagaschtit.*

huppm, gihuppit: halten, im Arm wiegen. *Gib mo amo dos Biëbl, na mog is amo awi huppm.*

hûztraibm, hûzgitribm: einfaches, dem Hockey ähnliches Spiel, bei dem die Gegner versuchen, eine verbeulte Dose oder einen anderen Gegenstand mit einem „Schläger“ (einfacher Holzstock) in ein Loch zu befördern. *Wuasche nö Waschl, wi wo fria ols Kindo in do Schüile ba do Pausn olbm hûzgitribm hobm.*

keischn, gikeischn: Essen geben, verköstigen. *Hosch du ban Hausbaung di Orbata selbo gikeischn?*

kitzböckn, kitzgiböckt: Spielen mit Holzpflocken, wobei die Spieler (meist Kinder) versuchen, mit einem einfachen Wurfgegenstand

(meist kleine Holzpflocke) aus einer bestimmten Entfernung einen aufgestellten Holzpflock zu treffen. *Nâ, isch ba den Kitzböckn fria sischt ati nett giwesn.*

klächl, giklächl: die Türklinke bewegen. *Nachtn gonz schpoute hot ba mio dahuame nö uado in Tüere girissn und giklächl, richtig gfschtit hon i mo.*

kloffn, giklofft: Zoten reißen. *In dei Goschthaiso wescht ati sövl giklofft, dei Kellainnen tin mo ati gonz doborbm.*

kluppm, gikluppit: Abklemmen des Samenleiters beim Widder mit der „Kluppe“. *Dos Widdokluppm hon i sischt olbm hoscht gitö, obo wos täschte! Uado hot's la gimisst tüi.*

kriäsn, gikriäst: durcheinanderbringen, nicht aufpassen, verschwenden. *Dia kriäst holt und kriäst holt, gallign wescht a wö nö aurinn!*
lâpm, gilâpit: Abpflücken von verschiedenen Laubbäumen (vor allem der Esche) zur Viehfütterung. *Isch sischt schoude, hait lâpit kua Meintsch me dei Eischn.*

löüsn, gilöüst: ins Ohr flüstern. *Sougg's neit laute, löüs mos! Schlaidi!*
maiton, gimaitoscht: schimpfen. *Bol do Büi di Mahmaschine gikeiglgg hot, hot do Vouto wö wilde gimaitoscht.*

mötton, gimöttocht: schimpfen, sich beklagen. *Wos möttochde denn olbm, dio gang's sischt neit leiz!*

neigl, gineiglgg: frieren (vor allem an den Fingern). *Hait hon i af di Hänte zi kolt, mi tüt's richtig neigl. Laich mo di Handscha!*

ompaschn, g'ompaschn: auf eine Frage antworten. *Wenn i di öppas froug, müschte schu ompaschn!*

ôschtifl, ôgschtiflt: anstiften, inizieren. *Iz mis wo gallign decht wid'ramo awi a Gfaire ôschtifl.*

oudazn, g'oudazt: atmen. *Dou dahinne dooudazt man jo feillich nimma. Lot mi la amo aussn!*

ouschpän, ougshpät: entwöhnen. *Dos Kalbl wewo la misn glai amo ouschpän.*

pfisn, gipfist: 1. fauchen, zischen. *Bol man ba di Pipprig-Gänse viget, na pfisn se gourawi.* 2. Scherzhafter Ausdruck für das erste Flirten der Mädchen. *Hait heibm dei Gitschn schu in do Mittlschüile o zu pfisn, olba fria get dos nu löüs.*

pill, gipillt: brüllen. *Sövl hot dia Meintsch an Zöüong gihobb, dass a lamme gipillt hot. Kuado hot in me doheibb.*

pitaggl, pitagglg: übers Ohr hauen, betrügen. *Dia Kroma wescht di sischt amo ôschteindig bitagglg hobm, a sia Meisso sövl toire!*

platton, giplattoscht: auf den Hintern schlagen, den Hintern versohlen. *Wenn de iz neit bolle schtille bisch, na tü i di gallign richtig platton!*

plochazn, giplochazt: explosionsartig brennen. *Af amò hot's giplochazt und olls isch gibrunn!*

prezzign, giprezzigit: reden, viel reden, tratschen. *Dia hot decht olbm zi prezzign, den moggsche ibohaupt nicht ôvotraun.*

pûgazn, gipûgazt: in ein Horn („Pûgazhöüong“) blasen. *Bol do Kuttnguassa in di Nachnt va do Schuade kimmb, na pûgazt a und donna keimm se olla di Guasse zi höül.*

pûznschtechn, pûzngschttöchn: mit dem Finger in der Nase bohren, Popel aus der Nase holen. *Tü neit olbm asö pûznschtechn, se isch jo wilde fran sian grüessn Büibm.*

rampsn, girampst: Erde oder Mist mit einem Seilzug nach oben befördern. *Hait meigg wo la awi Mischtrampsn, sischt wissat i neit wos tüi hait.*

ridl, giridlt: sich den Fußknöchel verstauchen. *Hosche gihiascht, do Albin hot se ba Schifoung awi giridlt.*

röüchn, giröücht: knurren, tiefe, unheimliche Geräusche von sich geben. *Bol do Toifl vöü di Haiso asö giröücht hot, hobm se di Lait la asö gfishchtit.*

schnuatn, gschnuatit: 1. Hufe zurechtstutzen. *Vöü wo donna gan Olbm foung, wewo la misn nö awi die Kië schnuatn.* 2. Äste von einem Baumstamm abschlagen. *Tiwo dei Eische dou schnuatn!*

sindn, gsindit: nachdenken, grübeln. *Dos hot in feillig awi zi sindn gemocht, dass in dei neit giweillt hot.*

tiächtl, gitiächlt. 1. mit Murmeln („Tiächtla“) spielen. *Kindo, get amo awi aussn zi tiächtl, wio hobm dou öppas zi reidn.* 2. umständlich mit etwas umgehen, ohne großen Erfolg arbeiten. *Wos tiächtlsche denn sövl longe umanondo ba dia Orbat, dos get do decht neit!*

töttowegn, töttogiwegn: auf einer Hexenbank reiten. *Meig wo awi zi töttowegn gië, Müito?*

tschechon, gitschechoscht: viel mitmachen, schwer arbeiten. *Nâ, wos dia af den Böck dou öbm gitschechoscht hot, dos doschteillschi do neit vöü!*

tull, gitullt: beleidigt sein, den Beleidigten spielen, nicht mehr reden. *Iz hiaschte nu au zi tull, dos tüt man neit!*

tusign, gitusigit: schlagen, verhauen. *Du wescht uafoch neit augebm, vöü i di neit amo richtig gitusigit hon!*

vokripfn, vokripft: sich verschlucken. *Iss neit asö schlainig, na vokripfschi di neit!*

vome^engl, vome^englgg: jemanden vermissen. *Taifl, hon i di sischt asö vome^englgg, bol de neit dougiwesn bisch!*

waitalaichtn, waitagilaichtn: wegjagen, zeigen, wo es lang geht. *Den wewo schu waitalaichtn, wenn a eippa gou zi frech wescht.*

wiëgazn, giwiëgazt: mit dem Stuhl schaukeln. *Hiar amo au mit den Wiëgazn, du mochscht ans jo nö gonz narrisch!*

wirgn, giwirgg: 1. am Hals würgen. *Na isch a mi ôgong und hot mi sövl ban Holse giwirgg, i hon gimuat, i bikimm kua Luft me.* 2. geduldig sein, unter schwierigen Bedingungen leben und arbeiten. *Söü, dei hobm fria sischt a gimisst wirgn, ba dia Hittn und ba dei gonzn Kindo.*

zâschtn, gizâschtit: Phase, in der kleine Kinder Angst vor fremden Menschen haben. *Z'wöll, los amo dos Kind in Gihait, dos tüt holt awi zâschtn!*

zigl, giziglgg: 1. Tiere aufziehen. *Dos isch gonz a schiës Kalbl, i tat's neit hëgebm, dos wewo misn zigl.* 2. sich erholen, besser aussehen. *Taifl, schaugsche güit aus, du hoschti gourawi giziglgg ofto dia Öpratiô.*

zommgebm, zommgebm: 1. raufen, streiten. *Taifl, hobm se girâft und zommgebm, i soug do, es hot la gikrocht!* 2. trauen, in den Ehestand versetzen. *Dei muan i hot wö do olte Ahnga Pforra, do Pipperga, zommgebm.*

zwougn, gizwougg: 1. waschen, abwaschen. *Iz geschte amo aussn zin Tröüge und tüscht amo richtig zwougn, du Fokke!* 2. jemanden gewaltsam mit Schnee einreiben. *Schtille sai, sischt zwougi di in Schniëbe dausse!*

Unheimliche Geschichten, Sagen und Legenden

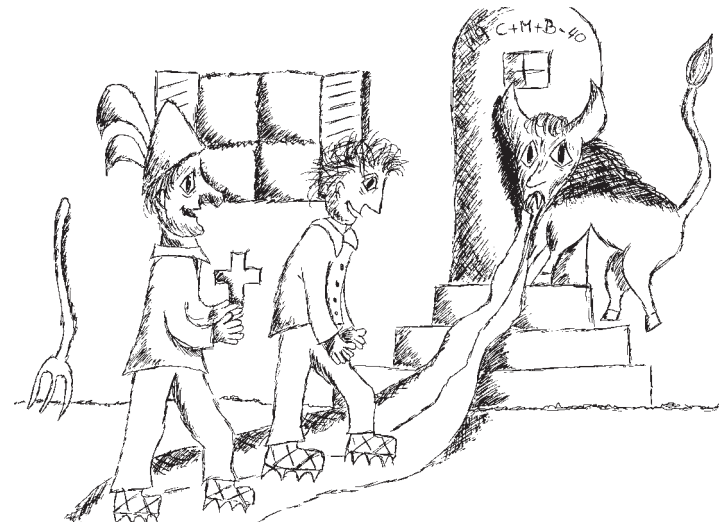
An den langen Winterabenden saß früher oft die ganze Familie in der Stube beisammen: Und manchmal erzählten die Großmütter und Großväter den Kindern unheimliche Geschichten vom Teufel und von den Hexen; Zaubereien vom „Äischzna“ (Bauerndoktor) Jahl, von dem man flüsterte, dass er ein Hexer sei; unerhörte und unerklärliche Geschehnisse von den „Antrischen“, die in Berghöhlen hausten und sich nur manchmal den Menschen zeigten; Geschichten von der grausigen Pest, die vor Jahrhunderten im Tal gewütet hatte, Ereignisse rund um Schuld und Sühne. Und die Kinder saßen da, gebannt, manchmal schreckensstarr und mit großen Augen, und die Geschichten brannten sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis ein; und sie gaben sie dann weiter an ihre Kinder.

So wurden diese Geschichten mündlich tradiert über Jahrhunderte hinweg. Manche Sagen und Legenden wurden aufgeschrieben, andere drohen in Vergessenheit zu geraten in dieser medienbeherrschten, kurzlebigen und hektischen Zeit, in der die Tradition nur mehr wenig zählt.

Der Verfasser musste eine Auswahl treffen: Er hat Geschichten ausgewählt, die im Ahrntal vielleicht weniger bekannt sind; einige davon sind noch nicht schriftlich fixiert worden. Aus Platzgründen musste auf bekanntere Sagen und Geschichten verzichtet werden (z.B. von der Entstehung des Prettaufer Kupferbergwerkes, vom durchschossenen Kreuz, von der Drachenrippe und den Schätzen in Weißenbach, vom Geiger auf dem Friedhof von St. Peter und vom „Kühtreiberle“ im Pirschtal).

Der Teufelsstein

Wenn man in St. Jakob nach der „Achrainer“-Brücke zum „Garber“ hineinfährt, so sieht man auf der linken Seite oberhalb der Straße den so genannten Teufelsstein, der allerdings bei der Straßenverbreiterung zum Teil abgetragen worden ist. An ihm sollen früher die Krallenspuren des Bösen sichtbar gewesen sein. Man erzählt



sich in St. Jakob, dass beim „Niederkerschbaumer“ lange Zeit ein Hexer gehaust habe, der mit dem Teufel im Bunde stand. Eines Tages lag im Hause eine alte Frau im Sterben und der Pfarrer wollte ihr die Sterbesakramente spenden. Der Hexer konnte dies nicht verhindern und so riss der Teufel selber schäumend vor Wut einen riesigen Felsbrocken aus dem Teufelsstein und schleuderte ihn zum Hof hinauf. Der Pfarrer und die Ministranten, geschützt durch die heiligen Sakramente, entrannten nur knapp dem Tode.

Die Rieserbuben und der Teufel

Der Teufel habe besonders oft den Rieser heimgesucht, so erzählen alte Steinhauser. Er jauchzte manchmal in der „Klamme“ neben dem Rieser so laut, dass die Pfannen und Töpfe im Hause klirrten.

Einmal lauerte der Teufel den Rieserbuben an der Schwelle des Hauses auf und ließ seine Zunge über die Stiege hinunterhängen. Schnell schnallten sich die angeblich weder Tod noch Teufel fürchtenden Rieserbuben ihre Fußseisen an und stiegen damit über die Zunge hinauf. Als sie oben ankamen, nahm der Teufel heulend Reißaus und ließ sich auf dem Rieserhof nie wieder blicken.

Die dreizehn Liebespaare

Noch heute hüten sich die Bauern im Ahrntal davor, an Dienstagen, Donnerstagen und Samstag bestimnte Arbeiten zu verrichten oder ihr Vieh auf die Almen zu treiben: dies soll Unglück bringen, denn unheimliche Mächte beherrschen die so genannten „*Schwend-touge*“.

Der „Greinwalder Much“ wagte es trotzdem einmal, in einer Dienstagnacht zum Gasseln zu gehen. Da kamen ihm in der Dunkelheit oberhalb von St. Jakob, im Wald beim „*Maschinhäusl*“ unterhalb des Voppichlers, dreizehn Liebespaare entgegen. Alle trugen „*Kenteln*“ (Fackeln aus Kienspänen) mit sich, lachten und scherzten. In seinem Übermut jauchzte ihnen der Greinwalder Much entgegen. Dann wurde ihm aber bald unheimlich zu Mute und er verbarg sich hinter einem Stein am Wegrand. Lachend zogen die Liebespaare vorüber, nur das letzte rief höhnisch: „*Oho, in di Eischtanachte geht do Much a zi gassl?*“. Dann stoben die Paare schaurig lachend wie ein Wirbelwind durch den Wald hinunter, dass die Funken ihrer „*Kenteln*“ nur so sprühten.

Die schwarze Katze

Ein Mann war in einer Donnerstagnacht auf dem Heimweg nach St. Johann. Als er in Steinhaus am Kornkasten vorbeikam, sah er auf einer Zaunsäule eine schwarze Katze sitzen, die ihn mit feurig glühenden Augen anstarrte und keinerlei Anstalten machte, vor ihm zu fliehen. Da packte den Mann der Übermut: Er riss einen Zaunspelten ab, holte aus und schlug die Katze herunter. Da saßen plötzlich zwei

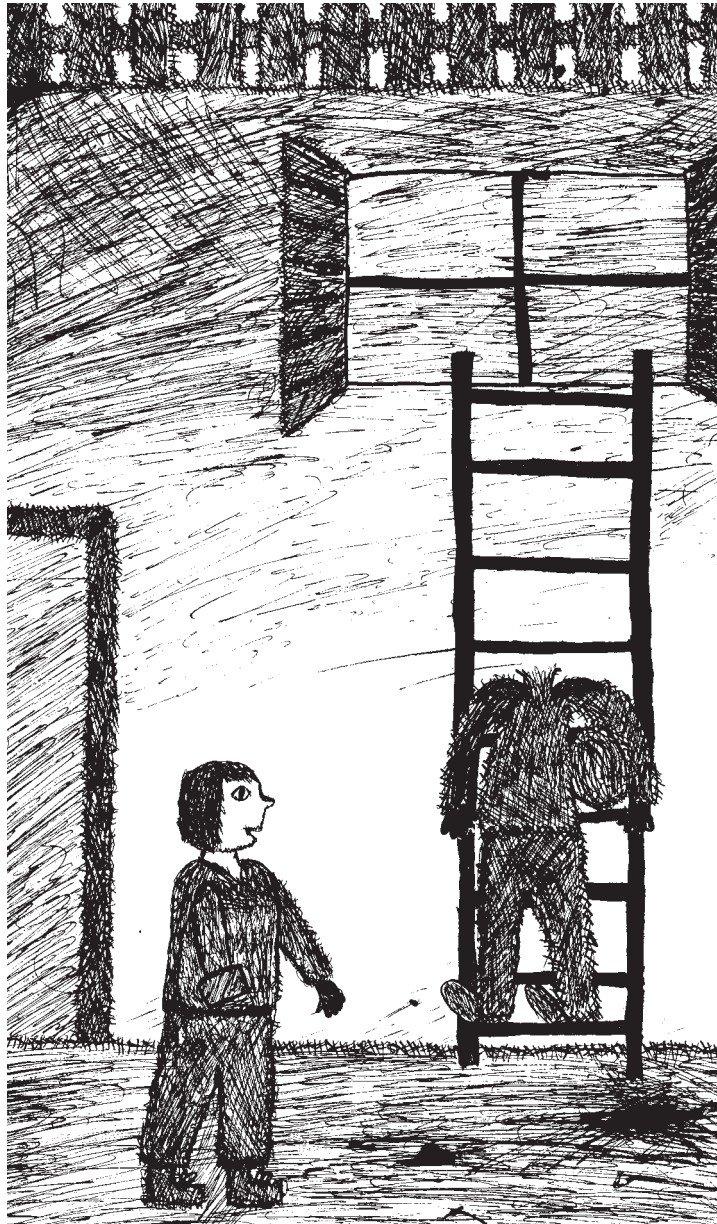
Katzen auf der Steinsäule. Der Mann holte wiederum aus und schlug die zwei Katzen herunter. Zu seinem Entsetzen sah er nun vier Tiere auf der gleichen Stelle sitzen, und sie fauchten ihn hasserfüllt an. Da wurde dem Mann angst und bang, er ließ den Zaunspelten fallen und floh mit zu Berge stehenden Haaren nach Hause.

Das Männchen auf der Leiter

Ein alter Mann hat oft diese Begebenheit erzählt: In seiner Jugendzeit ist er einmal nach St. Jakob zum Gasseln gegangen. Der Mond schien hell, und da sah er beim „*Bixner*“ in St. Jakob eine riesig lange Leiter stehen, oben am obersten Fenster eine dunkle Gestalt. Der Gassler klopfte zum Spaß gegen die Leiter, um seinen vermutlichen Konkurrenten zu stören, und langsam stieg daraufhin ein winziges Männchen herunter. Es war seltsam gekleidet und trug Schnabelschuhe an den Füßen. Der Atem stockte ihm, denn das Männlein hatte keinen Kopf, es trug ihn unter der Schulter. Ohne auf den Mann zu achten, trippelte das Männchen davon, der Gassler neugierig hinterher. Als es den Mondschaten einer Holzhütte erreichte, war das Männchen plötzlich spurlos verschwunden. Erst jetzt merkte der Gassler, dass ihm seine Haare wie eine Bürste vom Kopf abstanden. Er verkroch sich gelähmt vor Schreck in der Holzhütte und traute sich bis zum Morgenrauen nicht mehr nach Hause.

Die Totenbahre

In einer Dienstagnacht wollte ein Ahrntaler seine Liebste in Prettau besuchen. Als er durch die „*Klamme*“ ging, hörte er von ferne einen leisen, monotonen Gesang. Verwundert legte er beim Klammkreuz eine Rast ein. Da kam plötzlich ein seltsamer Zug daher: Vier riesige Männer ohne Kopf schleppten eine Totenbahre, hinter ihnen schritt eine Schar von kleinen Männchen. Deren Adamsäpfel hüpfen im Takt ihrer Schritte und sie sangen ein merkwürdiges Lied: „*Sie dolämoschts neit, sie dolämoschts neit, get schu, get schu, get schu.*“



Ohne auf den zu Tode erschrockenen Mann beim Klammkreuz zu achten, zog der seltsame Zug vorbei und verschwand in der Nacht.

Der Jahl

Vom alten Jahl aus St. Johann, er war einer der bekanntesten „Äischzna“ im Ahrntal, erzählte man sich sagenhafte, unheimliche Dinge. Er beherrsche die Kunst der Hexerei, flüsterten die Leute, er könne Menschen verwünschen und anfrieren lassen, aber er könne auch Krankheiten riechen und mit dem Vieh reden. Auf den ersten Blick erkenne er, was ihm fehle, und er könne es sogar auf Entfernung heilen.

Der Moreⁱggbauer hatte ein altes, krankes, schlachtreifes Pferd, das zu nichts mehr taugte. Es hatte ihm lange Zeit gut gedient, und er brachte es nicht übers Herz, es selber zu schlachten. Darum gab er seinen Knechten ein paar Flaschen Wein und den Auftrag, das Pferd zu erschlagen. Diese tranken vorerst einmal den Wein, aber auch sie hatten Mitleid mit dem alten Pferd. In ihrer Not, sie taten es nicht gern und nur weil sie sich Mut angetrunken hatten, holten sie den Jahl und führten ihn in den Stall. Der Jahl warf einen Blick auf das alte, kranke Pferd und befahl den Knechten, sich schlafen zu legen.

Als der Moreⁱggbauer am nächsten Morgen aufstand, traute er seinen Augen nicht: Der Jahl führte sein Pferd zur Tränke, es war kerngesund und kräftig. Keiner hat je erfahren, was sich in dieser Nacht im Moreⁱggstall zugetragen hat.

Die Antrischen

Im Ahrntal findet man an versteckten Stellen vielfach so genannte „antrische Löcher“, uralte Probestollen aus der Zeit des Prettaufer Kupferbergbaues.

Nach der Vorstellung vieler Leute hausten darin die „Antrischen“, Zwerge, die im Berg nach Schätzen und Edelsteinen gruben. Man bekam sie selten zu Gesicht. Nur einmal, so wird erzählt, habe man fast spielzeugkleine Berghämmerchen, Äxtchen, Hemdchen und andere Kleidungsstücke gefunden. Brauchten die Antrischen Milch oder Mehl, so stellten sie ungesehen und heimlich leere Schüsselchen

mit etwas Gold oder ein paar Münzen in der Nähe eines Bergbauernhofes ab; waren die Gefäße gefüllt, verschwanden sie plötzlich.

Die „Seala Låcke“

Oberhalb der Waldgrenze von St. Peter liegt auf dem „Zirma“ ein kleiner See, die „Seala Låcke“. Von dort führt ein antrisches Loch in den Berg; die Antrischen aber sind längst verschwunden. Sie hörten nämlich einmal, wie sich Bauern um ganz belanglose Dinge stritten. Das verdross sie so sehr, dass sie auswanderten und dabei klagten: „Die Welt ist voller Neid und Hass, man tretet gar ins hohe Gras!“

Über die Herkunft der Antrischen erzählt man sich folgende Geschichte: Eines Tages kam der liebe Gott ins Paradies und fragte den Stammvater aller Menschen, wie viele Nachkommen er eigentlich habe. Diese Frage war Adam etwas peinlich und so verheimlichte er dem Herrgott etwa die Hälfte seiner zahlreichen Kinder. Gott aber durchschaute natürlich seine Lüge, er war sehr erzürnt und sprach: „Die Kinder, die du verleugnet hast, sollen auch in Zukunft verborgen und versteckt bleiben.“ Die Antrischen sind also die verheimlichten Sprösslinge unseres Stammvaters Adam.

Der seltsame Wollknäuel

In St. Johann gibt es ein antrisches Loch verborgen im Gebüsch oberhalb der „Platterwand“. Unterhalb dieser Wand befindet sich eine wunderschöne Wiese. An einem Sommertag, als die Leute gerade bei der Heumahd waren, trat plötzlich eine weiß gekleidete Frau aus dem Gebüsch und warf einer Magd einen Wollknäuel zu. Diese dachte zuerst, er gehöre der Bäuerin, aber die mähte weiter und hatte nichts bemerkt. So ließ die Magd den Knäuel kurzerhand unter ihrer Schürze verschwinden.

Wieder zu Hause begann sie daran zu stricken. Sie strickte und strickte. Eines Tages wunderte sie sich dann doch, warum der Knäuel nicht kleiner wurde. Sie hatte den Gedanken noch nicht zu Ende

gedacht, da war der Knäuel auch schon verschwunden. So wusste die Magd, dass sie ihn von einer Antrischen bekommen hatte.

Der Pestfriedhof

Im „Üilhauswald“ eine gute Viertelstunde oberhalb von Luttach unweit des „Heidenstöckls“ soll ein uralter Pestfriedhof liegen. Dort, so sagt man, lägen die Pestleichen aus Weißenbach begraben, die man natürlich nicht nach Luttach bringen durfte. Auf diesem Friedhof soll es gegeistert haben.

Ein Knecht aus Weißenbach ging einst in der Christnacht auf dem Weg zur Mette in Luttach am Bildstock vorbei. Er war betrunken und fluchte erbärmlich. Plötzlich folgte ihm eine Furcht erregende Gestalt, die den Kopf unterm Arm trug. Sie verschwand erst, als der plötzlich vor Schreck nüchtern gewordene Knecht feierlich gelobte, in der Christnacht nie mehr zu trinken und zu fluchen.

Der Pesthund

Eine Pestsage erzählt davon, dass sich zur Pestzeit in Weißenbach die zum Trocknen aufgehängte Wäsche genauso wie die Pestbeulen bläulich rot verfärbte.

Vor dem Haus, in dem noch ein einziger Mensch überlebt hatte, zündete man nachts ein Feuer an. Einmal näherte sich einem solchen Feuer ein riesiger schwarzer Hund. Erst mit brennenden Fackeln und viel Geschrei konnte man ihn verjagen, und er verschwand heulend in einem Graben. Seit jenem Tag soll in Weißenbach niemand mehr an der Pest gestorben sein.

Der Birnwald von Prettau

Unterhalb der Birnlücke erstreckte sich in alter Zeit ein riesiger dichter Birnwald. Als die Prettauer begannen, den Wald abzuholzen, um Holzkohle für das Bergwerk zu brennen, warnte die Sennerin der „Kerrahütte“, es werde viel zu kalt, weil nun kein Wald mehr

die kalten Tauernwinde aufhalte. Sie protestierte vergeblich.

Die Gletscher wuchsen nun derart an, dass die Sonne bei der Kerrahütte kaum noch zu sehen war. Die Sennerin musste auswandern, denn sie erfror fast in Eis und Schnee. In Prettau ist es, seitdem der Birnwald verschwunden ist, „um einen Rock kälter“ geworden.

Die Versöhnung

Bei Luttach gab es einige moorige, sumpfige Stellen, die man auf den Ausbruch eines Sees zurückführte. Dieser See soll sich nach den Erzählungen der Leute auf der Gögealm oberhalb Weißenbach befunden haben. Und tatsächlich hat der Geograf Peter Anich im 18. Jahrhundert auf der Gögealm einen kleinen See eingezeichnet. Als der See einmal ausbrach, wurde der Luttacher Boden total überschwemmt. Zwei alte Feinde, der „Hofer“ und der „Lindemair“, wurden vom plötzlich anschwellenden Hochwasser überrascht und konnten sich gerade noch gemeinsam auf eine hohe Esche retten. Angesichts der großen Gefahr erkannten sie, dass sie eigentlich um völlig belanglose Dinge gestritten hatten, und sie schlossen endlich Frieden.

Die Kapelle im Bärenal

An einem verschneiten Heiligabend saßen vier Männer auf einer Almhütte im Bärenal oberhalb von St. Jakob, spielten vergnügt Karten und tranken Wein nach Herzenslust. Obwohl sie alle vom Gewissen gemahnt wurden, in die Mette zu gehen, rief einer voller Übermut: „*Hait geh wo neit in di Mette, sött la do Hund giäh!*“ Er packte ihn kurzerhand am Schwanz und zerrte ihn in die Kälte hinaus. Das arme Tier jaulte herzerweichend und verschwand schließlich. Die vier Lästere lachten und tranken und spielten weiter. Gerade als einer das Spiel für sich entschied, ertönte eine laute, unheimliche Stimme: „*Fouscht ou, fouscht ou, do Hund isch va do Meittn dou!*“ Die Männer erschrakten sehr. Dann hörten sie ein lautes unheimliches Grollen und im selben Augenblick wurden



sie auch schon von einer riesigen Schneelawine mitsamt der Hütte in die Tiefe gerissen.

Als am nächsten Tag ein paar Männer zur Alm aufstiegen, fanden sie weder von den vier Burschen, noch von der zerstörten Hütte irgend eine Spur. Deshalb beschlossen sie, am Unglücksort eine Kapelle zu bauen. Und diese steht noch heute dort, auf der Oberachraineralm.

Der Kreuzfrevler

Im Frühjahr 1919, Südtirol war im Vertrag von St. Germain Italien zugesprochen worden, zogen italienische Soldaten mit ihren Maultieren durch das Ahrntal, um den vermeintlich nördlichsten Punkt Italiens, die „Vetta d'Italia“ (den 2.913 m hohen Klockerkarkopf) symbolisch zu besetzen.

In St. Peter stand am alten Erzieherweg durch das Ahrntal damals die „Lindermühle“, von der noch wenige Reste zu sehen sind. An ihrer Außenwand hing ein lebensgroßer Gekreuzigter, der sich heute beim „Brigittler“ in der Marche von St. Peter befindet. Als die Militärkolonne an der Lindermühle vorbeizog, erhob sich ein Alpinisoldat fluchend aus dem Sattel seines Maultieres und ballte voller Zorn beide Fäuste gegen das Kreuz. Eine Gruppe von Frauen aus St. Peter war Zeuge dieser frevlerischen Tat.

Eine Viertelstunde später kam die Militärkolonne zur „Grießerbrücke“. Als der betreffende Soldat darüber ritt, scheute sein Maultier. Wild bäumte es sich auf, so dass er sich nicht mehr im Sattel halten konnte und kopfüber in das schäumende Schmelzwasser der hochgehenden Ahr stürzte. Dreimal sah man ihn einen Arm aus den wilden Wassern recken, dann nichts mehr. Erst viele Tage später fand man seinen Leichnam weit talauswärts.

Ahrntaler Originale und heitere Begebenheiten

Als Originale bezeichnet man ursprüngliche, eigentümliche, besondere Menschen, die von sich reden machen, weil sie aus der Norm fallen. Kunde von diesen Menschen, die häufig lokale Berühmtheiten waren, haben wir durch die mündliche Überlieferung. Diese war lange Zeit beinahe das einzige Medium, das man nützen konnte. Man lachte gerne über eine lustige Begebenheit oder über ein Missgeschick, wenn es nicht gerade fatale Folgen gehabt hatte. Der kernige Spruch, die schlagfertige Antwort eines Dorforiginals machten früher die Runde im Ahrntal; sie wurden nacherzählt, ausgeschmückt und erweitert. So entstanden zum Teil sehr derbe, grobe Anekdoten voller Anspielungen und kleiner Bosheiten. Bei der Verschriftlichung der Geschichten hat der Verfasser den Ahrntaler Dialekt beibehalten, denn sie hätten sonst sehr viel von ihrem Sprachwitz und von ihrer Originalität verloren. Auf eine wissenschaftliche Schreibweise (Lautschrift) wurde verzichtet und deshalb nach der Aussprache geschrieben. Der besseren Lesbarkeit wegen sind manche Wörter der hochsprachlichen Schreibung angepasst.

Verwundet!

Bevor die Überschwemmungskatastrophe von 1867 neun Häuser in der „Stadt“ am Fuße des Bühels von St. Jakob vernichtete und 67 Menschen obdachlos machte, stand dort der „Stadtwirt“. In dem Gasthaus ging es oft sehr ausgelassen zu. An einem solchen „feuchten“ Abend musste ein Zecher das „Laabl“ aufsuchen und schlief dort vor Müdigkeit ein. Dies entdeckten seine Zechkumpane und sie beschlossen, ihm einen Streich zu spielen. Sie bespritzten seine weiße „Pfuat“ mit Schweineblut und weckten den Schläfer recht unsanft mit einem Gewehrschuss auf. Zu Tode erschrocken sah dieser sein blutiges Hemd und schrie: „*Helft mo, helft mo, i bin vowundit!*“ Seine Kumpane zeigten auf den roten Fleck und taten entsetzt: „*Na schau, wos f'ra grüeßis Löch!*“ „*Komisch, obo wiëh tüts neit recht!*“ stellte der Zecher verwundert fest.

Mussolinis Hörner

In der Zeit des Faschismus wurden Ende der 20-er Jahre im Ahrntal über Nacht an zahlreichen Häusern faschistische Sprüche und (mit Schablone und schwarzer Farbe) Mussolini-Köpfe aufgemalt. Viele Leute entfernten die Schmierereien sofort wieder, was zahlreiche Verhöre und Drohungen seitens der faschistischen Behörden zur Folge hatte.

Ein großer Mussolini-Kopf zierte auch das alte Schulhaus beim „Obersigiler“ in St. Jakob. Eines Nachts setzten mutige St. Jakober dem Duce förmlich Hörner auf. Diese „schändliche Tat“ versetzte am nächsten Morgen die Ordnungsorgane in helle Aufregung: Carabinieri und Faschisten wollten unbedingt den oder die Täter überführen und schleppten wahllos Erwachsene und Kinder zum Verhör. Doch weder Drohungen und Schläge, noch Versprechen führten zum Erfolg. Da versuchten es die Faschisten schließlich mit einem kleinen, etwas einfältigen Schulbuben. Er, so dachten sie, würde die Täter schon preisgeben. Sie drohten ihm mit dem Einsperren und versuchten es dann wieder mit Schokolade und anderen

Süßigkeiten. Endlich begann der Sepl zu reden: „*I mua holt, und sougn tiëns olla Lait, dei Höüong san ihn selbo giwoxn!*“ Da stellten die Carabinieri ihre Ermittlungen ein, die Tat blieb unaufgeklärt.

Der Willer-Lois und Erzherzog Eugen

Anlässlich der Kaisermanöver im Jahre 1911 kam der bei den Tirolern sehr beliebte Erzherzog Eugen mit seinem Gefolge über den Krimmler Tauern ins Ahrntal und wurde von der Bevölkerung überall freudig begrüßt.

In Steinhaus hatte die Schützenkompanie Aufstellung genommen. Der Ausschuss der Gemeinde St. Jakob, zu der Steinhaus damals noch gehörte, mit dem „Pimwercher“ (Gemeindevorsteher), dem Willer-Lois, wartete lange auf die Ankunft der Kaiserlichen Hoheit. Als Erzherzog Eugen mit seinem Gefolge endlich eintraf., begrüßte der Willer-Lois den hohen Gast mit den alle protokollarischen Regeln missachtenden aber herzlichen Worten: „*Griëß di Aigen, giwoschtit hatt wo bis zmörganz, wenn de neit keimm wascht!*“

Der Keiljörge

Im Jahre 1921 gab die neugegründete Musikkapelle von Steinhaus ein Platzkonzert. Unter den Zuhörern war natürlich auch der Keiljörge. Ganz nahe drängte er sich an einen Musikanten heran und sah ihm neugierig in die Notenblätter. Nach dem Musikstück schüttelte er sinnierend den Kopf und stellte bewundernd fest: „*Taifl, dou dolesat i kua Wöüsch!*“

Einmal um Fronleichnam verletzten sich der Sohn des Keiljörge Peter und der Bixner beim Böllern schwer im Gesicht. Beide wurden zum „Obermoar“ gebracht und dort mit allerlei Hausmitteln verarztet. So strich man Rahm und selbst gemachte Brandsalben auf die Gesichter der Verletzten. Am Kirchplatze teilte man dem Keiljörge inzwischen vorsichtig mit, dass sich sein Sohn wehgetan habe. „*Jo mit wos denn? Wou ischt a denn? Jo do Taifl, sebm müs i auchn zi schaugn!*“ rief er und lief hinauf zum Obermoar. Dort führte ihn



die Bäuerin in die Stube. Als der Keiljörge die beiden Burschen sah, fragte er verduzt: „*Jo do Taifl, weillando ischs denn?*“

Keiljörge's Sohn Peter fiel im Ersten Weltkrieg an der Front in Galizien. Als man dem Jörge die traurige Nachricht überbrachte, haderte er mit dem Schicksal: „*Um in Piëto bin i schu taiflisch luadig, viel liëba wa mo giwesn, wenn's a seilla Giitsche zi Fetzn und Zodon girissn hat!*“

Die Glögglechn-Liese und der Brand im Kittelsack

Die alte „Glögglechn-Liese“ nahm auf ihrem Kirchweg immer eine Laterne mit, die sie dann in der Kirche unterm knöchellangen Rock verstaute. Als sie einmal vergaß, die Laterne zu löschen, gerieten während des Gottesdienstes ihre Kittel in Brand. Zwei junge Burschen beförderten die Liese ins Freie und löschten das Feuer mit Schnee. Ein anderes Weiblein, das alles mit angesehen hatte, soll gesagt haben: „*Hitzig hêgong isch ba mio ati amo, obo gibrunn ischs nö nië unton Kiet!*“

Der „Tschasra“

Der „Tschasra“, sein bürgerlicher Name war Johann Oberhofer (1882-1964), wohnte beim „Unterhauser“ in der Klamme von St. Peter. Er war ein echtes Ahrntaler Original, das mit seinem kecken Mundwerk niemandem eine Antwort schuldig blieb.

So antwortete er einmal auf die Frage, wie es ihm denn gehe: „*Güit, hintosche zi hausn gschoff i neit, wail gschwind do Felsn züicha isch!*“

Einmal erzählte er im Gasthaus: „*Geischo znochts hatts mo an liëbischtn in do rechtn Saitn awi wiëh gitoh, und i hon gimuat, i hon an Blinddormraiz. Donna hon i a Bruchpfloschto augileigg, und zmörganz hot sie's drauffegihobb.*“

Jedes Mal wenn der „Tschasra“ in Steinhaus zu tun hatte, kehrte er auf dem Rückweg beim Neuwirt ein, um ein Viertele zu trinken. Er war ein langer, hagerer Mensch und so frotzelte ihn der Neuwirt einmal: „*Hoschte hait dein Ousch dahuame gilott?*“ „*Wenn i Schtosch gïeh, los i in Ousch olbm dahuame, wail sebbm gibbs sischt Ouschläicho ginüü!*“ war „Tschasras“ schlagfertige Antwort.

Einmal holte der „Tschasra“ seine Rente im Postamt von Steinhaus ab und nachdem er sonst noch einiges erledigt hatte, machte er sich zu Fuß wieder auf den Heimweg. Als er beim „Prater“ in Steinhaus vorbeikam, hielt ihm der alte Prater, ebenfalls ein Spaß-



vogel, um ihn zu „tickn“ einen frisch gebackenen „Krautan“ hinter dem Fenster entgegen. Der Tschasra durchstieß mit der Faust die Fensterscheibe, riss dem Prater den „Krautan“ aus der Hand und rief: „*Vogelts Gött, Prouta!*“

Schweine!

Pfarrer Albuin Messner stammte aus Antholz und war im Ahrntal als Original bekannt. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er beim

„Spitzler“ in St. Jakob und half oft in der Kirche aus. Besonders berühmt war Pfarrer Messner wegen seiner einfachen, drastischen Ausdrucksweise. Einmal hörte er in St. Jakob nach einer Werktagmesse Beichte und betete dann noch längere Zeit Brevier. Als er seinen Beichtstuhl verließ, glaubte er allein zu sein und ließ deshalb seinem Frust freien Lauf: Er „schnaufte“, laut, schüttelte den Kopf und brummte: „*Taifl, gibbs sischt da Schwaine!*“

Der Vorbeter in der Kalkgrube

Der „*Speck-Seppl*“ aus Steinhaus war ein gefragter und ausdauernder Vorbeter. Einen solchen brauchte man auch, denn auf dem langen Weg zu den Friedhöfen von St. Johann und St. Jakob, wo die Toten von Steinhaus bis 1969 beerdigt wurden, ist immer ausgiebig gebetet worden. Als ein Trauerzug einmal beim „*Schachen*“ in St. Johann auf die geistlichen Herren wartete, kam der „*Speck-Seppl*“ auf einer mit Brettern zugedeckten Kalkgrube zu stehen. Er war gerade beim ersten „*Gsatzl*“ des Glorreichen Rosenkranzes angelangt, als plötzlich mit lautem Krach die morschen Bretter brachen und er wie vom Erdboden verschluckt in der Kalkgrube versank. Seppl bewahrte aber die Fassung, unterbrach nicht einmal sein Gebet und kroch bis zum Halse weiß vom Kalk mit den Worten: „...der von den Toten auferstanden ist.“ aus der Grube Auch die trauernden Hinterbliebenen des Toten sollen mitgelacht haben.

Übrigens, der Speck-Seppl machte beim Vorbeten Unterschiede zwischen „minderen“ und „besseren“ Verstorbenen. „Herr, gib ihnen die ewige Ruh“, betete er bei jenen, bei diesen wählte er die feierlichere Variante: „Hochgelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altars.“

Die Windmühle in der Oberholzerstube

Der „*Oberholzer David*“ war ein arbeitsamer Mann, er bastelte und werkelte auch noch nach der schweren Tagesarbeit auf seinem Bergbauernhof oberhalb von Steinhaus.



Einmal zimmerte er an langen Winterabenden in der Stube, dem einzigen beheizbaren Raum beim Oberholzer, eine Windmühle zusammen. Als das Werk vollendet war - die Windmühle war ein Prachtstück geworden - wollte er es in den Stadel bringen. Zu seinem Schreck musste nun der Holzer David feststellen, dass er auf ein wichtiges Detail vergessen hatte: die Windmühle ging nicht durch die Stubentür! Da half alles Probieren, Messen, Schieben und Ziehen nichts. Der David stand ziemlich ratlos neben der Riesenholzmaschine. Seine Frau, die Kattl, ärgerte sich, denn sie wollte das Ungetüm endlich aus der Stube haben. So schrie sie ihren Mann an: „*Dei Windmihle sösche itz va mior aus in do Grittl hobm!*“ Ganz

mit seinem Problem beschäftigt antwortete dieser: „*Sebm tat se net dio an be'schtn passn!*“

Wie es dem Holzer David schließlich gelungen ist, seine Windmühle in den Stadel zu bringen, ist leider nicht überliefert. In der Stube beim Oberholzer steht sie jedenfalls nicht mehr.

Der Schmölle als Gassler

Beim „*Garba in do Lâcke*“ saßen an einem Abend einige Bauernknechte zusammen, unter ihnen auch der „*Schmölle*“. Sie tranken Schnaps und unterhielten sich über die Weiberleut. Man war sich einig, dass bei den „*Tischlagiitschn*“ kein Gassler Erfolg haben würde. Kein Wort hatten sich die frommen Schwestern bisher bei solchen Gelegenheiten entlocken lassen. „*Wos weillt is weitn, i bring se zi rëidn!*“ rief plötzlich der Schmölle voller Schneid. Man einigte sich auf einen Liter Schnaps für die ganze Runde, wenn es dem Schmölle gelingen sollte, den „*Tischlagiitschn*“ auch nur ein Wort zu entlocken.

Der „*Schmölle*“ machte sich auf, zwei Wettbrüder gingen mit ihm. Sie hatten den Verlauf des Unternehmens zu überwachen und den möglichen Erfolg oder Misserfolg zu bezeugen. Beim Tischler angekommen, stieg der „*Schmölle*“ zum „*Giitschnfenscho*“ hinauf, das wegen der warmen Sommernacht ein wenig geöffnet war. Lange Zeit mühte sich der „*Schmölle*“ ab: er bettelte, schmeichelte, sagte Gasslerreime auf - nichts! Den „*Tischlagiitschn*“ war weder ein Lachen noch ein Wort zu entlocken.

Da griff der „*Schmölle*“ zu einer List. Er gab auf und sagte, er müsse morgen frühzeitig aus den Federn, um das Ross zu füttern. Doch wolle es ihm nicht mehr gelingen, seinen Kopf, den er zwischen die Eisenstangen gesteckt hatte, zurückzuziehen. Der Schelm begann herzerweichend zu jammern, zu klagen und um Hilfe zu flehen. Da kam mit der vorsichtigen Frage: „*Kimmschde giwiss nimma außn?*“ eine der „*Tischlagiitschn*“ ans Fenster, um ihm aus der Klemme zu helfen. Doch auch ihre Hilfe nützte nichts. Da holte schließlich die andere „*Tischlagiitsche*“ den Vater. Als dieser mit der Brechstange kam, um die Fensterstangen auseinander zu biegen, zog der Schmölle plötzlich seinen Kopf zurück und machte sich schnell davon.

Die Mentl Röse

Die „*Mentl Röse*“ (Rosa Oberschmied 1877-1947) war eine quirlige, lebensfrohe Frau mit goldenem Humor und schlagfertigem Mundwerk. Als sich aufopfernde Krankenschwester war sie bei den Leuten sehr beliebt. Sie machte ihren Patienten Mut, betete mit ihnen, und vertrieb ihnen die Langeweile, indem sie erzählte und vorspielte, wie beim Schachenwirt einst ein Tanzbär getanzt hatte.

Wenn ein Patient starb, machte sie die „*Auwoschtain*“, indem sie vorbetete und den Angehörigen des Toten half, den Verstorbenen einzukleiden und in der Stube aufzubahren. Über und neben der Bahre wurden dann Heiligenbilder, Kreuze und „*Wandschoner*“, mit frommen Sprüchen und Lebensweisheiten bestickte Tücher, aufgehängt. Einmal hatte die Röse viele solcher Gegenstände unterzubringen, und sie fand einfach keinen Platz mehr für ein kleines Kruzifix, das sie unbedingt noch irgendwo aufstellen wollte. Da wurde sie zornig und begann „*auzidrahn*“: „*Taifl, voflüichto Heilltaifl, wou sött i denn itz nö dos Herrgeittl auchnmurxn?*“

In jungen Jahren ging die „*Mentl Röse*“ einmal mit der „*Lantlin*“ vom Gatter in St. Jakob über den Tauern ins Pinzgau. Dort kauften die beiden Frauen allerhand ein, auch neue Schuhe, die sie über die Jöcher heimschmuggeln mussten. Sie verbargen die Schuhe unterm Kittel, denn da würden die Finanze schon nicht nachschauen. Und wie sie dann wieder auf den Tauern kamen, rief die Lantlin plötzlich: „*Olse wö, Röse, di Finanza, was ti wo itz?*“ Die „*Röse*“ ließ sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen und meinte: „*Liëba as wi va dei pockn, los i mi dovöü a poumo hëförmassn!*“ Es weiß noch heute niemand im Ahrntal, was „*hëförmassn*“ heißt.

Die Fahnenträger

Als man in St. Johann die großen Kirchenfahnen ankaufte, welche bei den Prozessionen mitgetragen werden sollten, beschäftigte dies die Fantasie aller Buben und Burschen im Dorfe. Besonders die Rieserbuben, der Hansl und der Seppl, träumten davon, einmal

diese Fahnen zu tragen. Aber leider nahmen dieses Privileg Ältere für sich in Anspruch.

So suchten und fanden die beiden Buben einen Ersatz: Sie nahmen einen großen „Gulto“, eine Art Steppdecke, der das ungefähre Ausmaß der großen Männerfahne hatte, „weichten“ ihn ins Brunnentrog, hängten ihn an ein Querholz und befestigten dieses an einer hohen Stange. An den Enden des Querholzes brachte der Seppel zwei Schnüre an, welche bis an den Boden reichten - die Fahnenbänder. Der Hansl hingegen steckte die hohe Stange in einen „Kumpf“, den er an einem breiten Glockenriemen über der Hüfte angebracht hatte. Dann marschierten die beiden Buben als

Prozession über das extrem steile Gelände beim Rieser am Holzberg.

Der Seppel machte den „Pföusnheiba“, der die Fahne und den Hansl im rechten Gleichgewicht halten und bei unvermuteten Windstößen fest dagegenstemmen sollte. Plötzlich blähte tatsächlich ein heftiger Windstoß den Gulto wie ein Segel auf. Der Seppel bekam es mit der Angst zu tun und ließ die zwei Bänder los. Hansl konnte sich natürlich nicht so schnell der schweren Last entledigen und flog vom Wind getragen mitsamt seiner Fahne in ein reifendes Roggenfeld. Er soll zum Seppel hinaufgerufen haben: „*Du, Seppel, wenn wo in Röggn hoire schu afn Felde dreschn, na mis wo um Olldo-hailign zi Pitschilesing giëh!*“

Ahrntal, Natur als Auftrag: Der Versuch einer Zwischenbilanz

Im Jahre 1985 versammelten sich einige Naturfreunde aus unserem Tale zur konstituierenden Sitzung der Umweltgruppe-Ahrntal, wobei nach reiflicher Überlegung folgende Zielsetzung für die zukünftige Arbeit beschlossen wurde:

„Die Umweltgruppe-Ahrntal will in ihrem Wirken von keiner politischen Orientierung beeinflusst sein, sondern für alle offenstehen, denen Natur- und Umweltschutz ein Anliegen ist. Unsere Absichten sind nicht spektakuläre Aktionen radikaler Art, sondern die Beeinflussung der Bevölkerung durch Argumentation und Überzeugungskraft, vor allem die Jugend sollte als Zielgruppe erfasst werden. Unsere Umwelt ist der Lebensraum für alle und darf somit nicht eigenwillig von einzelnen Interessengruppen missbraucht und zerstört werden; wir wollen jedoch nicht die Landschaft als Museum betrachten, sondern als Wohn- und Erholungsraum, der auch als Kapital für die Zukunft gewahrt werden muss.“

Wir hatten somit im Grunde nur Bildungsarbeit vor Augen, indem wir zuerst uns selbst informieren und fortbilden mussten, in einem zweiten Schritt wollten wir auf die Bevölkerung des Ahrntales durch Texte und Vorträge sowie durch Aktionen in der Schule Einfluss nehmen. Verschiedene Tagungen im In- und Ausland sowie diverse Fachzeitschriften festigten bald unseren Grundkurs, den wir in den kommenden Jahren verfolgen wollten:

- Wir müssen zurück zur Einstellung der Vorfahren, die vor der Natur Angst hatten; unser Glaube, dass wir die Natur beherrschen, ist irreführend.
- Die Belastbarkeit des Naturhaushaltes einer Gegend ist nicht berechenbar; Einschränkungen sind somit oft schwer zu vermitteln aber trotzdem notwendig.
- Berglandwirtschaft als Nahrungsproduktion allein ist nicht mehr existenzfähig, d.h. unser Bauerntum auf den Berghängen ist zum Sterben verurteilt. Im Interesse des Gemeinwohls ist ein Umdenken in der Landwirtschaft notwendig: Produktionsleistung und landeskulturelle Leistung (= Erhaltung der Kulturlandschaft) sind zumindest gleichwertig. Die Bauern dürfen nicht Opfer des eigenen technischen Fortschrittes werden! Der Bauer selbst sollte Naturschützer sein, weil er auch der Naturnutzer ist; die sogenannten „Naturschützer“ sind eigentlich bloß „Naturkämpfer“.
- Die Gläubigkeit an eine Automatik des Fortschritts muss hinterfragt werden, auch im Fremdenverkehr. Der Abt von Neustift, Chrysostomus Giner, formulierte es bei einem Vortrag in St. Johann sehr treffend, indem er sinngemäß sagte: Um den Menschen weiterhin eine Erholung bieten zu können, ihre Sehnsucht nach Glück zu befriedigen, müssen wir erkennen, wie notwendig eine intakte Umwelt ist, das Grundkapital, das wir haben. Warum kommen so viele Leute zu uns? Weil so viele Menschen diese Landschaft lieben, die Berge, die Täler, die Menschen, die sie bewohnen. Der gute Zustand der Umwelt gilt allgemein als wichtigster Anziehungsfaktor einer Fremdenverkehrsregion. Durch fortdauernde Missachtung aller Vorsichtsregeln und all dessen, was die Alten hoch geschätzt haben, durch Störung des Naturhaushaltes, zunehmende Umweltverschmutzung und Technisierung der Erholungslandschaft entsteht das Problem des sog. Rohstoffschwunds d.h. der Landschaftszerstörung. Hier wird manche Chance vertan, denn diese Art Rohstoff kann nicht ersetzt werden. Was der Mensch zubetoniert oder zerstört, ist meist unwiederbringlich dahin.
- Mit dem Aufkommen des Massentourismus sind noch weitere Gefahren verbunden: Das soziokulturelle Dorfgeschehen wird

überfremdet, die Lebensgewohnheiten, das Denken und Reden gleichen sich immer mehr den Gästen an. Eine kommerzialisierte Volkskultur entsteht, der alles zu dienen hat: die Musikkapellen, die Chöre, die Volkstanzgruppen, die Trachtenvereine und sogar die religiösen Feste. Es ist eine Art Ausverkauf von Geschichte, Brauchtum und Sitte, ein drohender Identitätsverlust.

- Eine immer größere Verantwortung in der Erhaltung des Erholungsraumes kommt den alpinen Vereinen zu, die neue Wege einschlagen müssen. Konservatives Denken der Bauern sollte sich in einer schicksalhaften Begegnung mit fortschrittlichem Denken der Alpenvereine treffen.
- Sehr kritisch formulierte es schon 1986 die Zeitschrift „Aktiv“: Von den einstigen Idealen des Tiroler Volkes, welches demokratische Grundsätze einführte und die Freiheit besonders liebte, ist nicht mehr viel übriggeblieben. Der Gruppenegoismus und der Materialismus haben überhandgenommen.

Je mehr wir uns mit dem Thema befassten, umso mehr wurde uns klar, welch reichen Schatz an Natur- und Kulturlandschaft wir im Ahrntal noch haben, den es zu verteidigen gilt. Deshalb schrieben wir im Gemeindeblatt 1986 unter anderem:

„Umweltwissen, Umweltbewusstsein, Umweltgewissen schaffen! Eine sachliche und tolerante Auseinandersetzung soll möglichst viele veranlassen, selber einen Beitrag in Bezug auf Umweltschutz zu leisten und somit beispielgebend zu wirken.“

Die Ernüchterung kam jedoch schnell. Als wir mit einem Umweltkalender die Bevölkerung in Bild und Text auf all die positiven Aspekte unseres Tales hinweisen wollten und um finanzielle Unterstützung bei den üblichen Sponsoren warben, war die lapidare Antwort, man könne dies den Kunden nicht zumuten. Und damit war unsere gut gemeinte Initiative auch schon abgewürgt. Eine Abfuhr erteilten uns auch örtliche Vertreter von landesweiten Vereinigungen, und wir mussten zur Kenntnis nehmen, dass die Belange des Natur- und Umweltschutzes dem politischen Engagement untergeordnet zu sein hatten. Im Gemeindeblatt formulierten wir 1987 eine erste Bilanz:



„Die Behauptung, wir seien bloß Schwarzseher („Die sind gegen alles, gegen Fortschritt, Wirtschaft, Wachstum!“), sollte uns genauso in Misskredit bringen wie die persönlichen Angriffe, denen einige aus der Gruppe ausgesetzt waren... Wir werden aber unseren eingeschlagenen Weg fortsetzen, motiviert von echter Sorge um Gegenwart und Zukunft unserer Umwelt, von einer gehörigen Portion Optimismus und positiver Lebenseinstellung sowie von der Verantwortlichkeit der Natur und dem Gemeinwohl gegenüber... Es ist uns aber klar, dass wir gewichtige Entscheidungen und Eingriffe weder herbeiführen noch verhindern können. Es sollte aber allen Einheimischen ein Anliegen sein, die Umwelt unseren Kindern und Gästen so zu erhalten, wie wir sie kennen und lieben. Wir sind mit Recht stolz auf unsere Väter und Urväter, die mit ihrer Hände Arbeit dieses herrliche Tal für uns erhalten haben. Was werden aber die kommenden Generationen über uns einmal sagen?“

Wir machten ohne Scheu weiter und meldeten uns mehrfach in den Medien mit öffentlichen Stellungnahmen zu Wort. Als größte Probleme kristallisierten sich neben anderen heraus: die geplante Erweiterung des Skigebietes Klausberg, die Sendeanlage am

Schwarzenstein sowie das Verkehrsproblem im Talschluss von Hl. Geist.

Unter dem Titel „Alpine Landschaft als Herausforderung“ wählten wir zur Sendeanlage am Schwarzenstein recht forschende Töne:

„Echt widerlich wird die Sache aber, wenn Ideen auftauchen, man könnte die Antennenanlage in Form eines Gipfelkreuzes errichten, um auf diese Art die Gegnerschaft der Naturschützer abzuschwächen. In diesem Moment taucht dann wirklich die Frage auf, ob der ansonsten so ehrfürchtige und selbstbewusste Tiroler sogar bereit ist, seine eigene Wesensart zu verkaufen, wenn der Rubel rollt. Mit so einem Gipfelkreuz wäre das Land Tirol um eine negative Sensation (oder sogar Tourismusattraktion) reicher.“

In diesem Falle hat schließlich, nach langem Hin und Her, doch die Vernunft gesiegt, die Baracken mussten abgetragen werden.

Die geplante Erweiterung des Skigebietes Klausberg brachte viele Begegnungen und Diskussionen zwischen Befürwortern und Gegnern mit sich, wobei es auch in den politischen Gremien und unter den Bauern viele gab, die dem Vorhaben sehr skeptisch gegenüberstanden. In Zusammenarbeit mit dem Dachverband für Natur- und Umweltschutz Bozen beauftragten wir das Institut für Geografie an der Universität Innsbruck, ein wissenschaftliches Gutachten über das Gelände am Klausberg zu erstellen. Das Ergebnis war vernichtend: die aufgezeigten Gefahren von Lawinen, Erosion und Erdbeben haben heute noch Gültigkeit. Die Umweltgruppe verschickte an alle Haushalte des Tales eine Broschüre, in der man verschiedene Interessengruppen (Gemeinde, Grundbesitzer, Wirtschaftsausschuss, Dachverband für Natur- und Umweltschutz, Heimatpflegeverband und Umweltgruppe-Ahrntal) zu Wort kommen ließ, damit sich alle Bürger des Tales ein objektives Bild machen konnten. Niemand in den zuständigen Gremien wollte zunächst die Verantwortung für einen Ausbau übernehmen. Somit blieb das Projekt in der Schublade, eine fruchtbringende Denkpause war gewonnen.

Im Talschluss gab es ebenfalls Probleme, die einer Lösung harren und uns zu einer Stellungnahme in derselben Broschüre veranlassten:

„Der Einsatz und die Weitsicht von Umweltschützern und vor allem der Zillertaler haben uns zwar von einem sehr wahrscheinlichen Durchgangsverkehr über das Hundskelchloch ins Zillertal verschont, trotzdem hat der Massentourismus die Grenze der Vernunft längst erreicht. Der Talschluss um das Kirchlein Hl. Geist, zwar durch Dekret des Landeshauptmannes vom 19. 04. 1983 geschützt und für den Verkehr gesperrt, versinkt im Sommer aber unter einer Blechlawine: Picknickfreunde und sogenannte Autowanderer aus nah und fern fallen an Schönwettertagen schon frühzeitig in das Gebiet ein, um die besten Plätze zu ergattern, und lassen die Idee vom Belagerungszustand aufkommen.“

Bildmaterial sollte das Problem noch untermauern und veranschaulichen. Die Gemeinde Pretttau war ernsthaft bemüht, Lösungen zu suchen und zu verwirklichen. Sogar die immensen Kosten einer Tiefgarage in Kasern wurden ins Auge gefasst.

Sehr positiv wirkte sich für unsere Arbeit die Tatsache aus, dass die Umweltgruppe überparteilich agierte und somit nicht in eine politische Ecke gedrängt werden konnte. Es gelang uns, mit den Bürgermeistern Josef Kirchler (Ahrntal) und Josef Steger (Pretttau) offene Gespräche zu führen. Ihr Engagement in Sachen Umweltschutz war für die damalige Zeit erstaunlich groß und vor allem zukunftsweisend. Der Bürgermeister von Pretttau gab als erster den gedanklichen Anstoß, das hintere Ahrntal an den Nationalpark Hohe Tauern anzuschließen. Für uns war es natürlich ein Anreiz, voll in die Thematik einzusteigen, bot sich dadurch doch eine Chance, mehrere Gefahrenmomente zu blockieren. Unter dem Titel „Naturpark im Ahrntal - Zumutung oder Chance für die Zukunft“ wandten wir uns im Gemeindeblatt sowie in diversen Zuschriften an die Bevölkerung und an die politischen Verantwortungsträger von Gemeinden und Landesregierung, wobei wir ökologische

Zusammenhänge aufzeigten, die im Lauf der Jahre immer mehr an Aktualität gewinnen sollten:

„Wissenschaftler warnen eindringlich, dass nicht nur die Bäume sterben, sondern ganze Ökosysteme bereits schwere Schäden aufweisen: Sträucher und Zwerggehölze wie Latschen, Alpenrosen und Heidegewächse hat es in verschiedenen Gebieten bereits erwischt; Rausch- und Preiselbeerpolster, Alpenbärlapp und das netzartige Geflecht der Silberwurz zeigen erste Warnsignale; das Flechtensterben beunruhigt jeden verantwortungsbewussten Forstfachmann. Wenn man überlegt, in welchen Teufelskreis ein beschädigter Wald gerät, so müsste dies gerade die Menschen der Hochgebirgstäler bedenklich stimmen: Wenn kranke Bäume Blätter und Nadeln verlieren, gerät immer mehr Sonnenlicht auf den Waldboden, Moose - die idealen Wasserspeicher - werden von Gräsern verdrängt, saugfähiger Humus wird abgebaut, der Boden wird hart und wasserundurchlässig. Die Folgen: Regenwasser fließt schnell ab, auch der Schnee gerät auf dem glitschigen Gras leichter ins Rutschen. So gesehen wird es auch verständlich, dass neuerdings in den Alpen schon ein starker Sommerregen Menschen in Gefahr bringen kann; der Schutz der Vegetation insgesamt wird immer geringer, die Natur schlägt zurück.“

Die Ausweisung eines Naturparkes brächte unserer Meinung nach noch weitere beträchtliche Vorteile:

- Würde man die Höfe der Berghänge in den Park miteinbeziehen, so hätten die Bauern vermehrte Unterstützungsgelder zur Instandhaltung von Gebäuden (Hof, Almhütten, Heuschupfen), Errichtung von Holzzäunen und Trockenmauern, Bearbeitung von Feld, Wiesen und Wald zu erwarten und damit eine Existenzabsicherung. ... Bis heute enden nur 30% der Unterstützungsgelder in der Agrarwirtschaft beim Bauern, der Rest dient der Lagerung und Überschussbeseitigung, und das macht diesen Aufwand gerade widersinnig. Die Subventionen müssen direkt



- dem Bergbauern für seine Leistung als Pfleger der Kulturlandschaft erreichen! So bedeuten sie eine verdiente moralische Anerkennung seiner Arbeit zur Erhaltung des Lebensraumes für uns alle. Vielleicht gelingt es dadurch, Prestige und Selbstbewusstsein der Jungbauern zu stärken und der Abwanderung entgegenzuwirken.
- Die Wälder würden vor dem Ansturm von Pilze- und Beerenpflückern geschützt, weil nur mehr Gemeindeansässige dazu berechtigt wären.
 - Wirtschaftlich unnütze Meliorierungen und der Gebrauch von Kunstdünger würden eingegrenzt.
 - Vorteile für den Tourismus: Attraktive Werbewirkung durch den Naturpark im Sinne eines „sanften Tourismus“, der sich natürlich in Grenzen halten muss.
 - Neue, dauerhafte Arbeitsplätze durch Instandhaltung und Ausbau der Wanderwege sowie durch Führungen.
 - Die Ableitung der Gewässer der orografisch linken Talseite durch das ENEL könnte unterbunden werden.
 - Auch gegen das Gespenst „Alemagna-Autobahn“ könnte der grenzüberschreitende Schutzgedanke Anwendung finden.
- Wie nahe wir im Ahrntal an Entscheidungen mit schwerwiegenden Folgen standen, erkannten bald alle Bevölkerungsschichten, als das ENEL mit den Plänen des Großkraftwerkes von Rein ernst



machen wollte. Die Großkundgebung von Sand in Taufers vom 30.03.1988 brachte erstaunlicherweise alle Berufszweige auf die Beine, sodass der Vorsitzende der Umweltgruppe Ahrntal Dr. Hermann Lunger in seiner Rede vor dem Rathaus in Sand mit Verwunderung feststellte:

„ Ich werte es als überaus positives Signal, dass wir uns gemeinsam zu einer Demonstration für unseren Lebens-

raum aufrufen konnten, obwohl wir „Tölderer“ Protestaktionen eigentlich nicht gewohnt sind. Mit einem abweisenden Lächeln haben wir oft ähnliche Massenkundgebungen im Ausland bewertet, die Wirklichkeit hat uns aber schnell eingeholt: Jetzt hat es uns getroffen! In diesem Zusammenhang möchte ich bewusst die Gelegenheit wahrnehmen, all jenen zu danken, die von auswärts unsere Aktion mittragen: Nur in Solidarität können wir die anstehenden Probleme lösen! Heute ist es unser Tal, morgen kann es einen anderen Landesteil betreffen: die bedrohte Natur braucht uns alle!“

Umweltschutz kann nur gelingen, wenn möglichst viele Menschen sich der Idee anschließen. Wir versuchten daher auf breiter Basis Überzeugungsarbeit zu leisten, indem wir eine breit gefächerte Aktion starteten, nämlich die „Ökologische Bildungswoche“ vom 07.12. - 17.12.1989 in der Mittelschule St. Johann und im Kulturhaus in Prettau, wobei neben vielen Fachvorträgen von in- und ausländischen Referenten eine große Ausstellung zum Thema „Kulturlandschaft des Ahrntales - Brücke zwischen Naturpark Rieserferner und Nationalpark Hohe Tauern“ zusammengetragen wurde. Die gesamte Aktion stand unter dem Motto: „Ahrntal, Natur als Auftrag: Auf dem Weg zu einem überregionalen Naturpark“. Wir versuchten, ein möglichst umfangreiches Anschauungsmaterial zu diesem Thema zu sammeln, das die Menschen ansprechen und für die Idee gewinnen sollte:

- Schautafeln und Texte über den Nationalpark Hohe Tauern;
- Textunterlagen, Fotos und Tonbildschau über Naturpark Rieserferner;
- Das Ahrntal:
 - Landschaft, Vegetation und Tierleben;
 - Historische Bilder, Bergwerk;
 - Geologischer Aufbau, Mineralien;
 - Das Ahrntal aus der Sicht von Künstlern;

Die wichtigste Voraussetzung für den Erfolg war wohl die Tatsache, dass es der Umweltgruppe-Ahrntal als Organisator gelang, viele

Mitträger für die Ausstellung zu gewinnen: das Österreichische Generalkonsulat Mailand, das Landesamt für Naturparke, den Dachverband für Natur- und Umweltschutz, die Gemeinde Ahrntal, die Gemeinde Prettau, die Forststation Steinhaus, den Bauernbund Ahrntal, die Grundschuldirektion Ahrntal, die Direktion der Mittelschule St. Johann in Ahm, die Direktion der Schnitzschule St. Jakob.

Der erste Anlauf schien gemacht, die Gemeindeverwaltungen setzten die nächsten Schritte, indem sie weitere Informationsveranstaltungen organisierten und erste Beschlüsse fassten. Der Widerstand regte sich aber bald.

In Prettau fühlten sich Mineraliensammler und Bauern in ihrer Freiheit gefährdet, die Jägerschaft fürchtete um ihr Jagdglück, die Tourismusbranche suchte immer noch nach einem geeigneten Skigebiet, die letzten Almen sollten noch schnell durch Forststraßen erschlossen werden, ja man träumte sogar in der Entwicklungsplanung - Dorfprojekt Ing. Platter 1989 - von einem Durchstich ins Zillertal, der dem Dorf Verkehr und Reichtum bringen sollte. In der Gemeinde Ahrntal waren es vor allem die Wirtschaftskreise, die sich dagegen stellten, und die Überraschung war groß, als auf einmal die Bauernvertreter einen Schulterchluss mit dem Wirtschaftsausschuss vollzogen. Die Hintergründe waren bald ausgemacht: Einmal war es das „weiße Gold“ (Wasserkraftwerke), das vielen Grundbesitzern und Aktionären von Energiegesellschaften damals noch große Gewinne versprach, zum anderen wollte man sich mit einer Abgrenzung des Skigebietes Klausberg bis zur Bauerschaftalm, was als vernünftiger Kompromiss zwischen Ökonomie und Ökologie gedacht war, zukünftige Entwicklungspläne bis zum Klaussee nicht versperren lassen.

Man ging in der Folge mit Naturparkbefürwortern nicht gerade zimperlich um. Das bekamen vor allem lokale Entscheidungsträger zu spüren, angefangen vom Bürgermeister Josef Steger in Prettau, der trotz Wahlsieges bei den Gemeindewahlen 1990 und langjähriger Erfahrung als Bürgermeister nicht mehr tragbar schien. Es folgte eine Zeit, in der nicht mehr sachliche Diskussion und Argumentation gepflegt wurde. Bestimmten Kreisen ging es vielmehr darum, Angst

und Fehlinformationen zu streuen, um die Bauern und die Bevölkerung zu verunsichern und auf ihre Seite zu bringen. Es ging soweit, dass führende Bauernvertreter die bevorstehende Beraubung ihrer letzten Freiheit voraussagten und um das Gras auf Almen fürchteten, das ihnen die Murmeltiere wegnehmen würden. Die gesamte Auseinandersetzung hat dem Naturparkgedanken sicherlich geschadet, das Image und die Glaubwürdigkeit mancher Bauern hat allerdings auch einige Kratzer abbekommen.

Die Südtiroler Landesregierung, allen voran Landesrat Erich Achmüller, sowie die zuständigen Ämter bemühten sich, mit vielseitiger und objektiver Information dem Trend entgegenzuwirken, wie es noch in keinem anderen Naturparkgebiet nötig war. Zudem gab es ja auch noch verschiedene Studien und Stellungnahmen namhafter Gremien, die sich für die Erweiterung des Naturparks ausgesprochen hatten: die Landtage von Tirol- und Südtirol, das Projekt Volksbefragung „Ahrntal - Wohin?“, die Edinger Studie, das Projekt Deutsche Studienstiftung in St. Johann, der Heimatpflegeverband Südtirol, der Alpenverein Südtirol, die Internationale Alpenschutzkommission CIPRA, der Dachverband für Natur- und Umweltschutz, der Führungsausschuss Naturpark Rieserferner im Beisein von Umweltministerin Dr. Marta Hubinek aus Wien. Hervorzuheben ist auch die Tatsache, dass der Gemeinderat Ahrntal unter den Bürgermeistern Josef Kirchler zuerst und Hubert Rieder später bei ihrer positiven Haltung blieb und so maßgeblich an der Ausweisung der Schutzzone mitwirkte.

Im Februar 1995 setzte die Landesregierung schließlich dem Tauziehen ein Ende und beschloss die geplante Erweiterung des Schutzgebietes auf die Gemeinden Ahrntal und Prettau, was prompt einen Rekurs der Bauern gegen diese Entscheidung nach sich zog, obwohl eigentlich schon damals jedem vernünftigen Bauern klar sein musste, dass die Erhaltung der Berglandwirtschaft auf lange Sicht nicht mehr über die Produktion allein, sondern nur in Verbindung mit Umweltschutz und Pflege der Kulturlandschaft möglich war. Dies hatte bereits das „Modell Hindelang“ aufgezeigt, das wir gemeinsam mit dem Bauernbund schon im Jahre 1991 in St. Johann



vorstellten, als in Südtirol noch kaum jemand von gegenseitiger Stütze zwischen Tourismus und Landwirtschaft sprach.

Die Umweltgruppe-Ahrntal hatte sich in der Zwischenzeit bewusst zurückgezogen, um die Verhandlungen der Grundbesitzer mit der Landesregierung nicht zu beeinflussen. Es war auch unsere Absicht, nach erfolgter Ausweisung des Schutzgebietes die Arbeit der zuständigen Stellen und Verwaltungsbehörden nicht zu stören und nur mehr im Hintergrund in anderer Form für den Umweltschutz aktiv zu bleiben. So gelang es in der Zwischenzeit, vier Biotop unter Schutz zu stellen: das Pürschtalmoos, die Moaralm, das Wieser-Werfa und das Schulbiotop Kofl-Aue, das allerdings nie seine volle Funktion als Lehrpfad und Betätigungsfeld für Kinder hat aufnehmen können, weil das nötige Engagement auf zuständiger Seite fehlte. Wir haben uns auch vehement gegen verschiedene Almerschließungen ausgesprochen, wo das steile Gelände oder die

Gefahr von langfristigen Schäden und Folgekosten einen Eingriff nicht als opportun erscheinen ließ. Es ist uns nicht gelungen, die Verbindungswege ins Hasental und Poinland in vernünftigen Grenzen zu halten. Auch die Kottersteger Alm sowie die Holzer Böden sind inzwischen mit wenig Fingerspitzengefühl übererschlossen worden. Das Röttal sowie der Talschluss um die Lahner Alm sind jedoch für jeden Wanderer noch ein reizvolles Ziel geblieben und es gilt nun, diese fantastischen Hochtäler für alle, auch für die Fremdenverkehrswirtschaft, als intakte Landschaftskleinode zu erhalten. Es ist uns auch gelungen, durch die Eingliederung des „Faden“ und Obersteiner Holm in den Naturpark möglichen Skipistenplänen zuvorzukommen, dafür haben wir das Gebiet um den Klaussee verloren, weil es für den politischen Kompromiss mit der Wirtschaftslobby ausgeklammert wurde. Auch die Südhänge der Zillertaler Alpen hätte man unter Schutz stellen müssen, dazu fehlten aber der Mut und der politische Wille. Die Tiroler Landesregierung hat aber mit der Ausweisung der Zillertaler Nordhänge als Ruhezone die Weichen für die Zukunft gestellt.

Einige der von uns gesteckten Ziele haben wir nicht erreicht, so zum Beispiel das Verhindern übermäßiger Nutzung von Wasserkraft. Trotzdem machen wir im Hintergrund unauffällig in verschiedenen Gremien, bei Führungen und Vorträgen weiter im Glauben, dass bei vielen Menschen des Tales doch das Gefühl für ökologische Zusammenhänge vorhanden ist. Der Naturpark Rieserferner-Ahrn und der Umweltschutz im allgemeinen brauchen heute mehr denn je viele Freunde. Umweltschutz ist nämlich nicht das Recht weniger, sondern die Pflicht aller.

Zukunftsperspektiven

Vergangenheit und Gegenwart

Wer einen Blick in die Zukunft wagt und seine diesbezüglichen Vorstellungen auch noch ausspricht, wer sich außerdem noch anmaßt den einen oder anderen Vorschlag zu machen, der läuft natürlich Gefahr, dass seine Vorstellungen von der Wirklichkeit überholt werden, und kann zudem nicht davon ausgehen, dass sie auch die gewünschte Akzeptanz finden. Dieser Beitrag bringt eine kurze Analyse der aktuellen Situation und zeigt mögliche und erstrebenswerte Entwicklungen auf. Er soll zudem nicht hinreichend Bekanntes und allgemein Akzeptiertes festhalten und wiederholen, sondern offene Diskussionen anregen und auch Widerspruch herausfordern. Er erhebt schließlich nicht den Anspruch zu den verschiedensten Bereichen Stellung zu nehmen, sondern behandelt nur einige vielleicht auch willkürlich ausgewählte Themen.

Das Ahrntal war bis herauf ins 20. Jahrhundert für den Großteil der Bevölkerung durchaus keine „schöne Welt“: Bevölkerungsüberschuss, Wohnungsnot, Haupterwerbsquelle allein die Landwirtschaft, keine wirtschaftlichen Perspektiven. Nur Hof-erben hatten die Chance auf wirtschaftliche Selbstständigkeit und Gründung einer Familie. Es gab Handwerker und Beschäftigte beim Bergwerk, die oft in arge Not gerieten und ihre Familien mehr schlecht als recht ernähren konnten.

Für die weichenden Kinder von Bauern war die wirtschaftliche Perspektive die des lebenslangen Dienstbotendaseins ohne Möglichkeit der Familiengründung, die der so genannte „politische Ehekonsens“ verhinderte. Für eine Eheschließung bedurfte es nämlich der Genehmigung der Gemeindevorstellung, die ausschließlich aus Bauern bestand. Da Familien ohne solide wirtschaftliche Basis der Gemeinde zur Last fielen, gab es die Genehmigung nur,



wenn der Mann ein ausreichendes Einkommen aus regelmäßiger Arbeit nachweisen konnte: der niedrige Lohn der Dienstboten reichte dafür aber nicht aus. Die Abgeschlossenheit des Ahrntales

Großfamilien, bis in die 60-er Jahre im Ahrntal häufig anzutreffen, sind heute kaum noch zu finden.

war kein Umfeld, wo Toleranz und Pluralismus sich entwickeln konnten, zu dominant waren die Rolle der weitgehend bäuerlichen Gesellschaft und die Kontrolle der Kirche, sodass die „gute alte Zeit“ eigentlich gar keine gute war.

Tiefgreifende Änderungen ergaben sich erst seit den 60er-Jahren dieses Jahrhunderts mit dem Aufkommen des Fremdenverkehrs, der Einführung der Einheitsmittelschule, einem besseren Bildungsangebot und mehr Arbeitsmöglichkeiten. Vielleicht sind in den letzten Jahren die Umwälzungen fast zu schnell vor sich gegangen und deshalb nicht immer angemessen bewältigt und verarbeitet worden.

Auch wenn heute vieles besser und sicherer geworden ist, so ist nicht zu leugnen, dass es Unbehagen, Unzufriedenheit und Orientierungslosigkeit gibt. Die Suizidrate im Ahrntal ist bedenklich hoch und es bleibt die Frage, ob die Menschen den Umbruch und die Anpassung an die neue Situation geschafft oder ob sie die schmerzlichen und radikalen Folgen eines tief greifenden Wandels zu tragen haben. Rezepte gegen diese nicht zu leugnende gesellschaftliche Krise bringt nicht eine nostalgische Verherrlichung der Vergangenheit, sondern eine kritische und offene Auseinandersetzung. Und so wird ein zukunftsorientiertes Handeln ganz sicher wirtschaftliche Überlegungen anstellen müssen, sich aber ebenso mit der Frage nach der Entwicklung unserer Gesellschaft zu befassen haben. Zukunft muss jeder Einzelne verantwortungsvoll mitgestalten und mittragen.

Bildung und Schule

Schule und Bildung gewinnen immer mehr an Bedeutung. In der Bildungspolitik kristallisieren sich bereits wichtige und zugleich auch interessante Perspektiven heraus.

Die erste einschneidende Neuerung wird die Erhöhung der Schulpflicht auf 18 Jahre sein. Die Diskussionen über den künftigen Aufbau der einzelnen Schulstufen sind noch nicht abgeschlossen, doch scheint die heutige Grund- und Mittelschule

zur 7-jährigen Grundstufe zusammengelegt zu werden. Ein breiter Fächerbereich sollte in der 2-jährigen Orientierungsstufe eine möglichst unproblematische Durchlässigkeit zwischen den verschiedenen Schultypen zulassen.

Erst in der zweiten Phase der Oberschule werden dann die eigentlichen Spezialisierungen zum Tragen kommen. Diese sollen in postsekundären Ausbildungslehrgängen noch verstärkt und weitergeführt werden, stark praxisorientiert sein und vorausschauend auf den lokalen und regionalen Bedarf reagieren ohne die europäische Dimension aus den Augen zu verlieren. All das stellt für das Ahrntal und für Südtirol eine interessante Neuerung dar. Die Berufsschulen (auch die Fachschule für Holzschnitzer in St. Jakob), die es in dieser Form in den anderen Provinzen Italiens nicht gibt, werden in dieser neuen Bildungsstruktur - wenn auch in veränderter Form - eine wichtige Rolle spielen. Für den Arbeitsmarkt bedeutet dies eine bessere fachliche Qualifikation, die vor allem von einer handwerklich berufsorientierten Ausbildung getragen wird.

Neben der Neustrukturierung der Schulstufen spielt natürlich die inhaltliche, methodische und soziale Schwerpunktsetzung eine wichtige Rolle. Das Erlernen der zweiten und dritten Sprache bereits im Pflichtschulbereich erhält im Hinblick auf die europäische Globalisierung ein besonderes Gewicht. Südtirol sollte die günstigen Voraussetzungen, Bindeglied zwischen dem deutschen und italienischen Sprachraum zu sein, als Chance nützen und diese beiden Sprachen zur Standardausrüstung für die Jugend machen.

Schule und Bildung stehen vor keiner leichten Aufgabe, gilt es doch neben der Vermittlung einer soliden Grundausbildung auch auf die gesellschaftlichen Veränderungen und Anforderungen zu reagieren. Nostalgische Rückblicke helfen nicht weiter; es ist vorbei mit den Sicherheiten in Erziehung und Bildung. Jugendliche müssen vor allem auf die heutige Gesellschaft vorbereitet und für die künftige Arbeitswelt ausgebildet werden. Die Aufgabe der Schule hat sich geändert: war sie bisher eine Institution der Wissensvermittlung, so sind ihre Aufgaben und Inhalte nun vielfältiger und komplexer geworden.

Wer über zukünftige Erziehungs- und Bildungspolitik nachdenkt, muss davon abgehen, der Schule nur strukturelle und systematische Parameter überzustülpen, sondern muss sich vorwiegend am Individuum, am Jugendlichen selbst orientieren. Nur dann werden Reformen auch wirksam werden. Die Schule im Ahrntal hat auf diese neuen Herausforderungen bereits reagiert. Im Rahmen der Schulautonomie sind interessante Projekte, Schulversuche und Kontakte mit der Arbeitswelt und mit Partnerschulen entstanden. Solche Formen lassen auf eine offene und zukunftsorientierte Ausbildung schließen.

Aber nicht nur die Schule trägt Verantwortung für eine zeitgemäße Aus- und Weiterbildung. Elternhaus, Gesellschaft und Arbeitswelt müssen ebenfalls ihren Beitrag leisten, damit Persönlichkeitsbildung, Sozialverhalten und Sachwissen ganzheitlich vermittelt werden. Die Selbstkompetenz, die die Kinder schon im unteren Pflichtschulbereich erwerben müssen, zielen darauf ab, Selbstständigkeit, Selbsttätigkeit sowie entdeckendes Lernen zu einer zentralen Arbeitsform zu machen. Der Umgang mit Informationen, mit den neuen Medien, mit der allen zugänglichen Konsumgesellschaft, mit den ständig steigenden Arbeitsanforderungen lassen eine Grundausbildung ohne Fort- und Weiterbildung nicht mehr zu. Die Lernphase wird nicht mehr mit dem Schulabschluss zu Ende sein, sondern ein ganzes Leben andauern.

Bauen und Wohnen

Zentrale Bedürfnisse des Menschen wie Wohnen und Wirtschaften drängen diesen immer wieder dazu in die Natur einzugreifen. Jeder dieser Eingriffe z. B. beim Bau eines Hauses oder einer Straße hat langfristige und nachhaltige Auswirkungen. In den letzten 30 Jahren hat sich das Ahrntal durch bauliche Maßnahmen stärker verändert als in vielen Jahrhunderten zuvor. Allgemein beginnt sich die Erkenntnis durchzusetzen, dass es in diesem Tempo nicht mehr weitergehen kann. Doch diese Einsicht wird immer dann nicht beachtet, wenn es um eigene Interessen und Bauvorhaben geht.



Die Grundknappheit, der Bedarf an Wohnbau- und Gewerbezonon, das Korsett der urbanistischen und baurechtlichen Bestimmungen und ein ausgeprägter Individualismus machen sinnvolles Planen und Bauen nicht immer leicht. Das Tempo, mit dem Vorhaben umgesetzt werden, ist bedenklich. Mehr Überlegung, mehr Gelassenheit, mehr Qualität vor allem in der Planung würden der Entwicklung gut tun. Vielleicht ließe sich dann auch ein feines Gespür dafür entwickeln, wie Bestehendes mit Neuem zusammengeführt und wie die Architektur weiterentwickelt werden könnte. Viel Holz, lange und breite Balkone und überdimensionierte Dachvorsprünge charakterisieren die „Ahrntaler Standardarchitektur“. Nur langsam dringen neue Tendenzen durch, was wohl auch mit den im Tal üblichen Baumethoden zusammenhängt: nur selten wird die Planung von ausgebildeten Fachleuten vorgenommen, meist werden damit Personen beauftragt, die sich mit Architektur nie von Grund auf befasst haben.

Noch schwieriger wird es im Bereich des Straßen- und Wegebbaus, der Meliorierungen usw. Hier stoßen persönliche Wünsche nach Verbesserung der Bedingungen zur Bewirtschaftung von Grund und Boden und langfristige Überlegungen des Landschaftsschutzes hart aufeinander und lösen nicht selten Unstimmigkeiten, ja Konflikte aus. In diesem Zusammenhang sind auch die kleinen

landschaftsprägenden Bauwerke wie Wege, Zäune und Feldmauern zu erwähnen. Es wird sehr darauf zu achten sein, dass diese Elemente einer historisch gewachsenen Kulturlandschaft nicht nach und nach unwiderbringlich verloren gehen.

Wenn der Wunsch nach Wirtschaftswachstum und Rentabilität in der Landwirtschaft und der Wunsch nach Erhaltung und Schutz der Landschaft sich treffen, dann werden nicht nur Umweltprobleme und Erosionsschäden vermieden, sondern wird auch eine Landschaft bewahrt, die einerseits bessere Lebensqualität für die einheimische Bevölkerung bietet, zum anderen aber auch eine enorme wirtschaftliche Bedeutung hat, zumal die intakte Natur eine ganz entscheidende Grundlage für den Tourismus darstellt.

Noch ein weiteres Feld ist anzusprechen, auf dem verstärkt Einsicht und Einsatz entwickelt werden sollten: die Tendenz Altbauten durch Neubauten zu ersetzen. Man führt bautechnische und finanzielle Argumente ins Feld und empfindet es nicht selten als Zumutung, in einem umgebauten statt in einem neu gebauten Haus wohnen zu sollen. Dass der Umbau, die Sanierung und die Modernisierung von Altbauten auf Widerstand stößt, scheint auch ein kulturelles Problem zu sein: man wird sich aber zu entscheiden haben zwischen einer Landschaft, die die prägenden Elemente behält, und einem Abgleiten in architektonische Farblosigkeit und Anonymität.

Wirtschaft und Fremdenverkehr

Die Schaffung günstiger Rahmenbedingungen für die Wirtschaft ist auf lokaler Ebene nur in beschränktem Umfang möglich, zumal der Handlungsspielraum der Gemeinden von den Richtlinien des Staates und des Landes stark eingeengt wird. Es bleibt zu hoffen, dass die zurzeit zufrieden stellende Beschäftigungslage in den einzelnen Wirtschaftssparten anhält und alle den Herausforderungen und den überaus raschen Veränderungen gerecht werden. Nur wer bereit ist, neue Wege zu gehen, sich vom Althergebrachten abzu-



setzen, Fantasie und Flexibilität zu entwickeln, wird sich im harten wirtschaftlichen Konkurrenzkampf durchsetzen.

Der Fremdenverkehr wird auch in Zukunft ein sehr wichtiges wirtschaftliches Standbein bleiben. Nicht alle Tourismusgegenden haben den Vorteil zweier Saisonen. Für einen zufrieden stellenden Wintertourismus ist das zu erweiternde Skigebiet Klausberg eine zentrale Einrichtung, wobei der in Zukunft einzuschlagende Weg noch gefunden werden muss. Man darf nicht andere Skigebiete kopieren, sondern muss eigene Wege gehen, Ahrntaler Eigenheiten besser zur Geltung bringen, den landwirtschaftlichen Reiz als Kapital sehen.

Mit einem möglichst auch im Winter geöffneten Bergbaumuseum im Kornkasten von Steinhaus, um das herum eine Art Kongress- und Kulturtourismus aufgebaut werden könnte, mit dem Asthma-Stollen in Prettau und mit dem Naturpark Rieserferner-Ahrn müssten die Voraussetzungen für einen erfolgreichen Sommerfremdenverkehr gegeben sein, wobei der Naturpark Rieserferner-Ahrn in seiner touristischen Nutzung und Verwertung nicht länger versteckt werden darf. Für Unternehmer und Angestellte im Bereich Fremdenverkehr gilt es, verstärkt die Angebote für touristische Fachausbildung zu nutzen, denn nur so wird der angestrebte und teilweise auch bereits erreichte Qualitätssprung gelingen.

Der Zusammenschluss der Tourismusvereine im Ahrntal und ein effizienteres Tourismusmanagement sind zwei unabdingbare Forderungen. Land und Gemeinde können Förderungsmaßnahmen treffen, die konkreten Schritte müssen jedoch von den einzelnen Betrieben unternommen werden. Die nachrückenden Generationen müssen motiviert und überzeugt werden weiterhin im Tourismusgewerbe zu arbeiten. Für sie sind auch die rechtlichen Voraussetzungen zu schaffen, damit Übertragungen und Anpassungen finanziell und wirtschaftlich verkraftbar bleiben.

Handwerk

Neben der Landwirtschaft ist kein anderer Wirtschaftszweig so sehr im sozialen und wirtschaftlichen Gefüge des Ahrntales verankert wie das Handwerk. Mit ihrer Qualitätsarbeit und ihrer typischen Eigenständigkeit haben die Betriebe gute Chancen auch auf einem globalen Markt zu bestehen. Das Handwerk bedeutet also Bodenständigkeit und bildet das Rückgrat der Wirtschaft im Tal. Ihm muss die notwendige Entwicklung durch ausreichende Ausweisung von Gewerbe- und Handwerkerzonen ermöglicht werden. Der Knappheit an Grund und Boden wird durch eine Kompaktbauweise entgegenzutreten sein.

Die Hauptaufgabe für das Ahrntaler Handwerk in der sich rasch ändernden Wirtschaftswelt ist eine verstärkte Kooperation zwischen den einzelnen Handwerksunternehmen auch mit dem Ziel größere Aufträge annehmen zu können. Mit Bieter- und Arbeitsgemeinschaften sollen neue Wege beschritten werden und diesbezüglich müsste bereits in Zeiten der Hochkonjunktur Vorarbeit geleistet werden, um dann in wirtschaftlichen Krisenzeiten besser gewappnet zu sein.

Der Forderung der Wirtschaft nach Abbau der Bürokratie und Vereinfachung der Genehmigungsverfahren ist bedingungslos zuzustimmen. Die Botschaft vom Einheitsschalter (sportello unico), von dem man in ganz Italien spricht, ist noch nicht bis

nach Südtirol gedrungen. Der Trend zur Privatisierung vieler öffentlicher Dienste bringt neue Chancen.

Landwirtschaft

Die Landwirtschaft hat im Ahrntal eine lange Tradition. War sie früher Erwerbs- und Lebensgrundlage eines Großteils der Bevölkerung, so ist sie in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr zurück gedrängt worden. Durch die zunehmende Industrialisierung, den rasanten Aufschwung des Fremdenverkehrs und die Expansion des Baugewerbes gibt es heute nur noch einzelne Vollerwerbsbauern. Viele haben sich durch Urlaub am Bauernhof, Saisonarbeit oder sogar durch einen Vollzeitberuf ein zusätzliches finanzielles Standbein geschaffen.

Heute besteht jedoch die Gefahr, dass wegen der Schwierigkeit der Bearbeitung der Steilflächen, der zunehmenden Globalisierung der Märkte und der sinkenden Zahl der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft in Zukunft eine flächendeckende Bewirtschaftung und Pflege der Kulturlandschaft nicht mehr garantiert werden kann. Es ist daher an der Zeit die Rolle und die Aufgaben der Bauern zu überdenken und eventuell neu zu definieren.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Bauern wird auch in Zukunft die Erzeugung hochwertiger Qualitätsprodukte sein. Sie werden jedoch lernen müssen unternehmerisch zu denken und sich nicht allein auf Rohstoffproduktion und Ablieferung zu beschränken. Die Landschaftspflege stellt einen weiteren wichtigen Aufgabenbereich der Bauern dar. Allerdings möchte kein Bauer nur bezahlter Landschaftsgärtner sein. Landschaftspflegeprämien und Naturpark zeigen zwar eine Entwicklung in diese Richtung, sollten aber von den Bauern nicht missverstanden, sondern als Lohn für getane Arbeit angesehen werden. Sie könnten in vielen Fällen ein willkommenes und notwendiges zusätzliches Einkommen bringen.

Dass die Landwirtschaft schwierige Zeiten durchmacht und solchen entgegengeht, steht außer Zweifel. Die Suche nach Lösungen hat längst begonnen, aber nicht selten gehen die Meinungen



auseinander. Was auf keinen Fall weiterbringt, ist Resignation und die Versuchung sich in eine Opferrolle drängen zu lassen.

Einige Ansätze, über die es sich lohnt nachzudenken, könnten so aussehen: Man wird in Zukunft Wege der Kooperation zu finden haben in Form von Genossenschaften und Konsortien mit dem Ziel Kosten sparend zu arbeiten. So wird man nicht umhin können, die Mechanisierung auf den einzelnen Höfen einzuschränken. Eine Grundausstattung an Maschinen pro Hof wird unumgänglich sein, aber viele ließen sich über Maschinenringe günstiger einkaufen und einsetzen. Ein großer Maschinenpark erfordert für seine fachgerechte Unterbringung teure Strukturen, die meist nicht zur Verschönerung der Hofstelle beitragen.

Viele Bauern, vor allem Jungbauern, verfügen über eine spezifische handwerkliche Ausbildung. Diese Kenntnisse und Fähigkeiten über die Organisationsform einer bäuerlichen Genossenschaft angeboten, würden es ermöglichen private und öffentliche Aufträge durchzuführen. Das Betreiben von Heizanlagen mit Hackschnitzel und das Aufbereiten des dafür notwendigen Holzes wären ein weiteres Betätigungsfeld. Die Schneeräumung auf den Bergstraßen und der Schülertransport von den Berghöfen könnten nach Schaffung der gesetzlichen Voraussetzungen von niemandem besser durchgeführt werden als von den im jeweiligem Gebiet wohnhaften

Hofbesitzern. Der Urlaub auf dem Bauernhof erlebt zurzeit einen enormen Aufschwung. Diese Entwicklung sollte man nutzen.

Der Bauer ist Eigentümer auch jener Gründe, die für die notwendigen Infrastrukturen zu Gunsten der Allgemeinheit benötigt werden. Neue Modelle und Überlegungen sind gefragt, wie man landwirtschaftliche Nutzflächen auch vorübergehend der Allgemeinheit zur Verfügung stellen könnte.

Die Einrichtung des geschlossenen Hofes hat viel zur Erhaltung der Landwirtschaft und des Bauernstandes beigetragen. Der geschlossene Hof zwingt aber auch in jeder Generation die „Weichenden“ zum Wegziehen. Die Kinder, die auf dem Hof nicht Aufenthalt und Unterhalt finden, werden weiterhin auf die bäuerliche Solidarität angewiesen sein, um Bau- und Gewerbegrund für die Schaffung einer neuen Existenz zu erhalten.

Unerlässlich wird es in Zukunft sein, dass die einzelnen Wirtschaftszweige Landwirtschaft, Tourismus, Handwerk und Handel Formen der Zusammenarbeit finden und entwickeln, die allen vom Vorteil sind und die auch in der zentralen Frage der Grundbeschaffung weiterführen. Für das Ahrntal mit seinen gesetzlich festgelegten strukturschwachen Gebieten wäre es unverzeihlich, wenn es nicht im Stande wäre Programme zu entwickeln, für die EU Gelder eingesetzt werden können.

Der Bürger, die Gemeinde und das Geld

Die Entfremdung zwischen den Bürgern und der öffentlichen Verwaltung nimmt zusehends zu. Die Meinung, die die Bürger von der Gemeinde haben, ist vorwiegend negativ definiert: sie fordert Steuern und Abgaben, erlässt nicht immer nachvollziehbare Vorschriften und kontrolliert deren Einhaltung, ihre Dienstleistungen sind nicht immer zufrieden stellend, sie lehnt Forderungen und Wünsche nicht selten ab und schafft die Infrastrukturen nicht, die man als unerlässlich betrachtet.

Die Situation wird noch schwieriger, wenn z. B. die Gemeinden weitgehend auch die Steuerhoheit bekommen und bei der Bevölke-

rung direkt das benötigte Geld einheben. In diesem Fall stehen die Bürger vor einer schwierigen Entscheidung: sich für weniger Steuern zu entscheiden heißt, Ansprüche und Forderungen an die Gemeinde zu reduzieren, denn bessere Dienste und schnellere Investitionen kosten mehr Geld. Die Steuerzahler wollen weniger Steuern zahlen, die Ansprüche an die öffentliche Hand werden aber immer selbstverständlicher und immer größer. Selbstverantwortung und Eigeninitiative gehen zurück.

Den Abbau der Entfremdung zwischen der Verwaltung und den Bürgern und den steigenden Finanzbedarf der Gemeinde wird man auf mehreren Ebenen angehen müssen. Einsparmöglichkeiten sind zu suchen und zu nutzen und mit den Bürgern wird ein Konsens darüber zu finden sein, wie man die Steuergelder einsetzt, was der Bürger selber tun kann und was er von der Allgemeinheit verlangen darf. Entscheidend wird dabei sein, ob es gelingt, das Bewusstsein zu entwickeln und zu stärken, dass die gesamte Bevölkerung die Gemeinde bildet und dass die öffentliche Hand nicht etwas Fremdes ist, an das man Forderungen stellt, aber zu dem man sonst kaum eine Beziehung hat.

Neben der Sorge um das wirtschaftliche Wohlergehen, neben dem Bemühen, das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der öffentlichen Hand auf eine vernünftige und für beide Seiten tragbare Ebene zu bringen, stehen heutzutage folgende Fragen im Vordergrund:

Wohin geht die Jugend, wo eröffnen sich für sie Perspektiven, wie kommen die Jugendlichen in der Leistungsgesellschaft zurecht, wird ihnen gegenüber ausreichend Verständnis und genügend Toleranz gezeigt? Dürfen sie ihren Weg gehen, werden sie behutsam genug herangeführt an ihre Aufgaben und Pflichten, wird ihnen Verantwortung in der richtigen Form übertragen?

Warum haben immer mehr Menschen aller Altersstufen psychische Probleme, wieso kommen sie nicht mehr zurecht? Bleiben Toleranz und Offenheit zu sehr an der Oberfläche oder durchdringen sie die soziale Struktur? Nicht zu vergessen sind die alten Menschen. Ausreichende Vorsorge für das Alter ist ein Thema, dem sich alle

stellen müssen und diese Vorsorge muss rechtzeitig einsetzen. In den Volkswohnungen und in den nicht immer intakten Familien wird immer weniger Raum bleiben für Menschen, deren Lebenserwartung zunimmt.

Wohin geht unsere Gesellschaft?

Wer am Beginn eines neuen Jahrtausends steht, sollte Optimismus, Zuversicht und Hoffnung verbreiten, motivierend wirken und positiv denken. Das fällt nicht immer leicht, denn die Herausforderungen, mit denen die Menschen konfrontiert werden, sind gewaltig. Welchen Zeiten und welchen Entwicklungen gehen sie entgegen, wohin geht die Gesellschaft?

Es bestehen mehr als deutliche Anzeichen dafür, dass sich der Einzelne immer mehr aus dem Leben und Wirken in der Gesellschaft verabschiedet und den Rückzug ins Private antritt, dass er Mauern um sich aufbaut und sich von der Allgemeinheit und vom öffentlichen Leben immer mehr absondert, andererseits aber von beiden immer vehementer und energischer Leistungen einfordert. Diese Entwicklung als „neuen Egoismus“ zu bezeichnen mag zwar etwas übertrieben klingen, geht aber am Kern der Sache nicht ganz vorbei. Im Lichte dieses Trends ist die Sorge angebracht, ob sich auch in Zukunft noch genügend Menschen finden, die in den Dörfern freiwillig, begeistert und ehrenamtlich am Leben der Gemeinschaften mitwirken, es beleben und lebenswert machen.

Auffallend ist auch die oft sehr enge Sichtweise, als ob Scheuklappen den Weitblick einengen: jeder sieht nur sich selbst, seine eigenen Probleme und ist empört, wenn sich nicht alle unverzüglich an deren Lösung machen. Kaum jemand bemüht sich um Verhältnismäßigkeit oder schaut über den Tellerrand hinaus, aber jeder nimmt sich die Freiheit, wenn es ihm dienlich erscheint, die Umwelt intensiv und nachhaltig zu verändern.

Niemand aber hat das Recht, die Zukunft und die kommenden Generationen mit dermaßen drückenden Hypotheken zu belasten; niemand hat das Recht, die Jugend so in den Stress der Leistungs-

gesellschaft einzubinden, dass sie sich als Reaktion und Folge von der Welt des ständigen Kampfes und der Ellbogenpolitik angewidert abwendet. Sie muss im Gegenteil behutsam hingeführt werden zu Werten und Lebenshaltungen, die ihre Verbundenheit zu Haus und Hof, zu Betrieb und Arbeit langsam wachsen lassen und damit tragfähige Brücken in die Zukunft bauen.

Es sollte wieder mehr Energie in langfristiges Denken und Überlegen investiert, Orientierungen gesucht und zu manchen Entscheidungen nicht länger geschwiegen werden. Wenn ein Großteil der Bevölkerung sich für ein Anliegen einsetzt, müssen gemeinsame Diskussionen und Mehrheitsentscheidungen vor Ort auch für

höhere politische Instanzen ein Gradmesser sein. Es muss letztlich darum gehen, negative Entwicklungen aufzuhalten, ihnen gegenzusteuern und die Dörfer weiterhin als attraktive Treffpunkte und angenehme Wohnorte für alle zu gestalten.

Um all diese Herausforderungen zu meistern, sind die Bürgerinnen und Bürger aufgerufen, konstruktiv mitzuarbeiten. Nicht übertriebenes Stände- und Parteidenken schafft Zukunft, sondern Offenheit für die Belange und Meinungen anderer. Kritisch sein heißt nicht nur Mängel aufzeigen, sondern vor allem aktiv mitgestalten und Verantwortung übernehmen.

Eine Zeittafel

565 ca.: Erstnennung der Ahr unter der Bezeichnung „Byrrhus“ in einem Reisebericht des Venantius Fortunatus, Schriftsteller und späterer Bischof von Poitiers (Frankreich).

1048 Jänner 25.: das Tal „Aurina“ wird erstmals in einer lateinischen Urkunde aus Ulm schriftlich erwähnt (spätere Schreibweisen: Ouveren, Euren).

1063 Mai.: Mit einem Hof „*in loco Rora*“ (vermutlich am Rohrberg/-bach, Nähe St. Martin) tritt der erste Ahrner Hofname aus dem Dunkel der Geschichte. Die nächsten Nennungen: um 1075 ein Gut des Sizo in „*Ourin*“ (möglicherweise Jahrl), 1179 der Stifter in Weißenbach, 1225 die Schwaige Riesbach (Rußbach in St. Johann), älteste Nennung eines Schwaighofes im Ahrntal); 1230 „*Chlamme*“ und „*Durekke*“ in St. Peter, 1237 der Schwaighof „*Clusen*“ (Großklausen in Steinhaus).

1142-1225 ca.: Das Neustifter „*Salpuech*“ verzeichnet die Namen der ersten Ahrner, teils als Edelfreie (Herren von Ahrn) mit eigenen Dienstmännern, teils als Dienstmännern der Herren von Taufers, die 1130 erstmals urkundlich erwähnt sind.

1237 ca.: Ersterwähnung der Luttacher, 1306 der Roßbichler, beides Ahrntaler Geschlechter.

1250: Heinrich Musauge (Edler von Kastelruth) wird als erster Pfarrherr von Ahrn genannt. 1277 schenkt er den Hof Schrottwinkel (Winkler in St. Peter) dem Kloster Neustift. Heinrich und seine Brüder standen in einem lockeren Dienstverhältnis zu den Herren von Taufers.

1342: Älteste Urkunde im Pfarrarchiv von Ahrn: ein Ablassbrief mit den Siegeln mehrerer Bischöfe. Der auf dem „Brief“ gemalte Priester Hermann aus Bamberg erbittet in Avignon Ablässe für die Förderer des Kirchenneubaues (die alte Kirche in St. Martin wurde zwischen 1324 und 1342 zerstört).

1426: Erster schriftlicher Nachweis für den Bergbau in Prettau.

1523: Im Zuge von Unruhen, die in den Bauernaufständen von 1525 enden, begeht Bartlmä Duregger aus Ahrn (St. Peter?) „*viel öffentlichen Frevel und Rumor*“. Er wird eingefangen, kann aber bei Stegen entkommen. Er sammelt in Ahrn 26 Knechte (darunter 12 Büchenschützen) um sich und schließt sich mit dem Antholzer Bauernführer Peter Paßler zusammen. Dann verlieren sich seine Spuren.

1602: Zerstörung von Abfaltem und Mühlegg durch eine Lawine aus dem Frankbach. Eine weitere große „*Lahne*“ aus dem Bärenental zerstört in St. Jakob 1894 42 Baulichkeiten.

1607: Ein Zeller Urbar (Abgabenliste aus Zell am Ziller) und das Steuerkataster von 1779 weisen erstmals Bauern aus dem Ahrntal als Besitzer der Almen im Ziller- und Sondergrund jenseits des Alpenhauptkammes nach.

1636: Die Pfarre Taufers wird von der Pest „*fürchterlich heimgesucht*“. Für das Ahrntal fehlen sichere Nachrichten; der Rauch der Schmelze am Arzbach soll die Ausbreitung der Seuche verhindert haben. Eine Überlieferung weiß allerdings für Steinhaus von 12 infizierten Häusern und 40 Toten in 8 Wochen zu berichten. Im Uhlwald ober Luttach gibt es einen Pestfriedhof, weil die Weißenbacher ihre Pesttoten nicht auf den Ortsfriedhof von Luttach bringen durften. Dieser Friedhof wird 1757 vom Weißenbach fortgeschwemmt.

1743 August 19.: Die 1734 beim Bergrichter in Mühlegg erbaute Kapelle wird geweiht. Danach kommt der Bau von Hofkapellen in Schwung: 1747 das Lärcher Kirchlein in St. Johann; 1780 Messlizenz für die Marienkapelle beim Innerbichl in Prettau; 1792 Platter Kirchlein in St. Johann; 1797 die Kapelle beim Voppichler in St. Jakob.

1757: Ausbruch des Sees auf der Göge in Weißenbach. Die Wassermassen reißen noch in Sand in Taufers 13 Häuser weg. Auf der Karte von Peter Anich (1769/74) ist er noch verzeichnet.

1771 Frühjahr: Anton Seebald, Dorfbader in Steinhaus, kehrt samt Familie in seine Heimatgemeinde Innichen zurück. Auch der erste bekannte Arzt im Tal, Dr. Franz Beikircher, ordinierte um 1900 als Gemeindefarmer in Steinhaus.

1776: Gregorius Tasser (+ 1807) vom Weißenbach(l) in St. Johann ist letzter Probst und lateranensischer Abt von St. Michael an der Etsch (San Michele) und damit auch Mitglied der Tiroler Landstände.

1796: Von der Teilnahme der Ahrntaler an den Freiheitskämpfen zeugen eine Tafel der Schützen von St. Johann für die wundersame Errettung aus äußerster Lebensgefahr am 27. Juni 1796 am Monte Baldo und ein Motivbild des Jacob Oberhollenzer vom 28. Juni 1796 am Monte Baldo (heute im Volkskundemuseum Dietenheim).

1797 März 29.: Als Kuriere im Dienst des österreichischen Heeres überqueren Johann Auer (Gewerksverwalter in Ahrn) und der Knappe Josef Niedergrießer das Hörnljoch und gelangen über das Zillertal tags darauf nach Schwaz.

1809 Mai: Im Ahrntal wird der Landsturm aufgegeben. Die Bergknappen verrammeln die Steige über die Hundskehle und den Krimmler Tauern. Im September decken 130 Schützen von St. Johann die Nordpässe des Tales. Es läuft aus diesem *„heimattreuen und rauflustigen Tal alles mit“*, was eine Waffe führen kann. Gefangene Sachsen werden in Taufers untergebracht. Ende September wollen sie über den Tauern fliehen, *„doch die Weiber setzten ihnen, mit Heugabeln, Flinten u. Morgensternen bewaffnet, nach, holten sie auf den Paßhöhen ein und brachten sie unter Prügeln zurück.“* Im Gericht Taufers sollen 4 Weiberkompanien aufgestellt sein. Allein für Anfang Dezember 1809 sind die Namen von acht gefallenen Ahrntalern überliefert.

1848 Juli: Aufhebung der Grundherrschaft und Ablösung der Reallasten. Die Höhe der Ablösungszahlungen wurde im Gericht Taufers von einer eigenen Bezirkskommission festgelegt und das

Ergebnis den Bauern in den frühen 50er-Jahren mitgeteilt.

1861 April 17.: Die Einführung der Religionsfreiheit stößt wie im übrigen Tirol auch im Tal auf wenig Gegenliebe. Dies zeigt die Verleihung der Ehrenbürgerschaft durch die Ahrntaler Gemeinden an Dr. Johann Haßlwanger für sein *„mannhaftes“* Auftreten für die Einheit des Glaubens in der Sitzung des Tiroler Landtages vom 17. April. Haßlwanger wurde Ehrenbürger von rund 230 Tiroler Gemeinden.

1866 Dezember 09.: Tod Christoph von Elzenbaums, über 30 Jahre Pfarrer von Ahrn. 1842 verfasste er die Talchronik *„Beschreibung des Thales Ahrn und der Bewohner desselben“*. Dem Widum in St. Johann vererbt er seine Gemälde, eine umfangreiche Büchersammlung und die heute im Brixner Krippenmuseum ausgestellte Weihnachts- und Fastenkippe von Franz Xaver Nißl.

1867 September 15./16.: Ausbruch des Wollbaches in St. Jakob. Neun Häuser werden fortgerissen, mehrere arg verwüstet. 67 Menschen sind obdachlos. *„Die ganze schöne Fläche unterhalb St. Jakob eine Wildnis“* schreibt Adrian Egger (1900-1902 Kooperator) in der Pfarrchronik von St. Jakob.

1878: Untergang der Schmelze am Arzbach. Der Name *„Gisse“* in St. Johann geht auf die große Übermuring aus dem Rohrbach zurück.

1879 Februar: Errichtung der ersten Wetterbeobachtungsstation in Steinhaus. Die Aufzeichnungen werden dreimal am Tag vorgenommen. Die Finanzierung erfolgt durch den Deutsch-Österreichischen Alpenverein (DÖAV).

1884 Juli 30.: Eröffnung der Daimerhütte, der ersten Schutzhütte im Ahrntal. Mit dem Bau der Südbahn durch das Pustertal (1870) kommt der Fremdenverkehr ins Tal und der Beruf des Bergführers auf.

1884 Oktober - 1887 Juni: Bekehrung der letzten Akatholiken im Tal Michael und Notburg Tratter durch Kooperator Johann Berger vom Hofer auf Michlreis.

1884: Gründung des Spar- und Darlehenskassenvereins in St. Johann.

1892 Juli: Gründung der Feuer- und Wasserwehr St. Johann in Ahrn. Die Brüder Johann und Alois Leimegger aus Steinhaus gründen in der Folge die Schützenkompanie (1912) und die Musikkapelle (1921) von Steinhaus.

1893 September 01.: Einstellung des seit 1426 nachgewiesenen Bergbaus in Prettau. 1957-1971 ist das Bergwerk noch einmal in Betrieb.

1897 Sommer: Der Schriftsteller Peter Rosegger kehrt im Wirtshaus der Gewerkschaft in Steinhaus ein. Das Ereignis findet seinen literarischen Niederschlag in „Alpensommer“ (Gesammelte Werke, Bd. 5).

1898 Oktober 5.-28.: Papst- und Kaiserjubiläums-Pilgerzug der Diözese Brixen nach Jerusalem. 25 Tölderer nehmen daran teil. 1901 pilgern auch die „*Franzl Moidl*“ Maria Steger (geb. 1874) und Adrian Egger nach Jerusalem. Später reist Maria Steger erneut ins Heilige Land und ist dort 49 Jahre im österreichischen Pilgerhaus, dem Hospiz zur Hl. Familie, tätig, weshalb sie auch „*Jerusalem-Moidl*“ genannt wurde.

1904 Juli 16.: Ettore Tolomei besteigt mit Hilfe einheimischer Bergführer den Klockerkarkopf, fälschlicherweise Glockenkarkopf genannt, und benennt ihn „Vetta d'Italia“. Bei seiner „Erstbesteigung“ übersieht er allerdings, dass der Berg schon 1895 bestiegen wurde und gar nicht der „nördlichste Punkt Italiens“ ist. 1936 besteigt Kronprinz Umberto die „Vetta“. Zuvor soll im Oktober 1921 König Viktor Emanuel III. von derselben Absicht beseelt allerdings nur bis St. Peter gekommen sein.

1906 Juli: Erstes Radrennen des Ahrntales in Steinhaus. Noch im Juli 1905 war aus Gründen der öffentlichen Sicherheit der Automobilverkehr durch das Ahrntal für einen Monat verboten worden.

1908 Juli 20.: Nach nur einjähriger Bauzeit wird die elektrisch betriebene Lokalbahn Bruneck-Sand eröffnet. Unter den Protesten der Bevölkerung wird der Betrieb knapp 50 Jahre später, am 1. Februar 1957, eingestellt.

1908 Sommer: Fertigstellung der Telefonleitung von Steinhaus nach Kasern. 1909 wird beim Garber in St. Jakob das erste Telefon des Ahrntals installiert.

1914: Erstmals elektrisches Licht in Luttach. Das E-Werk hat Alfons Hopfgartner, Schneider (gest. 1915), größtenteils selbst gebaut.

1916 Osterwoche: Einsatz der ersten russischen Kriegsgefangenen. Deren Verteilung auf die Bauernhöfe nimmt Joseph Georg Oberkofler vor.

1917 Jänner 17.: „Endlich ist wieder heiteres Wetter, nachdem es seit Mitte Dezember fast jeden Tag geschneit oder geregnet hat. Derart viel Schnee wissen die ältesten Leute nicht.“ schreibt der Pustertaler Bote.

1917 Mai: Eine Gisse aus dem Egger Graben (St. Johann) vermurt den Bruggenwirt und das Bäckchenhaus.

1918 November 14.: Die ersten italienischen Soldaten rücken in Steinhaus ein.

1922 Juni 2.: Erste Musterung für das italienische Militär in Sand. Die Stellungspflichtigen von St. Johann und St. Jakob tragen auf der Heimfahrt schwarze Maschen.

1922 Ende Juli: Alpini-Soldaten schleppen unter größten Mühen und Gefahren die Grenzsteine auf den Dreierherrenspitz. Die „Grenzregulierung“ wird im Tal noch Jahre in Anspruch nehmen.

1922: Eröffnung der Autobuslinie Sand-Steinhaus.

1923 Oktober 1.: Nach gut 600-jährigem Bestehen wird das ehemalige Landgericht, nunmehr Bezirksgericht Taufers aufgelassen und in die Prätur Bruneck eingegliedert. Letzter Richter war Josef Lumpner.

1926 Jänner 10.: Das Gesetzesdekret Nr. 17 über die Italienisierung der Familiennamen in Südtirol wird erlassen. Im Ahrntal werden in der Folge 152 Namen geändert, das sind 3,57% der Gesamtbevölkerung.

1929 Jänner 10.: Mit königl. Dekret werden die Kleingemeinden Luttach, St. Johann, St. Jakob, St. Peter und Prettau zur Gemeinde Ahrntal mit Sitz in Steinhaus zusammengelegt.

1929 April 28.: Mord an einem italienischen Lehrer und zwei Carabinieri in Steinhaus. Das Verbrechen wird nie aufgeklärt.

1939 Dezember 31.: Das Optionsergebnis in der Gemeinde Ahrntal liegt mit 79% für Deutschland um rund 10% unter dem Landesdurchschnitt

1943 Dezember 19.: Absturz eines amerikanischen Bombers in St. Jakob, der vorher noch einige Bomben abwirft. Fünf Soldaten sterben, fünf retten sich mit dem Fallschirm. Nach 53 Jahren kommt das einzige noch lebende Besatzungsmitglied an den Absturzort, wo am 14. September 1996 eine Gedenktafel enthüllt wird.

1944 Juli 9.: Hinrichtung des aus St. Peter gebürtigen Franz Stolzlechner durch die Nationalsozialisten in Wien. Im Tal selber kommen 15 Personen ins Konzentrationslager und 14 ins Gefängnis (Sippenhaft). 13 Fahnenflüchtige werden von den Nazis gesucht.

1951/52: Auseinandersetzungen um das Kriegerdenkmal im Friedhof von St. Johann.

1963 Oktober 1.: Eröffnung der Mittelschule von St. Johann. Am 5. Mai 1984 wird das neue Mittelschulgebäude im Weißenbachl-Boden der Bestimmung übergeben.

1964: Eine Abteilung der „Celere“ (Sondereinheit der Polizei) wird im Zuge der Bekämpfung der Sprengstoffanschläge in Luttach stationiert. Die Überreste der Befestigungen und Unterstände entlang der Grenze zu Österreich sind bis heute noch nicht vollständig abgetragen. Unaufgeklärt bleibt der letzte Anschlag: 1979 wird ein Mast des Speikboden-Lifts gesprengt.

1967: Bergsturz am Koflberg in Steinhaus. 8 Häuser müssen geräumt werden.

1971 Weihnachten: Inbetriebnahme des Sessellifts Klausberg und zweier Skilifte in Steinhaus. 1964 wird der erste Korblift Drittl-sand-Michlreis des heutigen Skigebietes Speikboden in Betrieb genommen.

1972 nimmt das Drahtwerk auf der Gisse in St. Johann die Produktion auf.

1973 Oktober 4.: Die Schnitzschule St. Jakob nimmt im ehemaligen Pfarrschulhäusl ihre Tätigkeit auf. 1989 übersiedelt sie in das

umgebaute und erweiterte Grundschulgebäude. Die erste Gesellenprüfung für Holzschnitzer wird 1995 abgehalten.

1976 April 30.: Gründung der Ahrntaler Hallenbad AG. Ende 1978 Eröffnung des Ozonhallenbades in Luttach. 1994 erfolgt der Einbau einer Hackschnitzelheizung, an die später Sporthaus und Feuerwehrrhalle angeschlossen werden (erste kleine Fernheizung).

1979 September 15.: Im Dekanat Taufers nimmt der erste Jugenddienst Südtirols seine Tätigkeit auf. Er wird von den Pfarreien getragen und von der öffentlichen Hand mitfinanziert. Jugendgruppen entstehen. Einige Initiativen: Weihnachtsbescherung für alte und allein stehende Leute (in St. Johann erstmals 1979), Jugendmessen, Jugendwallfahrten nach Heilig Geist (seit 1980), Jugendzeitung (in St. Johann 1981-86), Errichtung des Kreuzweges Kasern-Heilig Geist (1981 Einweihung der Stationen), die Aktion „Es geht auch ohne Alkohol“ (seit 1983), Aufbau von Jungschargruppen.

1985 Oktober 28.: Sicherungs- und Ausbauarbeiten an der Talstraße hinter Sand. Der überhängende Felsen wird abgesprengt und die Straße verbreitert.

1986 Oktober 26.: Auf der Grundlage des neuen Konkordates zwischen Italien und dem Vatikan (1984) wird das Pfarrbenefizium von St. Johann aufgelöst. Dessen Vermögenswerte übernimmt das Diözesaninstitut für den Unterhalt des Klerus.

1987 April 28.: Ein Brief der Klasse 4b der Grundschule St. Johann an die Gemeinde macht auf das „Frösche- und Krötensterben“ im Bereich Arzbachbrücke/Damm in St. Johann aufmerksam. Die Gemeinde kauft im Jahr darauf sog. Froschzäune an. Die Umweltgruppe Ahrntal rettet rund 500 Tiere bei ihrer Wanderung über die Straße.

1988: Ankauf des Kornkastens in Steinhaus durch die Gemeinde als erster Schritt zur Errichtung eines Bergbaumuseums.

1990 April 19.: Benefizkonzert „Ein Dorf für Indien“ in der Schnitzschule St. Jakob. In 3 Jahren sammelt die Dritte-Welt-Gruppe Ahrntal 83 Millionen Lire. Das Dorf Irumbili (jetzt Vinodhapuri) wird im April 1994 bezogen.

1990 Juni 16.: Ein Berggrutsch in der Klamme fordert ein Todesopfer. Pretttau ist zum wiederholten Male von der Außenwelt abgeschnitten. Auf der Schattseite wird Ende Juli eine Behelfsstraße errichtet. Der lange geforderte Tunnelbau kommt in Gang, allerdings wird nur das erste Teilstück verwirklicht.

1991 Juni 17.: Schwere Unwetterschäden an der erst 1987/88 instandgesetzten Straße nach Pretttau. Auch das Erdgeschoss des Rathauses in Steinhaus wird überflutet.

1991 Oktober 20.: Einweihung des neuen Altersheimes in St. Johann.

1992 April 25.: Grundsteinlegung für die neue Kirche „Maria Hilf“ in Steinhaus. Damit werden die Pläne der 50-er Jahre (Bischof Gargitter wollte den Kornkasten zur Kirche ausbauen) in anderer Form endlich Wirklichkeit. Der bisher letzte Kirchenbau im Ahrntal wird am 17. Oktober 1993 geweiht.

1993 Mai 14.: Eröffnung einer Sektion des Weißen Kreuzes in Luttach. Erster Einsatz am 16. Mai in St. Johann. Im ersten Jahr fahren 2 Wagen 471 Einsätze und 29.461 km.

1993 Juni: Mit dem Sommerfahrplan wird für die Buslinien des Ahrntales der Halb-Stunden-Takt eingeführt (im Pustertal erst 1996).

1993 September: Abtragung der umstrittenen Sendestation am Schwarzenstein durch die Forstbehörde.

1994 April 1.: Erstmals Stromlieferung durch die Ahrntaler E-Werk-Genossenschaft an 381 Abnehmer in Luttach und Weißenbach. Der Ahrntaler Gemeinderat hatte nach jahrelangen Prozessen auf den Bau eines gemeindeeigenen Werkes zur Stromerzeugung zu Gunsten der Genossenschaft verzichtet.

1994 August 4.: Inbetriebnahme der Fotovoltaik-Anlage auf der Schwarzensteinhütte. Auf ca. 14 m² wandeln 24 Module Licht direkt in Strom um. Die Errichtung erfolgt im Rahmen eines Pilotprojektes des Elektrizitätskonzerns ENEL und des italienischen Alpenvereins CAI. Die Fotovoltaikanlage auf der Schwarzensteinhütte ist eine von fünf in ganz Italien.

1994 Dezember 13.: Ausdehnung des Naturparks Rieserferner auf Teile der Gemeinden Ahrntal und Pretttau. Auch der

Name des Naturparks wird „erweitert“: er heißt nun Naturpark Rieserferner-Ahrn.

1995 März 18.: Eröffnung der ersten Apotheke des Ahrntales in Luttach. Der „Wunschstandort“ Steinhaus wurde nicht berücksichtigt.

1995 März 27./28.: Außerordentlich starke Stürme verursachen Stromausfälle, decken Dächer ab, entwurzeln Bäume, reißen Verkehrsschilder um und Dachantennen ab.

1995 Dezember 30.: Das Oberkofler-Museum in St. Johann wird provisorisch eröffnet. Die feierliche Segnung der Gedenkstätte, die Leben und Werk der Gebrüder Johann Baptist (Maler) und Joseph Georg Oberkofler (Dichter) vermittelt, erfolgt am 16. Juni 1996.

1996 Mai 1.: Eröffnung des Mineralienmuseums Kirchlner in St. Johann. Ausgestellt werden hauptsächlich Mineralien aus dem Ahrntal und aus dem Gebiet der hohen Tauern. Die Sammlung gilt als eine der besten im Ostalpenraum.

1997 Sommer: Der erste Bauernmarkt bringt auch im Ahrntal den Ab-Hof-Verkauf von landwirtschaftlichen Produkten in Gang.

1997 Juni 27. – 30.: Starke Regenfälle (im Monat Juni wurde in Steinhaus mehr als die 3-fache übliche Niederschlagsmenge gemessen) verursachen Muren und beschädigen Bergstraßen.

1997 August 7.: Das Abwasser des Ahrntales wird in die Anfang Juli 1996 in Betrieb genommene unterirdische Kläranlage am Tobl bei St. Lorenzen eingeleitet.

1998 Dezember 31.: Von den 5483 Ahrntaler Bürgern leben 563 in St. Peter, 689 in St. Jakob, 864 in Steinhaus, 1850 in St. Johann, 951 in Luttach und 566 in Weißenbach. Sie sind in 1473 Familien und 6 Wohngemeinschaften (z.B. Altersheim) organisiert. Der häufigste Schreibeame ist Hofer mit über 300 Namensträgern, an zweiter Stelle folgt Kirchlner mit rund 280 Nennungen, die über 260 Niederkofler belegen Rang drei.

NACHTRAG:

Auf Grund des begrenzten Platzes für die vorliegende Zeittafel musste eine Auslese erfolgen. Notgedrungen erfolgte die Auswahl der Daten einigermaßen willkürlich.

Die Autorinnen und Autoren

Elisabeth Abfaltrerer, Dr. phil, Mag. art., geb.1966 in Bruneck, dort Besuch der Mittel- und der Oberschule. Studium der Deutschen Philologie und Anglistik an der Universität Innsbruck sowie der Musikerziehung am Mozarteum Salzburg. Oktober 1991 Abschluss des Diplomstudiums an der Universität, Juni 1993 Abschluss des Lehramtsstudiums am Mozarteum.

Anschrift: Gißbach 9, 39031 St. Georgen/Bruneck,
Tel. 0474 550440

Leo Andergassen, Dr. phil., geb. 1964 in Meran. Studium der Kunstgeschichte an den Universitäten Innsbruck und Wien, Studienabschluss mit einer Diplomarbeit über „Renaissancealtäre in Südtirol“. 1992-1997 Inventarisierung kirchlicher Kunst in der Diözese Bozen-Brixen, seit 1998 Direktor des Diözesanmuseums in Brixen. Autor zahlreicher Bücher und Aufsätze zur lokalen Kunstgeschichte. Filmserie „Wunder über Wunder“ zusammen mit der Filmregisseurin Carmen Tartarotti.

Anschrift: Diözesanmuseum, Hofburgplatz 2, 39042 Brixen,
Tel. 0472 830505

Gertrud Egger, Dr. phil., geb. 1939 in Bruneck, verheiratet, zwei Töchter. Besuch des Humanistischen Gymnasiums in Bruneck und Meran, Matura 1959. Anschließend Studium der Geschichte, Germanistik und Romanistik an der Universität Innsbruck, Studienabschluss 1963, dann drei Jahre Unterricht an der Mittelschule „Josef Röd“ in Bruneck. Wiederaufnahme der Studien und 1991 Promotion an der Universität Innsbruck mit einer Dissertation über „Das Heil- und Gesundheitswesen im Pustertal von 1500-1900“. Es folgen sechs Jahre Unterricht an der Lehrerbildungsanstalt und am Realgymnasium Bruneck.

Anschrift: Herzog-Diet-Straße 38, 39031 Dietenheim/Bruneck,
Tel. 0474 551925

Rudolf Fischer, Dr. phil., geb.1960 in St. Peter im Ahrntal. Mittelschule und Oberschule am Vinzentinum in Brixen, Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Innsbruck, Dissertation: „Höfe- und Häusergeschichte von St. Peter im Ahrntal ab dem Jahre 1630“. Seit 1982 Lehrer an der Mittelschule St. Johann. Beschäftigt sich als Heimatforscher mit der Sammlung von Quellen zur Zeitgeschichte des Ahrntales. Mitarbeit an mehreren historischen Projekten wie „Der Ahrntaler“, „Sebm ban Zombruch“, „überGehen“.

Anschrift: In der Marche 29, 39030 St. Peter im Ahrntal,
Tel. 0474 650346

Christoph von Hartungen, Dr. phil., geb. 1955 in Brixen, lebt als Oberschullehrer in Bozen und Seis. Studium der Geschichte an der Universität Innsbruck, Studienabschluss 1985 mit einer Dissertation „Zur sozialen Lage Tirols im Vormärz (1814-1848): Menschen und Institutionen“. Staatliche Ausbildung zum Archivar. Seit 1988 Lehrer am Humanistischen Gymnasium „Walther von der Vogelweide“ in Bozen, daneben in der Lehrerfortbildung und Erwachsenenbildung tätig. Verschiedene Veröffentlichungen mit Schwerpunkt Tiroler Bauernkriege, Tiroler Freiheitskriege, Erster Weltkrieg, Zeitgeschichte. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Ausstellung „Option – Heimat - Opzioni“ (1989), Mitarbeit an den Dorfbüchern von Kastelruth (1982), Leifers (1998) und Tiers (1999). Vorsitzender des Tiroler Geschichtsvereins, Sektion Bozen.

Anschrift: Museumstraße 50, 39100 Bozen,
Tel. 0471 979312

Ernst Hofer, geb.1962 in Bruneck, wohnt in Sand in Taufers. Besuch des Realgymnasiums Bruneck, seit 1985 im öffentlichen Dienst tätig, seit 1987 Gemeindesekretär in Ahrntal. Chronist und Sammler zum Thema Ahrntal, Mitarbeit an mehreren wissenschaftlichen Arbeiten. Ahrner mit Interesse an der Geschichte und an der allgemeinen Erforschung des Tales.

Anschrift: Rathaus 96, 39030 Steinhaus/Ahrntal,
Tel. 0474 651528

Sieglinde Hofer, Dr. phil, geb.1972 und aufgewachsen in Sarnthein, dort Besuch der Pflichtschule. Oberschule in Meran, 1988 Übersiedlung nach Luttach. Studium der Geisteswissenschaften an der Universität Innsbruck. Studienabschluss 1996 mit einer Diplomarbeit zum Thema: „Schulalltag im Ahrntal – Die 20er und 30er-Jahre“, erschienen als eigenständige Publikation in der Reihe Athesia Werkstatt „Faschistisches Theater – Der Vorhang geht auf“ (Bozen 1998)

Anschrift: Griesfeld 21, 39030 St. Johann in Ahrn,
Tel. 0474 671783

Ivo Ingram-Beikircher, geb. 1937 in Bruneck. Besuch der Geometeroberschule in Bozen und der Kirchenmusikschule unter Domkapellmeister Alverà, anschließend Berufsausübung. Später Aufnahme des Gesangstudiums in Wien und Mailand, 1970 Operndebut als Sarastro am Teatro La Fenice in Venedig; es folgt eine internationale Konzerttätigkeit als Opern- und Oratoriensänger. Seit 1976 auch als Publizist tätig (Musiksendungen für den RAI-Sender Bozen und Dokumentarfilme für RAI, ORF und BR). Von 1982 bis 1991 künstlerischer Leiter des Internationalen Festivals für geistliche Musik in Bozen und Trient. Seit 1993 Lehrer für Lied und Oratorium am Konservatorium Bozen.

Anschrift: J.-Beikircher-Allee 7, 39032 Mühlen in Taufers,
Tel. 0474 659017

Franz Innerbichler, geb. 1934 in Steinhaus, dort wohnhaft, verheiratet, zwei Kinder. Bis Ende 1994 knapp 40 Jahre lang Angestellter

und Beamter der Gemeinde Ahrntal. Führt den elterlichen Hof „Bergrichter“ mit Gästehaus. Von 1950 bis 1990 Mitglied der Musikkapelle, seit 1956 SVP-Ortsobmann, seit 1974 Leiter des Bildungsausschusses Steinhaus, seit 1985 Chronist für das Ahrntal. Wurde 1995 in den Gemeinderat gewählt.

Anschrift: Bergrichter, 39030 Steinhaus/Ahrntal,
Tel. 0474 652150

Josef Innerhofer, Dr. theol., geb.1931 in Sand in Taufers, Studium am Priesterseminar Brixen sowie an den Universitäten Innsbruck und Salzburg. 1957 Priesterweihe, anschließend Kooperator in Lüssen und Brixen. 1964-67 Subregens am Priesterseminar, 1967-93 Chefredakteur des „Katholischen Sonntagsblattes“, 1991-98 Direktor des „Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses“ und der „Katholischen Medienakademie“ in München-Ludwigshafen-Leipzig. Seit 1964 Professor für Katechetik, später Kommunikationspädagogik an der Philosophisch-theologischen Hochschule Brixen, seit 1999 auch Chefredakteur von „Radio Sacra Famiglia“. Autor zahlreicher Bücher und Dokumentarfilme für das Fernsehen.

Anschrift: Guntschnastraße 35, 39100 Bozen,
Tel. 0471 270900

Margareth Kamelger, Dr. phil., geb.1948 in Niederdorf, 1968 Matura an der Lehrerbildungsanstalt Meran, anschließend Unterricht der literarischen Fächer an den Mittelschulen Vintl (-1976) und Sand in Taufers (-1980). Ab 1969 Studium der Modernen Sprachen und Literatur (Magistero) an der Universität Padua, 1976 Studienabschluss. Ab 1981 Lehrtätigkeit an der Mittelschule St. Johann.

Anschrift: 39030 St. Johann/Ahrntal, Nr.136/C,
Tel. 0474 671310

Anna Maria Klammer, Dr. phil., geb.1959 in Prettau. Besuch des Humanistischen Gymnasiums in Bruneck und Studium der Mathe-

matik an der Universität Innsbruck Lehrerin für Mathematik und Naturkunde an der Mittelschule Ahrn, verfügt auch über die Lehrbefähigung an Oberschulen. Mitautorin der Bücher „Kurs Mathematik 1, 2 und 3“ sowie der Unterrichtshilfen „Mathematik an der Mittelschule“. Lebt in St. Peter im Ahrntal, ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Anschrift: Marcher Antratt 9, 39030 St. Peter in Ahrn,
Tel. 0474 650259

Egon Kühebacher, Dr. phil, geb.1934 in Innichen. Oberschule in Brixen und Bozen, Studium der Germanistik, vergleichenden Sprachwissenschaft, Geschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde und Philosophie an der Universität Innsbruck. Lehrbeauftragter an der Universität Innsbruck bis 1964, Mitarbeiter des Instituts „Deutscher Sprachatlas“ in Marburg bis 1967, des Südtiroler Kulturinstituts bis 1973, seither am Südtiroler Landesarchiv in Bozen. Veröffentlichungen: „Tiroler Sprachatlas“ und zahlreiche weitere Publikationen über dialektgeografische, sprachgeschichtliche, namenkundliche, geschichtliche, volkskundliche und theaterwissenschaftliche Themen. Auszeichnungen: 1981 Verdienstkreuz, 1984 Ehrenzeichen des Landes Tirol, 1997 Ehrenbürgerschaft der Universität Innsbruck, 1998 Ehrenbürgerschaft der Marktgemeinde Innichen und Walther-von-der-Vogelweide- Preis.

Anschrift: Herzog-Tassilo-Straße 15, 39038 Innichen,
Tel. 0474 913278

Stefan Lechner, Dr. phil, geb. 1964 in Bruneck, Oberschule in Bruneck, Studium der Geschichte an der Universität Wien. Studienabschluss 1989 mit einer Diplomarbeit über „Die Revision der Optionen und die Rücksiedlung nach Südtirol“. Schwerpunkte der zeitgeschichtlichen Forschungen: Faschismus, Nationalsozialismus und Rückoption. Dazu mehrere Publikationen u. a. „Die Heimat ruft?“ in „Option-Heimat-Opzioni“ Katalog zur Optionsausstellung (Bozen 1989), Koautor „Heimatlos – Die Umsiedlung der Südtiroler“ (Wien 1993), „Zwangs-

sterilisationen von ‚Erbkranken‘ im Reichsgau Tirol-Vorarlberg 1940-1945“ in Geschichte und Region (Bozen 1997).

Anschrift: Sichelburgstraße 9/C, 39030 Pfalzen,
Tel. 0474 528515

Hans Leiter, geb.1946 in St. Johann i.Ahrn, Besuch des Hum. Gymnasiums in Brixen und Bruneck, Studium der Geschichte und der Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck nach einigen Semestern abgebrochen. Ab 1971 an verschiedenen Mittelschulen, an der Berufsschule (Schnitzschule St. Jakob) und an der Oberschule tätig, zurzeit auch im Bereich Bergbaumuseum.

Anschrift: Gisse 109A, 39030 St. Johann in Ahrn,
Tel. 0474 671668

Rainer Loose, Prof. Dr. phil, geb.1943 in Berlin, verheiratet, zwei Kinder, lebt in Mössingen (D). Studium an der Universität Frankfurt/Main, 1974 Studienabschluss mit Dissertation über die „Siedlungsgenese des oberen Vinschgaus“, 1981 Habilitation „Agrargeographie des südwestlichen Trentino“. 1987 Ernennung zum Apl. Professor der Universität Mannheim. Neben Veröffentlichungen zur historischen Geografie Südwestdeutschlands zahlreiche Schriften zur geschichtlichen Landeskunde Südtirols. Herausgeber der Bücher „Der Vinschgau und seine Nachbarräume“ (Bozen, 1993), „900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096 1996“ (Lana 1996), „Prad am Stilfserjoch“ (Lana 1997), Mitherausgeber des Tagungsbandes „König, Kirche, Adel“ (Lana 1999).

Anschrift: In der Blumenküche 19, D-72116 Mössingen,
Tel. 0049/7473/23946

Reimo Lunz, Dr. phil, geb.1943 in Innsbruck. Lebt seit 1947 in Bruneck, Oberschule in Brixen, Studium der Vor- und Frühgeschichte sowie der Klassischen Archäologie in Innsbruck und Marburg. 1971 Beginn der Arbeit am Stadtmuseum Bozen, seit 1986 Direktor. Leiter verschiedener Ausgrabungen in Südtirol, Herausgeber der Reihe „Archäologisch-historische Forschungen

in Tirol“, Verfasser zahlreicher Bücher und Fachbeiträge in Zeitschriften und Zeitungen. Wichtigste Veröffentlichungen: „Ur- und Frühgeschichte Österreichs“ (1974), „Studien zur Endbronzezeit und älteren Eisenzeit im Südalpenraum“ (1974), „Vor- und Frühgeschichte Südtirols, Band 1 Steinzeit“ (1986), „Ur- und Frühgeschichte des Eppaner Raumes“ (1990).

Anschrift: Verdistrasse 13, 39031 Bruneck,
Tel. 0474 554959

Brigitte Niederkofler, Dr. phil., geb. 1968 in Bruneck, Volksschule in St. Jakob, Mittelschule in St. Johann, Studium der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck, Diplomarbeit „Sterben und Tod in Südtirol - Demographie, Riten und Brauchtum“. 1991 Beginn der Lehrtätigkeit. Unterrichtet derzeit Deutsch und Geschichte an der Lehranstalt für Wirtschaft und Tourismus in Sand in Taufers. Anschrift: Unterberg 64, 39030 Steinhaus.

Margit Oberhammer, Dr. phil, geb. 1952 in Toblach, Besuch der Lehrerbildungsanstalt in Meran, Studium der Germanistik und Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck. Seit 1978 Oberschullehrerin in Bozen. Seit 1983 regelmäßige Tätigkeit als Rezensentin in den Bereichen Literatur, Theater und bildende Kunst für verschiedene Medien. Mitarbeit an der 7. Aufl. von Josef Weingartners Kunstführer „Die Kunstdenkmäler Südtirols“ (Bd 2, Athesia 1991), Ko-Autorin der Monografie über Max Sparer (Athesia 1993), Veröffentlichungen zur Südtiroler Mundartliteratur in „Dialekt und Hochsprache in der Schule“ (Athesia 1994).

Anschrift: Museumstraße 44, 39100 Bozen,
Tel. 0471 979302

Hannes Obermair, Dr. phil., geb. 1961 in Bozen, Studium der Geschichte, Germanistik und Vergleichenden Literaturwissenschaft an den Universitäten Innsbruck und Wien, Promotion 1987. Seit 1990 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Südtiroler Landesarchiv. Forschungsschwerpunkte: die frühe Schriftlichkeit in Tirol, vergleichende Stadtgeschichte. Veröffentlichungen zu stadt- und landes-

geschichtlichen Themen, Editionen von mittelalterlichen Urkunden- und Aktenbeständen, Vorarbeiten zum Tiroler Urkundenbuch und zu einer Quellensammlung der Stadt Bozen. Mitherausgeber der Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs sowie des historischen Jahrbuches *Geschichte und Region/Storia e Regione*. Anschrift: Südtiroler Landesarchiv, Diazstraße 8, 39100 Bozen, Tel. 0471 992410 oder 281017

Lydia Reichegger, Mag. phil., geb. 1968 in Uttenheim. Besuch des Realgymnasiums in Bruneck, anschließend Studium der Geschichte und Philosophie an der Universität Innsbruck, 1992 Studienabschluss mit einer Diplomarbeit über „Die Geschichte Uttenheims im Mittelalter“. Seither mehrere Publikationen und Quellenarbeiten zu diesem Bereich in der Zeitschrift „Der Schlern“. Lebt derzeit in Rom: Besuch eines Hochschulkurses in Philosophie und Humanwissenschaften, gleichzeitig Arbeit an der Dissertation für das Forschungsdoktorat in Österreichischer Geschichte über „Elisabeth von Tirol (1262-1313), Gemahlin Albrechts I.“

Anschrift: Via di Monte Parioli 31, 00197 Roma,
Tel. 06/3225678, Fax: 06/3213111

Hubert Rieder, Dr. phil, Dr. iur., geb. 1947 in Steinhaus, verheirat, zwei Kinder, seit 1975 in Gais wohnhaft. Besuch der Mittel- und Oberschule am Vinzentinum in Brixen. Ab 1968 Unterricht an den Mittelschulen Laas, St. Johann und Bruneck, gleichzeitig Besuch der Supplentenkurse und Studienabschluss 1975 an der Universität Padua mit einer Dissertation über „Die Vornamensgebung im Ahrntal 1880-1970“; 1977 Abschluss des Studiums der Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck. Von 1976 bis 1988 Lehrtätigkeit an der Mittelschule Bruneck; 1988 Eröffnung eines Büros für Rechtsberatung in Bruneck. Von 1974 bis 1990 Mitglied des Gemeinderats Ahrntal für die Liste Ahrntal, seit 1995 erster direkt gewählter Bürgermeister der Gemeinde Ahrntal.

Anschrift: Rathaus 96, 39030 Steinhaus/Ahrntal,
Tel. 0474 651513

Hans Rieder, Grundschullehrer in St. Johann. „ ... Kinderbilder machen die Welt bunt; sie regen dazu an Dinge wahrzunehmen und in ihrer Einfachheit und Spontaneität zu sehen, wie sie nur Kinder so sehen können. Mit ihren Texten erzählen und Kinder von ihren Vorstellungen, von ihren Wünschen. Lassen wir Kinder malen und schreiben für die Kinder aber auch für uns Erwachsene. Lassen wir uns entführen in ihre Welt, in die Kinderwelt.“

Anschrift: Maurlechn-Antratt 3, 39030 Luttach/Ahrntal,
Tel. 0474 671385

Mathias Schmelzer, Dr. phil., geb.1943 in Unser Liebe Frau im Walde (Ulten), 1964 Matura am Humanistischen Gymnasium Meran, Studium der Geschichte, Germanistik und Philosophie an der Universität Innsbruck, anschließend Assistenz von Univ.Prof. Dr.H.Hassinger am Institut für Geschichte. Seit 1973 Lehrer für Geschichte und Philosophie am Realgymnasium Bruneck. Veröffentlichungen: Mitarbeit an: Grete Mecenseffy „Quellen zur Geschichte der Täufer“ Bd.XIV Heidelberg 1983, „Jakob Hutters Wirken im Lichte von Bekenntnissen gefangener Täufer“ in „Der Schlern“, 63.Jg. 1989 Heft 11.

Anschrift: Josef-Mair-Straße 4, 39031 Bruneck,
Tel. 0474 554560

Alois Steger, Dr. phil, geb.1946 in Prettau. 1968 Matura am Humanistischen Gymnasium in Bruneck, Studium der Zeitgeschichte an der Universität Padua, Diss.: „Il contrasto Ettore Tolomei - Francesco Salata di fronte alla questione dell'Alto Adige (1918-1922)“. Mittelschullehrer in Vintl bis 1976, in Sand in Taufers bis 1980, in St. Johann seit 1980. Engagement im Bereich des Umweltschutzes durch Mitarbeit in verschiedenen Vereinen und Gremien sowie durch eine rege Führungs- und Vortragstätigkeit für das Landesamt für Naturparke.

Anschrift: 39030 St. Johann/Ahrntal, Nr.136/C,
Tel. 0474 671310.

Hubert Steger, geb. 1972 in Bruneck. Pflichtschule in St. Johann, 1991 Facharbeiterdiplom an der Fachschule für Metall in Brixen. Berufliche Tätigkeit in Metallindustrie, gleichzeitig Besuch der Technikerschule für Metall in Brixen. 1997 Technikerdiplom, 1998 Matura an der HTL Innsbruck, anschließend Studium der Psychologie an der Universität Wien. Seit 1994 Mitglied der Bauernjugend, ab 1997 stellvertretender Bezirksobmann.

Anschrift: Mairegg 33, 39030 St. Johann,
Tel. 0474 671549

Josef Steger, geb. 1954 in Bruneck, Besuch der Kunstschule in Gröden, Abschluß 1972 als „Maestro d'Arte“. Seit 1973 Lehrer für Kunsterziehung an der Mittelschule Ahrn, wohnt im „Blauen Haus“ in Kasern. Mitglied der Ahrntaler Künstlervereinigung „Kunstmyst“, Ausstellungen im In- und Ausland (z.B.München, Wien), Werke im Ahrntal: Wandbilder in der Mittelschule Ahrn und im Hotel Reichegger in Uttenheim, Bühnenbilder für den TV-Spielfilm „Cristallo di Rocca“ (Canale 5). Als Mineraliensammler Teilnahme an Ausstellungen in Südtirol, Verona, Turin, Mailand, München und Wien. Vorträge über Geologie der Alpen, Tektonik der Hohen Tauern, Mineralien im Ahrntal u.a. am Kristallographischen Institut München. Veröffentlichungen in der Fachliteratur.

Anschrift: Kasern 18, 39030 Prettau,
Tel. 0474 654271

Konrad Steger, Dr .phil., geb.1959 in St. Jakob, Besuch des Realgymnasiums in Brixen, Studium der Geschichte und der Germanistik an der Universität Innsbruck. 1987 Studienabschluss mit einer Diplomarbeit über „Geschichte von St. Jakob im Ahrntal seit 1914“. Unterrichtet seither Deutsch, Geschichte und Geografie an der Mittelschule St. Johann. Sammelt systematisch Erzählgut aus dem Ahrntal. Mitherausgeber des Kalenders „Der Ahrntaler“.

Anschrift: Mennefeld, 39030 St. Jakob/Ahrntal,
Tel. 0474 650129
E-Mail: drsteger@dnet.it

Marianna Steinhauser, Dr. phil., geb. 1947 in St. Johann in Ahrn, lebt als Oberschullehrerin in Bruneck. Besuch der Lehrerbildungsanstalt in Meran, Matura 1966. Anschließend Studium der Psychologie, Pädagogik und Philosophie (Lehramt 1973) sowie der Germanistik (Promotion 1975) an der Universität Innsbruck. Seither Unterricht an der Lehrerbildungsanstalt Bruneck, daneben: an der Kindergärtnerinnenschule Bozen (1975-1981) und an der Krankenpflegeschule Bruneck (1983-1998), seit 1995 Lehrauftrag an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Brixen.

Anschrift: Alpinistraße 7, 39031 Bruneck,
Tel. 0474 554536

Lothar Baron Sternbach, Dipl.Ing., geb. 1905 in Innsbruck. Besuch der Pflicht- und der Oberschule in Innsbruck, anschließend Studium der Agronomie an der ETH Zürich. Erste Berufserfahrungen in Frankreich, Südtirol und im Sudetenland, 1933 Übernahme des Familienbesitzes in Uttenheim. Nach dem Krieg Einsatz im landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen: Raiffeisenkassen, Mitbegründer der Pustertaler Saatbaugenossenschaft und des Pinzgauer Zuchtverbandes. Verbandesobmann von 1949-1970, Mitarbeit im SBB, Mitbegründer auch des Kulturvereins Bruneck.

Anschrift: Sternbachstraße 1, 39031 Bruneck,
Tel. 0474 411230.

Walburg Tanzer, Dr. phil., geb. 1967 in Bruneck. Besuch des Humanistischen Gymnasiums in Bruneck, anschließend Studium der Geschichte und der Germanistik an der Universität Innsbruck. 1991 Studienabschluss mit einer Diplomarbeit über: „Die ältesten Urkunden des Pfarrarchives Taufers im Pustertal“. Derzeit Unterricht der Fächer Deutsch, Geschichte und Geografie an der Mittelschule „Michael Pacher“ in Brixen.

Anschrift: Untergasse 10, 39030 Gais,
Tel. 0474 504224

Eduard Tasser, geb. 1963 in Bruneck, Besuch der Mittelschule in St. Johann und des Realgymnasiums in Bozen. Nach der Matura 1982

Zivildienst und Ausbildung zum Religionslehrer. Seit 1985 Lehrer an mehreren Schulen und Einsatz in der Jugendarbeit. Mitarbeit an mehreren historischen Projekten („Der Ahrntaler“, „Sem ban Zombruch“, „Übergehen“). Freier Mitarbeiter verschiedener Medien.
Anschrift: Pfarre 8, 39032 Sand in Taufers,
Tel. 0474 67845

Rudolf Tasser, Dr. phil., geb. 1942 in St. Johann in Ahrn. Humanistisches Gymnasium in Brixen und Meran, Studium der Geschichte und der Germanistik an der Universität Innsbruck, gleichzeitig Lehrtätigkeit an den Mittelschulen Sand in Taufers und St. Johann. Studienabschluss mit Dissertation über „Die Geschichte des Kupferbergwerkes von Prettau“. Ab 1972 Lehrtätigkeit an der Lehranstalt für kaufmännische Berufe in Bruneck. 1990-1999 Direktor des Südtiroler Bergbaumuseums. Veröffentlichungen: „Das Kupferbergwerk von Prettau“ (Bozen 1991), „Das Bergwerk am Südtiroler Schneeberg“ (Bozen 1994), zweisprachiger Führer zu den Bereichen Jöchlsthum, Schneeberg und Prettau des Südtiroler Bergbaumuseums sowie verschiedene Artikel in Fachzeitschriften und Broschüren zur Bergbaugeschichte.

Anschrift: Sternbachstraße 26, 39031 Bruneck,
Tel. 0474 410767

Martha Verdorfer, Dr. phil., geb. 1962 in Lana, Studium der Geschichte und der Politikwissenschaften an der Universität Innsbruck, lebt als Oberschullehrerin in Bozen. Arbeitsschwerpunkte: Südtiroler Zeitgeschichte, Faschismus in erfahrungsgeschichtlicher Perspektive, historische Frauenforschung. Publikationen: „Zweierlei Faschismus. Alltagserfahrungen in Südtirol 1918-1945“ (Wien 1990), Mitautorin am Buch „Verfolgt, verfemt, vergessen. Lebensgeschichtliche Erinnerungen an den Widerstand gegen Nationalsozialismus und Krieg. Südtirol 1939-1945“ (Bozen 1993). Die Oral-History-Untersuchung dazu ist auch die Grundlage für den Beitrag im vorliegenden Gemeindebuch.

Anschrift: Zاراstraße 2a/9, 39100 Bozen,
Tel. 0471 280433

Bildernachweis

Archiv der Ahmtal Chronik:

S. 16, 17, 20, 22, 33, 65 oben, 65 unten, 68 oben, 68 unten links, 69, 75, 77, 78, 79, 97 links und rechts, 98, 99, 100, 101 links und rechts, 102, 107, 118, 119 links und rechts, 123, 125, 126, 131, 140, 142, 143, 144, 152 links und rechts, 153, 154, 155, 159, 162, 163, 169, 178, 183, 184, 185, 187, 188, 189, 217, 223, 224 links und rechts, 241, 248, 279, 281, 282, 288, 290, 316, 317

Beikircher, Ivo Ingram:

S. 286, 293

Enzi, Stefan:

S. 14

Foto Jakob Kofler:

S. 199

Foto Walcher:

S. 103, 109, 174, 228 links, 229 links und rechts, 233, 234

Gartner, Veronika:

S. 311

Gasteiger, Martina:

S. 315

Gruber, Agnes:

S. 313

Hofer, Ernst:

S. 23, 30, 182

Hofer, Josef:

S. 147

Hofer, Sieglinde:

S. 107 rechts, 112

Jugendgruppe Aggregat:

S. 252 links und rechts

Jüdisches Dokumentationszentrum Mailand:

S. 24

Kamelger, Margareth:

S. 129, 134, 135, 138

Katastermappe, Auszug:

S. 206

Klammer, Anna Maria; Steger, Josef:

Alle Bilder zwischen S. 273 und 278, 324

KunstMyst:

S. 246, 250, 251 links und rechts

Lechner, Stefan:

S. 214, 215

Lunz, Reimo:

S. 37, 39, 40

Maurer Tratter, Maria:

S. 258, 259

Mittelschule Ahm:

S. 265

Niederkofler Außerhofer, Theresia:

S. 27

Oberhollenzer, Jakob:

S. 266

Obermair, Hannes:

S. 57, 59

Pöhl, Maria:

S. 18, 19

Reichegger, Lydia:

S. 44, 45

Rieder, Hans:

Alle Bilder zwischen S. 267 und 272, 329, 330, 332

Rieder, Zita:

S. 21, 327

Steger, Alois:

S. 321, 323, 326

Steger, Wilfried:

S. 284

Steinhauser, Marianne:

S. 261

Tasser, Rudolf:

S. 15, 25, 68 unten rechts, 80, 114 links und rechts, 198, 200, 203, 211, 230, 255

Voppichler, Verena:

S. 309

Walder, Hubert:

S. 32, 46, 49, 51, 52, 54, 145, 168, 173, 175, 176, 179, 191, 192, 193, 195, 209, 226, 227, 228 rechts, 229 Mitte, 230, 237, 239 links und rechts, 264